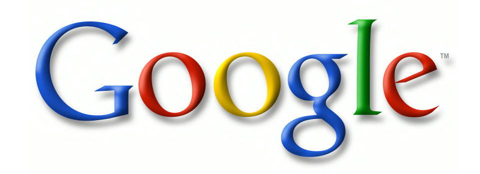
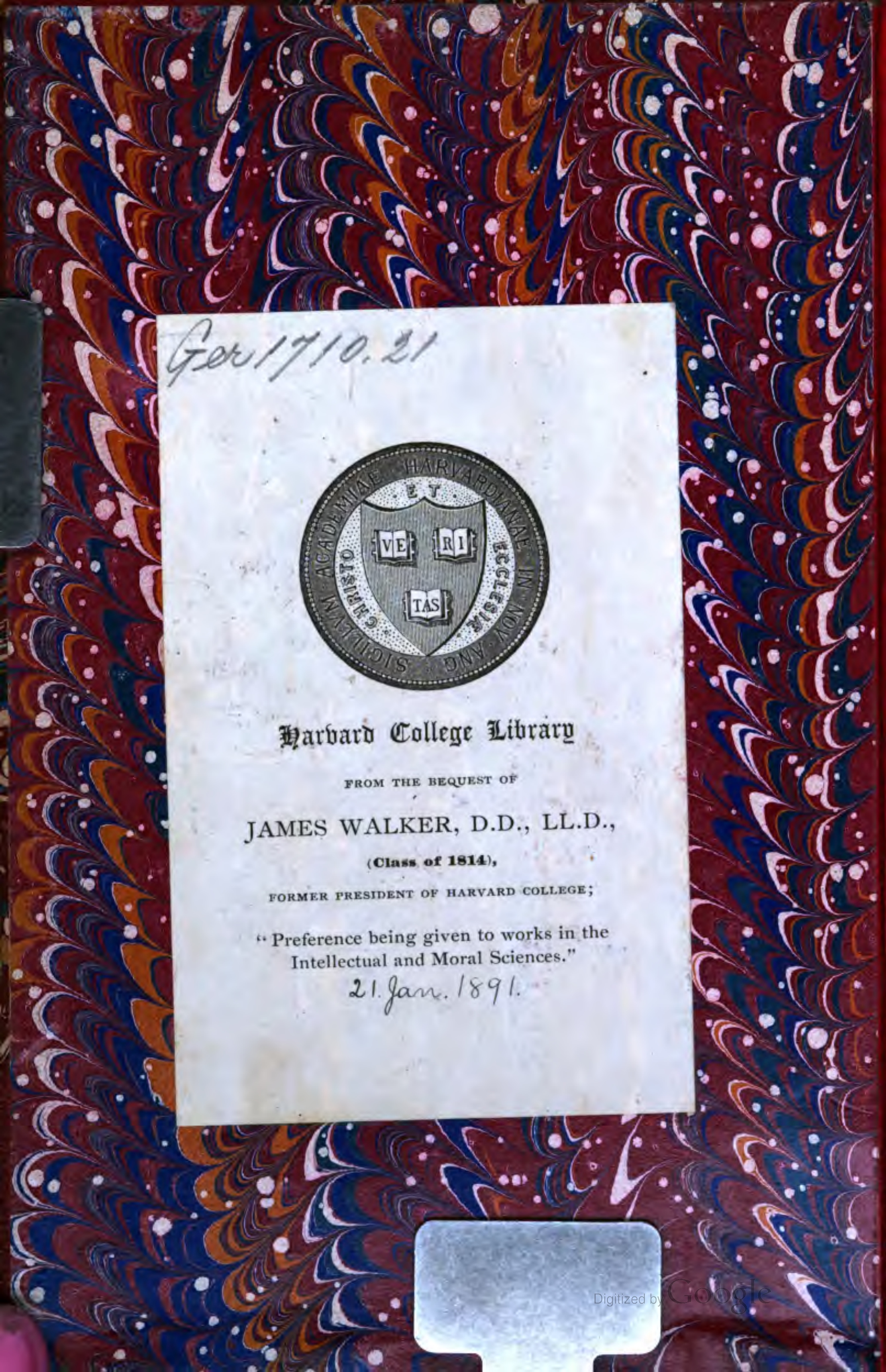






Ger 1710.21
SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS





Schriften

des

Vereins für Reformationsgeschichte.

VII. Jahrgang.

Vereinsjahr 1889—1890.

Halle a. S.

Inhalt.

Nr. 26. Preis: Mk. 1,20.

Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte.

Siebenter Jahrgang. Erstes Stück.

Hans Sachs und die Reformation.

Von

Waldemar Kawerau.

Mit Portrait.

Halle 1889.

In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

Für die Provinz **Schleswig-Holstein** hat der Verlagsbuchhändler Herr **Julius Ernst Homann** in Kiel, für das Königreich **Württemberg** der Verlagsbuchhändler Herr **G. Pregizer** in Stuttgart, Augustenstraße 26, die Pflegerschaft übernommen.

Satzungen
des Vereins für Reformationsgeschichte.

---

§ 1. Der Verein hat zum Zweck, die Resultate gesicherter Forschung über die Entstehung unserer evangelischen Kirche, über die Persönlichkeiten und Thatsachen der Reformation und über ihre Wirkungen auf allen Gebieten des Volkslebens dem größeren Publikum zugänglicher zu machen, um das evangelische Bewußtsein durch unmittelbare Einführung in die Geschichte unserer Kirche zu befestigen und zu stärken.

§ 2. Diesen Zweck sucht der Verein durch Herstellung und Verbreitung von Publikationen, namentlich und zunächst durch Herausgabe kleinerer, in sich abgeschlossener historischer Schriften zu erreichen, die durch gemeinverständliche und ansprechende Darstellung und mäßigen Preis zur Verbreitung in weiteren Kreisen geeignet sein sollen. Jährlich soll eine Anzahl größerer oder kleinerer Hefte in freier Reihenfolge erscheinen.

§ 3. Die Mitgliedschaft verpflichtet zu einem jährlichen Beitrag von mindestens **3 Mark**, wofür die Schriften des Vereins unentgeltlich geliefert werden. Freiwillige höhere Beiträge sind erwünscht. An- und Abmeldung der Mitglieder erfolgt beim Schriftführer. Der Austritt kann jedoch nur am Schlusse des Jahres erfolgen.

§ 4. Der Vorstand des Vereins besteht aus wenigstens 15 Mitgliedern, die je auf drei Jahre von der ordentlichen Generalversammlung gewählt werden. Derselbe ist befugt, sich nach Bedürfnis durch Cooptation aus der Zahl der Vereinsmitglieder zu erweitern. Scheiden Mitglieder in der Zwischenzeit aus, so ergänzt sich der Vorstand ebenso durch Cooptation. Die Wahl eines Vorsitzenden und die Verteilung der Geschäfte, namentlich die Einsetzung eines Redaktionskomitees, bleibt dem Vorstande überlassen.

§ 5. Die Mitgliederbeiträge sind alljährlich zu Ostern an den Schatzmeister abzuführen. Derselbe hat das Recht, sie durch Postauftrag einzuziehen, falls ihre Uebersendung nach einmaliger Aufforderung nicht erfolgt ist.

§ 6. Der Vorstand legt alljährlich den Mitgliedern einen gedruckten Jahresbericht vor, der zugleich ein Verzeichnis der Mitglieder enthält.

§ 7. Der Vorstand bestimmt Zeit und Ort der Generalversammlungen. Die ordentliche Generalversammlung findet alle drei Jahre statt. Eine außerordentliche wird vom Vorstande einberufen, wenn ein besonderes Bedürfnis oder ein Antrag von mindestens 50 Mitgliedern es erfordert.

§ 8. Die ordentliche Generalversammlung wählt den Vorstand, hat dem Schatzmeister Decharge zu erteilen und über etwa eingelaufene Anträge zu beschließen.

§ 9. Veränderungen der Satzungen können nur mit Zweidrittel Majorität der Generalversammlung vorgenommen werden.

§. 10. Bei einer etwaigen Auflösnng des Vereins fällt das Vermögen desselben an die Luthersammlung in Wittenberg.


1545 : HANS . SACHSN . ALTER . 51 . IAR

Hans Sachs

und die Reformation.

Von

Waldemar Kawerau.

Mit einem Bildnis des Hans Sachs.

Halle 1889.
Verein für Reformationsgeschichte.

Vorwort.

‚Haben Sie schon gewußt, daß Hans Sachs würklich und wahrhaftig ein Dichter von der ersten Größe ist? Ich weiß es erst seit 6—8 Wochen. Wir beugen uns alle vor seinem Genius, Goethe, Lenz und ich. O die Teutschen, die stumpfen, kalten, trägherzigen Teutschen! Die das erst vom T. Merkur werden lernen müssen! Doch noch wollen wir sie nicht schimpfen; den meisten ist's mit Hans Sachsen wohl wie mir gegangen — sie haben ihn nicht gekannt, nie gelesen, nie gesehen. Aber Wahrheit muß doch endlich einmal durchbrechen; in weniger als 4 Monaten a dato soll keine Seele, die Gefühl und Sinn für Natur und Empfänglichkeit für den Zauber des Dichtergeists hat, in Teutschland seyn, die Hans Sachsens Nahmen nicht mit Ehrfurcht und Liebe aussprechen soll.‘

So schrieb Wieland am 15. April 1776 an Lavater, um ihm Goethes ‚Erklärung eines alten Holzschnittes vorstellend Hans Sachsens Poetische Sendung‘ anzukündigen, welche das eben im Druck befindliche zweite Vierteljahrsheft vom Teutschen Merkur schmücken sollte. ‚In Froschpfuhl all das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt‘ — so schloß das Gedicht, das genau zweihundert Jahre nach dem Tode des Nürnberger Meisters diesen wieder zu Ehren brachte, nachdem er lange Zeit hindurch ein Gegenstand der Verspottung und der Verachtung gewesen

war. Denn je mehr im siebzehnten Jahrhundert die Poesie gelehrter Nachahmung und italienischem Schwulste anheimfiel, desto mehr mußte natürlich das Verständnis für die Verdienste des Nürnberger Schuhmachers schwinden und sein Bild im Gedächtnis der Nachkommen allmählich verblassen. Jetzt konnte ihn Wernicke in einem thörichten Heldengedichte, Gryphius in seinem ‚Peter Squenz‘ verspotten, und die Verkennung so weit gehen, daß man seine Poesie der Pritschmeisterei völlig gleichstellte. Es verschlug wenig, daß ein Morhof ihn noch verhältnismäßig günstig beurteilte und ein Thomasius in seinen Monatsgesprächen mehrfach verständnisvoll seiner gedachte: der einst so einflußreiche und angesehene Volksdichter und Volkslehrer war so gut wie vergessen, oder höchstens noch die Zielscheibe des Spottes.

Erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte er wieder auf. Als einer der Ersten hatte Kästner ein gutes Wort für ihn eingelegt, worauf dann im jungen Goethe sowohl der Stil wie die Lieblingsstoffe des sechszehnten Jahrhunderts ihre Wiedergeburt feierten, und damit auch für Hans Sachs ein wirkliches Verständnis wieder erschlossen ward. Zwar verflüchteten sich die alten Vorurteile nicht mit einem Male, und noch polterte beispielsweise der alte Bodmer über die ‚Unverschämtheit‘ der Goethe, Wieland und Bertuch, die in Hans Sachs ein ‚hohes Dichtergenie‘ und einen ‚Spiegel der Natur‘ erblicken wollten: aber doch war nun einer gerechten Würdigung der Weg geebnet, die Teilnahme für den Dichter aufs Neue erweckt worden. Die anfängliche Ueberschwänglichkeit mäßigte sich bald zu einer besonnenen historischen Kritik, welche warm die eigentümliche Größe dieses begabtesten und fruchtbarsten Dichters seiner Zeit würdigte, ohne doch die Grenzen seines Talents zu verkennen.

Aber nicht nur in der Geschichte unserer Litteratur nimmt Hans Sachs einen Ehrenplatz ein, sondern auch die Geschichte

der deutschen Reformation darf ihm den Kranz der Dankbarkeit nicht versagen. Allerdings haben ja neben Luthers übermächtiger Gestalt alle seine Zeitgenossen, selbst die größten Männer dieser Epoche, nur eine Nebenrolle gespielt, und diejenige des Nürnberger Handwerkers war naturgemäß vollends eine bescheidene, aber doch ist gerade seine Rolle so reizvoll und eigentümlich, daß eine nähere Betrachtung derselben auf das reichste belohnt wird. Schon eine frühere Vereinsschrift — Fr. Roth's ‚Wilibald Pirkheimer' (1887) — hat uns auf den Boden Nürnbergs geführt und gleichfalls einen Laien in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt, so daß hier des gleichen zeitlichen und örtlichen Hintergrunds wegen eine gewisse Wiederholung nicht wohl zu vermeiden war. Doch ist, wie mir scheint, gerade der Gegensatz zwischen dem Helden jener und dem der vorliegenden Schrift von ganz eigenartigem Interesse. Sahen wir dort die Einwirkung der Reformation auf einen Vertreter des gelehrten Humanismus und des staatsmännischen Patriziats in der alten Reichsstadt, so haben wir es hier mit einem Repräsentanten des ungelehrten, schlicht bürgerlichen Mittelstandes zu thun. Es gilt hier zu zeigen, wie dieser, ohne mit Luther je in persönliche Berührung gekommen zu sein, dem Zauber dieser geistesgewaltigen Persönlichkeit erliegt und wie er dann in der geistigen Bewegung, welche die Nation in ihren innersten Tiefen aufwühlt, zu innerlicher Sicherheit sich hindurchkämpft; gilt zu zeigen, wie er selbst mit wirksamen litterarischen Arbeiten an der kirchlichen Bewegung sich beteiligt und wie gerade in seiner inneren Entwicklung die religiösen Motive, denen die Reformation ihre Entstehung und ihre Kraft verdankt, auf das deutlichste erkennbar sind.

Dies des Nähern nachzuweisen ist die Aufgabe des Kulturbildes, welches ich auf den folgenden Blättern zu zeichnen versucht habe. Dasselbe möchte die Berechtigung des Gervinus'schen

Urteils nachweisen, daß wir den alten, ehrwürdigen Meister in der That neben den Häuptern der an großen Geistern und Charakteren so fruchtbaren und gesegneten Reformationszeit nennen dürfen, und möchte bezeugen, daß auch die Kirche der Reformation der Huldigung des jungen Goethe sich anschließt:

Ein Eichenkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt.

Magdeburg, im Januar 1889.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Die Wittenbergische Nachtigall.

'Wach auff, es nahent gen dem Tag.'
Hans Sachs.

Im Geburtsjahre des Hans Sachs, 1494, erschien Sebastian Brants 'Narrenschiff', in welchem der gelehrte, nüchtern-fromme Basler Jurist eine bunt zusammengewürfelte Rotte von Narren über Schlaraffenland nach Narragonien segeln läßt. Trotz seiner ungeschlachten Form, die nirgends Gefühl für Wohllaut und Stil verrät, trotz seines herben und derben Inhalts und trotz seiner asketischen Moral schlug das Gedicht ein und zündete; zahlreiche Ausgaben und Nachdrucke, zahlreiche Ueberarbeitungen und Uebersetzungen zeugen für die Beliebtheit, deren dieser Weheruf eines strafenden Propheten bei den Zeitgenossen sich erfreute. Und zwar in erster Linie aus dem Grunde, weil dieses Gedicht der prägnanteste Ausdruck der allgemeinen Zeitstimmung war, eben derselben Stimmung, welche auf künstlerischem Gebiete in den gleichzeitigen Totentänzen sich aussprach, der Stimmung einer Zeit allgemeiner Gärung, des Emporstrebens und Absterbens, der zitternden Erregung in den Höhen und Tiefen des Volkes, einer Zeit, in der in der That das Schiff im Meere zu schwanken und die anbrechende Nacht die Schrecken des Sturmes noch zu vermehren schien. Diese ruhelose, friedlose Stimmung spiegelte gerade hier mit so erschütternder Treue sich wieder, weil der Dichter selbst recht eigentlich ein Kind seiner Zeit war, und „in seinem ganzen eigenen Wesen und Thun Altes und Neues ebenso trümmerhaft durcheinander lagen, wie in der Welt außer ihm."[1]) Auch er ein Humanist, wenn auch freilich mit einem tüchtigen

[1]) W. Wackernagel, Kleinere Schriften II. Leipzig 1873. S. 394.



Rest deutscher Schwerfälligkeit und Derbheit, aber doch auch er erfüllt von Bewunderung für das klassische Altertum und berührt von jenem Kultur- und Menschheitsideal, das den Humanisten als lockende Traumgestalt aus den Dichtungen der Antike emporgestiegen war; auch seine Sprache gebildet an der klassischen Latinität, seine Verse durchsetzt mit Sentenzen, die er den geliebten Vorbildern der Antike entlehnt hatte. Zugleich aber andererseits ein starker Drang nach Volkstümlichkeit und populärer Wirkung, der schon äußerlich in der Dienstbarmachung des Holzschnittes, innerlich in dem Anschluß an die Wirklichkeit und an das, was das gärende Leben der Nation bewegte, deutlich erkennbar ist. Und das gleiche Widerspiel auch in seiner Haltung den großen kirchlichen und religiösen Fragen der Zeit gegenüber. Der von dem gewaltigen Zuge des Humanismus mit fortgerissene Dichter ist keineswegs blind für die zunehmende innerliche Zersetzung der Kirche, nicht unberührt von den großen neuen Gedanken, welche seit den Ereignissen von Konstanz und Basel die Herzen und die Geister bewegten, nicht teilnahmlos für das schmerzliche Ringen nach einer Erneuerung des sittlichen und religiösen Lebens; aber doch fühlt er sich zugleich als treuen Sohn der alten Kirche, deren Heilige er in lateinischen Dichtungen feiert und für die er, wider alle Ketzer, mit streitbarem Eifer auf den Plan tritt. Wohl ist er kein Freund von Heiltümern und eifert gegen die reichen Bettelmönche, aber er verteidigt den Ablaß und liebt den Einsiedler, der an heimlicher Stätte sein Leben Gott weiht. Er tadelt allerlei äußerliche Schäden der Kirche, aber er eifert doch weit heftiger wider die Ketzer und gegen die widerkirchliche Bildung der Gegenwart. Er warnt vor zu vielem Studieren, das nur Phantasten hervorbringe, und jammert über den wahllosen Bücherdruck, der nur falschen Glauben und Ketzerei befördere, sich selber zu Schaden und Schande.

So trägt dieses Gedicht dasselbe Janusantlitz wie die ganze Zeit, in welche am 5. November 1494 Hans Sachs als Sohn eines ehrsamen Schneidermeisters zu Nürnberg eintrat. Die wundersame Physiognomie jener Epoche in ihrer ganzen Fülle und Wahrheit sich zu vergegenwärtigen, ist eine fast unlösbare Aufgabe, denn es sind doch immer nur einzelne Züge dieser

Physiognomie, die wir festzuhalten vermögen, während das ganze verworrene Durcheinander selbst für uns unfaßbar bleibt: ein großes, wunderbares Rätsel, das uns immer aufs neue anlockt, aber aller Versuche einer glatten und völligen Auflösung zu spotten scheint. Ueber Italien, dem ältesten Kulturboden des damaligen Abendlandes, war das erste Frührot einer neuen Zeit heraufgedämmert, von jenseits der Alpen das neue Bildungsideal heraufgestiegen, und nun rang auch in Deutschland eine neue Bildung und ein neues Leben zum Lichte. Einer Astronomie, welche mit geschärftem Auge den Weltenraum durchmaß, trat eine Philosophie zur Seite, welche im Enthusiasmus ihres Erkenntnisdranges Himmel und Erde zu umspannen und zu ergründen glaubte. Geographische Entdeckungen schoben den Horizont immer weiter hinaus und zersprengten die Weltauffassung des Mittelalters. Das mathematische Studium gab dem Geist eine Sicherheit des Denkens, in der ihm Wissen sicherer schien als Glauben. Das Erbgut der Antike kam wieder zu Ehren, und an ihm vor allem bildete sich der moderne Mensch. Empfänglich nahm nun der menschliche Geist alles in sich auf, was nur die Erde an Schönem und Gutem trug; kein Gebiet des Wissens blieb ihm fremd; alle Höhen und Tiefen des Lebens durchmaß er.

Aber doch stand zu gleicher Zeit, scheinbar unbeirrt durch dieses titanische Ringen des entfesselten Menschengeistes und scheinbar unbekümmert durch den mehr und mehr sich ausbreitenden Kultus der Weltschönheit, die römische Kirche nach wie vor aufrecht in ihrer alten monarchischen Straffheit; in dem allgemeinen Chaos scheinbar der einzige feste Punkt, in der allgemeinen Erregung und Gärung das einzige schützende Bollwerk, in allem Werden und Wandel sie allein unverändert und wandellos. Wohl setzte die neue Bildung der naiven mittelalterlichen Frömmigkeit arg zu, und wohl zeigt jetzt das religiöse Leben ein wirres Durcheinander von ernstem und frivolem Glauben, von naivem Wunderwahn und ironischem Spott, von Mystik und rationalistischer Aufklärung, aber so lange noch das Leben der Gesamtheit wie das jedes Einzelnen mit Ketten tausendfacher Interessen an das Centrum der Christenheit gefesselt war, konnte die Kirche mit leidlicher Gelassenheit diese Auseinandersetzung des mittelalter-

lichen und des modernen Menschen mit ansehen. Zu fest hatten ihre alten Ordnungen in Staat und Gesellschaft, in Familie und Einzelleben ihre Wurzeln getrieben, als daß diese durch Renaissance und Humanismus entfesselten Stürme sie hätten entwurzeln können. Noch hielt die Kirche das Leben jedes einzelnen fest umhegt und mit den sakramentalen Fesseln gebunden. Noch war das ganze öffentliche und private Leben getragen und durchtränkt von kirchlichen Anschauungen und Doktrinen. Noch schwebte eine Wolke von Heiligen vermittelnd zwischen dem Diesseits und Jenseits. Noch galt Unzähligen als das höchste Lebensideal die Weltflucht, und die Pforten der Klöster standen weit geöffnet, um diesen Weltflüchtigen Obdach zu gewähren. Noch türmte ein Glaube, der sich die Seligkeit zu verdienen wähnte, stolze Dome auf, stiftete zahllose Kirchen und Kapellen und trieb die Gläubigen ruhelos von Wallfahrtsort zu Wallfahrtsort, bis nach Rom und Jerusalem.

Von den gleichen gewaltigen Gegensätzen war das geistige Leben Nürnbergs[1]) bewegt, ja dieselben erscheinen hier fast noch schärfer als anderwärts ausgeprägt, da gerade auf diesem Boden alle großen Tendenzen der Zeit zu vollem Ausdruck kamen und in zahlreichen Ausstrahlungen weiterwirkten. Denn mit Fug und Recht galt die alte, stolze Geldstadt an der Pegnitz im deutschen Binnenlande als die Königin der Städte. Ausgestattet mit den Wohlthaten der Freiheit und Rechtssicherheit, seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts im Besitze voller Selbstherrlichkeit, war sie zugleich eine Hauptstadt des Weltverkehrs, so daß in ihre Kontore eine frische Brise hineinwehte, die jedem kleinlichen Krämergeist wehrte. Nach Venedig und Genua, wie nach den Hinterländern des Ostens, namentlich Polen und Ungarn, spann sie ihre Fäden; von Antwerpen bis Kairo besaß sie ihre Faktoreien, und allenthalben in der Welt war neben dem Augs-

[1]) Für das geistige und künstlerische Leben Nürnbergs im allgemeinen verweise ich auf M. Thausing, Dürer. Leipzig 1876, S. 16—29; für die kirchlichen und religiösen Zustände auf Fr. Roth, Die Einführung der Reformation in Nürnberg. Würzburg 1885; für die Humanisten auf L. Geiger, Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland. Berlin 1882. Seite 374—386.

burger auch der Nürnberger Kaufherr ein ansehnlicher Mann, dessen Kredit unbegrenzt war. So war hier in den stattlichen Häusern der Handel im großen Stile zu Hause, der den Gesichtskreis erweiterte und zugleich in gewinnreicher Tagesarbeit einen Wohlstand zusammentrug, der ein Leben voll gediegener Pracht und künstlerischem Behagen ermöglichte. Ueberaus zahlreich sind die Lobpreisungen Nürnbergs[1]), von den steifen Lobgedichten der Neulateiner bis zu den zwar verschnörkelten, aber ungleich poetischeren deutschen Reimen des Hans Sachs, und die Fremden, die Ausländer zumal, sind voll Bewunderung für die Herrlichkeit der Stadt, aus deren Durcheinander von Giebeln und Zinnen fünfzehn Kirchen und Kapellen ihre Turmspitzen in die Luft streckten, voll Bewunderung für die bunten Giebelhäuser mit den zierlichen Erkern, die hohen Hallen der prächtigen Kirchen und die Marktplätze mit den anmutigen Zierbrunnen. Aber nicht zuletzt kam dieser Wohlstand doch auch dem Wachstum der Bildung zu gute. Der Welthandel gab dem ehrenfesten Bürgertum neben dem Sinn für Behaglichkeit und reichlichen Lebensgenuß doch auch eine gewisse weltmännische Beweglichkeit, und der ausgedehnte Verkehr weckte von selbst einen Bildungstrieb, der den kleinen, geruhsam dahindämmernden Städten fremd blieb.

Gelehrte von Ruf hatten sich hier niedergelassen und stellten mit den humanistisch gebildeten Gliedern des einheimischen Patriziats eine Art geistiger Aristokratie dar, welche Nürnberg neben dem Ruf des Reichtums auch den der Bildung und Gelehrsamkeit erwarb. Hier wirkte der gelehrte Stadtphysikus Hartmann Schedel, der sich in Italien den Doktorhut geholt hatte, für Wiederbelebung der klassischen Studien und schenkte zugleich in seiner neuen Weltchronik (1493), die Michel Wolgemut mit Holzschnitten schmückte und Anton Koberger auf Kosten zweier reicher Patrizier druckte, dem gebildeten Mittelstande ein trotz aller Befangenheit lehrreiches Buch, das den mittelalterlichen Gesichtskreis erheblich erweiterte. Hier schlug 1471 Johann

[1]) Eine Reihe derselben ist zusammengestellt in Wagenseilii de sacri Rom. imperii libera civitate Norimbergensi commentatio. Altdorf 1697. Seite 7 u. 8.

Regiomontan sein Heim auf und machte die Stadt zum Mittelpunkt astronomischer Studien. Hier lebte als Prediger an St. Sebald der weiland Augsburger Mönch Sigmund Meisterlin, der sich in seiner lateinisch geschriebenen Stadtgeschichte (um 1488) als humanistisch gebildeten Chronikenschreiber auswies. Und vor allem lebte und wirkte hier als der echte und rechte Typus eines Humanisten der Nürnberger Ratsherr Wilibald Pirkheimer[1]), der in Padua und Pavia die Rechte studiert, mehr aber klassischen Studien und den schönen Wissenschaften sich gewidmet hatte; ein Sohn der Renaissance, dem nichts Menschliches fremd war und dessen Bildungsideal Universalismus hieß; einer jener poetischen Philologen, die den ganzen Olymp wieder auf die Erde herabführen und den geliebten Alten nicht nur in der Poesie, sondern auch im Leben nachahmen wollten. Ein Mann im Vollbesitz der neuen Bildung, von erstaunlicher Vielseitigkeit und in allen Sätteln gerecht: Diplomat, Historiker, Theolog und Philolog, dabei ein fröhlicher Weltweiser, der, bis ihm schließlich das Podagra gar zu arg zusetzte, gern mit heiteren Genossen becherte und sich das Leben mit einem behaglichen Luxus umkleidete. Ein Mann mit einer scharfen Feder, in seinen Satiren witzig und derb, nicht selten auch cynisch, dabei aber selbst überaus empfindlich; ein fleißiger Briefschreiber, der bis weit in die Ferne anregend wirkte; trotz seiner Großmannssucht den Freunden ein guter Freund mit offener Hand; angesehen in seiner Ratsstube als kundiger Sachwalter seiner Vaterstadt, gefeiert in ganz Deutschland als Nürnbergs Perikles und Metellus.

Doch auch in weitere Volksschichten hinein drang die neue Bildung. Hier war der goldene Boden des Handwerks, dem eine gesunde Kunst entsproß, die, weil sie im Bewußtsein eines kraftvollen, auf sich selbst gestellten Bürgertums wurzelte, auch diesem selbst in erster Linie wieder zu gute kam und weiteren Kreisen künstlerisches Empfinden, Frische und Schwung gab. Auch der kleinere Bürger- und Handwerkerstand erfreute sich in seiner Mehrheit eines behaglichen Wohlstandes, der auch ihm einen ge-

---

[1]) Vergl. P. Drews, Wilibald Pirkheimers Stellung zur Reformation. Leipzig 1887, und Fr. Roth, Wilibald Pirkheimer. Halle 1887.

wissen künstlerischen Schmuck des Lebens ermöglichte. Glanz und Bedeutung der Vaterstadt hoben das Selbstgefühl und spornten zur Tüchtigkeit; der frische Luftzug des Weltverkehrs wehrte auch in diesen Kreisen jeder kleinstädtischen Verkümmerung. Es war zudem von bedeutsamem Einfluß, daß Nürnberg rasch eine der wichtigsten Pflanzstätten der Buchdruckerkunst geworden war und nun mit seinen zahlreichen Pressen das Emporkommen einer reichen populären Litteratur beförderte, der vielfach noch der Holzschnitt als wirksamster Bundesgenosse zur Seite trat. Unter den Nürnberger Buchhändlern waren berühmte Namen, unter denen der Anton Kobergers[1]) sogar eines europäischen Rufes sich erfreute, da das von diesem gegründete Welthaus gleich den anderen großen Handelshäusern Nürnbergs über ganz Deutschland seine ‚Reisediener‘ aussandte, eigene Filialen in Frankfurt a. M., Paris und Lyon unterhielt und nach Italien ebensowohl wie nach Polen und Ungarn seine Fühlfäden ausstreckte. Nicht zu vergessen endlich der Singschulen, die jetzt, Dank dem wackeren Hans Rosenblüt, dem wir einen der anmutigsten Lobsprüche auf Nürnberg verdanken, und Dank dem fruchtbaren Bader Hans Folz, neu aufblühten und gerade in mittleren Kreisen höhere Interessen weckten und nährten. Alles das gab auch dem Bürger und Handwerker eine seltene geistige Regsamkeit, eine frische Empfänglichkeit und weitherzige Gesinnungen. Der reiche Schmuck an und in den Kirchen und Häusern weckte die Freude am Schönen; die Volkslitteratur erweiterte den Horizont und beförderte die Freiheit des Urteils. Oppositionelle Regungen fanden hier fruchtbaren Boden, und gern übte sich des Nürnbergers schlagfertiger Witz in polemischer Zwiesprache.

Aber doch auch hier das gleiche Janusantlitz, welches der ganzen Zeit eignete. Auf der einen Seite ein frisches Regen und Ringen der Geister, eine Blüte der Kunst und Wissenschaft, ein Kultus der Weltschönheit und fröhliche Genußsucht, auf der andern Seite die breite Masse auch hier noch durchaus beherrscht von

---

[1]) Vergl. O. Hase, Die Koburger, Buchhändler-Familie zu Nürnberg. Leipzig 1869, und Geschichte des Deutschen Buchhandels (von Fr. Kapp) I. Leipzig 1886. S. 139—141.

einer aus dem Geiste des Mittelalters erwachsenen naiven Frömmigkeit, alles umschlossen von der einen Weltanschauung, alles getragen von dem einen Geiste, alles beherrscht von dem einen Ideal der Werkheiligkeit und der Weltflucht.

Und gerade hier in dem reichen Nürnberg trat die gewaltige Macht der Kirche auch äußerlich ganz besonders imponierend zu Tage. Die Stadt war reich an Kirchen und Klöstern, und eben jetzt, in den letzten Jahren des scheidenden Jahrhunderts, waren auch die beiden großen Hauptkirchen, St. Sebald diesseits, St. Lorenz jenseits des Flusses vollendet worden: Wahrzeichen ebensowohl einer zähen Volkskraft, wie eines Glaubens, der durch Verdienen und Geben sein Seelenheil zu erlangen wähnte. Kaum irgendwo sonst flossen die Opferspenden reichlicher, fanden die kirchlichen Stiftungen willigere Geber, wurden die Wohlthätigkeitsanstalten für Armen- und Krankenpflege völliger ausgestattet. Neben den Klöstern der Augustiner und Benediktiner, der Kartäuser und Karmeliter, der Dominikaner und Franziskaner erhoben sich zwei Frauenklöster: das Katharinenkloster unter der Aufsicht der Dominikaner und das dem Barfüßerorden unterstellte Kloster der heiligen Clara. Kaum je zuvor waren die Heiligen begehrtere Nothelfer gewesen als in diesen gärenden Zeitläuften. Für jedes besondere Anliegen, für jedes besondere Leid, für jedes besondere körperliche Gebrechen bot ein eigener Heiliger seine Hilfe an, ja die Nürnberger erfanden sich sogar noch einen ganz absonderlichen Spezialheiligen bei St. Jakob (1489), der etliche Wochen hindurch Wunder und Zeichen that, bis ihm wegen mangelnder Legitimation ein bischöflicher Erlaß die weitere Ausübung seines Berufs untersagte. Groß war noch der Eifer des Wallens; auf allen Straßen zogen Scharen frommer Pilger mit Kreuzen und Fahnen, singend und betend zu den wunderthätigen Heiltümern. In jenem Jahre 1475, in welchem die Wallfahrtsbewegung einen geradezu epidemischen Charakter annahm, strömten die Nürnberger in hellen Haufen nach der Muttergottes-Kapelle zu Niclashausen, wo Hans Böheim, der vordem an Wochentagen seine Schafe gehütet, an Festtagen und bei den Kirchweihen aber als Pfeifer und Pauker den Leuten zum Tanz aufgespielt hatte, seine fieberhaft erhitzten, stark sozialistisch gefärbten Bußpredigten hielt, während gleichzeitig weiter gen Norden

eine blutige Hostie in dem altmärkischen Städtchen Wilsnack tausende und abertausende herbeilockte. Große Herren strebten weiter und organisierten Pilgerzüge nach Palästina und nach Rom, und oft genug gaben sich dann hier in Nürnberg diese vornehmen und begüterten Wallfahrer ihr Stelldichein. Wunderglaube und die alte deutsche Wanderlust reichten sich hier die Hand und weckten die Sehnsucht in weite Fernen. Auch unter den wohlhabenden Einheimischen war mancher, der die heiligen Stätten in Jerusalem mit eigenen Augen gesehen hatte, wenn auch nicht alle, wie Hans Tucher, ihre Reiseerlebnisse zu Papier brachten. Leichter war Rom zu erreichen, der geheiligte Sitz der „Nachfolger Christi", und wer dorthin zog, nahm als Reisebegleiter die Mirabilia Romae, ein in Nürnberg oft gedrucktes Romfahrtbüchlein, mit, das ihn über die Sehenswürdigkeiten der Stadt und mehr noch über alle kirchlichen Wunder und Heiligenlegenden unterrichtete. Noch stand auch das Ablaßwesen in voller Blüte und fand hier wie anderwärts offene Hände und willige Gläubige. Noch 1489 war ein französischer Kardinal, um für einen Türkenzug Ablaßgelder zu sammeln, in Nürnberg eingezogen und unter dem Geläut aller Glocken von der Kreuze und Fahnen tragenden Menge festlich empfangen worden.

In diese chaotische Zeit fiel die Jugend des Hans Sachs, in die Frühlingsstürme der Reformation sein erstes Mannesalter. Fast ein Jüngling noch, sah er das Morgenrot der neuen Zeit anbrechen und jubelnd begrüßte der zum Manne Gereifte das Lied der Wittenberger Nachtigall, das ihm tröstlich und befreiend ins Herz klang.

Der Handwerkerssohn war eingepflanzt in den Boden eines Gemeinwesens, das lebhaft war in Handel und Wandel, groß in Wissenschaften und Künsten, reich an Wohlstand und Bildung. Er wuchs auf in einer Stadt voll von Anregungen und inmitten großer Ereignisse des öffentlichen Lebens. Eine solche Umgebung und eine solche geistige Luft mußten auf ein empfängliches Knabengemüt tief und nachhaltig einwirken. Ruhm und Ansehen der Vaterstadt, ihr Glanz und ihr Schmuck mußten das junge Stadtkind mit lokalpatriotischem Stolze erfüllen und seinem ganzen Auftreten eine gewisse Sicherheit und Gewandtheit verleihen. Die

Straffheit des städtischen Regiments mußte zu eigener sittlicher Zucht anspornen, mußte Respekt einflößen vor den öffentlichen Rechtsordnungen und vor bürgerlicher Sitte und Tüchtigkeit. Alljährlich sah der Knabe, wie die sonst im Gewölbe der Spitalkirche zum heiligen Geist aufbewahrten Reichskleinodien und Reichsheiligtümer, Kaiserkrone und Kaiserornat, Scepter und Reichsapfel samt den kostbaren Reliquien öffentlich dem Volke gezeigt wurden, und er sah den Kaiser selbst, von Reisigen und Fußvolk begleitet, durch die mit Kränzen nnd Laubgewinden geschmückten Straßen in die alte Reichsstadt einziehen und die Menge jubelnd ihm huldigen. Er sah das gleiche festliche Gepränge sich entfalten, wenn ein Bischof oder päpstlicher Legat in die kirchen- und klosterreiche Stadt einkehrte, und Bürgerschaft und Geistlichkeit mit Kreuzen und Fahnen ihnen entgegenzogen, fromme Lieder erschallten und feierlich das Geläut über die Stadt schwebte. Dazu sah sein Auge Tag für Tag in den krummen Gassen, auf dem Markte, in den Kirchen und in den zierlichen Giebelhäusern all den köstlichen Schmuck und kunstvollen Zierat, den ein erfindungsfrohes Geschlecht in verschwenderischer Fülle darüber ausgeschüttet hatte. War er an Adam Krafts Stationen vorübergeschritten, dann stand er wohl hinterher von frommem Schauer berührt in der weiten Halle von Sankt Lorenz und bewunderte andächtig die gleich schwanken Gerten aufschießenden Formen des Sakramentshäuschens. Oft wohl mochte er vor Michel Wolgemuts Altarbildern fromm gebetet, an den Erzwerken Peter Vischers mit ehrfürchtiger Ergriffenheit vorübergewandelt sein. Und nicht minder endlich empfing er von den Bildern und Holzschnitten seines großen Landsmannes Albrecht Dürer tiefe und bleibende Eindrücke, deren Spuren in seiner eigenen künstlerischen Produktion unverkennbar sind.[1])

Sein äußeres Leben können wir mit raschen Schritten durchmessen. Seit seinem siebenten Jahre (seit Ostern 1501) wanderte der kleine Schneidersohn gleich einem zukünftigen Gelehrten in eine der vier Lateinschulen Nürnbergs, in der er, ausgerüstet mit einem ‚sinnreichen Ingenium‘, sich ein ganz ansehnliches Maß

---

[1]) Vergl. K. Lucae, Zur Erinnerung an Hans Sachs in den Preußischen Jahrbüchern 58. Band, S. 5.

an Kenntnissen erwarb, wenn ihm auch, da er für das Schuhmacherhandwerk bestimmt war, eine eigentlich gelehrte Bildung versagt war. Wenn er später einmal in einem Gedichte das Geständnis ablegt, daß er Alles, was er auf der Schule gelernt, wieder vergessen habe, so war das gewiß eine scherzhafte Uebertreibung, die Aeußerung entsprang aber andererseits wohl der ganz richtigen Empfindung, daß ihm weit wichtiger als die in der Schule erworbenen Kenntnisse Alles das geworden war, was ihm der historische Boden seiner Vaterstadt, ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Tendenzen an Bildungselementen zugetragen hatten. Mit fünfzehn Jahren kam der Lateinschüler in die Lehre zu einem Schuhmacher und zog dann nach zwei Jahren hinaus auf die Wanderschaft. Er war noch ein blutjunges Bürschchen, als er die Mauern seines Geburtsortes verließ und den ersten Schritt in die weite Welt that; erst nach fünfjährigen Wanderfahrten in die Kreuz und Quer kehrte er, innerlich und äußerlich gereift, nun ein Zweiundzwanzigjähriger, heimwärts. In Regensburg, Passau, Salzburg und Wels hatte er das Handwerk gegrüßt und Arbeit gefunden, war dann über Landshut und Würzburg nach Frankfurt gewandert, hatte in Koblenz, Köln und Aachen Stationen gemacht und weiter durch Westfalen und Niedersachsen bis nach Lübeck, dem nordischen Nürnberg, seine Schritte gelenkt, von wo er endlich über Leipzig und Erfurt nach der Heimat zurückkehrte. Hier that der nunmehr zum Meister avancierte alsbald seine eigene Werkstatt auf und gründete sich drei Jahre später, im Herbst 1519, auch den eigenen Herd, indem er die junge Kunigunde Kreuzer als Frau Meisterin heimführte.

Einen reichen inneren Ertrag hatte er von diesen Wanderungen mit heimgebracht, einen Schatz von Erfahrungen und neuen Anregungen, wie sie ihm in solcher Fülle selbst das reichbewegte Leben seiner Vaterstadt nicht hätte gewähren können. Auf der Landstraße und in den Herbergen war er mit allen Schichten des Volkes in Berührung gekommen: mit den gleich ihm wandernden Handwerksgenossen, mit Landsknechten und Bettelmönchen, mit ehrbaren Bürgern und allerlei vagabondierendem Gesindel, und war dadurch mit Art und Unart der Zeitgenossen gründlich vertraut geworden. Er hatte das bürgerliche Leben in Werkstatt und Häuslich-

keit, in der Unruhe des Werktages und in dem reichlichen Aufwand der Feste, im Norden wie im Süden, am Rhein und an der Donau, wie an der Elbe und Trave, kennen gelernt, und da er mit klugen Augen und hellem Kopfe die Menschen und die Dinge beobachtete, so brachte er einen reichen Gewinn heim, der ihm bis ins hohe Alter zu Gute kam. Voll von Bildungsinteressen, wie er war, wußte er die Wanderschaft in ganz anderer Weise auszunutzen, wie die meisten seiner Mitgesellen. Mit ganz anderen Augen sah er die Fülle der Zustände und die gewaltige Bewegung der Zeit. Alles interessierte ihn, Nichts entging ihm; bei Allem dachte er sich still sein Teil und machte jede neue Erfahrung und Beobachtung in seiner Weise sich nutzbar.

Kindlich heiter und kindlich gläubig war er ausgezogen, ebenso kam er zurück, nur war jetzt seine ganze Lebensauffassung gereift und vertieft. Sie war ernst geworden, wenn auch fern von kleinlichem Philistertum. Das Herz war ihm weiter, das Gewissen enger geworden. Bei seinem gesunden Sinn für das sittlich Rechte war er unbeirrt durch alle Versuchungen seinen geraden Weg gegangen, und Alles das, was er unterwegs an Lastern und Rohheiten, an Zügellosigkeit und sittlicher Zersetzung mit angesehen, hatte sein eigenes sittliches Empfinden nur noch feiner und zarter gemacht. Er hatte einen ehrlichen Widerwillen gegen alles Rohe und Gemeine. Er war eine gefestigte sittliche Natur geworden, ohne alle Prüderie, durch und durch ehrlich und wahrhaftig, dabei ausgerüstet mit einer guten Dosis Mutterwitz und einem unzerstörbaren Optimismus: ein gemütvoller und ein wackerer Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte.

Aber auch noch einen anderen Schatz als diese Lebenserfahrungen hatte er von seinen Wanderungen mit heimgebracht. Als Wandergefährtin hatte sich ihm eines schönen Tages — es war im Jahre 1513 in Wels an der Traun gewesen — die Muse zugesellt, ein junges, gesundes, kräftiges Weib, mit einem güldenen Gürtel und einem Kornährenkranze im Haar, so wie der junge Goethe sie später geschildert hat, und diese war seitdem auch in der engen Werkstatt des zünftigen Handwerksmeisters häufig zu Gaste. Da kamen Stunden, in denen ein goldiger Schein seinen Arbeitstisch und die kahlen Wände seiner Stube überzog, da der

Raum mit allerhand phantastischen Gestalten sich bevölkerte und es in ihm wundersam zu singen und zu klingen begann. Und kam dann die ‚Lust zu fabulieren‘ über ihn, dann baute er sich seine eigene kleine bunte Welt, in der allerlei seltsam Völklein sein Wesen trieb, in diese Wirklichkeit hinein; dann vermischte sich Selbsterlebtes und Gesehenes mit Erinnerungen an das, was er am Feierabend in seinen Büchern gelesen hatte; dann schweifte sein Geist vor die Thore der alten Stadt hinaus in den grünen Wald und auf bunte Wiesen; dann spazierte seine Phantasie in alle Welt und bis weit zurück in die Vergangenheit, deren Bilder farbenreich vor ihm aufstiegen. Bürger und Bauern, Handwerker und Landsknechte, Ritter und Mönche, Frauen und Jungfrauen zogen vor seinem inneren Auge vorüber und mußten ihm Rede und Antwort stehen. Aber auch mit Frau Venus haderte er; den Ritter Tannhäuser und den getreuen Eckart beschwor er; mit Frau Hoffart und Frau Armut hielt er Zwiesprach und im Waldesdickicht klagte ihm Frau Keuschheit ihr Leid, daß ihre Herrschaft zu Ende sei. Alles was er innerlich und äußerlich erlebt, die Welthändel und die ganze Fülle der Begebenheiten, Freud' und Leid, Hoffnung und Enttäuschung, Klage und Zorn, kurz Alles, was sein ehrliches Gemüt bewegte, spiegelte er in seinen Reimen wieder: schlicht und anspruchslos, wahr und warm, treuherzig und schalkhaft.

Ernst und feierlich hat er selbst später (1536) in einer verschnörkelten Allegorie von jener entscheidungsvollen Stunde erzählt, in der ihn die Musen zu ihrem Dienste geweiht hatten. In dem freundlichen Städtlein Wels, in dessen Burg etliche Jahre danach (1519) der erste Maximilian starb, geschah es, daß er auf einem einsamen Spaziergange sein bisheriges Leben überdachte und dabei zum ersten mal der Gedanke an die Nichtigkeit aller äußerlichen Freuden und Genüsse ihn durchschauerte. Freundschaft lohnt mit Untreue, Zechen macht dumpfe Sinne, Spielen bringt Verlust und Hader. Ueber dem Grübeln nach einer ehrenwerten und nutzbringenden Kurzweil kommt er in einen Lustwald, setzt sich an einer Quelle nieder und schläft beim Gesange der Vögel ein. Da erscheinen dem Träumenden die Musen und begeistern ihn für den Gesang der Tugend, für die Erheiterung der Traurig-

keit. Von da ab begann für den Zwanzigjährigen ein neues, edleres Leben. Zwar blieb er nach wie vor an sein bescheidenes Handwerk gefesselt, blieb der dichtende Handwerker und handwerksmäßige Dichter, aber stolz fühlte der schlichte Mann in stillen, weihevollen Stunden den unsichtbaren Kranz auf seinem Haupte. Er nahm es ernst und gewissenhaft auch mit diesem dichterischen Berufe, zu dem er nunmehr innerlich sich geweiht fühlte. Den Mangel einer eigentlich wissenschaftlichen Bildung mußte ihm nun eine in's Unermeßliche anwachsende Belesenheit ersetzen, und es hat etwas rührendes, wie der junge Schuhmacher unablässig bestrebt ist, die Lücken seines Wissens auszufüllen und seine ideale Habe zu vermehren. Er wurde nun ein rastloser, ja ein leidenschaftlicher Arbeiter von nie ermüdender Schaffenslust und nie sich erschöpfender Schaffenskraft. Und so verklärte er sich fortan mit seiner bescheidenen Kunst sein eigenes Haus, Familie und Arbeit und wurde zugleich vielen Tausenden ein Lehrer und ein Vertrauter.[1])

---

[1]) Wie der Meistergesang überhaupt, so wird auch Hans Sachs im besonderen von J. Janssen im 6. Bande seiner Geschichte des deutschen Volkes (Freiburg 1888, S. 201 ff.) im allgemeinen ganz zutreffend charakterisiert. Noch sei der dichterische Volksgeist mächtig genug gewesen, um nicht in der Pflege des bloß äußerlichen Formalismus zu erstarren, und H. Sachs selbst ‚war eine urwüchsige, kerngesunde Natur, ganz und gar aus dem Volke erwachsen, voll tiefen Gemütes und wackerer Gesinnung‘. (S. 204.) Aber freilich hätten sich die furchtbaren Kämpfe der politisch-kirchlichen Umwälzung wie für den Meistergesang im allgemeinen, so auch für Sachs im besonderen als verhängnisvoll erwiesen. Als ‚die alte Glaubensfestigkeit verloren ging und fast der ganze Inhalt des Volkslebens von dem wüsten Hader und Parteigetriebe aufgesogen ward, mußte notwendig auch aus der Meistersängerei alle künstlerische Seele entweichen, und das rein Handwerksmäßige in ihr die Oberhand gewinnen. Dem harmlosen Ehrgeiz, vom Schüler zum Schulfreund, Singer, Dichter, Meister aufzusteigen, mischte sich der gefährliche Ehrgeiz der niederen Stände bei, aus ihrer bescheidenen Stellung herauszutreten und unter dem Deckmantel des ‚Evangeliums‘ in die große und kleine Politik einzugreifen. An Stelle der früheren Gemütlichkeit trat der bittere, gehässige Geist der religiösen Polemik; die Dürre der vorherrschend polemischen Predigt wurde zur Grundlage der moralisierenden Lehrhaftigkeit in den Zunftstuben. Mit biedermännischer Nüchternheit brachten die Meistersänger und ihre Schüler die höchsten Gegenstände christlicher Glaubens- und Sittenlehre in hausbackene Reime, während in Bekämpfung der ‚Papiste-

Mit seiner bescheidenen Kunst, sagte ich, denn er ist freilich keiner jener großen Dichter, die lediglich mit ästhetischem Maßstabe zu messen sind. Man muß ihn geschichtlich würdigen, um seine volle Bedeutung und seinen ganzen Wert zu ermessen. Er steht auf der Grenzscheide zwischen Altem und Neuem. Er selbst ist nicht eigentlich der Schöpfer einer neuen Poesie, aber er ist ein Wegweiser dazu. Er ist nicht ein stürmischer Neuerer, sondern vielmehr eine konservative Natur voll Respekt vor dem Ueberlieferten und Erlernten. Aber er erfüllt die alten Formen mit neuem Geist; er erweitert den Gesichtskreis der Poesie; er eröffnet dem bisher so beschränkten Gebiet der Dramenstoffe den Ausblick in eine unermeßliche Weite und Freiheit. Er umspannt in seinen Dichtungen Alles, was die Zeit bewegt: das ganze Auf und Nieder von Werden und Absterben, von Furcht und Hoffnung, die ganze Erregung und Gärung jener Epoche finden in seinen Schriften ihren Wiederhall. Aber zugleich wird auch für ihn und seine Poesie die Litteratur des klassischen Altertums zu einem unversieglichen Lebensquell, der nicht nur seine eigenen Schöpfungen, sondern, Dank seinem Beispiel, das deutsche Drama überhaupt befruchtet und die Schranken der Nationalität niederwirft. In seiner äußeren Form steckt er noch tief in den alten schlechten Traditionen des Mittelalters; er entrichtet der ästhetischen Unbildung seiner Zeit reichlichen Zoll und reimt wirklich manchmal recht ‚schustermäßig'. Einseitig und beschränkt ist sein Talent und

rei' der roheste Ton der Gasse, Schimpf jeder Art, selbst das Gemeine und Zotenhafte für erlaubt galt.' — Daß die Reformation es gewesen, welche die ‚künstlerische Seele' aus dem Meistergesange vertrieben habe, dürfte allerdings schwer zu erweisen sein. Denn wir wissen im Gegenteil, daß die eigentliche Periode der Verknöcherung, der geistigen Oede und des rein handwerksmäßigen Dilettantismus schon in die letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts fällt und daß die alten Dichtungsformen völlig abgestorben sein würden, hätte sie nicht eben der protestantische Hans Sachs durch die Erweiterung des Stoffkreises und durch seine urwüchsige dichterische Kraft neu belebt und aus dem Mittelalter in die neue Zeit hinübergerettet. Und wie wenig gerade bei Hans Sachs von einem ‚gefährlichen Ehrgeiz, in die große und kleine Politik einzugreifen', oder gar von dem ‚rohesten Ton der Gasse' die Rede sein kann, das hoffe ich auf den folgenden Blättern hinreichend nachgewiesen zu haben.

versagt ihm ebensowohl die Töne reiner Lyrik, wie den eigentlich tragischen Ausdruck. Und doch, welche Fülle und Kraft, welche Gesundheit und Frische strömt uns aus seinen Werken entgegen! Wie die Kunst der herben, aber kräftigen Malerschule[1]) Nürnbergs, so wurzelt auch seine Poesie in dem Bewußtsein eines gesunden und kraftvollen Bürgertums. Gleich jener schöpft sie ihre Kraft aus dem Anschluß an die Natur und an die Gedanken und Geschehnisse der Gegenwart. Gleich jener ist sie tief religiös, gleich jener immer wahr und gemütswarm. Sie ist sittlich gesund, lebendig und lebensfreudig, schlicht und treuherzig, kräftig und keusch und dabei immer kurzweilig — die echte Poesie des deutschen Bürgertums, das sich darin in all seiner Tüchtigkeit und Ehrbarkeit wiederfand.

Hans Sachs ist als Dichter derselbe wie als Mensch. Mit einer stillen Zähigkeit, ohne geniale Sprünge, strebt er vorwärts. Er ist zu ernst, um dem Spielerigen und Weichlichen, zu lebensfroh, um dem Sentimentalen in seinen Dichtungen Raum zu gewähren. Er strebt nicht nach kunstvoller Komposition und Verwicklung, sondern erzählt schlicht und einfach, unbekümmert um Lob oder Tadel. Und gerade diese anspruchslose Schlichtheit ist es in erster Linie, die uns den Poeten so lieb macht. Man weiß kaum den Grund anzugeben, allein ein wohlthuender Hauch berührt das Herz angesichts dieser Vollendung in der Beschränktheit.

Bald nachdem der junge Handwerksmeister sich selbständig gemacht und der junge Dichter zu seinen ersten Flügen die Schwingen geregt hatte, brach das entscheidende Jahr 1517 an, an dessen 31. Oktober Luther seine Sätze wider den Ablaßhandel an die Wittenberger Schloßkirche anschlug. Die Thesen verbreiteten sich über Deutschland wie auf Flügeln getragen, trotzdem Luther selbst fast garnichts dazu that, und auch in Nürnberg waren sie rasch ganz allgemein bekannt, auch in ungelehrten Kreisen, da Kaspar Nützel alsbald eine deutsche Uebersetzung[2]) hatte drucken lassen. Der Augenblick war gerade in Nürnberg günstig, da hier der Boden für jenes erlösende Wort eben jetzt besonders empfänglich

[1]) Vergl. M. Thausing, a. a. O. S. 11.
[2]) Vergl. Knaake in der weimarischen Luther-Ausgabe I, 230.

war, wenn auch freilich hier wie anderwärts die volle Tragweite der Wittenberger Sätze zunächst nur sehr wenige ermessen mochten. Eine gewisse volkstümliche Opposition gegen die mittelalterlichen Lebensformen hatte sich schon seit längerer Zeit in dem Bewußtsein der Nürnberger festgesetzt, und gerade jetzt war ihre Stimmung gegen die ‚welsche Ablaßschinderei' aufs Neue gereizt worden. Sie hatten es auch noch nicht vergessen, daß in dem Ablaßjahre 1489 auf einer Nürnberger Kanzel eine der ersten Stimmen gegen das Ablaßwesen laut geworden war, indem Dr. Th. Morung dasselbe, allerdings weniger aus religiösen als aus politisch-nationalökonomischen Gründen, geradezu als ein Aergernis bezeichnet hatte. Zudem hatten schon immer freiere Regungen gerade hier eine gute Stätte, mancherlei ‚ketzerisches' Sektenwesen gerade hier Unterschlupf gefunden. Zahlreichen Nürnbergern war in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts (1332) der Ketzerprozeß gemacht worden, noch mehr hatten der husitischen Bewegung sich angeschlossen. Hus selbst hatte die Teilnahme und Anhänglichkeit der Nürnberger in reichstem Maße erfahren, als er auf seiner Todesfahrt nach dem Konzil von Konstanz in ihre Stadt gekommen war, wo er den trügerischen Geleitsbrief des Kaisers in Empfang zu nehmen gedachte. Aus Nürnberger Druckereien waren noch am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts unbeanstandet waldensische Traktate hervorgegangen. Bedeutsamer jedoch war es, daß vor Kurzem erst, um die Advents- und Weihnachtszeit 1516, Johann von Staupitz[1]) hier geweilt und vor einer ungewöhnlich großen, tief ergriffenen Menge in der Augustinerkirche gepredigt hatte. Seine warmen und eindringlichen Predigten, in denen er mit klarer Entschiedenheit Werkheiligkeit und Ablaßwesen bekämpft und zu wahrer, herzlicher Reue und Buße ermahnt hatte, hatten ebenso wie seine ganze milde, vornehme und lautere Persönlichkeit einen gewaltigen Eindruck gemacht und ihm vor allem in den gebildeten Kreisen der Stadt zahlreiche Anhänger erworben. Gleich nach ihm war der dem kühnen Wittenberger Mönche befreundete[2]) Wenzel Link in das Augustiner-

[1]) Ueber seinen Nürnberger Aufenthalt vergl. Th. Kolde, die deutsche Augustiner-Kongregation und Johann von Staupitz. Gotha 1879. S. 270 ff.

[2]) Vergl. Th. Kolde, a. a. O. S. 355.

kloster eingezogen, und dieses damit dem Luthertum endgültig erobert worden. Auch im Rat und in der Bürgerschaft zählte der ‚Ketzer‘ bereits zahlreiche Getreue, darunter Männer mit den klangvollsten Namen: einen Pirkheimer und Anton Tucher, einen Ebner und Spengler, einen Nützel und Dürer.

Zwar blieb äußerlich zunächst noch Alles beim Alten, aber rasch und entschieden vollzog sich die Scheidung der Geister. Schon im Jahre 1518, in dessen Herbst Luther selbst auf seiner Fahrt gen Augsburg im Nürnberger Augustinerkloster geweilt hatte, konnte der Allerweltsbriefschreiber Christoph Scheurl berichten, Luther sei Deutschlands berühmtester Mann geworden und sein Name in aller Munde; schon heiße man ihn eine Posaune des Evangeliums und einen Herold der Wahrheit. Noch folgenschwerer waren zwei Nürnberger Zeugnisse aus dem folgenden Jahre. Während einerseits Pirkheimer in seinem ‚gehobelten Eck‘, einer der ‚derbsten Satiren jener derben Zeit‘[1]) mit leidenschaftlichem Hohne den eitlen Eck dem allgemeinen Gelächter preisgab, legte andererseits der fromme Ratsschreiber Lazarus Spengler in seiner Schutzrede[2]) für Luther ein evangelisches Bekenntnis ab, das durch seine Wärme und Klarheit und den heiligen Ernst und die Milde seiner Sprache für die Sache der Reformation von unschätzbarem Werte war. Er preist darin Luther als den ‚gegründeten Verfechter des heiligen Glaubens und Ausbreiter der heiligen evangelischen christlichen Lehren‘; er spricht es als seine Ueberzeugung aus, daß der allmächtige Gott ‚Doktor Luther als einen Daniel im Volk erweckt habe, uns die Augen unserer Blindheit zu eröffnen, die Skrupel und unruhigen Gewissen, die auf ihre Werke mehr denn auf die Gnade bauten, durch die heilige Schrift zu verscheuchen und den rechten, ordentlichen Weg zu Christo als der Grundfeste alles unseres Heils zu verweisen‘, und er fährt dann fort: ‚Ich hab auch von Doktor Luthern persönlich gehört, wie das etlich seine Schriften An-

---

1) Fr. Roth, Wilibald Pirkheimer, S. 35.

2) ‚Schutzred und christliche Antwort‘ 1519. Abgedruckt bei Th. Pressel, Lazarus Spengler, Elberfeld 1862. S. 16—26.

zeigung geben, daß er ob allen Bedräuhungen hoher und niederer Ständ, die ihm bisher in vielfältig Weg unter Augen kommen, ganz kein Entsetzen, sondern das End seines Fürnehmens endlich dahingestellt hab: sei seine Lehr von Gott und aus Gott, so setz er ihm keinen Zweifel, Gott werd auch dieselben handhaben und schützen, sei es aber Menschenwerk, so werd die mit der Zeit und ohne allen Widerstand selbst zu Trümmern gehen'. Und nun kamen gar Schlag auf Schlag Luthers eigene Schriften: ‚Vom Papsttum zu Rom', sein Sendschreiben ‚an den christlichen Adel', sein Büchlein ‚Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche', und diese Sturmschriften der Reformation rüttelten auch diejenigen, die etwa zunächst noch gleichgültig abseits gestanden, aus ihrer Teilnahmlosigkeit auf und machten auch dem blödesten Auge klar, was Alles in diesem Kampf auf dem Spiel stand.

Von Hans Sachs haben wir aus diesen ersten Jahren kein Zeugnis, welches eine klare Stellungnahme zu der entscheidenden, alle Gemüter bewegenden Frage bekundete. Doch lassen immerhin die aus diesen Jahren stammenden Dichtungen darüber keinen Zweifel, welchen Platz er einnehmen werde und müsse, keinen Zweifel, auf welcher Seite schon damals sein Herz schlug. Die religiöse Seite der Frage läßt er allerdings zunächst ganz bei Seite, aber ein um so helleres Schlaglicht werfen diese poetischen Erstlinge auf seine sittliche Position, die er von Anfang an und in allewege unerschütterlich behauptet hat. Immer und überall ist es die Heiligkeit der Ehe, die er preist; immer wieder weist er auf die Gottgewolltheit der ehelichen Liebe hin; immer wieder straft er aus seinem gesunden und geraden Sinne für das sittlich Rechte heraus all und jede Art abenteuernder und unkeuscher Liebe, die er derb und drastisch als ein ‚verfluchtes Kraut' brandmarkt. Er schließt schon 1515 sein ‚Kampfgespräch von der Liebe'[1]) mit der treuherzig-wackeren Moral:

[1]) ‚Kampff-gesprech von der lieb' (1. Mai 1515) Keller III, 406—417. Derselbe Stoff ist mit vielfacher wörtlicher Benutzung des ‚Kampfgesprächs' in dem Fastnachtsspiel ‚Von der Eygenschafft der Lieb' (8. Januar 1518) behandelt. Hier ist die Schlußmoral dem Fräulein in den Mund gelegt und lautet: ‚Spardt ewr lieb biß in die Eh, | Denn habt ein Lieb, sunst keine meh, | Die selbig Lieb die ist mit ehrn, | Wie vns die Heylig schrifft ist lern'. In E. Goetzes Ausgabe der Fastnachtsspiele I, S. 12.

Darümb ich endet mein gedicht,
Zu eyner warnung zugericht,
Auff das, wer lieb im hertzen hab,
Der laß zu rechter zeytte ab
Und spar sein lieb biß inn die ee,
Dann halt ein lieb und keyne meh,
Darauß im glück und heil erwachs!

Er zeigt in seinem ‚Hofgesinde der Venus'¹) (1517) mit gesunder Naivetät und zugleich mit einem tiefen sittlichen Ernst, der allenthalben durch die scherzhafte Umhüllung hindurchleuchtet, wie anders er die Liebe auffasst, als die allgemein gang und gäbe laxe Moral, die nicht zuletzt in dem entsittlichenden Beispiel der Mönche und Pfaffen einen starken Rückhalt fand. Er sieht im Geiste die Frau Keuschheit²) wie eine entthronte Königin im Exil und hört ihre Klage:

Fraw Keuschheyt ich genennet bin,
Ein vertribene königin.
Des sitz ich hie inn der wüstin
Mit trawring hertz, gemüt und sin,
Trostloß, ellend für hin unnd hin.

Sie erzählt ihm, wie sie, nach Getreuen suchend, durch die Welt gezogen, aber überall spöttisch abgewiesen worden sei. Durch viele Königreiche sei sie gewandert, aber überall habe ihr Frau Venus die Herrschaft streitig gemacht.

Auch kam ich zum gaystlichen stand,
Bey den ich auch kein statt nit fand.
Ir ayd und glübd was gantz vergessen,
Wann Venus het sie gar besessen.

So geht sie alle Stände durch, nirgends aber hat man sie noch kennen wollen. Und auch hier wieder schließt Hans Sachs mit dem guten Rat, der durch alle diese Dichtungen wie ein roter Faden sich hindurchzieht:

seyt steet,
Biß das ir kummet in die ee!
So halt ein lieb und keyne meh!
Ein solche lieb die ist mit ehren.

¹) ‚Das Hoffgesindt Veneris' bei E. Goetze I, S. 13—21.
²) ‚Klag der vertriben fraw Keuschheyt' (1518) Keller III, 282—292.

Wie mußte ihn bei solcher Gesinnung das erlösende Wort des Wittenberger Mönches berühren, das der Liebe in der Ehe ihre Ehre, ihre Rechtfertigung, ihre Freiheit vor Gott wiedergab! Denn unmöglich konnten seinem klaren, nüchternen, bürgerlich tüchtigen Sinn die sittlichen Ideale, die ihm in den katholischen Heiligen entgegentraten, Genüge thun: das waren abstrakte Tugendmuster ohne Realität, während er nach einem positiven Lebensideale verlangte. Und ein solches trat ihm nun in Luthers Wort und That in trauliche Nähe. Er spürte sofort, daß damit der Familie neues Licht und neue Wärme gespendet, daß hier der Weg zu einer sittlichen Erneuerung des Volkes gewiesen war. Diesem sittlichen Grundgedanken der Reformation gegenüber gab es für ihn kein Schwanken und kein Zaudern. Dieser mußte ihn bei der unbestochenen Redlichkeit seines eigenen sittlichen Urteils im tiefsten Innern packen; hier gab einfach sein sittliches Empfinden, gab allein sein Gewissen den Ausschlag. Hier stand er sofort mit Kopf und Herz auf Luthers Seite, ohn' Besinnen, mit innerem Jubel und mit klarer Entschiedenheit.

Aber nicht minder tief ergriff ihn, worüber seine späteren Zeugnisse keinen Zweifel lassen, auch die entscheidende religiöse Frage. Mit dem ganzen Ernst und der ganzen Gewissenhaftigkeit seiner Natur setzte er sich mit ihr auseinander und rang durch Zweifel und Wirrnisse hindurch nach Klarheit und Sicherheit. Ein öffentliches Eingreifen in die Fehde und ein vorschnelles Parteinehmen hätten seinem bescheidenen Sinn schlecht entsprochen, vielmehr verstummte er jetzt fast ganz, da ihm über dem furchtbaren Ernst dieser religiösen Auseinandersetzung die Lust zu harmlosem Fabulieren und heiteren Schwänken vergangen war. Eingesponnen in sein häusliches Stillleben versenkte er sich in das Studium der Bibel und der lutherischen Schriften, die in seiner Bücherei[1]) nach und nach einen immer stattlicheren Raum einnahmen. Es konnte natürlich einem so ehrlichen, gründlichen und tiefreligiösen Gemüt zunächst eine gewaltige Erschütterung

[1]) Ueber seine Bibliothek vergl. den Aufsatz R. Genée's in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1888. Nr. 50.

nicht erspart bleiben: mit einem Male herausgerissen aus der Sicherheit, in der bis dahin die Seele in dem Schoß der alleinseligmachenden Kirche geruht hatte, sah er sich nun plötzlich seinem Gotte von Angesicht zu Angesicht gegenübergestellt; er sah die Schranken niedergerissen, die bis dahin Kirche und Welt als zwei feindliche Gegensätze von einander getrennt, sah den Nimbus zerstört, mit dem die Hierarchie das ganze natürliche und soziale Leben verklärt hatte. Las er in Luthers siegesfrohem Schriftchen ‚Von der Freiheit eines Christenmenschen‘ die dort formulierte ‚Summa eines christlichen Lebens‘, so konnte er über die Tragweite dieser schlichten Sätze nicht im Zweifel sein: nicht um einen Streit über kirchliche oder lediglich theologische Fragen handelte es sich hier, sondern hier stand jeder Einzelne vor einer folgenschweren Entscheidung, die ohne schwere innere Kämpfe nicht zu erringen war. Zunächst schien Alles, was bis dahin der Seele Trost und Stütze gewährt, in seinen Grundvesten zu wanken; es galt zu brechen mit Allem, was in einer mehr denn tausendjährigen Entwickelung zu ewigem Rechte gestempelt schien. Es gab in diesem allgemeinen Chaos keinen anderen festen Punkt als das Wort Gottes, und in ihm suchte auch der junge Schuhmacher Antwort auf die großen Rätselfragen der Zeit, suchte in ihm Ruhe und Stille, während es draußen gärte und stürmte.

Und neben der Bibel war es vor Allem die ihm aus den Schriften Luthers entgegen leuchtende gewaltige und geistesmächtige Persönlichkeit des Reformators, die für ihn zum Ziel- und Wegweiser geworden war. Aus allen seinen eigenen Reformationsschriften der folgenden Jahre spürt man es, wie ihm dieser Mann an's Herz gewachsen, wie er ihm lieb und vertraut war. Dieser besaß was der Zeit mangelte: die innere Einheit. Jene ein kunstvoll zusammengefügtes Mosaikbild, er, wie ein Erzbild, aus vielen Metallen in Eins verschmolzen. Jene von einem widerspruchsvollen, problematischen Charakter, in ihm, in der reichen Fülle seiner Gaben, eine von genialer Mächtigkeit, eine, welche die andern alle beherrschte und seinem ganzen Leben eine gerade Bahn wies: die religiöse Begeisterung. Sein tapferer Glaubensmut und die verzehrende Glut seines Eifers erregten die Bewunderung des schlichten Handwerkers; seine Demut, sein

lauterer Sinn, seine fröhliche Laune, und die Herzlichkeit seiner Rede rückten seine gewaltige Gestalt ihm auch menschlich und gemütlich nahe. Er war in Luthers Schriften belesen wie Einer, und auch auf ihn übten sie jenen sieghaften Zauber aus, der ihnen allenthalben die Herzen wie im Fluge eroberte. Sie mußten ihn schon durch ihre sprachlichen Reize in ihren Bann zwingen und den Poeten in ihm mit einer wahren Künstlerfreude erfüllen. Denn mit einer solchen Energie des Stils, mit einer solchen Fülle bildlicher Ausdrücke und schlagender Vergleiche, mit einer solchen Kraft und Herzlichkeit des Tons endlich war noch nie zuvor zum Volke gesprochen worden. Und wie vertraut mußte den Nürnberger Schwankdichter der derbe, kraftstrotzende Humor des Mönchs anmuten, mit welchem dieser seine Gegner neckte und ärgerte! Aber zunächst und vor Allem war es doch die in diesen Schriften waltende Glaubensfreudigkeit und religiöse Innigkeit, die ihn packte und erschütterte. An ihnen erhob er sich, an ihnen reifte und erstarkte er. Mit Luthers Schriften in der Hand schlug er sich durch alles Zagen und durch alle Zweifel hindurch; sie halfen seinem Glauben zu immer fortschreitender Verinnerlichung und Vertiefung.

Ganz in der Stille vollzog sich dieser Prozeß, aus dem er als ein überzeugter Anhänger der neuen Lehre hervorging.[1]) Auch er war nun ein ‚Ketzer‘ geworden und der alten Kirche verloren. Alles Schwanken war jetzt vorüber, er fühlte nun wieder festen Boden unter den Füßen, und damit kam auch die alte Freudigkeit und Schaffenslust wieder über ihn. Immer fester, sicherer und innerlicher war sein eigenes Glaubensleben geworden, immer klarer sein Blick für alle Erscheinungen der neuen Bewegung, immer sicherer und abgeklärter sein Urteil. Und nun drängte es ihn auch, laut und öffentlich ein evangelisches Bekenntnis abzulegen und tapfer für den geächteten Mönch zu zeugen, der auch ihn aus dem „babylonischen Ge-

---

[1]) Ein spruchfähiges Urteil in Glaubenssachen — so bemerkt J. Janssen, Gesch. des deutschen Volkes VI. 206 — habe zwar der Nürnberger Schuster nicht beanspruchen können. ‚Aber‘, so fährt er wörtlich fort, ‚Niemand wird bestreiten wollen, daß Hans Sachs sich aus voller Ueberzeugung der lutherischen Lehre anschloß‘.

fängnis" erlöst hatte. So schrieb er denn 1523 — sechs Jahre nach Luthers erstem öffentlichen Auftreten und zwei Jahre nach dem Reichstage zu Worms — sein Gedicht von der „Wittenbergischen Nachtigall"[1]), in dem er mit innerem Jubel die neue Lehre und ihren Herold begrüßte und zugleich in schlichten Worten sein eigenes Glaubensbekenntnis aussprach. In hellem Ton kündet er den Aufgang des Tages:

> Wach auff, es nahent gen dem tag!
> ich hör singen im grünen hag
> ein wunigkliche nachtigall,
> ir stim durchklinget berg und thal.
> Die nacht neigt sich gen occident,
> der tag geht auff von orient,
> die rotprünstige morgenröt
> her durch die trüben wolken göt . . .

Der Mond verbirgt sich, der jetzt bleich geworden und doch vordem die ganze Herde mit seinem falschen Glanze derart geblendet, daß sie ihren Hirten und die Weide verlassen hatte. Die Schafe waren in die Wildnis geraten, wo sie des Löwen Stimme immer tiefer in die Irre lockte. Statt der 'süßen Weide' waren nun 'Unkraut, Disteln und Dornen' ihre Nahrung. Sie verstrickten sich in die verborgenen Schlingen des Löwen, reißende Wölfe fielen über sie her und im Gras lauerten die Schlangen. Weit und umständlich führt der Dichter dieses Bild des Weiteren aus und giebt dann gleich selbst die Deutung dieser Allegorie, bei der es freilich ohne mancherlei Gewaltsamkeiten nicht abgeht. 'Die Wittenbergische Nachtigall die man jetzt höret überall' ist natürlich Luther, die Nacht die Verfinsterung des Glaubens, die Morgenröte das Gesetz und die Propheten, der Glanz des Tages das von Luther neu verkündete Evangelium[2]). Der Mond, der

[1]) Keller, VI. S. 368—386. Vergl. auch Fr. Schultheiß, Hans Sachs in seinem Verhältnisse zur Reformation. München 1879. (Leipziger Dissert.) S. 7 ff. Einen Abdruck der ersten Ausgabe mit der Vorrede gab K. Pfaff, Denkmal Martin Luthers, Heidelberg 1817. S. 265—285. Einen modernisierten Neudruck veranstaltete Karl Siegen, Jena 1883.

[2]) 'Also hant uns die wölff und schlangen | biß in das vierthalbhundert jar | Behalten in ir hut fürwar | Und mit des bapst gewalt umbtriben, | Biß Doctor Martin hat geschriben | Wider der geistlichen miß-

'mit seinem falschen glinster' die Herde blendete, ist die Menschenlehre der Sophisten, der Löwe in der Wüste ist der Papst, die Stricke sind seine Dekretalen, die Wölfe und die Schlangen seine Diener und Helfershelfer. Und nun hält der Dichter diesem ‚listigen' Löwen und seinen Kreaturen mit einem wahren Ingrimm ihr langes Sündenregister vor. Zornig eifert er gegen Alles das, was die Römischen unter Gottesdienst begreifen: gegen Pfaffentum und Gebetplärren, gegen Kasteien und Fasten, gegen Beichte und Ablaß und gegen alles übrige eitle Gedicht und Menschenfund. Er eifert gegen die Schamlosigkeit und Unzucht der Klerisei, gegen ihr Gelderpressen bei den geistlichen Handlungen, gegen das Aussaugen des Volkes durch Zehnten und Bettelei, gegen die Ablaßbullkisten und ähnliche Schalksstricke: Alles das sind die Wölfe, welche die Schafe ‚scheren, melken, schinden und fressen'. Er eifert endlich gegen die faulen Haufen der Mönche und Nonnen, die ihre guten Werke um Geld verkaufen: Das sind die Schlangen, welche die Schafe aussaugen ‚on unterlaß durch all gelid bis auf das mark'.

Doch nicht in dieser Polemik gegen Rom liegt der Schwerpunkt des Gedichts, sondern in dem Bekenntnis zu der neuen Lehre, die Luther an das Licht gebracht. Schlicht und einfältig spricht der Dichter diesen seinen neuen Glauben aus, so wie sich derselbe in ihm geklärt und gefestigt hat. Er verweist auf einige Schriftworte im Johannes-Evangelium und fährt dann fort:

So nun der mensch solch tröstlich wort
von Jesu Christo sagen hort
und das gelaubt und darauff baut
und den Worten von hertzen traut,
die im Christus hat zugesagt,
und sich on zweifel darauff wagt —
der selb mensch neu geboren heist
auß dem feuer und heiling geist
und wirt von allen sünden rein;
lebt in dem wort Gottes allein,
von dem in auch nit reißen künde
weder hel, teuffel, tot noch sünde.

---

brauch | Und widerumb auffdecket auch | Das wort Gottes, die heilig schrifft | Er mündtlich und schrifftlich außrifft | In vier jaren bey hundert stucken | In teutscher sprach und last sie drucken'.

Wer also im Geiste erneut ist, der dient Gott im Geist und in der Wahrheit, wozu vor Allem ein herzliches, kindliches Vertrauen zu dem gnädigen Gotte gehört, ein Vertrauen, das da gewiß ist, daß auch Trübsal, Angst, Leid und Not nur dem Menschen zum besten dienen. Der rechte Glaube aber bewährt sich in der Liebe zum Nächsten; er übt sich in Werken der Barmherzigkeit, thut jedermann herzlich alles Gute aus freier Liebe, ohne eigenen Nutzen dabei zu suchen, mit Rat und mit That, mit Lehren, mit Strafen und mit Vergeben. Das allein sind die wahren, christlichen guten Werke. Und damit in diesem Punkte über den Gegensatz der evangelischen Lehre zur römischen Werkheiligkeit auch nicht der mindeste Zweifel bleibe, fügt er noch ausdrücklich hinzu:

> Hie muß man aber fleißig merke(n)
> das sie zur seligkeit nit din.
> Die seligkeit hat man vorhin
> durch den gelauben in Christum.
> Dis ist die ler kurz in der sum,
> die Luther hat an tag gebracht.

Der poetische Wert des etwas langatmig geratenen Gedichts — es zählt nicht weniger als 700 Verse — ist nicht eben hoch anzuschlagen: einzig in der einleitenden Schilderung des anbrechenden Tages, des vor dem Sonnenglanze erbleichenden Mondes und des Gebahrens der von dem hellen Schein geblendeten lichtscheuen Tiere — einzig hier erhebt es sich zu höherem Schwunge und bekundet wirklich dichterische Anschauung und Gestaltungskraft. Wo jedoch Hans Sachs im weiteren Verlaufe in breitspurigem Allegorisieren sich gütlich thut, da versagt diese Kraft; da gerät er nur zu rasch in einen dürren Schematismus, wobei zugleich die ganze Unbeholfenheit seiner Technik besonders scharf in die Augen springt. Allerdings klingt auch durch all das Schnörkel- und Arabeskenwerk sein ehrlicher, warmblütiger Zorn hindurch, aber das ganze Bild ist doch zu verzwickt und verkünstelt, als daß eine reine poetische Wirkung möglich ist. Erst in seinem eigenen Bekenntnis findet er auch seine eigene kunstlose Sprache wieder und hier ist wieder Alles schlicht und warm, treuherzig und eindringlich. Wohl aber sind jene polemischen Partien sachlich überaus interessant und ein beredtes Zeugnis

dafür, wie intim unser Schuhmacher auch mit den theologischen Streitigkeiten jener Tage vertraut ist. Allenthalben spürt man seine reiche Belesenheit, der kaum eine der wichtigeren Streit- und Flugschriften von hüben und drüben entgangen ist und ebenso seine seltene Kenntnis aller römischen Institutionen und Praktiken, die für einen Laien immerhin überraschend ist. Dagegen schiebt er, wo er von der evangelischen Lehre Zeugnis giebt, alles dogmatische Beiwerk völlig bei Seite. Hier ist ihm nur noch die Bibel Richtschnur und Wegzeiger; aus ihr formuliert er sich das reine Evangelium einfältig und demütig, so gut wie er's begreifen kann, ohne alles spitzfindige Grübeln und mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe. Hier spricht nur der fromme Laie, dem in den zwei Stücken: liebe Gott und liebe deinen Nächsten, sein ganzer Christenglaube beschlossen ist.

Das Gedicht ist datiert vom 8. Juli 1523 und in der etwas ungefügen prosaischen Vorrede zur ersten Ausgabe „allen Liebhabern evangelischer Wahrheit" zugeeignet, dem gemeinen, unwissenden Manne zur Belehrung, den Anhängern der Lehre Luthers zur Bekräftigung, den Verächtern des Wortes Gottes zur ernsten Prüfung.[1]) Es war rasch weit über das Weichbild der Stadt hinaus in mehrfachen Auflagen und Nachdrucken (Zwickau und Eilenburg) verbreitet und erregte bei den Römischen ebenso viel Anstoß und Aergernis, wie bei den Lutherischen Freude und

[1]) Diese Stelle der Vorrede ist inhaltlich und sprachlich so interessant, daß sie hier im Wortlaut folgen mag: ‚Nun von disen angezaygten stucken allen, will ich in ainer summ, ain kurtze erklerung thon, dem gemaynen man (solcher handlung vnwissent) zu vnderweysen vnd leeren, darauß er müg erkennen die götlich warhait, vnd dargegen die menschlichen lugen, darinn wir gewandert haben. Zum andern den, so die götlich warhait vorerkant haben, die zu ermanen, der gütige genad gottes, der vns so reychlichen mitgetaylt hatt, die offenbarung des hayligen Euangeliums, in disen letsten geferlichen zeyten, auff das sy jm herzlich dancksagen. Zum dritten, den, die solches wort gotes nit annemen, sonder verachten, vnd zum tayl verfolgen, ob sy der barmhertzig got auch erleüchtet, das sy annemen dz troſtlich Euangelium vnd abliessen von dem falschen vertrawen, zu erlangen die säligkait, mit jren selb erdichten wercken, in wölchen got kain gefallen hat, vnd liessen die eer der säligmachung allain Christo vnserm herren, wölches von gott vns geben ist, zür weyßheit vnd zür gerechtigkait, vn zür hailigung, vnd erlößung.'

Begeisterung. Hier war das Bekenntnis eines schlichten Handwerkers, an dessen gründlicher Beschlagenheit in der Schrift und an dessen genauer Kenntnis der reformatorischen Litteratur die Römischen es gleichsam mit Händen greifen konnten, wie kräftig die neue Bewegung bereits ihre Wurzeln getrieben, und wie durch dieselbe die Volksseele in ihren tiefsten Tiefen erregt war. Hier war das Bekenntnis eines Laien, der vor wenigen Jahren noch gläubig zu Maria, der „Himmelkaiserin“ gebetet und der heiligen Katharina in einem Liede gehuldigt hatte, und der nun allein auf Christi Blut und Gerechtigkeit sein Seelenheil gründete; das Bekenntnis eines Unzünftigen und Ungelehrten, der, ungeschreckt durch die Autorität der Weihen, kraft des allgemeinen Priestertums auch für sich das Recht des Protestierens beanspruchte und dem ganzen ‘Hofgesinde des Antichrists‘ tapfer zu Leibe ging. Aber auch für die neue Lehre selbst war dieses Zeugnis von besonderem Wert, und der wackere, bibelfeste Schuhmacher mußte den Anhängern Luthers als Bundesgenosse in ganz besonderem Maße willkommen sein. Denn seine bilderreiche und drastische Darstellung des ‚von Luther an den Tag gebrachten‘ Evangeliums konnte in weit breitere Schichten dringen als die Predigt auf der Kanzel; sie packte den kleinen Mann durch ihre Frische und Anschaulichkeit und den Reiz der gebundenen Rede, für den gerade in Nürnberg, auf dem klassischen Boden des Meistergesangs, das Ohr ganz besonders empfänglich war. Zudem hatte das Grundthema des Gedichts, das glücklich erfundene Bild von der den Tagesanbruch verkündenden Nachtigall, durch seine lebendige Anschaulichkeit alle Anwartschaft darauf, recht eigentlich populär zu werden, und namentlich hatte Hans Sachs mit jener Bezeichnung für Luther selbst thatsächlich ein geflügeltes Wort geschaffen, das in Rede und Schrift vielfältig wiederklang. So finden wir u. a. die ‚Wittenbergische Nachtigall‘ alsbald in einer zweiten Flugschrift [1]) wieder, in der ein anderer Nürnberger, der

[1]) Triumphus veritatis. Sick der warheyt. Mit dem schwert des geysts durch die Wittenbergüsche Nachtigall erobert. Abgedr. bei O. Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit. II² Hannover 1863. S. 196—251. Nach Schade fällt die Abfassungszeit dieses Gedichts in den

sich ‚Freiermut‘ nannte, den ‚Sieg der Wahrheit mit dem Schwert des Geistes durch die Wittenbergische Nachtigall erobert‘, in einem weitschweifigen Gedichte feierte, in welchem auch sonst mancherlei Anklänge an das Lied des Hans Sachs unverkennbar sind. Denn auch hier wird geschildert, wie die Wahrheit verborgen gewesen und finstere Nacht über der Erde gelagert habe, so lange wir durch den Antichrist mit „falscher lügenhafter Lehre“ betrogen waren.

> Biß du uns hast in teutsche lant
> Din boten Martin Luther gsant,
> Der durch dein evangelion
> (Welchs du durch in uns kund hast gthon)
> Erlöset hat von seinem gwalt
> Und uns dir wider zugestalt.

Und auch in einem zweiten Gedicht [1]) noch zog Hans Sachs im gleichen Jahre die Summe seines neuen Glaubens und zwar hier ohne jede polemische Beimischung. In zwölf kurzen Sätzen schildert er hier ebenso viele Eigenschaften und Kennzeichen eines rechten Christen, denen er dann, gleichfalls in der Zwölfzahl, die Merkmale der Gottlosen gegenüberstellt. Natürlich treibt er auch hier wieder das beliebte allegorische Spiel, indem jede einzelne Eigenschaft an je einem Vogel demonstriert wird: wie der Adler in die Sonne sieht, so soll der Christ in das Licht schauen, das ihm im Worte Gottes erstrahlt; wie die Nachtigall dem Tage entgegensingt, so soll auch der Christ nicht schweigen, sondern Christum, das ewige Licht, verkündigen ꝛc. Aber auch hier das gleiche echt evangelische Bekenntnis wie in seiner ‚Wittenbergischen Nachtigall‘. Das Wort Gottes steht an der Spitze, das freudige Bekenntnis zu Christo als dem einzigen Mittler und Erlöser bildet den Beschluß. Und was dazwischen liegt, ist wieder nur der Ausdruck seines nüchternen und praktischen Christenthums: ein rechter Christ hat ein warmes Herz für die Armen und

---

Winter 1524 auf 1525. Der Verfasser nennt sich Hans Heinrich Freiermut, ‚geborn bei Nürmberg uf dem sant, wonhaft bei Zürch im Schwitzer land.‘

[1]) „Der zwölff reynen vögel eygenschafft, zu den ein Christ vergleichet wirdt‘, bei Keller I, S. 377—379. Die Datierung schwankt zwischen 1523 und 1524.

bethätigt seinen Glauben in Werken der Liebe und Barmherzigkeit.

Mit diesen Dichtungen hatte Hans Sachs die Brücke hinter sich abgebrochen. Er hatte sich damit den litterarischen Zeugen der Reformation beigesellt, und es beirrte ihn wenig, daß ihm nun die Römischen bald spöttisch, bald drohend, das „Schuster, bleib' bei deinem Leisten" zuriefen. Er stand fortan tapfer und schlagfertig seinen Mann, und schon im nächsten Jahre finden wir ihn abermals auf dem Kampfplatze.

Zweites Kapitel.

Die vier Dialoge.

> Chorherr: Lieber, was halt ir vom Luther?
> Schuster: Ich halt in für ein christlichen lerer, welcher (ich acht) seint der apostel zeit nie gewest ist.
> Hans Sachs.

„In diesem Jahre", so heißt es in einer Nürnberger Chronik beim Jahre 1524, „hat man dem Papste Urlaub gegeben". Als eine der ersten unter den deutschen Städten war diese Stadt der neuen Lehre gewonnen worden; jetzt, in diesem Jahre wurde auf ihrem Boden der Sieg des reformatorischen Gedankens endgültig entschieden. Das Wormser Edikt hatte hier wie überall die Gemüter aufs Tiefste bewegt, und durch die seitdem immer wachsende Begeisterung für Luther waren auch die Schwankenden mit fortgerissen worden. Die Ausführnng jenes Edikts war durch die für Nürnberg günstigen Reichstagsabschiede von 1523 und 1524, deren erster ein Konzil auf deutschem Boden forderte und bis dahin das „rechte, reine, lautere Evangelium gütig, sanftmütig und christlich" zu lehren befahl, zunächst hintangehalten; sie bedeuteten eine Art Waffenstillstand, durch den wenigstens vorläufig für die Weiterentwicklung des reformatorischen Werkes freier Spielraum gewonnen war. Schon predigte Osiander in Sankt Lorenz, Schleupner in Sankt Sebald, Thomas Venatorius im neuen Spital das von Luther verkündigte Evangelium, und im Rat standen die beiden Losunger Hieronymus Ebner und Kaspar Nützel mit dem Ratsschreiber Lazarus Spengler — der eben in diesem Jahre sein Kirchenlied: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt" dichtete — treu und unentwegt zu dem geächteten Mönche. Mit gutem Grunde konnte jetzt Osiander

frohlockend ausrufen: „Wir schwankten zwischen dem Worte Gottes und den Lügen der Menschen ... Jetzt aber ist .. nicht blos Hoffnung und Blüte, sondern auch schon die reife Frucht offenbar geworden".[1]) Jetzt fanden die Bettelmönche, wo sie anpochten, meist verschlossene Thüren, die Pfarrer sahen sich des Zehnten beraubt, überall in Stadt und Land erblickte man Mönche und Nonnen, welche dem Zwange der Klosterregeln entflohen waren. Aber während so die Klöster immer leerer wurden, vermochten die Kirchen, von deren Kanzeln das Evangelium gepredigt wurde, die herzuströmende Menge kaum noch zu fassen. Schon fand in den Gottesdienst die deutsche Sprache mehr und mehr Eingang. Man begann die Ueberfülle des liturgischen Beiwerks, welche die Andacht erstickte, zu beschneiden, die Predigt mehr und mehr in den Mittelpunkt zu stellen. In der marianischen Antiphonie „Salve regina" wurde an Mariens Stelle Christus eingesetzt; der Kanon der Messe wurde weggelassen; die Heiligentage, die Jahrestage der Verstorbenen und die Seelenmessen kamen in Wegfall. In der Karwoche reichte der Augustinerprior Volprecht unter großem Zulauf des Volkes das Abendmahl in beiderlei Gestalt, und sein Beispiel fand rasch am neuen Spital und an den beiden Pfarrkirchen Nachahmung. Angeregt durch Luthers Aufruf an die Ratsherren aller Städte deutschen Landes beschloß der Rat — ebenfalls in diesem Jahre — die Errichtung eines Gymnasiums, als dessen Leiter er keinen Geringeren als Melanchthon zu gewinnen hoffte. Kein Wunder, daß der päpstliche Legat Lorenz Campeggi, welcher im März 1524 in Nürnberg eingezogen war, über die in der Stadt herrschenden Zustände geradezu entsetzt war und aus seinen Sorgen und Befürchtungen kein Hehl machte. In einem Gespräch mit seinem ehemaligen Schuler Christoph Scheurl wehklagte er, daß, da alle Welt meine, nur durch Glauben allein selig werden zu können, Niemand mehr Beichte und Messe achte und der Kirchenbesuch abnehme; daß an den Fasttagen man wohl in vier- bis fünfhundert Häusern Fleisch esse, und die Prediger den Papst öffentlich beleidigten. Und gerade so wie vor etlichen Jahren (8. Febr. 1521) der Nuntius

---

[1]) W. Möller, Andreas Osiander. Elberfeld 1870. S. 17.

Aleander[1]) aus Worms berichtet hatte, daß es dort täglich lutherische Schriften in deutscher und lateinischer Sprache regne und gar nichts anderes mehr verkauft werde als Schriften Luthers, klagte nun Campeggi über Nürnberg, daß auch hier alle Buchläden voll seien von lutherischen Büchlein, während ein papistisches, nach welchem er hatte fragen lassen, nirgends zu haben war. Daß hier unter den Augen der Reichsversammlung und der päpstlichen Legaten die Dinge so sich entwickeln konnten, beweist am augenfälligsten die Mächtigkeit und Unaufhaltsamkeit der Bewegung, und beweist vor Allem, wie hier die Wortführer der neuen Lehre von der frischen Begeisterung der Volksmassen sich getragen fühlten und wie gerade in diesen breiten Schichten des Bürgertums die Herzen dem Reformator entgegenschlugen.[2])

Zu jenen „lutherischen Büchlein", welche den hellen Zorn des päpstlichen Legaten herausforderten, gesellten sich nun, im Jahre 1524, vier neue Flugschriften[3]) aus der Feder des Mannes, welcher im Jahre zuvor durch sein Lied von der Wittenberger Nachtigall frei und öffentlich zu der neuen Lehre sich bekannt hatte und der seitdem von den Römischen mit dem Spottnamen des „tollen" oder des „verfluchten" Schusters belegt war. Nach des Dichters eigener, am Neujahrstage 1567 aufgestellten „Inventur"[4]) seiner Bücher waren es ursprünglich sieben Dialoge gewesen, von denen jedoch nur vier in Einzeldrucken erhalten sind. Auch werden die anderen drei schwerlich je gedruckt worden sein, da sonst ihr langes Verschollensein nicht recht zu erklären ist.[5])

---

[1]) P. Kalkoff, Die Depeschen des Nuntius Aleander. Halle 1886. S. 44.

[2]) Vgl. Fr. Roth, Die Einführung der Reformation in Nürnberg. Würzburg, 1885. S. 142 ff.

[3]) Vier Dialoge von Hans Sachs. Herausgegeben von Reinhold Köhler. Weimar, 1858. Die Einzelausgaben verzeichnet E. Weller, Der Volksdichter Hans Sachs. Nürnberg, 1868. S. 18—23.

[4]) Er gedenkt hier der Dialoge mit folgenden Worten: „auch fand ich in mein büchern gschriben | artlicher dialogos siben, | doch ungereimet in der pros, | ganz deutlich, frei on alle glos".

[5]) Von einem weiteren, 1882 durch E. Goetze mitgeteilten Dialog, der gleichfalls die religiösen Zustände Deutschlands behandelt, wird später die Rede sein.

Schlag auf Schlag folgten einander jene vier, je mit einem Holzschnitt geschmückten und mit dem Autornamen „Hans Sachs" oder auch „Hans Sachs, Schuster" gezeichneten, in Prosa geschriebenen Gespräche, denen in der Unzahl der allerwärts empor-wuchernden zeitgenössischen Flugschriften, Sendschreiben, Pasquille und Dialoge eine ebenso eigentümliche wie bedeutsame Stellung zukommt. Denn eigentümlich und bedeutsam sind diese Reformationsschriften des Nürnberger Schuhmachers sowohl durch die Persönlichkeit ihres Verfassers, wie durch ihre Form und ihren Inhalt; bedeutsam vor Allem auch als ein köstliches Zeugnis für die Stimmung des ehrbaren Mittelstandes, soweit dieser in seinem religiösen und sittlichen Empfinden mit Luther sich eins wußte; eigentümlich durch die Milde der Gesinnung und den von der fast allgemein gang und gäben Rohheit der derzeitigen Polemik so wohlthuend abstechenden vornehmen und besonnenen Ton; eigentümlich nicht zuletzt auch durch die unbefangene Stellung den lutherischen Glaubensgenossen gegenüber, denen der schlichte Handwerksmann in diesen Gesprächen einen sittlichen Wegweiser aufrichtet und mit deren Leben und Wandel er brüderlich aber ohne Scheu ins Gericht geht. Durch ihre treuherzige Einfalt und Herzensgüte üben diese Blätter auch heute noch einen unwiderstehlichen Reiz aus und machen auch dem heutigen Leser das Herz warm und weit. Aber man ahnt zugleich auch angesichts dieser tiefen und lichten Gedanken, angesichts dieser Fülle und schlagenden Einfachheit der Bilder, berührt von der Herzlichkeit der Rede und von dem frischen Odem einer gesunden evangelischen Gesinnung, wie diese Blätter vollends auf die Zeitgenossen wirken mußten und was gerade in Nürnberg für das Werk Luthers die Bundesgenossenschaft dieses Mannes bedeutete. Denn hier war das schlichte, einfältige, warme und eindringliche Wort eines Mannes, den man kannte und von dem man wußte, daß sein Leben im Einklang stand mit dem, was seine Lippen verkündigten.

Die erste dieser Flugschriften ist betitelt: Disputation zwischen einem Chorherren und Schuhmacher, darin das Wort Gottes vnnd ein recht Christlich wesen verfochten würdt, und trägt als Motto das Wort aus dem Evangelium

Lucae: „Ich sage euch, wo dise schweygen, so werden die stein schreyen". Der Schuhmacher — worunter hier wie im Folgenden immer Meister Hans selbst zu verstehen ist — kommt zum Chorherrn, um diesem ein Paar Pantoffeln abzuliefern, und gerät bei diesem Anlaß mit seinem Auftraggeber alsbald in ein theologisches Gespräch, indem er, anknüpfend an eine Bemerkung des Chorherrn über sein Sommerhaus und das Singen der Nachtigallen, keck auf die Wittenbergische Nachtigall anspielt. „Ei, der teufel hol den Schuster mit sampt seiner nachtigal" fährt der geistliche Herr auf. Und er fügt hinzu: möge auch der Luther immerhin den allerheiligsten Vater, den Papst, die heiligen Väter und uns würdige Herren schmähen, was aber geht unser Wesen den „tollen" Schuster an? Doch der Meister bleibt ihm die Antwort nicht schuldig. Es stehe geschrieben: „so du deines feindes esel under dem last sihest ligen, nit laß in, sonder hilf im. solt dann ein-getaufter christ seinem bruder nit helfen, so er in sech ligen in der beschwerd seiner gewißen?" Wohl, erwidert jener, es stehe aber auch geschrieben im Evangelium Matthaei am siebenten: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Aber so machten es die Lutherischen: solche Sprüche, welche wider sie seien, nähmen sie nicht zu Herzen oder ignorierten sie. Darauf der Schuster: Strafen und Richten ist zweierlei. Wir unterstehn uns nicht zu richten, welches allein Gott zugehört. — Aber es steht auch geschrieben: du sollst den Obern nicht schmähen in deinem Volke. — Wer ist denn der Oberste im Volke, wenn nicht der Kaiser und die Fürsten und die weltliche Obrigkeit? — Nicht also, sondern der Papst ist der vicarius Christi, danach die Kardinäle und Bischöfe mitsamt dem ganzen geistlichen Stande. Sie bedeuten die Sonne, und die weltliche Gewalt bedeutet den Mond, deshalb ist der Papst viel mächtiger denn der Kaiser, welcher ihm seine Füße küssen muß. — Ei, ist der Papst ein so gewaltiger Herr, so ist er gewißlich kein Statthalter Christi, denn Christus spricht bei Johannes am achtzehnten: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, und er floh, da man ihn zum Könige machen wollte. Auch sprach er zu seinen Jüngern, Luc. 22: Die weltlichen Könige herrschen und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren, ihr aber nicht also. Der Größte unter

euch soll sein wie der Jüngste und der Fürnehmste wie der Diener. Deshalb seid ihr, der Papst und ihr Geistlichen, nur Diener der christlichen Gemeinde, wo ihr anders aus Gott seid. Und als der Chorherr wiederholt, der Papst sei kein Sünder, sondern der Allerheiligste, da verweist ihn Meister Hans auf das Schriftwort: wer da sagt, er sei ohne Sünde, der ist ein Lügner, und deshalb könne auch der Papst nur ein Sünder oder ein Lügner, nimmermehr aber der Allerheiligste sein.

Und nun kommt das Gespräch nach mancherlei Hin und Her auf den springenden Punkt zurück: das Recht der Laien in der Kirche und ihr Recht auf die Bibel. Denn der in die Enge getriebene Chorherr sucht aufs Neue damit auszuweichen, daß er wohl den Gelehrten ein gewisses Recht der Kritik einräumt, ein solches Recht aber, trotz dem drastischen Einwurf des Schusters, daß doch ein Esel den Propheten Bileam gestraft habe, den Laien schlechtweg abstreitet. Nun wolle gar ein Schuhmacher ein solches Recht sich anmaßen! Einem solchen „zimpt mit leder und schwerz umbzugen und nicht mit der heiligen schrift". Aber der bibelfeste Meister läßt sich nicht verblüffen. Er weist seinen geistlichen Gegner hin auf das Wort Christi: „durchsucht die Schrift, die giebt Zeugnis von mir"; auf das Wort des Psalmisten: „Selig ist der Mann, der sich Tag und Nacht übet im Gesetz des Herrn"; auf Petrus: „Seid allezeit erbötig zur Verantwortung gegen jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist"; auf Paulus, der die Epheser lehre zu fechten wider den Anlauf des Teufels mit dem Worte Gottes, welches er ein Schwert nenne, bis ihn der Geistliche ärgerlich unterbricht: „Pi pu pa, wie seint ir lutherischen so nasweis, ir hört das gras wachsen. Wenn euer ein spruch oder zwen weißt aus dem evangelio, so veriert ir iederman mit". Zugleich glaubt er einen besonderen Trumpf auszuspielen, indem auch er ein Schriftwort ins Feld führt: „ein jeglicher wie ihn der Herr berufen hat, so wandel' er". Wohl kenne er den Spruch, entgegnet der Meister, aber darin sei doch nur vom äußerlichen Stand und Handlung die Rede, von Knechten und Freien, nicht aber vom Worte Gottes. Und nun weist er schlagfertig und eindringlich, gestützt auf gründliche Belesenheit in der Bibel, immer aufs Neue das gute Recht der

Laien nach, in der heiligen Schrift zu forschen, und wie der heilige Geist weder an Gelehrsamkeit noch an Weihen gebunden sei. Auf die spöttische Einrede des Chorherrn, daß er keinen heiligen Geist in sich verspüre, fährt er zornig auf, daß, wenn sie den Geist Gottes nicht hätten, die Geistlichen lieber die Geistlosen heißen sollten, und als jener dann fortfährt, über den ‚armen heiligen Geist der Lutherischen' zu witzeln, der allem Anscheine nach Tag und Nacht schlafe, da man nichts von ihm spüre, da hält er ihm den Spruch Matth. 7 Vers 6 entgegen: ‚ir solt euer heiltumb nit den hunden geben, noch die perlein für die schwein werfen, auf daß sie dieselbigen nit mit füßen zutreten'. Ob er sich solch' grober Worte nicht schäme, erwidert der Geistliche, doch der Schuster zuckt gelassen die Achseln: ‚Ei lieber Herr, zörnt nit, es ist die heilig schrift'. — ‚Ja, ja, ja, ir lutherischen sagt vil vom wort gottes und wert doch nur ie lenger ie erger, ich spür an keinem kein besserung'.

Damit wendet sich das Gespräch zwanglos den äußeren guten Werken zu, denen gegenüber Meister Hans nachdrücklich auf das Anbeten im Geist und in der Wahrheit hinweist, so wie es Martin Luther in seinem Büchlein von der christlichen Freiheit beschrieben habe. Den Chorherrn bringt natürlich diese Berufung auf den Ketzer nur aufs Neue in Harnisch: ‚Ich wolt, daß der Luther mit sampt sein büchern verprent wurd, ich hab ir nie keins gelesen, und wil ir noch keins lesen'. Der spöttischen Entgegnung des Schuhmachers aber: ‚Ei was urteilt ir dann?' weicht er mit der Gegenfrage aus: Wie, daß ihr den lieben Heiligen auch nimmer dienet? — Christus spricht: Du sollst Gott deinen Herrn anbeten und ihm allein dienen. — Wir müssen doch aber Fürsprecher haben bei Gott? — Wir haben nur einen Fürsprecher bei Gott: Jesum Christum. — Ja, Lieber ja, Not bricht Eisen. Wenn euch eine Hand entzwei wäre, so würdet ihr bald St. Wolfgang anrufen. — Christus spricht: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Wo wollt ihr denn bessere Hülfe suchen? — Aber daß ihr nicht fastet, lehrt euch das auch der lutherische Geist? — Fasten ist uns von Gott nicht geboten, sondern frei gelassen. Christus spricht nicht: ‚ihr sollt oder müßt fasten', wie unsere

Stiefväter zu Rom thun. — Ihr fastet aber gar nimmer. — Nun ich meine, erwidert Hans, das rechte Fasten ist bei den Handwerksleuten, ob sie gleich am Tage vier mal essen, mehr zu finden, als bei allen Mönchen, Nonnen und Pfaffen im ganzen Lande. — Das Fasten ist noch das wenigste, ihr Lutherischen freßt aber Fleisch dazu am Freitag, daß euch's der Teufel gesegne! — Fleisch essen ist von Gott auch nicht verboten, deshalb kann es auch keine Sünde sein. — Man soll aber gute alte Gewohnheit, die schon drei oder vierhundert Jahre gewährt, nicht verachten. — Christus spricht Johannes am vierzehnten: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Er spricht aber nicht: ich bin die Gewohnheit.

In ähnlicher Weise wird das Thema von der Beichte abgehandelt, worauf sich das Gespräch zuletzt den Konzilien zuwendet: Einen zwiefachen Schaden haben diese nach des Schusters Meinung angerichtet, und zwar zunächst durch die Gebote ohne Maß und Zahl, von denen die meisten in der Schrift nicht gegründet seien. Man habe durch solche Gebote der Menschen Gewissen verstrickt, so daß dieselben den wahren Geboten Gottes gleich geachtet und dadurch diese letzteren bei den Menschen verächtlich gemacht wurden. ‚Fleisch eßen am freitag hat man für größer sünd geacht dann ebrechen, und so ein pfaff ein recht eweib het gehabt, hat man größer sünd gehalten dann so er ein huren oder zwo het‘.[1]) Zum andern hat man viel neuen Gottesdienst angerichtet und gute Werke genannt, damit zumeist Mönche, Nonnen und Pfaffen umgehen und ist doch das alles eitel äußerliches Larvenwerk, davon Gott nichts geheißen hat. — Was sind denn rechte christliche gute Werke? — Ein recht Christgläubiger, welcher wiedergeboren ist aus dem Wasser und Geist, dient Gott allein im Geist und in der Wahrheit und seinem Nächsten mit den Werken der Liebe. Das ist die Summe eines christlichen

---

[1]) Ebenso Lazarus Spengler in seiner ‚Schutzred und christliche Antwort‘ (1519): ‚Haben uns nit dieselben unsere Prediger so viel Kirchengesetz fürgelegt, daß sie damit die Gebot Christi ganz zurückgeworfen haben, ist nit der, der an einem Freitag durch Verbot des Kirchengesetz Fleisch gegessen, für sträflicher dann ein Gotteslästerer oder Ehebrecher, die Gott verwirft, geachtet . . .‘.

Wesens. Wohl kennten auch die Lutherischen gute Werke, aber nicht um den Himmel damit zu verdienen, welchen uns Christus verdient hat, auch nicht aus Furcht vor der Hölle, von der uns Christus erlöst hat, sondern aus göttlicher Liebe, Gott zur Danksagung und dem Nächsten zum Frommen. Und als nun der Chorherr beginnt, aufs Neue wider den Ketzer Luther loszupoltern und drohend ausruft: hilft süß nicht, so muß sauer helfen, denn die Ketzerei hat so überhand genommen, daß es hohe Zeit ist drein zu schlagen, da ist des Schuhmachers letztes Wort: Ist die Lehre aus den Menschen, so wird sie ohne allen Schwertschlag fallen, ist sie aber von Gott, so könnt ihr sie nicht dämpfen.

Dem Schluß des Dialogs giebt Hans Sachs eine schalkhafte, fast dramatisch zugespitzte Wendung. Es läutet zur Messe und die Köchin kommt, um ihrem Herrn in den Chorrock zu helfen. Und da kann sich dieser nicht enthalten, der Magd gegenüber sein Herz auszuschütten:)Seht nur, wie heute die Laien mit uns Geweihten umspringen! Es ist, als sei der Teufel in den Schuster gefahren, und wäre ich nicht so gelehrt, er hätte mich wahrhaftig auf den Esel gesetzt. Ich werd' ihm aber auch nichts mehr zu arbeiten geben, sondern dem Hans Zobel, das ist ein gutes, einfältiges Männlein und macht nicht viel Worte mit der heiligen Schrift und der lutherischen Ketzerei. Es schickt sich auch gar nicht für einen Laien, mit seinem Seelsorger zu disputieren, denn Salomo sagt: Wer einen einfältigen Wandel führt, der wandelt wohl. Ei, diesen Spruch hätt' ich dem tollen Schuster vorhalten sollen, dann wäre er vielleicht verstummt. Die Köchin ihrerseits vermag es gar nicht zu fassen, wie heutiges Tages die Laien so geschickt reden können, eine Bemerkung, die den geistlichen Herrn nur aufs Neue in Wallung bringt. Ja, woher kommt's? Weil man vor der Geistlichkeit keinen Respekt mehr hat. Früher wäre man mit dem Luther verfahren wie mit dem Johann Hus. Aber wie will man heute die evangelischen Prediger zum Schweigen bringen! Heißt man sie schweigen, dann wollen sie mit dem Papst und mit den Bischöfen disputieren, was doch in der Welt unerhört ist. Schließlich kommt ihm ein guter Gedanke. Er läßt seinen, ihm als bibelfesten Mann bekannten Kalfaktor rufen, damit dieser ihm etliche Sprüche aufsuche und ihm damit für

Stiefväter zu Rom thun. — Ihr fastet aber gar nimmer. — Nun ich meine, erwidert Hans, das rechte Fasten ist bei den Handwerksleuten, ob sie gleich am Tage vier mal essen, mehr zu finden, als bei allen Mönchen, Nonnen und Pfaffen im ganzen Lande. — Das Fasten ist noch das wenigste, ihr Lutherischen freßt aber Fleisch dazu am Freitag, daß euch's der Teufel gesegne! — Fleisch essen ist von Gott auch nicht verboten, deshalb kann es auch keine Sünde sein. — Man soll aber gute alte Gewohnheit, die schon drei oder vierhundert Jahre gewährt, nicht verachten. — Christus spricht Johannes am vierzehnten: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Er spricht aber nicht: ich bin die Gewohnheit.

In ähnlicher Weise wird das Thema von der Beichte abgehandelt, worauf sich das Gespräch zuletzt den Konzilien zuwendet: Einen zwiefachen Schaden haben diese nach des Schusters Meinung angerichtet, und zwar zunächst durch die Gebote ohne Maß und Zahl, von denen die meisten in der Schrift nicht gegründet seien. Man habe durch solche Gebote der Menschen Gewissen verstrickt, so daß dieselben den wahren Geboten Gottes gleich geachtet und dadurch diese letzteren bei den Menschen verächtlich gemacht wurden. ‚Fleisch eßen am freitag hat man für größer sünd geacht dann ebrechen, und so ein pfaff ein recht eweib het gehabt, hat man größer sünd gehalten dann so er ein huren oder zwo het'.[1]) Zum andern hat man viel neuen Gottesdienst angerichtet und gute Werke genannt, damit zumeist Mönche, Nonnen und Pfaffen umgehen und ist doch das alles eitel äußerliches Larvenwerk, davon Gott nichts geheißen hat. — Was sind denn rechte christliche gute Werke? — Ein recht Christgläubiger, welcher wiedergeboren ist aus dem Wasser und Geist, dient Gott allein im Geist und in der Wahrheit und seinem Nächsten mit den Werken der Liebe. Das ist die Summe eines christlichen

---

[1]) Ebenso Lazarus Spengler in seiner ‚Schutzred und christliche Antwort' (1519): ‚Haben uns nit dieselben unsere Prediger so viel Kirchengesetz fürgelegt, daß sie damit die Gebot Christi ganz zurückgeworfen haben, ist nit der, der an einem Freitag durch Verbot des Kirchengesetz Fleisch gessen, für sträflicher dann ein Gotteslästerer oder Ebrecher, die Gott verwirft, geachtet ...'.

Wesens. Wohl kennten auch die Lutherischen gute Werke, aber nicht um den Himmel damit zu verdienen, welchen uns Christus verdient hat, auch nicht aus Furcht vor der Hölle, von der uns Christus erlöst hat, sondern aus göttlicher Liebe, Gott zur Danksagung und dem Nächsten zum Frommen. Und als nun der Chorherr beginnt, aufs Neue wider den Ketzer Luther loszupoltern und drohend ausruft: hilft süß nicht, so muß sauer helfen, denn die Ketzerei hat so überhand genommen, daß es hohe Zeit ist drein zu schlagen, da ist des Schuhmachers letztes Wort: Ist die Lehre aus den Menschen, so wird sie ohne allen Schwertschlag fallen, ist sie aber von Gott, so könnt ihr sie nicht dämpfen.

Dem Schluß des Dialogs giebt Hans Sachs eine schalkhafte, fast dramatisch zugespitzte Wendung. Es läutet zur Messe und die Köchin kommt, um ihrem Herrn in den Chorrock zu helfen. Und da kann sich dieser nicht enthalten, der Magd gegenüber sein Herz auszuschütten: Seht nur, wie heute die Laien mit uns Geweihten umspringen! Es ist, als sei der Teufel in den Schuster gefahren, und wäre ich nicht so gelehrt, er hätte mich wahrhaftig auf den Esel gesetzt. Ich werd' ihm aber auch nichts mehr zu arbeiten geben, sondern dem Hans Zobel, das ist ein gutes, einfältiges Männlein und macht nicht viel Worte mit der heiligen Schrift und der lutherischen Ketzerei. Es schickt sich auch gar nicht für einen Laien, mit seinem Seelsorger zu disputieren, denn Salomo sagt: Wer einen einfältigen Wandel führt, der wandelt wohl. Ei, diesen Spruch hätt' ich dem tollen Schuster vorhalten sollen, dann wäre er vielleicht verstummt. Die Köchin ihrerseits vermag es gar nicht zu fassen, wie heutiges Tages die Laien so geschickt reden können, eine Bemerkung, die den geistlichen Herrn nur aufs Neue in Wallung bringt. Ja, woher kommt's? Weil man vor der Geistlichkeit keinen Respekt mehr hat. Früher wäre man mit dem Luther verfahren wie mit dem Johann Hus. Aber wie will man heute die evangelischen Prediger zum Schweigen bringen! Heißt man sie schweigen, dann wollen sie mit dem Papst und mit den Bischöfen disputieren, was doch in der Welt unerhört ist. Schließlich kommt ihm ein guter Gedanke. Er läßt seinen, ihm als bibelfesten Mann bekannten Kalfaktor rufen, damit dieser ihm etliche Sprüche aufsuche und ihm damit für

künftige Dispute ein Rüstzeug an die Hand gebe. Aber nun muß sich, um das Maß voll zu machen, auch dieser als einer von den „lutherischen Bösewichtern" entpuppen! Er wird natürlich weggejagt, die Köchin aber erhält den Auftrag, ein gutes Essen für die nach der Messe zu erwartenden Gäste herzurichten. ‚Trag die bibel auß der stuben hinauß und sich, ob stein und würfel all im bretspil sein und daß wir ein frische karten oder zwu haben'.

Der Inhalt der zweiten Flugschrift ist durch den Titel ‚Eyn gesprech von den Scheinwercken der Gaystlichen vnd jren gelübdten', sowie durch das Motto: ‚Jr thorhait wirt offenbar werden yederman' zur Genüge gekennzeichnet, während die Situation durch den beigefügten Holzschnitt deutlich wird. Da sitzen nämlich Hans, der Schuhmacher und Peter, der Bäcker,[1]) sich gegenüber an einem Tische, während zwei Bettelmönche, Almosen heischend, in der Thüre stehen. Zwischen einem dieser Barfüßermönche, dem Bruder Heinrich, und jenen beiden Bürgern entspinnt sich ein Gespräch über die Klöster im allgemeinen, über Almosensammeln und -austeilen, über die Gelübde der Armut und Keuschheit.[2]) Da sie all das

[1]) Ueber den Beruf Peters geben seine eigenen Worte Auskunft: ‚Ja ir spent euer vigilg, selmessen und alle euer gotsdienst miltiglich gnug auß, wie ich mein semel und meister Hans seine schuch'. Bei Köhler S. 32.

[2]) Ebenfalls in der Form eines Gesprächs mit einem Bettelmönch hatte Kaspar Güttel 1522 das gleiche Thema in seinem ‚Dialogus odder gesprechbuchleyn, wye Christlich vnd Euāgelisch zcu leben' behandelt. Nur ist hier der Ausgang ein andrer, indem der Bettelmönch sich in der That entschließt, seinen bisherigen Stand zu verlassen und im Schweiß des Angesichts sein Brot zu verdienen: „Will mich bei Bauerndreschen drücken, — ob auch darüber brech mein Rücken". Vergl. G. Kawerau, Kaspar Güttel. Halle 1882. S. 40. — Die gleiche Wendung kehrt wieder in dem aus dem Jahre 1525 stammenden Schriftchen: ‚ain Schöner Dialogus wie ein bawr mit aim frawen bruder münch redt, das er die Kutten von jm würfft' (bei O. Schade II² 155—159). Hier beschließt der Mönch das Gespräch mit den Worten: ‚O herr, dein erbarmung ist manigfaltig. heut hast du erlöset mein sele auß der tiefe der helle. freuhd iezund stee ich auf und wirf mein kutten, darin ich müßig gangen, von mir, bekenne und sag offentlich: vermaledeiet sei der tag in welchem die kutt erdacht ist worden!... Dann von der müßigen kutten ist nie kain guts komen. also ‚freund, ich gee hin zu arbaiten. so ich zu der ernden herwider kum, wil ich dir dein eßen ab verdienen'.

Ihrige willig verlassen hätten, meint der Mönch, sollten sie darum nicht von frommen Leuten Almosen nehmen? — Das sei denn doch kein schlechter Tausch, erwiedert Peter. Was mancher von ihnen verlassen, sei kaum einen Gulden wert gewesen; dafür erhielte er eine Pfründe, wohl zweihundert Gulden wert und sei sein Lebenlang mit aller Notdurft versehen. Das heiße doch schwerlich, das Seine verkaufen und den Armen geben. Dem gegenüber beruft sich Bruder Heinrich auf 1. Corinth. 9. v. 13: Wisset ihr nicht, daß, die im Tempel schaffen, sich vom Tempel nähren, und die des Altars pflegen, vom Altar leben sollen? — Wohl, entgegnet Hans, es steht aber gleich im Text darnach: ‚Also hat der Herr befohlen, daß die das Evangelium verkündigen, sich vom Evangelio nähren sollen‘. Wir im Neuen Testament haben keinen Tempel mehr von Holz und Stein, sondern wir selbst sind der Tempel Gottes. Deshalb bedürfen wir auch keiner Tempelknechte mehr. Auch haben wir keinen Altar zum Opfern, bedürfen also auch keines Altardieners mehr, denn Christus ist allein Hoher Priester. Wir im Neuen Testament gebrauchen nur Diener zu verkündigen das heilige Evangelium. Ihr aber esset euer Brot im Müßiggang wider den Willen Gottes, der da gesagt hat: ‚Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen‘. — Ei, verkündigen wir euch doch auch das Evangelium und ist doch ein jeglicher Arbeiter seines Lohnes würdig. — Ja, antwortet Meister Hans, es sind etliche unter euch, aber leider nicht eben viele, die Christum rein predigen, sonst aber liegen die Klöster voll von solchen, die weder Gott noch der Welt nützen. — Ich mein', ihr seid unsinnig. Was thun wir sonst Tag und Nacht, denn daß wir Gott dienen? — Ja, ihr steckt voll Gottesdienst und guter Werke und ermangelt doch des allernötigsten Werkes, das Christus fordern wird am jüngsten Tage, nämlich die Werke der Barmherzigkeit. ‚Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich nicht gespeiset‘. — Lieber, geben wir denn kein Almosen? Kommt nur Morgen um Mittag einmal in unser Kloster, da werdet ihr einen Haufen armer Leute sehen, die wir täglich speisen. — Da aber fährt Peter auf: Ja wohl, das gebt ihr ihnen, was ihr nicht mögt und schüttet ihnen nichts als die Ueberbleibsel untereinander. Schämt ihr euch nicht, daß ihr

dem Herrn Christo ein solch ‚Geschlepper' zu essen gebt? Denn er spricht: ‚Was ihr dem Geringsten der Meinigen gethan habt, habt ihr mir selbst gethan'. — Der Mönch muß kleinlaut zugeben, daß ihr leibliches Almosen allerdings nur gering sei, aber dafür teilten sie die geistlichen Tröstungen aus an Alle, die ihrer begehrten. Aber auch dem gegenüber weisen die beiden Lutherischen nachdrücklich auf die unchristliche Praxis hin: auf die hohen Abgaben und Opfer und wie sie bei den Armen vorübergingen, wie der Priester und Levit bei dem unter die Mörder gefallenen Wanderer. (Luc. 10.) Ebenso kommt unser Bettelmönch bei dem heiklen Thema von der Keuschheit arg ins Gedränge, doch weist er nicht ohne Stolz darauf hin, was alles für Kasteiungen ihnen auferlegt seien, um die fleischlichen Begierden zu dämpfen. Sie trügen keine Leinwand, gürteten sich mit Stricken und gingen barfuß, trügen auch kein Haar auf dem Kopfe und badeten ihr Lebtag nicht bis nach dem Tode. Sie legten auch Nachts die Kleider nicht ab, müßten zeitweilig schweigen und vor Allem alltäglich eine oder mehrere Stunden im Chor stehen und knieen und alle Nacht zur Frühmette aufstehen. — Da habe er, fällt ihm Peter ins Wort, der mit seinen Knechten den ganzen Tag arbeiten müsse und schlecht esse, dazu oft erst zur Mettenzeit sich zum Schlafen niederlegen könne, doch wahrlich einen viel härteren Orden, [während der Schuhmacher ausruft: O ihr Blinden, wie betrügt ihr einander mit euren erdichteten, unbehilflichen Menschenwerken! Da ist in euern Regeln und Statuten von nichts anderem die Rede als von Kutten, Platten, Stricken, Schuhen, Fleischmeiden, Schweigen, Singen, Lesen, Mettegehen, Chorstehen, Bücken, Knieen und solchen äußerlichen erdichteten Werken, so daß recht eigentlich auf euch der Spruch geht: ‚Vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehre, die nichts denn Menschen Gebot ist'. Auch von euch gilt das Wort: ‚Wehe euch Gleisnern und Heuchlern', denn auswendig scheint ihr fromm, inwendig aber steckt ihr voll Heuchelei und Sünde. Armut haltet ihr ohne Mangel, Keuschheit, die besudelt, Gehorsam, der erdichtet ist.

Doch der Anblick des einfältigen Mönchleins besänftigt seinen Zorn, und er wendet sich wieder freundlich mit der Frage an ihn:] Sag', lieber Bruder Heinrich, was hat euch eigentlich in

den Orden gebracht? — Daß ich selig werde, wie uns in der Profeß verheißen wird. — Hofft ihr durch euer Mönchswerk selig zu werden? — Ja, was wollt' ich sonst im Kloster thun? — Spricht doch Paulus (Eph. 2), erwiedert Hans, ‚aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben und dasselbige nicht aus euch, es ist Gottes Güte und nicht aus den Werken, auf daß sich Niemand berühme'. — Darauf der Mönch: Wenn ich wüßte, daß ich nicht selig würde durch mein klösterlich' Leben, ich wollt' wahrlich meine Kutte allsogleich an den Zaun hängen. Aber nun bin ich zu alt; was sollte ich wohl anfangen? — Ich werde euch, meint der Schuhmacher, Handwerkszeug zum Holzhacken schenken, damit ihr euch durch Arbeit ernähren könnt. Da würdet ihr lernen, gehorsam werden gegen Jedermann, da würdet ihr erst die rechte, wahre Armut empfinden und auch die Unkeuschheit sollt' euch dann wohl vergehen. — Aber der Bruder glaubt denn doch, daß er im Vergleich dazu im Kloster besser aufgehoben sei, indem er zugleich das Gespräch geschickt auf ein anderes Thema hinüberspielt. Denn, meint er, man höre eben nicht viel Gutes von den entlaufenen Mönchen, wie könne sie da wohl ein guter Geist aus den Klöstern getrieben haben? — Der heißblütige Peter seinerseits pariert diesen Angriff mit seiner gewohnten Derbheit, denn da sehe man eben nur, was in den Kutten zu stecken pflege. Leute, die in den Klöstern gelebt hätten wie die lebendigen Heiligen, lebten nun draußen wie die Lotterbuben, und hätten doch eben das im Herzen gethan im Kloster, was sie nun draußen mit Werken thun.[1]) Auch Meister Hans muß angesichts der vor Augen liegenden trüben Erfahrungen zugeben, daß wohl viele nur aus Fürwitz und Mutwillen und wider ihr eigenes Gewissen den Klöstern entlaufen seien. Aber daneben seien doch auch Manche lediglich durch das Wort Gottes getrieben worden und hätten mit freiem, sicherem Gewissen ihr Gelübde zerbrochen. Und so möge auch er, Bruder Heinrich, noch erkennen, wie blind

[1]) Aehnlich Lazarus Spengler in seiner Schrift: „Die Hauptartikel, durch welche gemeine Christenheit bisher verführt worden ist ꝛc." (1522): ‚Denn wer weiß das nicht, daß ein Mönch mag ein Kappen und Platten tragen und daneben ein Bub in der Haut sein?' Vergl. Pressel, Lazarus Spengler. Elberfeld 1862. S. 49.

es sei, sich seiner Werke zu rühmen und darauf zu pochen, selig zu werden, statt demütig zu sprechen: „Gott sei mir armen Sünder gnädig".

Haben wir so in diesen beiden ersten Dialogen eine evangelische Polemik gegen die römische Kirche, so beschäftigt sich Hans Sachs in den beiden folgenden Gesprächen fast ausschließlich mit der eigenen Glaubensgenossen Leben und Wandel. Dort die Tendenz, die Schranke, welche die Romanisten zwischen dem geistlichen und weltlichen Stande aufgerichtet, als eitle Menschensatzung nachzuweisen; dort der Kampf gegen Werkheiligkeit, Klosterwesen, Cölibat; hier ein heller Weckruf an die Lutherischen selbst, denen der ‚tolle' Schuster eindringlich die Gewissen zu schärfen sucht. Ueber seine Beweggründe giebt er selbst in dem dem dritten Dialoge voraufgeschickten, vom Michaelistage 1524 datierten Widmungsbriefe an Hans Odrer zu Breslau bündige Auskunft. Denn es sei neuerdings Praxis der Römischen geworden, auf den Kanzeln und überall sonst auf den ‚verfluchten Geiz' und andere öffentliche Laster, welche noch (Gott erbarm's) bei uns im Schwange gehen, mit viel Geschrei hinzuweisen und daraus zu folgern, daß unsere Lehre falsch sei. Da sie mit all ihrem Disputieren und Schreiben nichts ausgerichtet, müßte nun unser sündiges Leben herhalten. Würde es damit besser, so hätten sie nichts mehr wider uns. Und so geht er denn in dem dritten Büchlein[1]) unerschrocken jenem römischen Argument „den Geytz, auch ander offenlich laster betreffend" zu Leibe, indem er an die Spitze des Dialogs das Wort Pauli schreibt: „Hurerey vnd vnrainigkait, oder geytz, laßt nit von euch gesagt werden, wie den heyligen zu steet".

Bei dem evangelischen Junker Reichenburger kehrt ein befreundeter römischer Geistlicher ein — Romanus nennt ihn Hans Sachs — der sogleich mit lebhaften Klagen über die unchristliche Gesinnung und den unchristlichen Wandel der Evangelischen losfährt. Man sehe nur ihren Geiz, ihre Unredlichkeiten in Handel und Wandel, ihre Wuchergeschäfte, ihre geringe Liebesthätigkeit, und

[1]) Der vollständige Titel lautet: ‚Ein Dialogus, des inhalt, ein argument der Römischen, wider das Christlich heüflein, den Geytz, auch ander offenlich laster betreffend'.



man spüre sofort, daß sie wohl das Wort haben, nicht aber die Werke. Viele der von Romanus gerügten Uebelstände muß der Junker zugeben, nur verwahrt er sich dagegen, daß eben das ein Ausfluß der evangelischen Lehre sei. Denn wer wolle es gut heißen, was Gott und der Nächstenliebe zuwiderlaufe? Gewiß giebt es auch unter den Evangelischen viele eigennützige und geizige Reiche, aber doch auch wahrlich gute Christen genug, die reichlich Almosen geben. Nur thun sie's in der Stille, und nicht wie die Pharisäer, sondern nach dem Worte Matthäi am sechsten, daß die linke Hand nicht weiß, was die rechte thut. Aber weil nun für euch keine Gaben, Schenkungen und Stiftungen mehr abfallen, darum meint ihr Klosterleute, daß überhaupt Niemand mehr Almosen gebe und daß unsere Herzen den Armen gegenüber verhärtet seien. Und ist's Recht, etlicher Geizhälse wegen, die mehr heidnisch denn christlich leben, die evangelische Lehre mit dem Vorwurf des Geizes zu besudeln? Der Geistliche aber kommt immer wieder darauf zurück: noch seien, obwohl das Wort Gottes, ‚wie ihr's nennt', lang genug gepredigt worden, nirgends gute Früchte zu spüren, sondern nur das, was dem Leibe wohl thut: als Nichtbeichten, Nichtfasten, Nichtbeten, Nichtkirchengehen, Nichtopfern, Nichtwallfahren, Fleischessen, aus den Klöstern laufen und dergleichen. Dazu herrschten allenthalben die vorigen heidnischen Laster als Geiz, Ehebruch, Hurerei, Feindschaft, Aufruhr, Zorn, Zank, Neid, Haß, Mord, Untreue, Spielen, Gotteslästern, Zutrinken, Saufen, Tanzen und Hoffart. Nach diesen Früchten sollte man die Evangelischen für Heiden aber nicht für Christen halten, denn Christus spricht Matthäi am siebenten: ‚An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen'. Gewiß, wiederholt der Junker, seien leider nur wenig wirkliche Christen unter denen, die sich schon des Evangeliums rühmen, denn auch der Spruch bleibe wahr, daß zwar viele berufen, aber nur wenige auserwählt seien. Gewiß mißbrauchten viele die evangelische Freiheit, dem Evangelium zu großer Schmach und Aergernis. Ihrer und unser aller möge Gott sich erbarmen, denn wir sind allzumal Sünder. Wer wollte auch hier auf Erden, im Leibe der Sünden, ein vollkommenes geistliches Leben erwarten? Ihr Römischen aber sagt immer ‚spüren, spüren!' Wißt ihr denn

nicht, daß das Reich Gottes nicht mit Aufmerken kommt, so daß man sagen könnte: siehe hier oder da? Nicht in äußeren Geberden liegt der wahre Gottesdienst, und so sollen auch die Werke der Nächstenliebe ganz einfältig in der Stille vor sich gehen. Und weil ihr's nicht seht, so meint ihr Werkheiligen, daß Niemand mehr Gott diene. So meint ihr auch, weil nach wie vor die Sünde im Schwange geht, daß Niemand unter der Zucht der evangelischen Lehre sich bessere. Aber es muß eben nach Gottes Ordnung Gut und Böse neben und untereinander wohnen. Mitten unter den Weltkindern läßt der Herr die Seinen aufwachsen, in der Stille, verachtet, verfolgt und verschmäht, unbemerkt wie die Lilien unter den Dornen, der Welt unbekannt bis zur Zeit der Ernte.

Das Vespergeläut ruft den Geistlichen ab, der sich noch keineswegs für überwunden hält. ‚Ich hab, sagt er, noch kein lust zu euerm hausen, weil also rutzigs und reudigs durcheinander geht. Wenn aber ein hirt und ein schafftal wurd, alsdann wölt ich mein kutten an zaun henken und zum hausen treten', während Hans Sachs seinerseits das Gespräch mit dem Worte des Psalmisten abschließt: ‚Selig ist der Mann, der sich Tag und Nacht übet im Gesetz des Herrn. Er wird sein wie ein Holz, gepflanzet zu den Flüßen der Wasser, das da giebt seine Früchte zu seiner Zeit".

Und nun kommt er in dem vierten und letzten Dialog noch einmal auf das gleiche Thema zurück, indem er dasselbe hier noch ungleich weiter und tiefer erfaßt und noch weit eingehender und eindringlicher ausführt. ‚Ein gesprech eynes Euangelischen Christen, mit einem Lutherischen, darin der Ergerlich wandel etlicher, die sich Lutherisch nennen, angezaigt vnd brüderlich gestrafft wirt', so lautet der Titel; ‚Last vnns niemant yrgent ein ergernuß geben, auff daß vnser ampt nicht verlestert werd, sonder in allen dingen last vns beweysen wie die diener Gottes', so das Motto. Die mit einander Hadernden sind in diesem Falle die beiden uns bekannten Meister Hans und Peter, während dem Meister Ulrich, dem Römischen, zumeist nur die Rolle des Zuhörers zufällt.

Der Schuhmacher kommt zum Peter, um sich sein Büchlein von der christlichen Freiheit, das er ihm geliehen, wieder abzuholen, und dabei wendet sich die Rede auch auf den Schwiegervater Peter's, den „alten Romanisten", wie Hans ihn nennt, eben jenen Meister Ulrich, den der Holzschnitt des Büchleins zeigt, wie er mit einem Rosenkranz in der Hand zur Thüre hereintritt. Peter klagt, daß dieser jetzt ganz sein Haus meide, und zwar, weil er ihn unlängst an einem Freitag über einem Kalbsbraten betroffen habe. Da habe er, Peter, auch Unrecht daran gethan, erwiedert Hans. Seine prinzipielle Stellung den Fastengeboten gegenüber hatte er bereits im ersten Dialog klar und unzweideutig genug dargelegt, aber die Praxis, so meint er nun hier, regele sich denn doch nach anderen Gesichtspunkten.[1]) Hier gelte vor Allem das Wort Pauli: „Sehet zu, daß eure Freiheit nicht werde zu einem Anstoß der Schwachen." Und als Peter einwirft, was ihm denn seine Freiheit nütze sei, wenn er sie nicht gebrauchen dürfe, fährt er fort: Sie sei uns so viel nütze, daß wir wüßten, daß uns alle Speise unschädlich sei. Aber um der Schwachen willen sollten wir's auch meiden können. Denn die rechte Probe eines Christen sei die Liebe, nicht aber das Fleischessen, denn das könnten Hunde und Katzen auch. Und wolle man den Anstoß nicht um der Menschen willen vermeiden, so sollte mans doch wenigstens um des Evangelii willen thun, welches vor Allem wegen des Fleischessens Ketzerei gescholten werde, da dieses von dem gemeinen Manne als das größte Aergernis an der evangelischen Lehre betrachtet werde.

Inzwischen ist Meister Ulrich dazu gekommen, welchen Hans ohne viele Umstände auffordert, ihn in die evangelische Predigt zu begleiten. Doch dieser will von dem ketzerischen Geistlichen nichts wissen, denn was er über ihn durch Peter gehört habe, sei nicht eben erfreulich. Da heiße es immer nur: unser Prediger

---

[1]) In einem Gedicht aus dem Jahre 1529 führt Hans Sachs unter den Hindernissen, die den Weg vom Berge Sinai, dem Gesetz, zum Berge Zion, dem Evangelium, erschweren, auch Gewohnheit und alte Bräuche auf, unter denen er besonders das Fasten hervorhebt. ‚Doch muß der mensch die uberstehgen | Und sein christliche freyheyt zeygen, | doch verschon der fremden gewissen.'

sagt, man dürfe nimmer beten, den Heiligen dienen, fasten, beichten, wallfahren, Messe hören, Jahrtage stiften, Ablaß lösen und „sei kein gut Werk zur Seligkeit nütze“. — Ei Peter, wendet sich Meister Hans wieder an diesen, da thust du mitsamt deinen Gesellen auch sehr Unrecht daran. Da fahrt ihr heraus: das und das sagt unser Prediger, ohne Grund und Ursache anzugeben, wodurch ihr nur die einfältigen Leute abschreckt und sie dahin bringt, daß sie die evangelischen Prediger verfluchen, ihre Predigt fliehen und sprechen: wenn das die neue Lehre ist, so bleibe ich lieber in meinem alten Glauben. Wer anders ist schuld daran als ihr ungehobelten Tölpel? Wahrlich, es thut Not, das einmal auszusprechen und es gilt mir gleich, ob ihr mir darum hold oder feind seid. Wäret ihr rechte Christen, so handeltet ihr auch christlich und sagtet den Unwissenden die tröstlichen Worte von Christo, die ihr von dem Prediger gehört habt. Ihr sagtet ihnen, daß Christi Tod das einzige Werk unserer Erlösung sei und daß der himmlische Vater Christo alle Gewalt gegeben hat im Himmel und auf Erden. Denn Christum allein sollen wir hören; was er heißt sollen wir thun; was er verbeut sollen wir lassen; was er frei läßt hat Niemand zu verbieten weder im Himmel noch auf Erden. Wenn ihr solches den Leuten sagtet, dann möget ihr vielleicht die Herzen der Unwissenden erweichen, und dann fiele auch all das Menschengesetz und Gaukelwerk von selber zu Boden. — Von solcher Rede, erwiedert der Römische, hielte er auch mehr, hörte solche aber nicht eben viel von den Lutherischen. Da säße beispielsweise hier in Peters Hause oft ein ganzer Tisch voll Lutherischer beisammen, und es höre doch wahrlich keiner ein gut' christlich' Wort von ihnen. Da fingen sie an auf Mönche und Pfaffen zu schimpfen, daß kein Hund ein Stück Brot von ihnen annehmen möchte, und wer am besten schimpfen könne, der sei Meister unter ihnen. Solche lutherische Weise locke ihn gar nicht. — Der Schuhmacher aber verweist Peter und die übrigen losen Zungen ernst und nachdrücklich auf das was geschrieben steht Matthäi am fünften: ‚Liebet eure Feinde‘ u. s. w. und 1. Petri am zweiten: ‚Seid mitleidig, brüderlich, herzlich, freundlich. Vergeltet nicht Böses mit Bösem, nicht Scheltwort mit Scheltwort.‘ Verlästern die Römischen die evangelische Wahr-

heit, da sollen wir freilich nicht schweigen, sondern sie mit dem Worte Gottes widerlegen, aber ohne Rumor und Geschrei, denn das ist Unrecht. Und als Peter einwirft, warum denn aber die Prediger der Römischen Lehre, Gottesdienst, Gebet und Leben auf den Kanzeln also ausschrieen und ob denn nicht auch Martin Luther desgleichen thäte, da fährt Hans fort: solch Predigen und Schreiben geschieht aus christlicher Liebe, dem unwissenden, verführten Volke zum Besten. Ihr jedoch, wenn ihr beim Wein sitzt und auf Mönche und Pfaffen schimpft, thut es wahrlich nicht aus christlicher Liebe, sondern aus Uebermut und treibt somit lediglich ‚faul Geschwätz‘, wovon Epheser am vierten geschrieben steht. Und dann wollt ihr noch an dem frommen Manne, dem Luther, einen Deckmantel eurer Unschicklichkeit suchen! Wohl hat Luther die christliche Freiheit verkündigt zur Erlösung der armen gefangenen Gewissen, aber wie hat er zugleich in Schrift und Predigt männiglich gewarnt, sich vor ärgerlichen unchristlichen Handlungen zu hüten und zum Schaden des Wortes Gottes zu schwärmen und zu rasen! Liebt ihr eure Nächsten nicht, so seid ihr auch nicht Jünger Christi. Denn allein an der Liebe sind die rechten Kinder Gottes zu erkennen, wie Christus sagt Johannes am dreizehnten: ‚Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr einander lieb habt‘. „Darumb lieber bruder Peter, merk nur eben mein red um gottes willen, und sag es deinen mitbrüdern von mir, wiewol sie mich ein heuchler und abtrinnigen heißen und halten werden. Da ligt mir nit ein har breit an, ich han ie die warheit gesagt, welche dann allemal vervolgt muß werden von den gotlosen, und wölt got, daß es alle die gehört hetten, die sich gut lutherisch nennen, villeicht möcht in ir rum geligen [ihnen ihr Prahlen sich legen] und erst ein teil leren [lernen] recht evangelisch christen zu werden.“ Wozu Meister Ulrich hinzufügt: es sei nun einmal wahr: wenn ihr Lutherischen einen solch züchtigen und unanstößigen Wandel führtet, so hätte auch eure Lehre ein besseres Ansehen bei den Menschen; dann würden diejenigen, die euch jetzt Ketzer nennen, euch Christen heißen, die euch jetzt fluchen, euch loben, die euch jetzt fliehen, euch aufsuchen, die euch jetzt verachten, von euch lernen. Aber mit dem Fleischessen, Rumoren und Pfaffenschänden habt ihr nur

die evangelische Lehre selbst verächtlich gemacht. ‚Es liegt leider am Tag‘, setzt Meister Hans bekräftigend hinzu.

Unterdessen läutet es zum dritten male und er und Peter schicken sich zum Kirchgang an. Und nun ist auch Meister Ulrich bereit, sich ihnen anzuschließen. ‚Wohlan! ihr habt mir gleich Lust dazu gemacht; nun werd' ich mit in eure Predigt gehen, ob ich auch ein guter Christ werden möchte‘, worauf Hans mit einem ‚Amen‘ den Dialog abschließt.

Um den Reiz dieser eigenartigen ‚Gespräche‘ zu erklären und um ihre Bedeutung wie ihre Wirkung zu würdigen, müssen wir zunächst Rang und Stand des Mannes im Auge behalten, der hier seine Feder in den Dienst der neuen Lehre stellte und ganz aus freiem Antrieb, ohne eine andere Legitimation als die Nötigung seines Gewissens, für den großen Wittenberger öffentlich Partei nahm. In der Gefolgschaft der Humanisten und Theologen, die in erster Linie gegen die Widersacher Luthers im Felde standen, tritt uns hier der wackere Schuster entgegen, schlicht und ungekünstelt, urwüchsig, voll behaglicher Laune und doch zugleich erfüllt von dem tiefsten sittlichen Ernste — eine so liebenswürdige und erquickliche Erscheinung, daß wir sie zu allerletzt unter den litterarischen Bundesgenossen Luthers missen möchten. Ein Mann aus dem Volke, zwar ein Mann von ungewöhnlicher Belesenheit und für seinen Stand ungewöhnlicher Bildung, aber doch immer nur ein schlichter Handwerksmann war es, der fest im deutschen Bürgerhause wurzelte und der wie Einer wußte, wo die kleinen Leute, seine guten Freunde und getreuen Nachbarn, der Schuh drückte. Sein Latein und sein bischen Griechisch, seine Kenntnis antiker Dichter, Histotiker und Philosophen hatte er sich als Autodidakt mühsam zusammengerafft, aber weit größer als dieser Schatz an Kenntnissen war doch sein Schatz an Ehrbarkeit und Pflichtgefühl, an Gewissenhaftigkeit und gesundem, natürlichem Empfinden. Ein vielbewanderter Mann hatte er allezeit mit klugen Augen die Menschen und die Dinge beobachtet und sich bei aller Tiefe und Innigkeit seines religiösen Empfindens eine frische und gesunde Weltfreudigkeit, neben dem frommen auch ein fröhliches Herz bewahrt. Sein Wandel war, Dank seiner guten Natur, welche den Instinkt für das Wahre und das Herz auf

dem rechten Fleck hatte, allezeit unsträflich gewesen; der Schild seiner Ehre war blank und rein, sein bürgerlicher Leumund selbst bei den Römischen untadelig.

So haben wir denn gerade in diesen Reformationsschriften des Hans Sachs dafür ein so denkwürdiges wie reizvolles Zeugnis, in welcher Weise Luthers Lehre auf den bürgerlichen Mittelstand einwirkte, haben gerade hier ein lebensvolles und beredtes Wahrzeichen dessen, wie die Reformation den Geist geweckt, und wie kräftig dieser Geist nun sich rührte, haben hier einen klassischen Beleg vor allem dafür, wie Luthers erlösendes Wort das Nachdenken und Prüfen selbst bis in die kleinste Hütte hineintrug und eben dadurch auch die breite Masse in die große Kulturbewegung hineinriß. Und zugleich zeigen gerade diese Dialoge am lebendigsten, wie ganz anders und wie viel tiefer hier in diesen Kreisen jene Wirkung war, als in denjenigen der Nürnberger geistigen Aristokratie, der humanistischen Poesie und der klassischen Gelehrsamkeit. War hier, wie beispielsweise bei dem gelehrten und satirischen Pirkheimer wesentlich ein humanistisches, so war dort ein lebendiges religiöses Interesse das Bestimmende; sahen jene gelehrten Nürnberger Humanisten in den Frühlingsstürmen der Reformation doch mehr nur einen Streit der Finsterlinge mit einem Manne von echter Bildung, mit andern Worten also einen Kampf der wissenschaftlichen und sittlichen Verrohung gegen die glänzende Bildung der Gegenwart[1]), so ließen einen Mann wie unsern Schuhmacher die Kämpfe auf den Höhen der theologischen Wissenschaft ziemlich unbekümmert, dafür aber erfaßte er um so klarer und entschiedener die religiöse und sittliche Seite des großen Kampfes und sah, gleich Luther, in der unermeßlichen Gärung der Zeit, in aller Weltverwirrung, allem Ringen und Irren keinen andern festen Punkt als das lautere Wort Gottes. Nicht als ein wissenschaftlicher, oder wohl gar ausschließlich theologischer, sondern zuerst und zuletzt als ein Kampf des Gewissens erschien ihm die entfesselte Bewegung der Geister, und gerade durch dies unentwegte Betonen des sittlichen Grundgedankens der Reformation war

---

[1]) Vergl. P. Drews, Wilibald Pirkheimers Stellung zur Reformation. Leipzig 1887, S. 44.

er der berufene Dolmetsch des deutschen Bürgertums, nicht nur in seiner Vaterstadt, sondern in ganz Deutschland.

Während des fünfzehnten Jahrhunderts war der kunstmäßige Dialog in deutscher Prosa arg vernachlässigt worden und erst in der Flugschriftenlitteratur der Reformation kam diese Form wieder zu Ehren. Keck, ungestüm und leidenschaftlich hatte sie Ulrich von Hutten gehandhabt, der nach einem ruhelosen Wanderleben im Jahre vor dem Erscheinen der ‚Gespräche' des Hans Sachs einsam gestorben war. Ja, sein Beispiel hatte diese Form geradezu zur Modesache der protestantischen Polemik gemacht, so daß nun die Dialoge allenthalben üppig emporwucherten. Aber unter dieser Unmasse zeitgenössischer Flugschriften ist kaum eine, welche an Stiltugenden und an formellem Reiz an die vier Dialoge des Nürnberger Schuhmachers heranreicht. Daß auch er der Gesprächsform sich bediente, erklärt sich schon aus seinem reich entwickelten Sinn für dramatische Gestaltung und Einkleidung; er blieb hier in der teils ironisch naiven, teils volkstümlich belehrenden Manier ganz in seinem eigentlichen Element und konnte mit dem halb lehrhaften halb polemischen Inhalt eine Art von Handlung verbinden, die zugleich seinem dichterischen Bedürfnis einigermaßen Genüge that. Und auch hier verleugnete er nicht seine gesunde poetische Empfindung und sein sicheres Taktgefühl, das ihn fast nie über Umfang und Begrenzung seiner Begabung sich täuschen ließ. Nicht wie Hutten wählte er mythologisch-allegorische Gestalten oder allbekannte Persönlichkeiten zu Helden seiner Dialoge, sondern er blieb auch hier auf dem heimatlichen Boden, in Kreisen, die er kannte und in denen er mit Sicherheit sich bewegte. Es sind Handwerker, die vor uns auftreten, ihresgleichen oder Geistliche, mit denen sie hadern. Wie rund und plastisch und von vollem Leben durchströmt steht beispielsweise im zweiten Dialog die Figur des armen, einfältigen Barfüßermönches vor uns! Wie lebendig und vollsaftig ist Meister Hans selbst charakterisiert, mit welch' schalkhafter Laune der ungestüme Peter und der polternde Chorherr! Da spürt man allenthalben die reiche Lebenserfahrung eines Mannes, der mit offenem Auge und hellem Verstande in seiner Werkstatt und auf der Gasse die Menschen beobachtete, der mit ihnen zu reden

und sie selbst zum Reden zu bringen wußte, der sie verstand und von ihnen verstanden wurde. So sind es durchweg Bilder des wirklichen Lebens, welche er zeichnete, treue und greifbare Bilder, bei deren Anblick Ort und Zeit, das alte Nürnberg und die Sturm- und Drangjahre der Reformation, wesenhaft uns vor Augen treten.

Und neben allen diesen farbenreichen, aus scharfer Lebensbeobachtung geschöpften Zügen eine so geistreiche und glaubensfreudige Schlagfertigkeit der Rede und eine solche Kraft und Anmut der Sprache, daß diese Prosaschriften auch in sprachlicher Beziehung fast einzig dastehen und nur in den polemischen Erstlingen Luthers an schöpferischer Kraft und urwüchsiger Sprachgewalt übertroffen werden. Aus seiner erstaunlichen Belesenheit in der Schrift schöpfte Hans Sachs für seine Sprache das reiche Leben und die poetische Bildlichkeit des Ausdruckes; volkstümliche und sprichwörtliche Redensarten machte er sich dienstbar; eine Fülle von schalkhafter Laune und gesundem Mutterwitz ist über die Blätter ausgegossen, aber allenthalben nimmt der naive und treuherzige Grundton dem Spott seinen Stachel. Und gerade diese durchgängige Treuherzigkeit und Milde des Tons, diese ungepfefferte Harmlosigkeit, berührt um so erfreulicher, wenn man erwägt, bis zu welcher Maß- und Zügellosigkeit die Redeweise in der Mehrzahl der gleichzeitigen Pamphlete und Pasquille von hüben und drüben ausgeartet war. Der Nürnberger Schuhmacher aber war von dem rohen und gemeinen Ton unberührt geblieben; er hatte sich Maß und Besonnenheit bewahrt; seine Liebe zur neuen Lehre war frei von aller Streitsucht. Wohl legt auch ihm bisweilen der sittliche Zorn ein derbes Wort auf die Lippen, aber er schimpft und spottet nicht und wird niemals roh oder unflätig.[1] Der angeborene Adel seiner Natur, die Lauterkeit

---

[1]) J. Janssen (a. a. O. S. 210) spricht allerdings von den ‚zahlreichen Zotenpossen' des H. Sachs und meint, daß ‚in vielen Dichtungen aus den letzten Jahrzehnten seines Lebens sich der Einfluß einer sittlich immer tiefer sinkenden und allmählich völliger Verwilderung anheimfallenden Zeit unverkenntlich bemerkbar' mache. Diese ‚Zoten und Possen' verdüsterten das ‚gemütliche' Bild, welches die Dichtung seiner ersten Periode darbiete. Daß in den von Janssen gemeinten Schwänken manche Derbheit enthalten ist,

und Unsträflichkeit seiner Seele bewahrten ihn vor jeder Ausschreitung nach dieser Richtung hin, während zugleich seine ursprüngliche Weltfreudigkeit und gute Laune jeder Bitterkeit wehrten. Er schreibt bewegt und eindringlich, aber nicht leidenschaftlich, herzlich und warm, aber nie eifernd. ‚Er predigte nicht mit feuriger Zunge wie Luther, denn er wußte wohl, daß kein Kanzel- und Prophetenton ihm ziemte in seiner Zelle. Er band nicht mit Theologen an und bestritt keine Lehrsätze; er hielt sich an das Buch der Bücher, das er kannte und einfältig verstand, wandte sich gegen die Unsitte von Hoch und Niedrig, fuhr unter die unwissenden Mönche und kleinen Pfaffen, denen jeder ehrliche Mann überlegen war‘.[1]) Es zeigt sich in diesem Maßhalten und in dieser Selbstbeschränkung dieselbe wohlthuende innere Bescheidenheit, die seiner ganzen Erscheinung ihre eigene Anmut verleiht und nicht zuletzt seine Persönlichkeit uns so lieb und vertraut macht.

Zur Beurteilung und Würdigung des Inhalts der Dialoge ist es nötig, sich die litterarischen Voraussetzungen derselben zu vergegenwärtigen. Einige Daten werden am deutlichsten die Konstellation veranschaulichen: 1520 die drei reformatorischen Hauptschriften Luthers, Hutten's Dialoge, desselben ‚Klage und Vermahnung‘ und Pirkheimer's ‚gehobelter Eck‘; 1521 Hutten's ‚ich hab's gewagt‘ und sein Gesprächbüchlein; im September 1522 Luthers ‚Neues Testament deutsch‘, dem mehrere Teile des alten Testaments und jetzt, 1524, die deutschen Psalmen nachfolgten. Wie viel Kraft und Nahrung unsere Dialoge aus der lutherischen Bibelübersetzung gezogen haben, bedarf keines Beweises; diese war das Arsenal, aus dem der Nürnberger Handwerksmann

---

wird Niemand leugnen, aber daß H. Sachs in seiner Polemik auch noch ‚gemütlich‘ sein sollte, ist doch im Ernst nicht zu verlangen. Auch dürfte die Einwirkung der ‚sittlichen Verwilderung‘ schwer zu erweisen sein. Denn auch von diesen Schwänken gilt durchaus, was W. Wackernagel über die Sachsischen Dramen im Allgemeinen sagt: Hans Sachs ist an keinem Orte unsittlich; unanständig mag er zuweilen sein, aber auch das nur für uns und unsere Begriffe, die noch nicht die Begriffe seiner Zeit waren. (Kleinere Schriften II, 126.)

[1]) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung II⁵. Leipzig 1871, S. 701.

sein Rüstzeug sich holte, obwohl er, was wohl bemerkt zu werden verdient, auch in den von Luther noch nicht übersetzten Partien überraschend bewandert ist. Aber als nicht minder bedeutsam erweist sich der Einfluß jener drei Reformationsschriften Luthers: des Büchleins ‚An den christlichen Adel deutscher Nation', des ‚Präludiums von dem babylonischen Gefängnis der Kirche' und der Schrift ‚Von der Freiheit eines Christenmenschen'. Schon vor ihrem Erscheinen war die erste dieser drei den Nürnbergern von Luther selbst angekündigt worden. ‚Es erscheint eben' so hatte er am 20. Juli 1520 an Wenzel Link geschrieben, ‚eine kleine deutsche Schrift von mir gegen den Papst, von der Besserung der Kirche, an den ganzen Adel Deutschlands gerichtet. Sie wird in Rom den größten Anstoß erregen, da sie Roms gottlose Künste und gewaltsam errungene Uebermacht an den Tag bringt. Leb wohl und bete für mich'. Wie im Fluge hatte sich dann dieses ‚revolutionäre' Büchlein über ganz Deutschland verbreitet, so daß schon im September desselben Jahres der Nürnberger Senator Sixt Oelhafen dem neuerwählten Propst von Sankt Lorenz von dem ‚ansehlich lieblich Ding', das Luther geschrieben', berichten konnte. Mehr als irgend eine andere seiner Schriften hatte diese dem Reformator die Herzen für seine Sache gewonnen; sie hatte auch Hans Sachs in ihren Bann gezwungen, ihn gepackt und erschüttert. Dann folgte das Schriftchen von der christlichen Freiheit, das Meister Hans mehrfach in den ‚Gesprächen' anführt und das ihm besonders ans Herz gewachsen war: seitdem war er dem Zauber der geistesgewaltigen Persönlichkeit Luthers verfallen, so daß er fortan reden mußte mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken.

Denn in der That steht hier Hans Sachs dermaßen im Bannkreise von Luthers Gedanken und Sprechweise, daß selbst wörtliche Anlehnungen und Anklänge nicht eben selten sind. Wenn im ersten Dialog der Schuhmacher dem Chorherrn zu beweisen sucht, daß der Papst mit nichten der Allerheiligste, sondern ein Sünder oder ein Lügner sei, so hören wir Luthers Stimme in der Schrift an den christlichen Adel: ‚Höreſt du es Papst, nit der Allerheiligst, sondern Allersündigst'. Wenn Meister Hans für das allgemeine Priestertum eintritt, so thut er es fast

genau mit den Worten Luthers: ‚Ein Schuster, ein Schmied, ein Bauer haben jeder seines Handwerks Amt und Werk und doch sind alle zugleich geweihet zu Priestern und Bischöfen'. Zieht der Schuhmacher ziemlich respektlos den Esel Bileams in die Debatte, so haben wir genau dasselbe Bild in Luthers Schrift an den Adel: ‚So war die Eselin Bileams auch klüger denn der Prophet selbst. Hat Gott da durch eine Eselin geredet gegen einen Propheten, warum sollte er nicht noch reden können durch einen frommen Menschen gegen den Papst?... Darum gebührt einem jeglichen Christen, daß er sich des Glaubens annehme, ihn zu verstehen und zu verfechten und alle Irrtümer zu verdammen'. Und wenn Hans Sachs in dem Widmungsbriefe zum dritten Gespräch ausruft, er hoffe, das sündige Leben ‚werd kurzer zeit fallen durch den hal der evangelischen posaun wie die statmaur Hiericho', so haben wir auch hier einen Wiederklang Lutherscher Worte: ‚Nun helf uns Gott und geb uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jerichos wurden umgeworfen'.

Wichtiger jedoch als diese bewußten oder unbewußten äußerlichen Anklänge ist die Abhängigkeit in sachlicher Hinsicht. So ist der ganze erste Dialog inhaltlich lediglich ein Wiederhall der Gedanken, die in dem Sendschreiben an den christlichen Adel entwickelt sind. Hier hatte Luther die zwischen dem geistlichen und weltlichen Stande errichtete Schranke als eine ‚Papiermauer' umgeblasen, hatte hier als eine frevelhaft erdichtete Fabel es bezeichnet, daß der geistliche Stand allein Meister sei über die Schrift und der Papst untrüglich, hatte beredt und eindringlich nachgewiesen, daß auch der geistliche Stand eine Kreatur Gottes sei wie die anderen auch und gleich ihnen voller Schuld und Sünde. ‚Taufe, Evangelium und Glauben, die machen allein geistlich und zum Christenvolk'. Und er hatte dann in dem Büchlein von der christlichen Freiheit den Grundaccord dieser Schrift noch einmal voll und mächtig ausklingen lassen: ‚So müssen wir nun gewiß sein, daß die Seele kann alles Dings entbehren ohne des Wortes Gottes, und ohn das Wort Gottes ist ihr mit keinem Ding beholfen. Wo sie aber das Wort hat, so darf sie auch keines Dings mehr; sondern sie hat in dem Wort Genüge, Speis', Freud', Fried', Licht, Kunst, Gerechtigkeit, Wahrheit,

Weisheit, Freiheit und alles Gut überschwänglich'. Es ist nur die Summe der in diesen gewaltigen Sturmschriften wider Rom enthaltenen Gedanken, wenn Hans Sachs auf die spöttische Frage des Chorherrn, was denn eigentlich der Luther in der Christenheit für Nutzen geschafft habe, mit dem klaren, glaubensfreudigen und echt evangelischen Bekenntnis antwortet: Luther hat ‚euer menschengebot, ler, sünd und auffsatzung' an den Tag gebracht und davor gewarnt. Er hat zum andern uns auf die heilige Schrift gewiesen, darin wir erkennen, daß wir alle unter die Sünde beschlossen und Sünder sind und daß Christus unsere einzige Erlösung ist. ‚Dise zwei stück treibt die schrift schier durch und durch'. Hier lernen wir, unsere einzige Hoffnung, unsern Glauben und unser Vertrauen in Christo setzen, ‚welches dann ist das recht götlich werk zu der seligkeit'.

Mit jener Verkündigung des allgemeinen Priestertums war natürlich dem Mönchsleben und allen den Voraussetzungen, aus denen es Kraft und Nahrung empfangen, der Boden entzogen worden, und so ergab sich das Thema des zweiten Dialogs: Klostergelübde, Bettelunwesen, Cölibat, Beichtzwang, Fastengebote und dergleichen mit einer gewissen logischen Notwendigkeit. In dieser Frage konnte natürlich die Stellung des im praktischen Leben stehenden, rüstig schaffenden Handwerkers nicht zweifelhaft sein. Ihm galt das Wort: ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen', als ein unverbrüchliches sittliches Naturgesetz. Sein gesunder Sinn für das sittlich Rechte, seine ganze grundehrliche, gewissenhafte und männliche Natur mußte gegen das Unwesen des klösterlichen Lebens sich auflehnen. Diese theoretische Ueberzeugung von der Verdienstlosigkeit und Zweckwidrigkeit des Ordenswesens mußte ihm zudem durch die täglichen praktischen Erfahrungen noch verstärkt werden, an denen grade in dem klöster- und ordensreichen Nürnberg kein Mangel war. Aber so klar und entschieden er auch einerseits gegen diese Auswüchse des Romanismus auftrat, so wenig verschloß er doch auf der andern Seite seine Augen vor den zahlreichen Unordnungen und Notständen, welche die nun beginnenden Massenaustritte aus den Klöstern im Gefolge hatten.[1]) Auch hier-

[1]) Luther schreibt am 28. März 1522 an den Erfurter Augustiner Joh. Lang (de Wette II. 176): ‚Ich sehe, daß viele von unsern Mönchen aus

für lagen gerade in seiner Heimatstadt die Beispiele nur zu reichlich vor Augen. Es waren nicht immer die saubersten Elemente gewesen, welche die Klostergelübde zerbrochen hatten, ja ein großer Teil der seit Anfang der zwanziger Jahre entlaufenen Mönche und Nonnen gab durch seinen zügellosen Lebenswandel derart Anstoß, daß der Rat dieses Gesindels durch Ausweisung aus der Stadt möglichst schnell sich entledigte.

Ein gut Teil seiner Argumente für seine Polemik gegen den simplen Bettelmönch fand Hans Sachs wieder bei Luther. Dieser hatte im dreizehnten Artikel seines Sendschreibens an den Adel die Bettelmönche charakterisiert als ‚den großen Haufen derer, die viel geloben und wenig halten' und hatte den Wunsch ausgesprochen, daß man ja nicht mehr Bettelklöster bauen lasse. ‚Hilf Gott, es wären alle ab oder auf zwei oder drei Orden gehäuft! Es ist nichts gutes gethan, es thut auch nimmermehr gut, umherzulaufen auf dem Land'. Er hatte dann im einundzwanzigsten Artikel das Bettelunwesen überhaupt mit wuchtigen Worten gegeißelt: ‚Es ist wohl der größten Nöte eine, daß alle Betteleien abgethan würden in aller Christenheit. Es sollte doch niemand unter den Christen betteln gehen.' Und weiter: ‚Es ziemt sich nicht, daß einer auf des andern Arbeit müßig gehe, reich sei uud wohllebe bei eines andern Uebelleben, wie jetzt der verkehrte Mißbrauch gehet; denn St. Paul sagt: ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen'. Er hatte in beweglichen Worten das Treiben derer geschildert, die ‚nur in ihren eignen Regeln, Gesetzen und Weisen sich jämmerlich martern, mühen und arbeiten und doch nimmer zu rechtem Verständnis eines geistlichen Gotteslebens kommen, wie der Apostel 2. Timoth. 3 verkündigt hat und gesagt: ‚Sie haben einen Schein eines geistlichen Lebens, und ist doch nichts

---

keinem andern Grunde jetzt aus dem Kloster austreten, als warum sie eingetreten waren, nämlich um des Bauches und fleischlicher Freiheit willen: durch diese Leute wird Satan einen großen Gestank zum Schaden des Wohlgeruchs unseres Worts anrichten. Aber was wollen wir dagegen thun? Es sind müßige Leute und suchen nur das Ihre; es ist besser sie sündigen und gehen zu Grunde ohne Kutte als in der Kutte.' Kaspar Güttels ‚Dialogus', in welchem die gleichen Klagen widerkehren, ist schon oben (S. 40) erwähnt worden.



dahinter; lernen immer und immer und kommen doch nicht dahin, daß sie wissen, was wahrhaftig geistlich Leben sei.' Er hatte im vierzehnten Artikel eindringlich und erschütternd auf die ‚unkeusche Keuschheit' in den Klöstern hingewiesen und für die Pfarrer die Freiheit der Ehe gefordert. Schritt vor Schritt folgt ihm hierin Hans Sachs, nicht etwa in sklavischer Abhängigkeit, sondern durchaus frei, selbständig und eigentümlich, nur daß man eben überall spürt, wie er in Luthers Gedankenkreisen heimisch ist, und wie tief und nachhaltig jene geistesmächtige Schrift auf ihn gewirkt hat.

Vor allem aber ist gerade dieses zweite Gespräch für seine milde und irenische Gesinnung überaus bezeichnend. Hier handelte er von allen jenen Satzungen und äußerlichen Dingen der Werkheiligkeit, die in erster Linie den Grimm und die Erbitterung der Deutschen hervorgerufen hatten und die in den zahlreichen gleichzeitigen Pamphleten wider Möncherei und Klerisei kaum je anders als mit dem giftigsten Spott und der schärfsten Satire beleuchtet wurden. Kein dankbareres Thema für grobianische Ausfälle und derben Hohn, als das mönchische Treiben diesseits und jenseits der Klostermauern; kein dankbareres Ziel des Witzes, als das Armutsgelübde der bettelnd im Lande vagabondierenden Brüder; kein ausgiebigerer Stoff für den Cynismus, als das mönchische Gelübde der Keuschheit. Das zügellose Leben und Treiben so vieler entlaufener Mönche und Nonnen hatte diesem Haß gegen die Klöster nur neue Nahrung gegeben und dazu beigetragen, daß die große Menge in den Klosterleuten schließlich nur noch Faulenzer und Bettelvolk, Tagdiebe und Heuchler sah. Aber auch in diesem Falle bewahrt unser Schuhmacher Maß und Takt. Er schimpft und poltert nicht, spottet auch nicht, sondern bewahrt selbst dem beschränkten Bettelmönch gegenüber seinen Ernst und seine Würde. Er geht den Irrtümern mit Gründen nach; er sucht den Gegner zu überzeugen, ihn mit sachlichen Argumenten zu widerlegen; es ist sein Bestreben, das verschüttete religiöse und das schlummernde sittliche Gefühl neu zu wecken. Er sieht in dem Einzelnen nicht den Betrüger, sondern den Betrogenen, nicht den Verstockten, sondern den Irrenden. Nicht Haß erfüllt seine Seele, sondern Mitleid. Er möchte auch in dem Barfüßermönch, der ihn um ein Almosen anspricht, dieselbe

Sehnsucht, dasselbe Verlangen erwecken; von dem ringsum in weiten Kreisen das Gemüt des Volkes erfüllt ist. Er möchte auch ihn empfänglich machen für die tröstliche Botschaft von der Freiheit eines Christenmenschen, die ihn selbst aus seinen Gewissensnöten erlöst hat.

Und dazu kommt noch ein anderes. Der Nürnberger Schuhmacher glaubt noch hoffnungsvoll an eine Versöhnung und Verständigung; er hält fest an der Hoffnung, daß eine gottesdienstliche Gemeinschaft wieder hergestellt werden könne und müsse. Er stand damit bekanntlich nicht allein; auch sein Landsmann Albrecht Dürer lebte des gleichen frommen Glaubens und träumte gleich ihm von einer Wiedervereinigung aller Christen. Er hatte, als ihn 1521 die falsche Kunde von Luthers Tode traf, zu Christo gefleht: „Rufe die Schafe deiner Weide, die sich noch zum Teil in der römischen Kirche befinden, wieder zusammen ... Ach Gott, erlöse dein armes Volk, das da durch großen Bann und Gebote bedrängt wird ... Und wenn wir diesen Mann (Luther) verloren haben sollten, so bitten wir dich, o himmlischer Vater! daß du deinen heiligen Geist wiederum Einem gäbest, der da deine heilige christliche Kirche allenthalben wieder versammele, auf daß wir wieder einig und christlich zusammenleben.“ Das ist genau derselbe fromme Glaube, in dem Hans Sachs die Zeit nicht mehr fern wähnt, da „ein Hirt und ein Schafstall“ sein werde und der „Zahl der Mitbrüder“ Niemand mehr mangele, derselbe fromme Glaube, in dem er noch im Jahre 1540 sein Gedicht „Das klagendt Evangelium“ mit den hoffnungsvollen Versen abschließt:

> Auß unns werd überal
> Ein hirt und ein schaffstal,
> Ein christliche gemein!
> Das dein wort lauter rein
> Darinn grün, blüe und wachs
> Und frucht bring, wünscht Hans Sachs.[1])

Daher vor allem der proselytische Eifer, der ihn treibt, jedem noch draußen Stehenden gegenüber für seinen Glauben Zeugnis abzulegen, daher der Hang zur Seelenrettung und Bekehrung, der in allen diesen Gesprächen so naiv und treuherzig, so glaubens-

[1]) Keller I, S. 352.

freudig und herzlich zum Ausdruck kommt. Diese Neigung lag zudem, was wohl zu beachten ist, gleichsam in der Luft, denn es war ja fraglos ein notwendiger Ausfluß der reformatorischen Grundanschauungen, daß jetzt jeder Laie meinte, auf Grund eigener Schriftforschung diejenigen, die ihm auf dem Irrweg zu wandeln schienen, auf die rechte Bahn führen zu müssen, und zwar nicht zuletzt, kraft des allgemeinen Priestertums, die irrenden Geistlichen.[1])

Dieser Glaube des Hans Sachs an die Erfüllung seiner Hoffnung von Einem Hirten und Einer Heerde erklärt zugleich Ton und Inhalt der beiden letzten Dialoge, in denen, um mit seinen eigenen Worten zu reden, „der ärgerliche Wandel etlicher, die sich Lutherische nennen, angezeigt und brüderlich gestraft wird.“ Denn der baldige Sieg der Lehre Luthers schien ihm zweifellos, ja jetzt schon so gut wie entschieden; die Zeit des Disputierens und Schreibens, meinte er, sei vorüber, und wenn nur erst alle Evangelischen auch durch ihren unsträflichen und lauteren Wandel für das „Evangelium“ zeugen würden, dann wäre damit auch das letzte Hindernis der Vereinigung hinweggeräumt. Aber hier sah er freilich nur zu viel noch, was den abseits Stehenden und den Römischen zum Anstoß und Aergernis gereichen mußte, und die Gewissenhaftigkeit und der sittliche Ernst seiner Natur duldeten auch den Glaubensgenossen gegenüber kein Leisetreten und Vertuschen. Er sah ringsum zahlreiche Auswüchse einer ungesunden Neuerungssucht, die ja freilich in der Verwirrung des Uebergangs vom Alten zum Neuen nur natürlich waren. Wie die kirchliche Umwandlung hier von revolutionären Zuckungen und rohen Gewaltthaten begleitet wurde, so dort von viel falschem, ungeistlichem Eifer, von viel Selbstsucht und Unwahrhaftigkeit, von viel unlauterem Reden und Handeln und thörichter Renommage. Es waren ja doch naturgemäß verhältnismäßig nur Wenige gewesen, die den gleichen Gemütsprozeß wie Luther selbst durchgemacht

---

[1]) Vergl. Fr. Roth, a. a. O. S. 180. — So beginnt eine Flugschrift vom Jahre 1525 ‚Von dem Jubel Jar genant das gülden Jar‘ (abgedruckt bei O. Schade I². S. 38—43) mit den Versen: ‚Ein ieder christ ist des verpflicht, | wann er sein bruder irren sicht, | Daß er in weis und zeig im an | den rechten weg den er sol gan‘.

hatten, und so waren Viele von dem neuen Glanz zunächst nur verwirrt und geblendet. Naturgemäß hatten Viele in Luthers Worten nur das „Los von Rom" gehört, und das Wort von der christlichen Freiheit wirkte nicht immer und überall so, wie es gemeint war.

Es mag auffallen und auf den ersten Blick sogar befremdlich erscheinen, daß Hans Sachs in diesen beiden letzten Dialogen durch die mehrfache geflissentliche Gegenüberstellung von Lutherischen und Evangelischen gewissermaßen einen Gegensatz zwischen beiden zu konstruieren scheint. Er spricht von dem ärgerlichen Lebenswandel Etlicher, die sich „Lutherische" nennen und stellt geradezu dem „Lutherischen" (Peter) sich selbst als einen „Evangelischen" gegenüber. Dieser Umstand hat zu teilweise sehr seltsamen Folgerungen Anlaß gegeben, ja man hat sogar unsern Schuhmacher in einen gewissen Gegensatz zu Luther selbst bringen und aus den Dialogen die Bestätigung eines schon damals bestehenden Parteizerwürfnisses unter den Anhängern der Reformation herauslesen wollen.[1]) Und doch liegt bei näherem Zu-

[1]) Schon Schultheiß, a. a. O. S. 19 hat diesen Umstand besonders hervorgehoben, mit dem Hinzufügen, daß derselbe ein Beweis dafür sei, wie wenig Hans Sachs geneigt gewesen sei, auf Luthers Namen, bei aller Verehrung für den großen Mann, zu schwören, während neuerdings L. Keller, Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation, Leipzig 1888, S. 181—188, auf Grund eben dieses Umstandes und unter Berufung auf Schultheiß unsern Schuhmacher gar für seine altevangelische Gemeinde im Gegensatz zur lutherischen Reformation reklamiert hat. Er behauptet, ‚daß Hans Sachs jetzt ganz bestimmt und klar nicht zwei sondern drei Parteien unterscheidet, nämlich die Römischen, die Lutherischen und die Evangelischen, und daß er die Letzteren in einen ganz bestimmten Gegensatz zu denen, die sich lutherisch nennen, bringt'. Ja, er betrachtet den vierten Dialog geradezu als eine Verteidigungsschrift der Evangelischen und gewissermaßen als ihr Programm. Die Willkürlichkeit dieser ganzen Konstruktion wird aus dem oben Gesagten zur Genüge deutlich geworden sein. Schon früher, in seiner Monographie über Hans Denck (Ein Apostel der Wiedertäufer. Leipzig 1882, S. 33) hatte L. Keller, wie beiläufig bemerkt sein mag, einige Aeußerungen aus jenem vierten Dialog herausgegriffen, um zu beweisen, daß ‚gerade die besten Männer der Stadt, die selbst durchaus nicht katholisch waren, die damaligen Anhänger der neuen Lehre in einem sehr ungünstigen Lichte darstellten'.



sehen die Sachlage so klar und deutlich, daß ein solches Miß- verständnis schwer zu begreifen ist. Daß von einem Gegensatz des Hans Sachs zu Luther selbst nicht wohl die Rede sein kann, liegt doch klar am Tage. Denn der Mann, der im Jahre zuvor das Lied von der ‚Wittenbergischen Nachtigall‘ gesungen und frei und öffentlich zu der Lehre, ‚wie Luther sie an den Tag gebracht‘, sich bekannt hatte, dessen Dialoge völlig im Bann- kreise Lutherscher Gedanken und Anschauungen stehen, ganz und gar von seinem Geist durchtränkt, von seiner Lehre getragen sind, der Mann, der auch hier ausdrücklich und aufs wärmste zu dem Wittenberger sich bekennt und diesen als den größten christlichen Lehrer feiert, der seit der Apostel Zeiten gewesen ist — der Mann war wahrlich so gut lutherisch wie nur Einer und betrachtete den Namen als einen Ehrentitel, den er mit Stolz trug und den er mit einer gewissen Eifersucht hütete. Und eben aus diesem letzteren Grunde erklärt es sich, daß er gegen jeden Miß- brauch dieses Namens überaus empfindlich war und gegen jede unbefugte Anwendung desselben Einspruch erhob. Er lehnte ihn ab, einmal den Römischen gegenüber, weil in ihrem Munde der Name einen fatalen sektiererischen Beigeschmack bekam, und hielt diesen entgegen, daß er nicht lutherisch, sondern ein Evangelischer sei, d. h. daß er nicht an Luther glaube, sondern an das von diesem an den Tag gebrachte Evangelium. Und er lehnte ihn zum andern ab jenen lutherischen Heißspornen gegenüber, die das ‚lutherisch‘ immer im Munde führten, ihr Luthertum aber haupt- sächlich nur dadurch bethätigten, daß sie die Gebräuche der alten Kirche mißachteten, mit einer gewissen Ostentation am Freitag Fleisch aßen und fleißig über Pfaffen und Mönche herzogen.[1]) Aber auch in diesem Falle ist es doch nur der Mißbrauch des lutherischen Namens, dem er wehren möchte; er will eben nicht, daß Luther, der ‚fromme Mann‘, zu einem ‚Deckmantel der Unschicklichkeit‘ werde, und darum ruft er diesen Scheinlutherischen wieder und wieder ins Gewissen, daß das Recht, sich lutherisch

[1]) Luther selbst schrieb einmal mit bitterem Sarkasmus: ‚Wir sind Christen leider! mit Bilderzerbrechen, Fleischessen und andern äußerlichen Dingen; aber Glaube und Liebe, da die Macht liegt, will nirgend hernach‘. (25. April 1522. de Wette II, 189.)

zu nennen auf die Voraussetzung eines rechten evangelischen Wandels gegründet sei.[1])

[1]) Auch in allen diesen Ausführungen ist der direkte Einfluß Luthers unverkennbar. Als dieser Anfangs Dezember 1521 von der Wartburg aus seinen kurzen heimlichen Besuch in Wittenberg unternahm, wurde er ‚unterwegs durch mancherlei Gerücht beunruhigt, daß sich Etliche der Unsern ungebührlich benehmen'. (Brief an Spalatin, de Wette II, 109.) In der bald darauf (im Februar 1522) erschienenen Schrift: ‚Treue Vermahnung zu allen Christen sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung' (Erl. Ausg. Bd. 22, S. 43 ff.) heißt es u. a.: ‚Aber hie in diesem Treiben muß ich abermal Etliche vermahnen, die dem heil. Evangelio einen großen Abfall und Nachreden machen. Es sind Etliche, so sie ein Blatt oder zwei gelesen, oder eine Predigt gehört, rips raps ausher wischen, und nichts mehr thun, denn überfahren und versprechen die andern mit ihrem Wesen, als die nicht evangelisch seien . . . Das hab ich Niemand gelehrt und St. Paulus hat es hart verboten. Sie thuns nur darum, daß sie wollen etwas Neues wissen und gut Lutherisch gesehen sein. Aber sie mißbrauchen des heiligen Evangelii zu ihrem Mutwillen. . . . Nit also, du Narr, höre und laß dir sagen: Zum ersten bitt ich, man woll meines Namens geschweigen und sich nicht Lutherisch, sondern Christen heißen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein. So bin ich auch für Niemand gekreuzigt. Sankt Paulus 1. Kor. 3 wollte nicht leiden, daß die Christen sich wollten heißen Paulisch oder Petersch, sondern Christen. Wie käme denn ich armer stinkender Madensack dazu, daß man die Kinder Gottes sollt mit meinem heillosen Namen nennen? Nicht also, lieben Freunde, laßt uns tilgen die parteiischen Namen und Christen heißen, deß Lehre wir haben. . . . Ich habe mit der Gemeinde die einige gemeine Lehre Christi, der allein unser Meister ist. (S. 55. 56.) . . . Wenn du vor diesen Leuten (den Einfältigen und Schwachen) deine große Kunst willst erzeigen und so kurz herfährst und giebst vor, wie sie nicht recht beten, fasten, Messe halten, und willst Fleisch, Eier, dies und das essen auf den Freitag und sagest nicht daneben mit Sanftmütigkeit und Furcht Ursach und Grund, so kann ein solch einfältig Herz dich nicht anders achten, denn daß du ein stolzer, frecher, freveler Mensch seiest, als denn auch wahr ist, und meinet, man solle nicht beten, nicht Gutes thun, Messe sei nichts u. dgl. Welches Irrtums und Anstoßes du Ursach und schuldig bist. Daher es denn kommt, daß sie übel richten und reden dem heil. Evangelio und meinen, man habe dich ungeheuerliche Dinge gelehrt. . . . Wir sollen, wie St. Petrus lehrt, einen guten Wandel führen unter den Heiden, daß sie uns nichts Uebles mögen nachsagen mit Wahrheit, wie sie gern wollten. Sie hörens gar gern, so du dich dieser Lehre rühmest und den schwachen Herzen ärgerlich bist, auf daß sie die ganze Lehre mögen ärgerlich und schädlich beschreien. . . . Gott geb uns allen, daß wir auch leben, wie wir lehren und die Worte auch in

Ebenso kann es heute befremden, daß Hans Sachs mit besonderem Nachdruck grade den Geiz als ein Laster der Lutherischen in den Vordergrund stellt. Aber wir müssen im Auge behalten, daß er damit eine volkswirtschaftliche Frage berührte, welche eben in jenen Tagen zu einer brennenden und vielumstrittenen geworden war. Denn was der Römische in dem Gespräch mit dem Junker unter Geiz begreift, ist in erster Linie nichts anderes als das Zinsnehmen, das unserm Schuhmacher im Einklang mit der mittelalterlichen Anschauung im allgemeinen schlechtweg als Wucher[1]) galt, wenn er auch einen gewissen Unterschied zwischen erlaubtem und unerlaubtem Zinsnehmen zugestand. Der katholischen Kirche war bisher jedes Zinsnehmen von Darlehen nicht nur ein Gegenstand von Bedenken, sondern auch von Verboten gewesen, und gerade jetzt erst hatte die gewaltige Steigerung des Verkehrs und die plötzliche Erweiterung des geographischen und politischen Horizonts diese Frage aufs neue auf die Tagesordnung gesetzt und ein lebhaftes Für und Wider veranlaßt.[2]) Es hatte nicht wenig Staub aufgewirbelt, als Luthers Gegner, Dr. Eck, bei einer Disputation in Bologna für die sittliche Zulässigkeit einer mäßigen Zinsforderung eingetreten war; das erschien vielen als laxe Moral anstößig und bedenklich, so daß an zahlreichen Protesten kein Mangel war. Daß Hans Sachs seinerseits dem

die That bringen. Unser ist viel, die da sagen ‚Herr, Herr' und loben die Lehre, aber das Thun und Folgen will nicht hernach.' (S. 57. 58. 59.) — Die mannigfachen, fast wörtlichen Anlehnungen unseres vierten Dialogs an diese ‚treue Vermahnung' liegen klar vor Augen, und schon die Erinnerung an diese Schrift Luthers hätte Keller vor der kühnen Behauptung bewahren können, daß sich Hans Sachs in jenem Dialog in einen direkten Gegensatz zu Luther gestellt habe.

[1]) In dem aus dem Anfang der zwanziger Jahre stammenden Gespräch ‚Von der gült' (bei O. Schade II² S. 73 ff.) sagt der Bauer zu dem Zinsen nehmenden Bürger: ‚Was ist gült anderst dann wucher?' Und als der Bürger und der Pfaffe ihm immer wieder den Unterschied zwischen beiden klar machen wollen, erwiedert er: ‚Ja man teuft zwei kint, das ein heißt Fritzel und heißt es auch Friederich, das ander heißt man Hensel und heißt auch Hans: noch ist iegliches ein kint . . . also ist auch gelt hinleihen umb genuß. heißt mans schon gült, so ist es doch wucher . . .'.

[2]) Vergl. K. Benrath in seiner Ausgabe von Luthers ‚An den christlichen Adel' Halle 1884, S. 109 und O. Schade, a. a. O. II² S. 297 f.

schwierigen nationalökonomischen Problem, das durch die völlige Veränderung der einfachen Geldverhältnisse des Mittelalters aufgeworfen worden war, unklar und befangen gegenüberstand, kann nicht eben befremden, und zwar vollends nicht, wenn wir sehen, wie er auch hier völlig mit Luther im Einklang ist.[1]) Gleich diesem hält er im Wesentlichen an der Forderung Jesu fest, daß man ‚willig sich leihen solle, ohne allen Ansatz der Zinse', wollte also auch in diesem Punkte mit dem Evangelium bitter Ernst gemacht wissen. Schroff hatte Luther, Eck gegenüber, die sittliche Zulässigkeit des Zinsnehmens verneint und im siebenundzwanzigsten Artikel seiner Schrift an den christlichen Adel den Zinskauf geradezu als das ‚größte Unglück deutscher Nation' gebrandmarkt. Freilich hatte er hinzugefügt: ‚Ich befehle das den Weltverständigen. Ich, als ein Theologus, habe nicht mehr daran zu strafen, denn das bloße ärgerliche Ansehen, davon St. Paulus sagt: Hütet euch vor allem bösen Ansehen oder Schein.' Auch der bescheidene Handwerker war in dieser Frage kein ‚Weltverständiger', sondern auch er glaubte das Problem einfach durch die Berufung auf die Schrift lösen zu können. Daneben geißelte er freilich auch den eigentlichen Geiz, Eigennutz und Habsucht und wies seine lutherischen Brüder eindringlich auf das Apostelwort hin, daß der Geiz die Wurzel alles Uebels sei.[2])

---

[1]) Vergl. ‚Ein sermon von dem wucher Doktoris Martini Luther' vom Jahre 1519. Hier heißt es: ‚Christus spricht: ‚wenn ir nür denen leihet, von welchen ir wartet, daß sie euch wider leihen, was ist das fur ein wolthat? leihen doch die bösen sunder einer dem andern, daß sie gleich desselben mügen wider haben'. item solt ir leihen und nichts darfur gewarten ... nun ist leihen nit leihen, es geschech dann on allen auffsatz und einigen vorteil, wie gesagt ist'. Und weiter: ‚Es sei sit oder unsit, so ist es nit christenlich noch götlich noch natürlich, und hilft kein exempel da wider: dann es steet geschriben ‚du solt nit volgen dem haufen böses zu thun, sondern got und sein gebot über alle ding eren'.

[2]) Auch in seinen Dichtungen kommt er wiederholt darauf zurück. So heißt es beispielsweise in dem Gedicht ‚Die sieben haubtlaster'. (Keller I, S. 357): ‚Geitz ist ein begirlicher sin | Nach zeytlichem reichthumb und gwyn, | On ruh und rast, nacht unde tag, | Mit recht und unrecht wie es mag, | Mit vorteyl, practick, list und liegen, | Mit falschheyt, untrew und betriegen, | Mit falsch schweren, wucher, fürkauffen, | Mit sparen, kratzen als zuhauffen, | Ein unersatliche verschlickung, | Gemeines nutz ein underdrückung, | Auch ein be-

Ganz anderer Art sind seine Klagen im weiteren Verlaufe des dritten und im ganzen vierten Gespräch. Rückhaltlos giebt er den Gegnern zu, daß auf den evangelischen Kanzeln ebenso wie in den evangelischen Häusern, in den Wirtshäusern und auf den Gassen vieles nicht so sei, wie es sein sollte, und daß eben auch unter den Evangelischen allerlei ‚Rutzigs und Reudigs‘ oder, um mit Luthers Worten zu reden, ‚viel Wetterhähne, falsche Brüder und dergleichen Unkraut‘, zu finden seien. Denn hier wie anderwärts gab es deren genug, die sich einbildeten, am Freitag Fleisch essen sei das Hauptkennzeichen eines Evangelischen, ja sie thäten wohl gar ein gutes Werk damit; auch hier hielt sich Mancher schon darum für gut evangelisch, weil er tapfer auf Mönche und Pfaffen schimpfte; auch glaubte einer und der andere Geistliche genug zu thun, wenn er auf der Kanzel wider die Römischen eiferte und polterte und darüber den inneren Ausbau seiner Gemeinde vernachlässigte. Erst unlängst hatten gerade in Nürnberg mancherlei unliebsame Vorkommnisse Aergernis erregt und den Römischen zu Klagen über den Wandel der Evangelischen neuen Anlaß gegeben. Unter den Geistlichen war es namentlich Andreas Osiander[1]) selbst, welcher mehr als einmal den rechten geistlichen Takt vermissen und sich von seinem Eifer zu unziemlichen Ausfällen und Schmähungen hinreißen ließ. Papst, Kardinal und Bischof hatte er öffentlich auf der Kanzel als Antichrist, Widerchristen, Seelmörder und Teufelskinder geschmäht, und dadurch nicht nur, wie natürlich, bei den Römischen, sondern auch bei vielen ernsten Gliedern seiner eigenen Gemeinde Anstoß erregt.[2]) Im Jahre vor dem Erscheinen der ‚Dialoge‘ hatten

schloßne hand den armen, | Ein verstockt hertz on als erbarmen. | In summa Paulus uns verkünd, | Geitz sey ein wurtzel aller sünd, | Des fur der reich in helle grund‘.

[1]) W. Möller, Andreas Osiander. Elberfeld 1870. S. 14.

[2]) Hans Sachs legt im ersten Dialog dem Chorherrn über Luther die Worte in den Mund: ‚Wie hat er den allerheiligsten vater den bapst, die heiligen väter und uns wirdige herren außgeholhipt, wie ein holhipbub‘. [Hippen oder Holhippen sind ein Backwerk, welches die Holhipbuben oder Holhipper, die als Typus loser Zungen galten, austrugen.] Denselben Ausdruck gebraucht in einem Briefe vom 9. August 1533 Lazarus Spengler von Osiander: ‚Aber da stand Osiander auf der Kanzel mit einem so verbitterten

Evangelische dem Bischof von Bamberg bei seinem Aufenthalt in Nürnberg nächtens rohe Schmählieder vorgebrüllt, während Thomas Murner, der ‚Eulenspiegel und Thersites in der Kutte' bei seinen Gängen durch die Stadt von den Buben ‚wie ein Narr umhergetrieben und mit dem Spottruf: ‚Murnarr, Murnarr!' verfolgt worden war. Natürlich waren solche Vorkommnisse für die Römischen nur Wasser auf ihre Mühle. Was lag bei der allgemeinen Erregung der Zeit näher, als solche Einzelfälle zu verallgemeinern, über einen durch die Reformation hervorgerufenen Niedergang der allgemeinen Sittlichkeit zu jammern und der Lehre Luthers für solche Aergernisse die Verantwortlichkeit aufzubürden? War doch selbst ein Mann wie Pirkheimer, nachdem er der Sache der Reformation innerlich mehr und mehr entfremdet war, nur zu geneigt, diese Uebelstände dem von Luther verkündeten Evangelium zur Last zu legen und jede versittlichende Wirkung der Reformation schlechtweg zu verneinen! Christus hat ja genug für uns gethan, so spottete er, so daß wir uns nun ‚sicher aufs Ohr legen und müßig und in allen Lüsten ersoffen, aufs angenehmste leben' können.[1]) Befremdlicher ist es, wenn noch heutiges Tages römische Geschichtsschreiber in dieser Frage gern unsern Hans Sachs als klassischen Zeugen aufrufen, da Niemand bündiger und treffender als er selbst derlei leichtfertige Schlußfolgerungen zurückgewiesen hat und zudem derlei Klagen für oder gegen Luthers Werk schon aus dem Grunde gar nichts beweisen können, weil noch keinerlei moral-statistische Grundlage zur Vergleichung der Zeit vor und nach Luthers Auftreten vorhanden ist.[2]) Hans Sachs kann doch im Gegenteil

---

Gemüt und einem so ungeschickten Holhyppen, dergleichen ohne Zweifel in Nürnberg auf offener Kanzel nit viel beschehen ist'. 1534 erschien eine Schmähschrift gegen Luther in Dialogform unter dem Titel: ‚Martin Luthers Klagred, daß er so gar nit hippen und schänden kann'. Auch in der ‚Lutherisch Strebkatz' (1524 oder 1525) heißt es über Murner: ‚Durch gschrift so thustu nichtset dar: | Das schafft, du bist ir nit geübt, | Allein zu hippen dir geliebt.' O. Schade III², 123.

[1]) Vergl. Fr. Roth, Wilibald Pirkheimer. Halle 1887. S. 60.

[2]) So bemerkt treffend Max Lenz gegen Janssen: ‚Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Ein Beitrag zur Kritik ultramontaner Geschichtsschreibung'. München 1883, S. 52.

nur dafür als ein berufener Zeuge gelten, wie die Reformation im deutschen Bürgertum die sittlichen Ideale neu geweckt und gestärkt hat, und mit welch' klarer Entschiedenheit dieses jetzt seines sittlichen Gegensatzes zu der Moral der mittelalterlichen Kirche sich bewußt war. Denn wohl nie ist aus eines einfachen Bürgers Munde schöner und eindringlicher das wahrhaft evangelische Leben geschildert worden als in diesen ‚Dialogen' unseres Schuhmachers.

Drittes Kapitel.

Protestantische Polemik und evangelische Zeugnisse.

Dich sollen die pforten der hellen
Nicht überweltigen noch fellen.
Hans Sachs.

‚Ihr habt freilich das Büchlein zu Nürnberg ausgangen mit den Figuren wohl gesehen, darin des Papsttums ja nicht vergessen ist. Es ist mit dem Antichrist auf die Hefen kommen und Christus will sein ein Ende machen, deß sei Gott gelobt in Ewigkeit Amen'. So schrieb Luther am 29. April 1527 an Spalatin[1]) über eine von Osiander herausgegebene Bilderpolemik gegen das Papsttum, an der Hans Sachs durch die von ihm beigesteuerten, die Bilder erklärenden Reime beteiligt war. Luther war über das Büchlein, das ihm Lauf und Schicksal des Papsttums mit wunderbarer Eigentümlichkeit vorauszusagen schien, so erfreut, daß er es gar in Wittenberg wieder aufzulegen gedachte, denn ihm erschienen diese bildlichen Darstellungen als ein besonders wirksames Anschauungsmittel, das auch den des Lesens unkundigen Laien des ‚Antichrists Wesen und Gräuel' deutlich zu machen im Stande war. Die Gegenüberstellung Christi und des antichristischen Papsttums findet sich schon in der vorreformatorischen, besonders auch in der von Wiclif und Hus beeinflußten Litteratur; auch graphische Darstellungen dieser Antithese waren schon früher vorhanden. In Luther selbst war die Ueberzeugung von dem Antichristentum in Rom allmählich aber unaufhaltsam gewachsen; immer stärker hatte sich seiner Seele der Gedanke bemächtigt, daß das Antichristentum nicht erst

[1]) De Wette III, 169. Vgl. ferner: Tischreden bei Förstemann-Bindseil III, 189 und Colloquia ed. Bindseil III, 238.

der Zukunft angehören werde, sondern schon in der Papstkirche zur Wirklichkeit geworden sei. Der Nachweis hierfür bildet nicht zuletzt den Inhalt seines Aufrufs ‚An den christlichen Adel‘, und noch unmittelbar vor seiner Fahrt gen Worms suchte er diese Anschauung — in der Schrift Contra Ambrosium Catharinum — durch Schriftbeweise zu stützen. Völlig aus seinen Gedanken und Anregungen heraus erwuchsen dann (1521) die Holzschnitte Lukas Cranachs zu dem ‚Passional Christi und Antichristi‘, denen Melanchthon unter Beihilfe des Juristen Joh. Schwertfeger die Unterschriften hinzufügte.[1]) Luther, der sogar die Kinder singen ließ: ‚Erhalt' uns Herr bei deinem Wort und steu'r des Papsts und Türken Mord‘, hat dann wiederholt dieser Bilderpolemik sich bedient, bis zu der derben und grobkörnigen ‚Abbildung des Papstum‘,[2]) die er im Jahre vor seinem Tode seinem kaum minder derben, ‚letzten großen Zeugnisse gegen das Papsttum‘ folgen ließ.[3]) Auch unlängst erst, zu Neujahr 1526, war zu Wittenberg ein mit Cranachschen Holzschnitten ausgestattetes Schriftchen mit gleicher Tendenz erschienen, das Luther mit einem Vor- und Nachworte versehen hatte. ‚Lieben Freunde — so hatte er das letztere geschlossen — laßt uns aufs neue wieder anfangen, schreiben, dichten, reimen, singen, malen und zeigen, das edle Götzengeschlecht, wie sie verdienen und werth sind .... Und zum Anheben schenk' ich als der Erste zu diesem neuen Jahr dies Büchlein, wie mirs ist durch fromme Leute zugeschickt. Es ist nicht ein Schmachbuch noch Lästerschrift, sondern eine öffentliche Strafe des öffentlichen unverschämten Gräuels und Teufelsspiels, welches Gott will gestraft haben‘.

In Nürnberg fiel diese Mahnung, aufs Neue zu schreiben, zu dichten und zu malen auf fruchtbaren Boden. Noch in demselben Jahre gab der Buchdrucker und Briefmaler Hans

---

[1]) Vergl. G. Kaweraus Einleitung zum Neudruck des ‚Passionals‘ in den ‚Deutschen Drucken älterer Zeit‘ Berlin 1885. S. XX f.

[2]) Vergl. C. Wendeler, M. Luthers Bilderpolemik gegen das Papsttum von 1545 im Archiv für Litteraturgeschichte XIV, 17 ff.

[3]) ‚Wider das Papstum zu Rom‘, Wittenberg 1545. Vergl. J. Köstlin, Luther und J. Janssen. Halle 1883. S. 63.

Wandereisen jenes Wittenbergische Büchlein neu heraus,[1]) jedoch mit Hinweglassung der Lutherschen Zusätze und mit geringen dialektischen Veränderungen der Verse, während zugleich die Cranachschen Holzschnitte durch solche von Sebald Beham ersetzt waren. Die von diesem gezeichneten 74 Figuren — auf der ersten Seite der Papst, auf der folgenden je zwei Kleriker — sind frei von jedem satirischen und karikaturenhaften Charakter, und man hat das Büchlein mit Recht als eine Art geistliches Trachtenbuch bezeichnet,[2]) da hier die sämmtlichen Mitglieder der römischen Hierarchie in Einzelbildnissen mit genauer Beobachtung ihrer eigentümlichen Gewandungen vertreten sind. Aber doch war auch diese Schrift durch die in den Versen scharf ausgeprägte polemische Tendenz ein wirksames Agitationsmittel und reihte sich auch in dieser neuen Gestalt jener antirömischen Bilderlitteratur ein, welche Luther als seinen volkstümlichsten Bundesgenossen auf jede Weise beförderte.

Dieser Flugschrift nun folgte zu Anfang des Jahres 1527 jene Osiandersche Publikation, die noch weit wuchtiger und eindrucksvoller gegen den römischen Antichrist zu Felde zog. ‚Eine wunderliche Weissagung von dem Papsttum' ist sie betitelt,[3]) und neben dem Namen des Pfarrers an S. Lorenz trägt sie auf dem ersten Blatte den unseres ‚tollen' Schusters, der jeden Holzschnitt durch je zwei Reimpaare erläutert hat. Auf eine doppelte Vorlage berief sich Osiander in seiner Vorrede: auf ein Exemplar der ‚sehr alten' Bilder, das im Nürnberger

[1]) Das Bapstum mit seynen gliedern gemalet vnd beschryben gebessert vnd gemehrt. 1526.

[2]) A. Rosenberg, Sebald und Barthel Beham. Leipzig 1875. S. 11, 126 und 138.

[3]) Ein wunderliche Weissagung, von dem Bapstumb, wie es yhm bis an das ende der welt gehen sol, ynn figuren odder gemelde begriffen, gefunden zu Nurmberg, ym Cartheuserkloster, vnd ist sehr alt. Ein vorred Andreas Osianders. Mit gutter, verstendtlicher Auslegung, durch geleerte leut, verklert. Wilche Hans Sachs jn Deutsche reymen gefasset, vnd darzu gesetzt hat. Jm M. D. xxvij Jare. 5 Bg. 4. mit 30 Holzschnitten. — Vgl. G. E. Waldau, Vermischte Beyträge zur Geschichte der Stadt Nürnberg. II. Nürnberg 1787. S. 350—361. Ein Verzeichnis der Ausgaben bei Weller a. a. O. Nr. 216, ausführliche Analyse des Inhalts bei W. Möller a. a. O. S. 97—103.

Kartäuserkloster, auf ein anderes, das in der dortigen Ratsbibliothek vorhanden sei, während jedoch in der That dem Büchlein die erst 1515 zu Bologna gedruckten Vaticinia Joachimi zu Grunde lagen. Die später auch von Theophrastus Paracelsus (1570) gedeuteten ‚wunderlichen‘ Weissagungen selbst stammten aus den Kreisen der strengen Franciskaner, der Spiritualen, die den Abt Joachim von Fiore in Calabrien [1]) als gottgesandten Seher, als Deuter der Zeichen der Gegenwart, als Propheten des Geheimnisses der Zukunft feierten. Es herrschte in diesen Gemeinden visionärer Apokalyptiker, die in dem Glauben an das bald kommende Reich Gottes lebten, eine tiefe Abneigung gegen die verweltlichte Kirche und ein leidenschaftlicher Reformdrang. Sie waren erfüllt von einem tiefen Widerwillen gegen das lediglich überlieferte, trocken historische Christentum ebenso, wie gegen alles Menschenwerk äußerer Formen und Satzungen. Sie glaubten an das nahe bevorstehende Ende der Religion des Buchstabens und an das Kommen einer Geisteskirche, da man nicht mehr durch einen Spiegel in einem dunklen Worte sehen werde, sondern von Angesicht zu Angesicht, womit dann alle sinnfälligen äußeren Bräuche von selbst schwinden würden. Sie hofften auf ein Zeitalter des heiligen Geistes, welches das in die Kirche eingedrungene antichristische Wesen stürzen sollte und hielten an dem Glauben Joachims fest, daß in erster Linie das asketische Mönchtum zur Neugestaltung der verweltlichten Kirche berufen sei. So bildeten sie eine schwärmerische Theologie aus, die zugleich mit aufklärerischen Elementen reichlich versetzt war und verfolgten damit mehr oder minder bewußt eine antikatholische Tendenz, die jedoch in ihrem Aufschwung immer wieder durch das Gewicht katholischer Reminiscenzen gehemmt wurde.

Die Bilder nun, in welchem dem Papsttum prophezeit wird, ‚wie es ihm bis an das Ende der Welt gehen soll‘, zeigen in einzelnen drastischen Darstellungen den allmählichen Verweltlichungsproceß, in welchem der Papst schließlich vom Statthalter Christi zum Antichrist sich verwandelt hat, bis ihm zuletzt das Einhorn, ein altes Symbol sowohl Christi als auch der mönchischen

[1]) H. Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter II. Berlin 1877. S. 191 ff.

Enthaltsamkeit und Einsamkeit, seine dreifache Krone zum Wanken bringt. Eines näheren Eingehens auf die Bilder im Einzelnen können wir uns enthalten, da für uns nur die Verse des Hans Sachs von Interesse sind; immerhin wird schon aus jener summarischen Inhaltsangabe ersichtlich sein, wie sehr diese Darstellungen zur Umdeutung im reformatorischen Sinne sich eigneten. Und gerade Osianders agitatorischer Natur mußte diese populäre und effectvolle Form der Polemik ganz besonders willkommen sein. Denn hier konnte er seinem streitbaren Eifer die Zügel schießen lassen und brauchte die Worte nicht ängstlich abzuwägen. Für die Einfältigen — so bemerkte er in seiner Vorrede — habe er den Bildern eine Auslegung hinzugefügt und er schloß in energischem Tone mit dieser Mahnung an die Römischen: „Ich will auch hiemit die Papisten vermahnet haben, daß sie sehen wollen, wie es doch um sie stehe, und sich darein schicken. Denn sie müssen herunter, da hilft nichts für, sie haben nur die Wahl, ob sie sich freundlich und ohne Schaden wollen herab lassen führen, oder ob sie feindlich zu ihrem Nachteil wollen herabgestürzt sein. Es werdens ja nicht Christen thun, aber es wird Gott wohl eine Rute finden, deß haben wir wohl eine gewissere Prophecey, denn diese ist; die wird uns nicht lügen".

Einige Abänderungen der Vorlage waren allerdings, um diese dem reformatorischen Zweck dienstbar zu machen, nicht zu vermeiden. Davon ist die wichtigste die, daß im zwanzigsten Bilde für den Papst, der eine Rose in der rechten und eine Sichel in der Linken trägt, während daneben ein Feuerstrahl und ein menschliches Bein sichtbar sind, ein Mönch eingesetzt wurde, wobei die Rose, als das Wappen Luthers, über die richtige Deutung keinen Zweifel ließ. Zum Ueberfluß fügte Osiander noch hinzu: ‚Damit man aber sehe, wer der Mönch sei, so steht er da in seiner Kleidung und hat sein Zeichen, die Rose, in der Hand, ich meine ja, es sei der Luther. Dieweil aber Jesaias spricht: Alles Fleisch ist wie Gras, stehet er da mit einer Sicheln und schneidets ab, nicht Gras, sondern Fleisch und Alles was fleischlich ist. Denn dawider predigt er und wenn es ausgereutet ist, wird er mit dem Feuereisen das Feuer christlicher Liebe, das erloschen ist, wieder aufschlagen und an-

zünden'. Und Hans Sachs seinerseits erläuterte das Bild mit dem Verslein:

> Das tet der helt Martinus Luther,
> Der macht das evangeli lauter.
> All menschenler er ganz abhaut
> Und selig spricht, wer Got vertraut.

Luther selbst lehnte jedoch in einem Briefe an Wenzel Link (19. Mai 1527) diese Deutung ab und wollte die Rose nicht auf sich persönlich, sondern auf das evangelische Amt überhaupt bezogen wissen.

Hans Sachs entledigte sich seiner Aufgabe mit Takt und Geschick und blieb auch hier im Vergleich zu dem in dieser Bilderpolemik meist üblichen Ton in der Form besonnen und maßvoll, so daß er an der späteren obrigkeitlichen Maßregelung ziemlich unschuldig war. Unter jeden der dreißig Holzschnitte setzte er sein erläuterndes Sprüchlein,[1]) von denen natürlich eins und das andere durch den Zwang des gegebenen Themas ziemlich steif und ungelenk geraten ist.

> Weyl sich der Bapst von Got abwendt
> Auff gut vnd weltlich regiment
> Zu blut vergiessen, krieg vnd streyt
> Ist er kein Hirt der Christenheyt —

so hebt er an, um dann in den folgenden Versen dem Papst und seinem ‚fuchslistigen Hofgesinde' ihr Sündenregister im Einzelnen vorzuhalten. Gegen Kaiser und weltliche Obrigkeit habe der Papst sich aufgelehnt und geberde sich selbst als ein gewaltiger weltlicher Herr. Mit vielen Gesetzen und Geboten halte er die Gewissen umstrickt; mit Ablaß- und Türkengeld raffe er die Schätze dieser Welt zusammen; alle Zucht, Ehre und Frömmigkeit sei in seinem Reiche verschwunden. Da aber begann der ‚Held Martin Luther' auf Gottes Geheiß den Kampf:

> Das gotlich wort was krefftig starck
> Vnd decket auff das Bapstumb arck
> Mit gunst etlicher Stet vnd Fürsten
> Die auch nach Gottes wort was dürsten.

Da wurden die durch ‚päpstliche Schinderei' bedrückten Gewissen frei und Gottes Wort strahlte wieder ‚hell und lauter', nachdem

---

[1]) Die Verse sind wieder abgedruckt bei Weller a. a. O. S. 109—114.

schwierigen nationalökonomischen Problem, das durch die völlige Veränderung der einfachen Geldverhältnisse des Mittelalters aufgeworfen worden war, unklar und befangen gegenüberstand, kann nicht eben befremden, und zwar vollends nicht, wenn wir sehen, wie er auch hier völlig mit Luther im Einklang ist.[1]) Gleich diesem hält er im Wesentlichen an der Forderung Jesu fest, daß man ‚willig sich leihen solle, ohne allen Ansatz der Zinse', wollte also auch in diesem Punkte mit dem Evangelium bitter Ernst gemacht wissen. Schroff hatte Luther, Eck gegenüber, die sittliche Zulässigkeit des Zinsnehmens verneint und im siebenundzwanzigsten Artikel seiner Schrift an den christlichen Adel den Zinskauf geradezu als das ‚größte Unglück deutscher Nation' gebrandmarkt. Freilich hatte er hinzugefügt: ‚Ich befehle das den Weltverständigen. Ich, als ein Theologus, habe nicht mehr daran zu strafen, denn das bloße ärgerliche Ansehen, davon St. Paulus sagt: Hütet euch vor allem bösen Ansehen oder Schein.' Auch der bescheidene Handwerker war in dieser Frage kein ‚Weltverständiger', sondern auch er glaubte das Problem einfach durch die Berufung auf die Schrift lösen zu können. Daneben geißelte er freilich auch den eigentlichen Geiz, Eigennutz und Habsucht und wies seine lutherischen Brüder eindringlich auf das Apostelwort hin, daß der Geiz die Wurzel alles Uebels sei.[2])

---

[1]) Vergl. ‚Ein sermon von dem wucher Doktoris Martini Luther' vom Jahre 1519. Hier heißt es: ‚Christus spricht: ‚wenn ir nür denen leihet, von welchen ir wartet, daß sie euch wider leihen, was ist das fur ein wolthat? leihen doch die bösen sunder einer dem andern, daß sie gleich desselben mügen wider haben'. item solt ir leihen und nichts darfur gewarten ... nun ist leihen nit leihen, es geschech dann on allen auffatz und einigen vorteil, wie gesagt ist'. Und weiter: ‚Es sei sit oder unsit, so ist es nit christenlich noch götlich noch natürlich, und hilft kein exempel da wider: dann es steet geschriben ‚du solt nit volgen dem haufen böses zu thun, sondern got und sein gebot über alle ding eren'.

[2]) Auch in seinen Dichtungen kommt er wiederholt darauf zurück. So heißt es beispielsweise in dem Gedicht ‚Die sieben haubtlaster'. (Keller I, S. 357): ‚Geitz ist ein begirlicher sin | Nach zeytlichem reichthumb und gwyn, | On ruh und rast, nacht unde tag, | Mit recht und unrecht wie es mag, | Mit vorteyl, practick, list und liegen, | Mit falschheyt, untrew und betriegen, | Mit falsch schweren, wucher, fürkauffen, | Mit sparen, kratzen als zuhauffen, | Ein unersatliche verschlickung, | Gemeines nutz ein underdrückung, | Auch ein be-

Ganz anderer Art sind seine Klagen im weiteren Verlaufe des dritten und im ganzen vierten Gespräch. Rückhaltlos giebt er den Gegnern zu, daß auf den evangelischen Kanzeln ebenso wie in den evangelischen Häusern, in den Wirtshäusern und auf den Gassen vieles nicht so sei, wie es sein sollte, und daß eben auch unter den Evangelischen allerlei ‚Rutzigs und Reudigs' oder, um mit Luthers Worten zu reden, ‚viel Wetterhähne, falsche Brüder und dergleichen Unkraut', zu finden seien. Denn hier wie anderwärts gab es deren genug, die sich einbildeten, am Freitag Fleisch essen sei das Hauptkennzeichen eines Evangelischen, ja sie thäten wohl gar ein gutes Werk damit; auch hier hielt sich Mancher schon darum für gut evangelisch, weil er tapfer auf Mönche und Pfaffen schimpfte; auch glaubte einer und der andere Geistliche genug zu thun, wenn er auf der Kanzel wider die Römischen eiferte und polterte und darüber den inneren Ausbau seiner Gemeinde vernachlässigte. Erst unlängst hatten gerade in Nürnberg mancherlei unliebsame Vorkommnisse Aergernis erregt und den Römischen zu Klagen über den Wandel der Evangelischen neuen Anlaß gegeben. Unter den Geistlichen war es namentlich Andreas Osiander[1]) selbst, welcher mehr als einmal den rechten geistlichen Takt vermissen und sich von seinem Eifer zu unziemlichen Ausfällen und Schmähungen hinreißen ließ. Papst, Kardinal und Bischof hatte er öffentlich auf der Kanzel als Antichrist, Widerchristen, Seelmörder und Teufelskinder geschmäht, und dadurch nicht nur, wie natürlich, bei den Römischen, sondern auch bei vielen ernsten Gliedern seiner eigenen Gemeinde Anstoß erregt.[2]) Im Jahre vor dem Erscheinen der ‚Dialoge' hatten

---

schloßne hand den armen, | Ein verstockt hertz on als erbarmen. | In summa Paulus uns verkünd, | Geitz sey ein wurtzel aller sünd, | Des fur der reich in helle grund'.

[1]) W. Möller, Andreas Osiander. Elberfeld 1870. S. 14.

[2]) Hans Sachs legt im ersten Dialog dem Chorherrn über Luther die Worte in den Mund: ‚Wie hat er den allerheiligsten vater den bapst, die heiligen väter und uns wirdige herren außgeholhipt, wie ein holhipbub'. [Hippen oder Holhippen sind ein Backwerk, welches die Holhipbuben oder Holhipper, die als Typus loser Zungen galten, austrugen.] Denselben Ausdruck gebraucht in einem Briefe vom 9. August 1533 Lazarus Spengler von Osiander: ‚Aber da stand Osiander auf der Kanzel mit einem so verbitterten

Evangelische dem Bischof von Bamberg bei seinem Aufenthalt in Nürnberg nächtens rohe Schmählieder vorgebrüllt, während Thomas Murner, der ‚Eulenspiegel und Thersites in der Kutte‘ bei seinen Gängen durch die Stadt von den Buben ‚wie ein Narr umhergetrieben und mit dem Spottruf: ‚Murnarr, Murnarr!‘ verfolgt worden war. Natürlich waren solche Vorkommnisse für die Römischen nur Wasser auf ihre Mühle. Was lag bei der allgemeinen Erregung der Zeit näher, als solche Einzelfälle zu verallgemeinern, über einen durch die Reformation hervorgerufenen Niedergang der allgemeinen Sittlichkeit zu jammern und der Lehre Luthers für solche Aergernisse die Verantwortlichkeit aufzubürden? War doch selbst ein Mann wie Pirkheimer, nachdem er der Sache der Reformation innerlich mehr und mehr entfremdet war, nur zu geneigt, diese Uebelstände dem von Luther verkündeten Evangelium zur Last zu legen und jede versittlichende Wirkung der Reformation schlechtweg zu verneinen! Christus hat ja genug für uns gethan, so spottete er, so daß wir uns nun ‚sicher aufs Ohr legen und müßig und in allen Lüsten ersoffen, aufs angenehmste leben‘ können.[1]) Befremdlicher ist es, wenn noch heutiges Tages römische Geschichtsschreiber in dieser Frage gern unsern Hans Sachs als klassischen Zeugen aufrufen, da Niemand bündiger und treffender als er selbst derlei leichtfertige Schlußfolgerungen zurückgewiesen hat und zudem derlei Klagen für oder gegen Luthers Werk schon aus dem Grunde gar nichts beweisen können, weil noch keinerlei moral-statistische Grundlage zur Vergleichung der Zeit vor und nach Luthers Auftreten vorhanden ist.[2]) Hans Sachs kann doch im Gegenteil

---

Gemüt und einem so ungeschickten Holhyppen, dergleichen ohne Zweifel in Nürnberg auf offener Kanzel nit viel beschehen ist‘. 1534 erschien eine Schmähschrift gegen Luther in Dialogform unter dem Titel: ‚Martin Luthers Klagred, daß er so gar nit hippen und schänden kann‘. Auch in der ‚Lutherisch Strebkatz‘ (1524 oder 1525) heißt es über Murner: ‚Durch gschrift so thustu nichtset dar: | Das schafft, du bist ir nit geübt, | Allein zu hippen dir geliebt.‘ O. Schade III², 123.

¹) Vergl. Fr. Roth, Wilibald Pirkheimer. Halle 1887. S. 60.

²) So bemerkt treffend Max Lenz gegen Janssen: ‚Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Ein Beitrag zur Kritik ultramontaner Geschichtsschreibung‘. München 1883, S. 52.

nur dafür als ein berufener Zeuge gelten, wie die Reformation im deutschen Bürgertum die sittlichen Ideale neu geweckt und gestärkt hat, und mit welch' klarer Entschiedenheit dieses jetzt seines sittlichen Gegensatzes zu der Moral der mittelalterlichen Kirche sich bewußt war. Denn wohl nie ist aus eines einfachen Bürgers Munde schöner und eindringlicher das wahrhaft evangelische Leben geschildert worden als in diesen ‚Dialogen' unseres Schuhmachers.

Drittes Kapitel.

Protestantische Polemik und evangelische Zeugnisse.

Dich sollen die pforten der hellen
Nicht überweltigen noch fellen.
Hans Sachs.

'Ihr habt freilich das Büchlein zu Nürnberg ausgangen mit den Figuren wohl gesehen, darin des Papsttums ja nicht vergessen ist. Es ist mit dem Antichrist auf die Hefen kommen und Christus will sein ein Ende machen, deß sei Gott gelobt in Ewigkeit Amen'. So schrieb Luther am 29. April 1527 an Spalatin[1]) über eine von Osiander herausgegebene Bilderpolemik gegen das Papsttum, an der Hans Sachs durch die von ihm beigesteuerten, die Bilder erklärenden Reime beteiligt war. Luther war über das Büchlein, das ihm Lauf und Schicksal des Papsttums mit wunderbarer Eigentümlichkeit vorauszusagen schien, so erfreut, daß er es gar in Wittenberg wieder aufzulegen gedachte, denn ihm erschienen diese bildlichen Darstellungen als ein besonders wirksames Anschauungsmittel, das auch den des Lesens unkundigen Laien des 'Antichrists Wesen und Gräuel' deutlich zu machen im Stande war. Die Gegenüberstellung Christi und des antichristischen Papsttums findet sich schon in der vorreformatorischen, besonders auch in der von Wiclif und Hus beeinflußten Litteratur; auch graphische Darstellungen dieser Antithese waren schon früher vorhanden. In Luther selbst war die Ueberzeugung von dem Antichristentum in Rom allmählich aber unaufhaltsam gewachsen; immer stärker hatte sich seiner Seele der Gedanke bemächtigt, daß das Antichristentum nicht erst

---

[1]) De Wette III, 169. Vgl. ferner: Tischreden bei Förstemann-Bindseil III, 189 und Colloquia ed. Bindseil III, 238.

der Zukunft angehören werde, sondern schon in der Papstkirche zur Wirklichkeit geworden sei. Der Nachweis hierfür bildet nicht zuletzt den Inhalt seines Aufrufs ‚An den christlichen Adel‘, und noch unmittelbar vor seiner Fahrt gen Worms suchte er diese Anschauung — in der Schrift Contra Ambrosium Catharinum — durch Schriftbeweise zu stützen. Völlig aus seinen Gedanken und Anregungen heraus erwuchsen dann (1521) die Holzschnitte Lukas Cranachs zu dem ‚Passional Christi und Antichristi‘, denen Melanchthon unter Beihilfe des Juristen Joh. Schwertfeger die Unterschriften hinzufügte.[1]) Luther, der sogar die Kinder singen ließ: ‚Erhalt' uns Herr bei deinem Wort und steu'r des Papsts und Türken Mord‘, hat dann wiederholt dieser Bilderpolemik sich bedient, bis zu der derben und grobkörnigen ‚Abbildung des Papstum‘,[2]) die er im Jahre vor seinem Tode seinem kaum minder derben, ‚letzten großen Zeugnisse gegen das Papsttum‘ folgen ließ.[3]) Auch unlängst erst, zu Neujahr 1526, war zu Wittenberg ein mit Cranachschen Holzschnitten ausgestattetes Schriftchen mit gleicher Tendenz erschienen, das Luther mit einem Vor- und Nachworte versehen hatte. ‚Lieben Freunde — so hatte er das letztere geschlossen — laßt uns aufs neue wieder anfangen, schreiben, dichten, reimen, singen, malen und zeigen, das edle Götzengeschlecht, wie sie verdienen und werth sind .... Und zum Anheben schenk' ich als der Erste zu diesem neuen Jahr dies Büchlein, wie mirs ist durch fromme Leute zugeschickt. Es ist nicht ein Schmachbuch noch Lästerschrift, sondern eine öffentliche Strafe des öffentlichen unverschämten Gräuels und Teufelsspiels, welches Gott will gestraft haben‘.

In Nürnberg fiel diese Mahnung, aufs Neue zu schreiben, zu dichten und zu malen auf fruchtbaren Boden. Noch in demselben Jahre gab der Buchdrucker und Briefmaler Hans

---

[1]) Vergl. G. Kaweraus Einleitung zum Neudruck des ‚Passionals‘ in den ‚Deutschen Drucken älterer Zeit‘ Berlin 1885. S. XX f.

[2]) Vergl. C. Wendeler, M. Luthers Bilderpolemik gegen das Papsttum von 1545 im Archiv für Litteraturgeschichte XIV, 17 ff.

[3]) ‚Wider das Bapstum zu Rom‘, Wittenberg 1545. Vergl. J. Köstlin, Luther und J. Janssen. Halle 1883. S. 63.

Wandereisen jenes Wittenbergische Büchlein neu heraus,[1]) jedoch mit Hinweglassung der Lutherschen Zusätze und mit geringen dialektischen Veränderungen der Verse, während zugleich die Cranachschen Holzschnitte durch solche von Sebald Beham ersetzt waren. Die von diesem gezeichneten 74 Figuren — auf der ersten Seite der Papst, auf der folgenden je zwei Kleriker — sind frei von jedem satirischen und karikaturenhaften Charakter, und man hat das Büchlein mit Recht als eine Art geistliches Trachtenbuch bezeichnet,[2]) da hier die sämmtlichen Mitglieder der römischen Hierarchie in Einzelbildnissen mit genauer Beobachtung ihrer eigentümlichen Gewandungen vertreten sind. Aber doch war auch diese Schrift durch die in den Versen scharf ausgeprägte polemische Tendenz ein wirksames Agitationsmittel und reihte sich auch in dieser neuen Gestalt jener antirömischen Bilderlitteratur ein, welche Luther als seinen volkstümlichsten Bundesgenossen auf jede Weise beförderte.

Dieser Flugschrift nun folgte zu Anfang des Jahres 1527 jene Osiandersche Publikation, die noch weit wuchtiger und eindrucksvoller gegen den römischen Antichrist zu Felde zog. ‚Eine wunderliche Weissagung von dem Papsttum' ist sie betitelt,[3]) und neben dem Namen des Pfarrers an S. Lorenz trägt sie auf dem ersten Blatte den unseres ‚tollen' Schusters, der jeden Holzschnitt durch je zwei Reimpaare erläutert hat. Auf eine doppelte Vorlage berief sich Osiander in seiner Vorrede: auf ein Exemplar der ‚sehr alten' Bilder, das im Nürnberger

[1]) Das Bapstum mit seynen gliedern gemalet vnd beschryben gebessert vnd gemehrt. 1526.

[2]) A. Rosenberg, Sebald und Barthel Beham. Leipzig 1875. S. 11, 126 und 138.

[3]) Ein wunderliche Weissagung, von dem Bapstumb, wie es yhm bis an das ende der welt gehen sol, ynn figuren odder gemelde begriffen, gefunden zu Nurmberg, ym Cartheuserkloster, vnd ist sehr alt. Ein vorred Andreas Osianders. Mit gutter, verstendtlicher Auslegung, durch geleerte leut, verklert. Wilche Hans Sachs jn Deutsche reymen gefasset, vnd darzu gesetzt hat. Im M. D. xxvij Jare. 5 Bg. 4. mit 30 Holzschnitten. — Vgl. G. E. Waldau, Vermischte Beyträge zur Geschichte der Stadt Nürnberg. II. Nürnberg 1787. S. 350—361. Ein Verzeichnis der Ausgaben bei Weller a. a. O. Nr. 216, ausführliche Analyse des Inhalts bei W. Möller a. a. O. S. 97—103.

Kartäuserkloster, auf ein anderes, das in der dortigen Ratsbibliothek vorhanden sei, während jedoch in der That dem Büchlein die erst 1515 zu Bologna gedruckten Vaticinia Joachimi zu Grunde lagen. Die später auch von Theophrastus Paracelsus (1570) gedeuteten ‚wunderlichen‘ Weissagungen selbst stammten aus den Kreisen der strengen Franciskaner, der Spiritualen, die den Abt Joachim von Fiore in Calabrien [1]) als gottgesandten Seher, als Deuter der Zeichen der Gegenwart, als Propheten des Geheimnisses der Zukunft feierten. Es herrschte in diesen Gemeinden visionärer Apokalyptiker, die in dem Glauben an das bald kommende Reich Gottes lebten, eine tiefe Abneigung gegen die verweltlichte Kirche und ein leidenschaftlicher Reformdrang. Sie waren erfüllt von einem tiefen Widerwillen gegen das lediglich überlieferte, trocken historische Christentum ebenso, wie gegen alles Menschenwerk äußerer Formen und Satzungen. Sie glaubten an das nahe bevorstehende Ende der Religion des Buchstabens und an das Kommen einer Geisteskirche, da man nicht mehr durch einen Spiegel in einem dunklen Worte sehen werde, sondern von Angesicht zu Angesicht, womit dann alle sinnfälligen äußeren Bräuche von selbst schwinden würden. Sie hofften auf ein Zeitalter des heiligen Geistes, welches das in die Kirche eingedrungene antichristische Wesen stürzen sollte und hielten an dem Glauben Joachims fest, daß in erster Linie das asketische Möchtum zur Neugestaltung der verweltlichten Kirche berufen sei. So bildeten sie eine schwärmerische Theologie aus, die zugleich mit aufklärerischen Elementen reichlich versetzt war und verfolgten damit mehr oder minder bewußt eine antikatholische Tendenz, die jedoch in ihrem Aufschwung immer wieder durch das Gewicht katholischer Reminiscenzen gehemmt wurde.

Die Bilder nun, in welchem dem Papsttum prophezeit wird, ‚wie es ihm bis an das Ende der Welt gehen soll‘, zeigen in einzelnen drastischen Darstellungen den allmählichen Verweltlichungsproceß, in welchem der Papst schließlich vom Statthalter Christi zum Antichrist sich verwandelt hat, bis ihm zuletzt das Einhorn, ein altes Symbol sowohl Christi als auch der mönchischen

[1]) H. Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter II. Berlin 1877. S. 191 ff.

Enthaltsamkeit und Einsamkeit, seine dreifache Krone zum Wanken bringt. Eines näheren Eingehens auf die Bilder im Einzelnen können wir uns enthalten, da für uns nur die Verse des Hans Sachs von Interesse sind; immerhin wird schon aus jener summarischen Inhaltsangabe ersichtlich sein, wie sehr diese Darstellungen zur Umdeutung im reformatorischen Sinne sich eigneten. Und gerade Osianders agitatorischer Natur mußte diese populäre und effectvolle Form der Polemik ganz besonders willkommen sein. Denn hier konnte er seinem streitbaren Eifer die Zügel schießen lassen und brauchte die Worte nicht ängstlich abzuwägen. Für die Einfältigen — so bemerkte er in seiner Vorrede — habe er den Bildern eine Auslegung hinzugefügt und er schloß in energischem Tone mit dieser Mahnung an die Römischen: „Ich will auch hiemit die Papisten vermahnet haben, daß sie sehen wollen, wie es doch um sie stehe, und sich darein schicken. Denn sie müssen herunter, da hilft nichts für, sie haben nur die Wahl, ob sie sich freundlich und ohne Schaden wollen herab lassen führen, oder ob sie feindlich zu ihrem Nachteil wollen herabgestürzt sein. Es werdens ja nicht Christen thun, aber es wird Gott wohl eine Rute finden, deß haben wir wohl eine gewissere Prophecey, denn diese ist; die wird uns nicht lügen“.

Einige Abänderungen der Vorlage waren allerdings, um diese dem reformatorischen Zweck dienstbar zu machen, nicht zu vermeiden. Davon ist die wichtigste die, daß im zwanzigsten Bilde für den Papst, der eine Rose in der rechten und eine Sichel in der Linken trägt, während daneben ein Feuerstrahl und ein menschliches Bein sichtbar sind, ein Mönch eingesetzt wurde, wobei die Rose, als das Wappen Luthers, über die richtige Deutung keinen Zweifel ließ. Zum Ueberfluß fügte Osiander noch hinzu: ‚Damit man aber sehe, wer der Mönch sei, so steht er da in seiner Kleidung und hat sein Zeichen, die Rose, in der Hand, ich meine ja, es sei der Luther. Dieweil aber Jesaias spricht: Alles Fleisch ist wie Gras, stehet er da mit einer Sicheln und schneidets ab, nicht Gras, sondern Fleisch und Alles was fleischlich ist. Denn dawider predigt er und wenn es ausgereutet ist, wird er mit dem Feuereisen das Feuer christlicher Liebe, das erloschen ist, wieder aufschlagen und an-

zünden'. Und Hans Sachs seinerseits erläuterte das Bild mit dem Verslein:

> Das tet der helt Martinus Luther,
> Der macht das evangeli lauter.
> All menschenler er ganz abhaut
> Und selig spricht, wer Got vertraut.

Luther selbst lehnte jedoch in einem Briefe an Wenzel Link (19. Mai 1527) diese Deutung ab und wollte die Rose nicht auf sich persönlich, sondern auf das evangelische Amt überhaupt bezogen wissen.

Hans Sachs entledigte sich seiner Aufgabe mit Takt und Geschick und blieb auch hier im Vergleich zu dem in dieser Bilderpolemik meist üblichen Ton in der Form besonnen und maßvoll, so daß er an der späteren obrigkeitlichen Maßregelung ziemlich unschuldig war. Unter jeden der dreißig Holzschnitte setzte er sein erläuterndes Sprüchlein,[1]) von denen natürlich eins und das andere durch den Zwang des gegebenen Themas ziemlich steif und ungelenk geraten ist.

> Weyl sich der Bapst von Got abwendt
> Auff gut vnd weltlich regiment
> Zu blut vergiessen, krieg vnd streyt
> Ist er kein Hirt der Christenheyt —

so hebt er an, um dann in den folgenden Versen dem Papst und seinem ‚fuchslistigen Hofgesinde' ihr Sündenregister im Einzelnen vorzuhalten. Gegen Kaiser und weltliche Obrigkeit habe der Papst sich aufgelehnt und geberde sich selbst als ein gewaltiger weltlicher Herr. Mit vielen Gesetzen und Geboten halte er die Gewissen umstrickt; mit Ablaß- und Türkengeld raffe er die Schätze dieser Welt zusammen; alle Zucht, Ehre und Frömmigkeit sei in seinem Reiche verschwunden. Da aber begann der ‚Held Martin Luther' auf Gottes Geheiß den Kampf:

> Das gotlich wort was krefftig starck
> Vnd decket auff das Bapstumb arck
> Mit gunst etlicher Stet vnd Fürsten
> Die auch nach Gottes wort was dürsten.

Da wurden die durch ‚päpstliche Schinderei' bedrückten Gewissen frei und Gottes Wort strahlte wieder ‚hell und lauter', nachdem

[1]) Die Verse sind wieder abgedruckt bei Weller a. a. O. S. 109—114.

es so lange durch päpstliche List verdunkelt gewesen war. Und bald werde nun auch die Zeit kommen, da des Papstes Regiment ein „grausames Ende' finden, er seine Schuld bekennen und sich einen Knecht der Knechte nennen werde. Dann werde Gott selber seiner Gemeinde getreue Knechte einsetzen und sie durch seinen Geist stärken, auf daß sie den himmlischen Schatz, das lautere Evangelium, hüten und von aller Menschenlehre und allem menschlichen Zusatze reinhalten, bis einst Christus selbst zum letzten Gerichte erscheinen wird. Hans Sachs fügt zuguterletzt diesen Sprüchen noch eine ‚Beschlußrede' hinzu, in welcher er den Inhalt jener noch einmal kurz zusammenfaßt, um endlich mit der Nutzanwendung zu schließen:

Darumb wer oren hab der hoer
Von lueg sich zu der warheyt keer.

Das Büchlein, das so frisch und populär in die reformatorische Volksbewegung eingriff, fand, wie die mehrfachen Ausgaben beweisen, starken Absatz. Das Unternehmen der beiden Herausgeber, des Pfarrers und des Schuhmachers, hatte sich somit als die Ausführung eines glücklichen Gedankens bewährt und sie hatten alle Ursache, mit dem Erfolge zufrieden zu sein. Aber der Nürnberger Rat, der in diesen erregten Jahren in seiner Censurpraxis durch das Hin und Her widerstreitender Interessen und Rücksichten ziemlich kopflos geworden war, that plötzlich über diese kecke und rücksichtslose Polemik sehr erschrocken und beschloß, einmal ein Exempel zu statuieren, obwohl gerade in diesem Falle eine so rigorose Maßregel schwerlich geboten war. Er hatte es früher schon, seit die ersten Stürme der Reformation über die alte Reichsstadt hereingebrochen waren, an mancherlei Warnungen und Verboten nicht fehlen lassen, aber durch sein schwankendes und unsicheres Verhalten nur wenig ausgerichtet und die Drucker und Verbreiter lutherischer und antipäpstischer Flugschriften keineswegs abgeschreckt. Mochte ein solches Büchlein immerhin verboten sein: die Buchführer fanden Mittel und Wege genug, es einzuschmuggeln und gerade je verpönter eine Schrift war, desto leichter fand sie Abnehmer, desto teurer wurde sie bezahlt, desto eifriger studiert und gelesen. Derjenige Buchdrucker, welcher 1518 auf Veranlassung der

Augustinermönche Luthers deutschen Traktat wider den Ablaß gedruckt hatte, war noch mit einem leichten Verweise davongekommen und erst 1521 war gleichzeitig mit der Veröffentlichung des Wormser Edikts allen Buchführern das Feilhalten und der Verkauf ‚der Lutherschen Büchlein und anderer Schmähschriften' verboten worden. Im nächsten Jahre hatte man das Verbot erneuert, aber ohne jeden sichtbaren Erfolg, zumal der Rat selbst es damit nicht allzu ernst gemeint hatte. Nur selten schritt er einmal auf das Andrängen der Reichsregierung wirklich ein, ließ aber im übrigen die Drucker wie die litterarischen Verfechter der Reformation so gut wie unbehelligt. Nur gegen einzelne, ihm besonders anstößig erscheinende Schriften hielt er ein Einschreiten für erforderlich: so 1523 gegen die ‚Praktika' des Barfüßermönchs Kettenbach wegen der darin enthaltenen Schmähungen des Kaisers und des Papstes, sowie gegen Luthers Büchlein wider Heinrich VIII. von England und alle diejenigen seiner Schriften, in welchen Kaiser und Fürsten Narren gescholten wurden. Dann machte ihm die seit dem Herbst 1524 in Nürnberg auftretende Carlstadt-Münzerische Richtung viel zu schaffen und veranlaßte ihn mehrmals, gegen diejenigen, welche lose Reden führten oder unerlaubte Bücher vervielfältigten und vertrieben, mit Verwarnungen oder Gefängnisstrafen einzuschreiten.[1]) Er wurde nun immer schwieriger und ängstlicher und suchte im folgenden Jahre sogar durch eine allgemeine Verfügung dem litterarischen Kleinhandel das Leben sauer zu machen. Er beschloß am 27. April 1525 ‚alle diejenigen, so gedruckte Püchlein in die Häuser zu verkaufen umbtragen, so viel man der erfaren mag, zu beschicken und zu verpieten, sich solch's Hausirens mit Püchern gänzlich zu enthalten, sondern was sie zu verkaufen vermeinen, sollen sie zuvor in der Kanzlei besichtigen lassen und dann mit Erlaubniß öffentlich fail haben. Und welcher also gewarnt darüber betreten wird, daß er sein Pücher hausiret, soll man den oder dieselben ins Loch schaffen'.

Nun war aber jenes ‚gedruckt Büchlein mit Bildern, den Fal des Babstums anzeigend' ohne Wissen und Willen des Rats auf dem Markte vertrieben worden, und da dieser zudem meinte, daß die

[1]) Vergl. Th. Kolde, ‚Zum Proceß des Johann Denk und der drei gottlosen Maler' in den Kirchengeschichtlichen Studien. Hermann Reuter gewidmet. Leipzig 1887, S. 229 f.

Schrift nur eine ‚Verbitterung des gemeinen Mannes' veranlassen könne, so beschloß er am 6. März 1527: ‚1) Herr Osiander solle beschickt und unter Darlegung des Sachverhalts bedeutet werden, daß der Rat sich einer größern Bescheidenheit zu ihm versehen habe. Darum lasse er ihm mit Ernst ansagen, sich hinfüro dererleyer Zusätze und Episteln zu enthalten. Des wolle sich der ehrbare Rat zu ihm versehen, denn wie das mehr geschehen, müsse er seine Notdurft gegen ihn bedenken'. 2) solle dem Güldinmunt (Hans Guldenmund, dem Drucker der Schrift) gesagt werden, ‚er habe etliche Figuren und daneben etliche Zusätze in einem Büchlein verfertigt, welches eines ehrbaren Rates Verordneten zu besichtigen nicht zugebracht, des habe der Rat kein Gefallens von ihm. Darum solle er alle solche Büchlein, so er noch bei Händen habe, zur Stund auf das Rathaus antworten, desgleichen die geschnittene Form, dergleichen Druckens auch hinfür müßig stehen und nichts mehr verfertigen, es sei denn zuvor in der Kanzlei besichtigt. Die Strafe aber, so ein Rat um diese Handlung gegen ihn zu üben fürhabe, wolle er zu diesem Mal anstellen mit eigener offener Hand'. 3) Item ‚Hanns Sachssen Schuster ist gesagt, es sei diese Tag ein Büchlein ausgegangen, ohne Wissen und Willen eines ehrbaren Rats, welches besser unterwegen gelassen wäre; an solchem Büchlein habe er die Reymen zu den Figuren gemacht. Nun seye solches seines Amtes nicht, gebühre ihm auch nicht, darum eines Rates ernster Befehl, daß er seines Handwerkes und Schuhmachens warte, sich auch enthalte einige Büchlein oder Reymen hinfür ausgehen zu lassen; ein ehrbarer Rat würde sonst in Notdurft gegen ihn handeln; und um diese geübte Handlung wolle der Rat die Strafe diesmal bei sich behalten, doch mit einer offenen Hand, die nach ihrer Gelegenheit für zunehmen'. Etliche Tage später wendete sich der Rat nach Frankfurt mit der Bitte, auf der dortigen Messe auf die ‚Weissagung' Acht zu haben und dort etwa vorhandene Exemplare auf seine Kosten aufzukaufen. Der dortige Rat aber fand nichts oder wollte nichts finden.[1])

---

[1]) Das Ratsdekret gegen H. Sachs ist abgedruckt bei Waldau, a. a. O. S. 358. Ueber die Censurpraxis des Nürnberger Rats überhaupt vgl. Geschichte des Deutschen Buchhandels I, S. 435f und 571ff.

Die Mahnung, hübsch bei seinem Leisten zu bleiben, die der dichtende Schuhmacher seit seinem ersten öffentlichen Eintreten für die Sache Luthers wiederholt von den Römischen gehört hatte, war ihm nun in diesem Erlasse von Amtswegen und mit allem Nachdruck wiederholt worden. Er mußte sich fügen und zunächst wenigstens von weiteren öffentlichen Kundgebungen Abstand nehmen, so wenig ihn auch im übrigen der Umstand beirrte, daß ihm von einem ehrbaren Rat die Befugnis Reime zu machen schlechtweg bestritten war. Er bedurfte für die Ausübung seiner poetischen Kunst glücklicherweise keines obrigkeitlichen Befähigungsnachweises und ließ sich durch den amtlichen Tadel die Freude an seinem Talent nicht verkümmern. Wohl aber betrachtete er das Einschreiten des Rats im Interesse der evangelischen Sache als einen schweren Schlag und als eine dem Protestantismus zugefügte Kränkung. Es blieb lange ein Stachel in ihm zurück, und seine Dichtungen der nächsten Jahre sind voll von Klagen über die Zaghaftigkeit und Schwäche, die Tyrannei und Gottlosigkeit der Obrigkeiten, die nur zu oft die Ausbreitung der reinen Lehre erschwerten oder gar hinderten. Und er hatte ohne Frage seinen eigenen Fall im Auge, als er 1529 in seinem Gedicht über die sieben Hindernisse, die den Weg zu dem Berge Zion versperren,[1]) die Obrigkeiten als ‚Löwen und Bären' abconterfeite, ihnen vorwarf, Gottes Wort Ketzerei zu schelten und durch ihre Verfolgungen und Maßregelungen nur die Ausbreitung der ‚geistlichen Lügen' zu befördern. Es klingt geradezu wie seine Antwort an den ehrbaren Rat, wenn er solcher ‚Tyrannei' der Obrigkeit das freudige Bekenntnis gegenüberstellt:

Für mich lied der erlöser mein,
Gieng darburch in sein herrligkeyt;
So leyd ich auch in dieser zeyt.
Seins namens will ich mich nicht schemen.
Der seel mag man mir hie nit nemen.

Auch ließ er gleichzeitig, nach der erzwungenen Pause zum ersten Male wieder, bei Hans Guldenmund ein Flugblatt drucken, in dem noch einmal der polemische Ton seiner protestantischen Erst-

[1]) ‚Die sieben anstöß eines menschen, der von dem berg Sinay, deß gesetz, zu dem berg Zion, deß evangelii, gehen will'. Keller I, 363 — 390.

linge wiederklang. Die ‚Inhalt zweyerley predig, iede inn einer kurtzen sum begriffen‘ betitelte Dichtung[1]) ist der Hauptsache nach eine wörtliche Wiederholung von Versen aus seiner ‚Wittenbergischen Nachtigall‘, aber in dieser Form, durch die drastische Gegenüberstellung der Summa des evangelischen und der des päpstischen Predigers doppelt wirksam und packend. Der Dichter selbst tritt mit seiner eigenen Persönlichkeit ganz zurück; er erzählt kurz und bündig die Lehre Luthers auf der einen, die der Römischen auf der anderen Seite, um schließlich seinerseits nur die Aufforderung daran zu knüpfen:

Hie urteyl recht, du frummer Christ,
Welche lehr die warhafftigst ist.

Doch es hieße, wie schon bemerkt, das Bild des Hans Sachs in eine falsche Beleuchtung rücken, wollte man auf diese seine polemische Thätigkeit einen besonderen Nachdruck legen. Wir haben bereits an den ‚Dialogen‘ gesehen, wie mild, besonnen und leidenschaftslos er in der allgemeinen Erregung geblieben war, und auch sein Anteil an Osianders streitbarem Büchlein war ja verhältnismäßig sehr harmlos und unschuldig. Er blieb eben in allem Strudel der Ereignisse in seiner stillen Klause unbeirrt er selber; seine ganze harmlose, fröhliche, treuherzige, naive Natur widerstrebte der Rolle eines Rufers im Streite, und es fiel ihm in seinem bescheidenen Sinne gar nicht ein, sich in Dinge zu mischen, die ihn nichts angingen. Nicht in Wehr und Waffen wollte er für seinen Glauben zeugen, sondern schlicht und einfältig; er wollte nicht erobern, sondern behaupten. Schweigen konnte er nicht, denn zum Aussprechen trieb ihn ebenso ein ethischer Zug, der von sich und anderen Rechenschaft forderte, wie das litterarische Bedürfnis, alles innerlich und äußerlich Erlebte sich zu objectivieren. Aber er bedurfte für sein behagliches Bilden einer friedlichen Stimmung; sein Talent wurde durch die Leidenschaft nicht gehoben, sondern gelähmt; die treibende dichterische Kraft ruhte in ihm, nicht außer ihm. Und so liegt auch der Schwerpunkt seiner im engeren Sinne protestantischen Dichtung nicht in jenen polemischen Zeugnissen, sondern

[1]) Keller I, 397—400.

in den ganz subjectiven Bekenntnissen, in denen er seine Zugehörigkeit zur neuen Lehre bekundete, in denen er seine Hoffnungen und Befürchtungen, seine Klagen und Warnungen aussprach, und in denen er endlich alle zeitlichen Verhältnisse mit den in der Schrift verstreuten Ewigkeitsstrahlen beleuchtete.

Wir müssen bei Betrachtung dieser seiner evangelischen Zeugnisse zeitlich ein paar Jahre zurückgreifen. Das Jahr 1524, in welchem seine ,Dialoge' erschienen, ist bekanntlich das eigentliche Geburtsjahr des evangelischen Kirchenliedes, und in das gleiche Jahr fallen auch die ersten Anfänge seiner hymnologischen Arbeit,[1]) wenn auch sein erstes Liederbüchlein erst im folgenden Jahre gedruckt wurde. Schon unter den geistlichen Sängern der vorreformatorischen Zeit hatte der fromme Meistersänger nicht gefehlt. Er hatte einst, als Einundzwanzigjähriger, in einem Liede von dem heiligen Sacrament ,in Marners langem Ton' strenggläubig die römische Verwandlungslehre besungen und im Eingange die ,hochwürdige Maid und Himmelskaiserin Maria' um Erleuchtung angefleht. Er hatte im gleichen Jahre in einem Liede von der Geburt Christi Maria als den ,Licht bringenden Morgenstern' gefeiert und ihr in einem halb deutschen, halb lateinischen ,Salve Regina' gehuldigt. Ja, noch 1518 hatte er in einem Liede ,in der hohen Tagweise' die ,Jungfrau mild' gepriesen, die ihn aus seinem Sündenschlafe auferweckt habe und hatte gleichzeitig ein anderes Lied mit den Worten: ,O Katharina, edle Frucht, dir schenk' ich mein Gedichte' der heiligen Katharina dargebracht und darin die Christen aufgefordert, dieser heiligen Jungfrau Marter fleißig zu ehren.[2]) Nun aber folgte er auch hier Luthers Beispiel, der ,mit Singen und Klingen, mit Dichten und allerlei Saitenspiel' Gott gelobt haben wollte; nun stellte auch er sein Talent in den Dienst der evangelischen Gemeinde und suchte durch sangbare Lieder die Ausbreitung des Wortes Gottes und der Lehre Luthers zu befördern. Schon 1524 hatte er auf einigen fliegenden Blättern Umdichtungen alter Marienlieder —

[1]) In der ,Summa seiner Gedichte' gedenkt er seiner geistlichen Lieder mit den Worten: ,nach dem fand ich auch in der meng | psalmen und andre kirchengseng | auch verendert geistliche lieder'.

[2]) Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, II Nr. 1403—1410.

‚christlich corrigiert', wie er es nannte — mitgeteilt, denen er im nächsten Jahre eine kleine Sammlung von acht Liedern unter dem Titel: ‚Etliche geystliche, in der schrifft gegrünte, lieder für die layen zu singen' folgen ließ. Und da Luther vor Allem empfohlen hatte, die Psalmen in Reime und Musik zu bringen, so machte auch er sich an die Arbeit und gab 1526 ein kleines Büchlein mit ‚Dreytzehen Psalmen zu singen' heraus, die gleich den acht Liedern der ersten Sammlung sowohl in den Nürnberger Enchiridien wie in anderen Gesangbüchern Aufnahme fanden.[1])

Man würde mit einer rein ästhetischen Würdigung diesen Liedern schwerlich gerecht werden. Ihr poetischer Wert ist nur gering, und namentlich die Psalmenumdichtungen sind meist trocken und nüchtern. Aber auch nicht auf die Form kam es bei diesen Liedern an, sondern nur auf den Inhalt; nicht ein Kunstbedürfnis sollten sie befriedigen, sondern dem religiösen Empfinden Genüge thun. Ja auch dieses letztere sogar stand anfangs noch in zweiter Linie. Denn zunächst fiel doch auch diesen Liedern eine gewissermaßen agitatorische Aufgabe zu; eine gleiche Aufgabe wie den fliegenden Blättern und Dialogen, den Streitschriften und Traktaten: die Aufgabe nämlich, die neue Lehre zu popularisieren, sie wirklich volkstümlich zu machen, sie ‚singend und klingend' in immer weitere und breitere Schichten einzuführen. Diese Lieder sollten das Evangelium ausbreiten helfen, den neuen Glauben stärken und erhalten. Sie sollten die schriftmäßige Lehre verkündigen, die papistischen Irrtümer bekämpfen. Das evangelische Lied mußte sich daher vor Allem an den einfachen Ton der lutherischen Bibelübersetzung anlehnen, mußte mit schriftmäßigen Gründen kämpfen, gereimte Schriftauslegungen darbieten. Die Form kam dabei natürlich meist zu kurz und es gelang der unbeholfenen Kunst jener ersten Dichter nur selten, den spröden Stoff zu bewältigen. Und mehr noch: Durch den Widerstreit zwischen Zweck und Mittel kam in diese ersten protestantischen Lieder überhaupt ein Zwiespalt hinein, den wohl eine so geniale Naturkraft wie Luther überwinden konnte, an dem

[1]) Ph. Wackernagel, III Nr. 80—106.

jedoch die kleineren Geister naturgemäß scheiterten. Denn der Zweck war didaktisch, die gesangliche Form aber wendete sich an die Empfindung: das Ergebnis war nur zu oft lediglich gereimte Prosa, die in den Zwang der Melodie nur widerwillig sich einfügte.

So sind auch die Kirchenlieder des Hans Sachs keineswegs einwandsfrei. Ihre Sprache ist oft hart, die Form ungelenk. Der lehrhafte Ton überwiegt, und nur selten findet die subjective Empfindung einen reinen und herzlichen Ausdruck. Es hat sich darum auch von seinen geistlichen Liedern nichts im Liederschatze der evangelischen Kirche lebendig erhalten. Zwar wird ihm in unseren Gesangbüchern in der Regel das Lied ‚Warumb betrübst du dich mein Herz' zugeschrieben, das schon in den sechziger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts in Nürnberg in Einzeldrucken von Friedrich Gutknecht und Valentin Neuber verbreitet war, doch ist gerade bei diesem Liede die Verfasserschaft zweifelhaft. Nach Inhalt und Form könnte es allerdings wohl von ihm herrühren und zumal die Fülle biblischer Beispiele, mit der die mittleren Strophen belastet sind, ist echt Hans Sachsisch: der Umstand jedoch, daß selbst die Nürnberger Gesangbücher bis 1650 das Lied ohne seinen Namen geben, und dieses auch in seinen Schriften nicht enthalten ist, macht es unmöglich, ihm dasselbe mit Sicherheit zuzuschreiben.[1]) Aber war es ihm auch versagt, den rechten Liedton zu treffen, so bleiben seine geistlichen Lieder darum doch wertvolle Zeugnisse seines evangelischen Glaubens und seiner lebendigen Anteilnahme an dem Neubau evangelischen Gemeindelebens. Denn sie alle sind getragen von einer starken Glaubenskraft und erfreuen ebenso durch ihre schlichte Einfalt, wie durch die Entschiedenheit ihres Bekenntnisses. Auch sie wollen in erster Linie die schriftmäßige Lehre ausbreiten, die papistischen Irrtümer bekämpfen. Sie preisen das reine Wort Gottes, das jetzt so lieblich klingt und wie der helle Tag leuchtet; sie jubeln, daß nun die Gewissen frei geworden, die vordem so hart beschwert waren:

[1]) J. Mützell, Geistliche Lieder der Evangelischen Kirche aus dem 16. Jahrhundert. I, Berlin 1855. S. 262 f.

Mit vil menschen gesetzen,
Mit Bannen vnd gebot,
Mit gelt strick vnd seelnetzen:
Die werden yetzt zuspott.

Immerhin jedoch fühlte er sich recht eigentlich erst in seinem Element in seinen rein didaktischen Dichtungen, wo ihn die Forderung der Sangbarkeit nicht beirrte, und hier vor allem muß man ihn aufsuchen, wenn man ihn als protestantischen Dichter charakterisieren will. Er verband mit seiner Lust zu fabulieren eine starke pädagogische Neigung, der er gerade in dieser Form mit vollem Behagen sich hingeben konnte. Hier konnte er bald allegorisieren, bald schlicht episch erzählen, bald Visionen und Träume ersinnen, und in allen diesen mannigfachen Einkleidungen immer eine praktische, handgreifliche Moral vortragen; hier konnte er bald behaglich plaudern, bald schelten und zürnen, bald an ein Sprichwort, bald an die Erzählung eines alten Autors anknüpfen, eigene Beobachtungen ebenso wie Lesefrüchte einschalten und das Alles seinen lehrhaften Zwecken dienstbar machen. Und hier vor Allem ist er in jedem Zuge er selbst: treuherzig und naiv, sittlich gesund, voll Mutterwitz und harmloser Fröhlichkeit und von schier unerschöpflicher Productionskraft, und hier bringt er denn auch trotz der bequemen und lässigen Form, trotz seiner Redseligkeit und Breite, die bisweilen hart an die Grenze der Geschwätzigkeit, und trotz der Nüchternheit, die ebenso oft hart an die Grenze der Trivialität heranstreift, die reinsten und erfreulichsten Wirkungen hervor, dem ästhetischen Katechismus zum Tort, der ja diese ganze Gattung nur als eine Halbkunst widerwillig sich gefallen läßt.

Er selbst schrieb auf das Titelblatt seiner geistlichen Gespräche und Sprüche, daß sie alle förderlich seien zu Gottes Lob und Ehre, auch dem Nächsten dienlich zu einem bußfertigen, christlichen Leben, und er hat damit Tendenz und Eigenart dieser Dichtungen schlagend gekennzeichnet. Hier bekennt er sich von ganzem Herzen zu dem Glauben Luthers; hier bewährt er sich zugleich als einen Mann des Gewissens und als eine treue Natur, die mit ihrer Pietät auch Ernst macht im Leben. Er betrachtet das Christenthum nicht nur als historische Realität, sondern auch als ethische Forderung; er dringt immer und überall

auf ein praktisches Christentum, auf reinen Wandel, auf Nächstenliebe und Werke der Barmherzigkeit. Und zugleich kann man hier fast von Jahr zu Jahr seine Stellung zu den kirchlichen Ereignissen der Zeit, die er verständnis- und teilnahmvoll beobachtet, aufs deutlichste wahrnehmen: bald in Klagen und Warnungen, bald in zustimmenden und hoffnungsvollen Worten, bald in siegesfrohen, bald in kleinmütigen Zeugnissen. Immer wieder eifert er gegen das römische Wesen mit klarer Bestimmtheit, aber ebenso sehr auch gegen alle ‚Opinion und Meinung' im lutherischen Lager, gegen alles theologische Gezänk, gegen Irrlehrer und Schwarmgeister. Ja, diese letztere Tendenz, den eigenen Glaubensgenossen die Gewissen zu schärfen, steht hier gerade so wie in seinen ‚Dialogen' weitaus in erster Linie. Er sieht mit Bekümmernis das allmähliche Erlahmen des reformatorischen Geistes, den Zwiespalt statt der Eintracht, den Unfrieden statt der Einmütigkeit, und er wird nicht müde zu mahnen, die Lehre rein zu halten und sie nicht mit menschlichem Witz und theologischen Spitzfindigkeiten zu verwirren. Er knüpft an das Evangelium vom guten und bösen Hirten[1]) (1531) die Mahnung:

Also find man teglich auff erden
Zweyerley hirten, böß und gut;
Der erst teyl seyn hert weyden thut
Mit Gottes wort, der reynen lehr
Und sucht darinn die Gottes ehr,
Der ander teyl schafft nicht vil guts,
Sucht allein seinen eygen nutz
In reichthumb, gwalt, wollust und ehr,
Dardurch die schaff verderben sehr.
O Jhesu Christe, trewer hirt,
Hilff, wo dein herte wer verirt,
Auff das sie bekenn deynen namen
Und mit dir ewigklich leb! Amen.

Er schreibt im nächsten Jahre die ‚Klag Gotes über seinen weinberg, verwüstet durch menschen lehr und gebott',[2]) die doch nur unrein und vergiftet seien und schließt auch hier mit dem Mahnruf:

---

[1]) Keller, I 264—268. [2]) Keller I, 252—255.

Kere dich allein zu Gott!
Wandel nach seim wort und gebot
Zu ehre seym heyligen namen.

Der gleichen Abneigung gegen alle theologische Schulweisheit, gegen alles Zanken und Streiten giebt er auch in dem ‚Klagenden Waldbruder'[1]) Ausdruck. Diesem sind in seiner Einsiedelei etliche lutherische Schriften in die Hände gefallen, die ihn wunderbar berührt und erquickt haben. Und in der Gewißheit, nun allenthalben das reine Wort Gottes gepredigt zu hören, beschließt er, in die Welt zurückzukehren. Drei Monate lang ist er durch die Lande gezogen, aber nirgends hatte er es so gefunden, wie er geglaubt hatte. Natürlich hatte er auch bei den Theologen die reine Lehre und Einigkeit gesucht, aber auch hier war ihm eine böse Enttäuschung zu teil geworden:

Als ich zun theologen kam,
Sucht die rayn lehr der christenheyt,
Das wort Gottes in aynigkeyt,
Da fand ich sie so manigfeltig,
So wider-wertig und vilspeltig,
Vol irsal und vol ketzerey,
Voller spiztfünd und schwürmerey,
Voller opinion und maynig,
Ganz voller schulzenk und unaynig.

Das Ende vom Liede ist, daß der Waldbruder enttäuscht und bekümmert in seine Einöde zurückkehrt. Und wieder klagt Hans Sachs in der Historie von der erbärmlichen Belagerung und Zerstörung Jerusalems,[2]) daß Ketzerei und Schwärmerei ganz ungestraft im Schwange gingen und daß, trotzdem wir nunmehr Gottes Wort hätten, doch der Sünde in der Welt nicht weniger geworden sei. Ja, dasselbe Thema von Schulgezänk und Hader, von Irrlehre und Ketzerei behandelte er gar in zwei eigenen Flugblättern aus den Jahren 1539 und 1540, von denen das erste ‚die gemartert Theologia',[3]) das zweite ‚Das klagendt Evangelium'[4]) betitelt ist. Die Ein-

[1]) Keller III, 573—578. Das Gedicht ist datiert vom 1. Sept. 1541.
[2]) Aus dem Jahre 1537. Keller I, 319—323.
[3]) 30. März 1539. Keller I, 338—344.
[4]) 2. März 1540. Keller I, 345—352.

kleidung ist wieder echt Hans Sachsisch. Er sieht sich, in der ersten Dichtung, im Traum in einen Tempel geführt, in dem auf einem Thronsessel ein in ein schneeweißes Gewand gehülltes Weib sitzt. Einige ihr getreue Männer stehen ihr zur Seite, während ein größerer Haufe ungeberdig sie umschwärmt, etliche sogar thätlich an ihr sich vergreifen und im Begriff sind, ihren Thron umzustürzen. Aus dem Munde des Führers wird ihm die Erklärung der seltsamen Erscheinung:

> Diß weyb alda
> Heist Theologia.
> Die heylig biblisch schrifft,
> Was christlichs hayl betrifft,
> Die ist schlecht und einfeltig,
> Geystreich und gar geweltig,
> Und die ir hengen an,
> Sind auch also gethan,
> Die schrifft einfeltig handlen,
> Und in der warheyt wandlen,
> Suchen in werck und lehr
> Allein die Gottes ehr . . .

Doch deren seien leider nur wenige, denn die größere Menge suche nur ihre eigene Ehre. Da würde denn, um die eigene Weisheit mit der Autorität der Schrift decken zu können, dieser Gewalt angethan und das einfältige Suchen in ein spitzfindiges Grübeln verkehrt. Daher steckten jetzt alle Winkel voll von Rotten und Sekten, denn es gelte auch von diesen Schriftgelehrten das Wort: so viele Köpfe, so viele Sinne. Und der Führer schließt mit der Mahnung:

> Derhalb glaub du einfaltig
> Der heyligen geschrifft!
> So endtrinst du dem gifft
> Vielfaltiger verwirrung,
> Rotten, sekten und irrung.

Wachend sinnt der Dichter über den Traum nach, der ihm ein nur zu treues Bild der thatsächlichen Zustände gezeigt hat. Er sieht viele Hirten zu ‚Narren und Schelmen' geworden und viel widerwärtigen Hader kleiner Gelehrtenseelen und bittet deshalb den Herrn:

Das er wöll all irrthum,
Spitzfünd und ketzerey,
Sect, rotten und parthey
Außrotten durch sein geist,
Das sein wort aller-meist
Fort in der christenheyt
Rein in einfeltigkeyt
Einhellicklich aufwachs.

Ganz der gleiche Ton klingt durch ‚das klagendt Evangelium' und auch die Einkleidung ist hier die gleiche. Der Dichter war in der Karfreitagsnacht allein in der Kirche zurückgeblieben, als ihn jählings der Schlaf überwältigte. Da hört er eine leise Stimme — die des Evangeliums — klagen: Deutschlands habe es sich angenommen und ‚von allem Mißbrauch reformiert'. Allen Menschen habe es die Vergebung der Sünden und alle himmlischen Schätze umsonst verkündigt, habe Simonie und Geldstricke, Seelnetze und Gleisnerei zerrissen und die gebundenen Gewissen frei gemacht. Aber wenig nur sei von einem christlichen Leben zu spüren. Man schmähe das Evangelium Ketzerei und beschuldige es, Aufruhr zu erregen. Man verhetze die Obrigkeiten und mache sie ihm abgünstig. Nur ein kleines Häuflein halte treu zu ihm als eine rechte christliche Gemeinde. Mit dem Mahnruf:

Blind, überblinds Teutschland! —
Es wirdt mein lehr und treyben
Nicht allmal bey dir bleyben —

verhallt die Stimme, während zugleich der erste Glanz der Morgenröte durch das Kirchenfenster bricht und das Aufsteigen des neuen Tages verkündet. Der einsame Schläfer erwacht und wandert, grübelnd über den wunderlichen Traum, heimwärts. Er muß den gehörten Klagen Recht geben; es ist wirklich so, daß nur wenig Frucht des Wortes Gottes zu spüren ist; ein großer Teil des Samens ist an den Weg, in die Dornen und auf den Felsen ausgestreut. Und wieder schließt er mit dem Gebet:

O Herr, laß uns dein wort
Bleyben, und laß es fort
In uns erflammen starck
Durch seel, hertz, bein und marck,
Das wir dir zeugnuß geben,
Beyde mit wort und leben . . .

Alle diese Klagen und Warnungen sind ein beredtes Zeugnis dafür, wie aufmerksam er den Lauf der Welt verfolgte und wie er für die mannigfachen trüben Zeichen der Zeit keineswegs blind war. Aber von kleinmütiger Verzagtheit war der glaubensstarke Mann weit entfernt. Er selbst ging unbeirrt seinen geraden Weg und ließ sich auf keinen Irrpfad verlocken. Er hielt fest an dem Glauben an den endlichen Sieg des reinen Evangeliums; der ‚alte böse Feind' schreckte ihn nicht, denn er glaubte mit Luther, daß schließlich doch der ‚rechte Mann' das Feld behalten werde. Gerade in einer der schwersten Stunden des Protestantismus, in Tagen der Trauer und des Leides, gab er dieser siegesfrohen Stimmung einen helltönenden Ausdruck. Im Februar 1546 flog die Kunde durch die Lande, daß Luther in Eisleben gestorben sei. Die Leute erzählten einander von seinen letzten Stunden und wie bei der Heimfahrt des Toten gen Wittenberg allenthalben in Thüringen die Glocken geläutet worden, das Volk in hellen Haufen herzugeströmt und dem Wagen gefolgt sei. In der Schloßkirche zu Wittenberg, an deren Thüre einst der Mönch seine Sätze wider den Ablaß geheftet, sei er dann wenige Tage später zur letzten Ruhe gebettet worden. ‚Wir sind Waisen geworden', hatte Melanchthon dem Freunde nachgerufen und damit Tausenden und Abertausenden aus der Seele gesprochen. Es war im ersten Augenblick, als stocke der Herzschlag ganz Deutschlands. Alle Evangelischen standen unter dem Banne der einen Empfindung, daß sie ärmer geworden seien; jedem Einzelnen wars, als habe ihn ein ganz persönliches Weh getroffen, als habe ein Stück seines eigenen Lebens sich losgelöst. Da drängte es auch Hans Sachs, nachdem er die erste Erschütterung überwunden hatte, dem toten Helden, dem er einst, fast ein Jüngling noch, in seiner ‚Wittenbergischen Nachtigall' zugejubelt, einen Nachruf zu widmen und auch seinen Kranz auf die Gruft in Wittenberg niederzulegen. Der gealterte Dichter empfand die Trauer mit ganzer Stärke, aber doch durchschauerte ihn zugleich das Gefühl, daß der Tod eines Mannes, der dazu auserwählt ist, unvergänglich zu sein, weniger bitteren Schmerz bereitet, als reinste Erhebung. Trübe war die Gegenwart, noch trüber der Blick in die Zukunft, und oft hatte er sonst geklagt und gezürnt, wenn er den refor-

matorischen Gedanken getrübt, seinen Siegeszug gehemmt sah; jetzt aber, in dieser Stunde der Prüfung, klang nur Luthers triumphierendes: ‚Das Wort sie sollen lassen stahn!‘ in seiner Seele wieder und gab dem Bekümmerten Trost und Ermutigung. Auch seinem ‚epitaphium oder klag-red ob dèr leych D. Martini Luthers‘[1]) gab er die Einkleidung einer Traumvision. Er sieht sich in einen mit Kerzen hell erleuchteten Tempel geführt, in dem auf einer schwarz ausgeschlagenen Bahre Luthers Leiche gebettet ist. Ihr zu Häupten hängt ein Schild mit dem Kreuz und der Rose. Während er trauernd an des Toten Lagerstatt steht, schreitet vom Chore her eine weißgekleidete Frauengestalt, die Theologie, an die Bahre und hebt weinend um den Entschlafenen zu klagen an:

O du trewer und küner heldt,
Von Gott dem Herrn selb erwelt,
Für mich so ritterlich zu kämpfen,
Mit Gottes wort mein feind zu dempffen,
Mit disputirn, schreybn und predigen,
Darmit du mich denn thetst erledigen
Auß meiner trübsal und gezwencknuß,
Meyner babylonischen gfencknuß,
Darinn ich lag so lange zeyt . . .

Sie, die Theologie, von Lügen und Menschensatzung zu reinigen, habe er sich in schwerer Arbeit gemüht, ja dafür oft sein Leben aufs Spiel gesetzt, und unbeirrt sei er allezeit als ein rechter ‚Gottesheld‘ wahrhaft, treu und beständig geblieben. Wer aber werde nun, da er die Augen geschlossen, ihr Verfechter sein? Da spricht der Dichter ihr tröstend zu. Sie solle sich nicht fürchten, denn noch lebten viele treffliche Männer, die mitsamt der ganzen christlichen Gemeinde sie nicht verlassen, sondern sie rein und unversehrt erhalten würden.

Darwider hilfft kein gwalt noch list.
Dich sollen die pforten der hellen
Nicht uberweltigen noch fellen.

Es klingt in der That durch dieses Gelöbnis etwas von dem frohen Siegeston des Lutherliedes von der festen Burg. Die

[1]) Keller I, 401—403. In ‚sprachlicher Erneuerung‘ herausgegeben von K. Siegen (Die Wittenbergische Nachtigall. Jena 1883. S. 67 f.)

Not der Zeit hatte den wackeren Dichter nicht gebeugt sondern gestählt und an der Bahre des Reformators richtete seine bekümmerte Seele an der Hoffnung Luthers sich auf: ‚das Reich muß uns doch bleiben!‘

Die Zeit war allerdings nicht dazu angethan, weichmütiger Trauer nachzuhängen, denn immer drohender türmten sich die Wetterwolken zusammen. Mit Mißtrauen hatten einsichtige Anhänger Luthers schon die Konkordatsverhandlungen in Regensburg betrachtet und sich keiner Täuschung darüber hingegeben, daß dieselben im Grunde nur auf eine Stärkung des Papismus hinausliefen; ebenso war ihnen klar, daß aus dem Konzil zu Trient nur die Papstkirche Gewinn zog. Karl's siegreicher Heereszug im Jahre 1544 hatte ihnen die Augen darüber geöffnet, wie die Evangelischen mit dem Kaiser daran seien, und daß die Notwendigkeit einer bewaffneten Verteidigung des Evangeliums unabwendlich herannahe. Dazu kamen mancherlei trübe Erfahrungen in der evangelischen Kirche selbst, die unausbleiblich waren, je mehr die religiöse Frage mit irdischen Elementen durchsetzt wurde. Eiferer, die noch lutherischer als Luther selbst sein wollten, stifteten Hader und Unfrieden; zu den alten papistischen Gegnern gesellten sich Widersacher und Nörgeler im eigenen Lager; die alte deutsche Untugend der Rechthaberei und Händelsucht brachte den inneren Ausbau der Gemeinden immer wieder ins Stocken und ließ keinen Segen der Behaglichkeit grünen. Und als nun Luther die Augen geschlossen hatte, da brach der Sturm los, der die Sache des Evangeliums in die gewaltige Weltbewegung hineinriß. Die über den sächsischen und hessischen Fürsten verhängte Acht gab das Signal zu den Kämpfen, deren baldigen Ausbruch Luther sorgend vorausgesehen, als er noch auf dem Sterbebette für sein Evangelium gebetet hatte, dem das Konzil zu Trient und der leidige Papst so hart zürnten. Mit der Losung: ‚Mit Gott!‘ und mit dem Wahlspruch: ‚Verbum Dei manet in aeternum‘ zog das gewaltige Heer der schmalkaldischen Bundesverwandten gegen das Oberhaupt des Reiches zu Felde, während hinter ihrem Rücken der treubrüchige Moritz von Sachsen Luthers bitteres Wort, daß die Meißner alle Gleisner seien, durch seinen verräterischen Einfall in das sächsische Kur-

fürstentum nur zu traurig bestätigte. Als dann am Sylvesterabend 1546 die Glocken das alte Jahr zu Grabe läuteten, da mochte mancher evangelische Mann mit Trauer und mit Groll der Ereignisse der vergangenen Monate gedenken und sorgend und mutlos in die dunkle Zukunft hineinschauen.

Auch Hans Sachs war durch die Geschehnisse dieses verhängnisvollen Jahres aufs Tiefste erschüttert, und aus dieser Stimmung heraus schrieb er am letzten Tage desselben seinen ‚wünderlichen Dialogus vnd newe zeittung‘,[1]) worin er noch einmal auf die Gesprächsform in Prosa zurückgriff und in dieser Gestalt seinem gepreßten Herzen Luft machte. Die Einkleidung[2]) ist ebenso eigentümlich, wie der Inhalt scharf, so daß wohl lediglich sachliche Gründe den Verfasser bestimmt haben werden, von einer Veröffentlichung dieses Dialogs abzustehen. Ein Bote, der ihm einen Geschäftsbrief aus Nördlingen überbrachte — so erzählt Hans Sachs — und den er um neue Zeitung befragte, habe ihm eine ganz wunderliche und unerhörte Geschichte mitgeteilt. Denn als jener unlängst, an einem Novembermorgen, auf Nördlingen zugeschritten, sei ihm ein Mann begegnet[3]) von herrlicher Gestalt, doch aufgeschürzt wie ein Wanderer, der eilend, wie ein Flüchtiger oft um sich schauend, fürbaß ging. Als er aber näher zu ihm gekommen und ihn recht besehen habe, da habe er unsern Herrgott erkannt; er habe sich ein Herz gefaßt, sich vor ihm verneigt und ihn gegrüßt, ihn auch bei seinem Namen angeredet. Der Herr aber habe ihm gewinkt zu schweigen und sei eilends weitergeschritten. Da habe er ihn gefragt: Herr, wohin willst du so eilends? — Nach Egypten, antwortete der Herr. — Aber was

---

[1]) Mitgeteilt von E. Goetze im Archiv für Litteraturgeschichte XI, 60—63. Unterzeichnet ist der Dialog: ‚Datum Nürnberg den 31. tag Decembris anno 1546‘.

[2]) Einigermaßen erinnert die äußere Form des Dialogs an eine Flugschrift vom Jahre 1521 ‚Doctor Martin Luthers Passion‘, in welcher der unbekannte Verfasser, ebenfalls in engster Anlehnung an die Leidensgeschichte des Herrn, die Wormser Ereignisse behandelte. Abgedruckt bei O. Schade, a. a. O. II² 108 f.

[3]) Die Schilderung lautet wörtlich: ‚ein lang gerade person mit langem praunen har einer naßarenischen schaitel mit zwißletem part vnd schönen augen‘.



willst du in Egypten, wo jetzt der Sultan regiert? — Bei dem bin ich sicherer denn mitten in Deutschland. — Wie kommt das, fragte der Bote verwundert. Du bist doch nicht allein sicher, sondern am allersichersten in Deutschland, wo jetzt dein heiliges Evangelium allerorten öffentlich gepredigt wird! — Das sei eben die Ursache seiner Verfolgung, erwiederte der Herr, und fuhr fort: Bist du denn allein ein Fremdling in Deutschland, daß du diese Dinge nicht weißt? Weißt du nicht, wie oft schon die Hohenpriester und Schriftgelehrten über mich geratschlagt haben? ‚Aber icz sint die hohen priester vnd schriftgelerten in der sinagog zw drient gar ainig worden, vnd [haben] mich zumb dot verurtailt. pesser sey, Deutschland verderb, den das ir gwalt, macht vnd simony gar sterb'. Nun sei der Hohepriester zu Rom, der sich seinen Statthalter und Apostel nenne, an ihm zum Judas geworden und habe ihn verraten. Aber nicht wie der erste Judas habe er Geld genommen, sondern er habe im Gegenteil seinen Beutel aufgethan und dem römischen Richter Pilatus etliche hunderttausend Silberlinge zugeschickt und ihn demselben zum Kreuzigen übergeben. Anfangs habe sich dieser gesträubt, ein Urteil über ihn zu fällen, aber die Hohenpriester und Fürsten hätten nicht nachgelassen, in ihn zu dringen und hätten ihm gedroht, daß wenn er diesen ledig ließe, er nicht mehr des römischen Bischofs Freund sei. Auf dieses anhaltende Drohen hin habe dann Pilatus endlich eingewilligt, ihn (den Herrn) zu kreuzigen, auf daß ihm des Herrn ‚gestrickter Rock' d. h. Deutschland ‚erblich bleibe'. So sei er denn aus dem ‚Regensburgischen Jerusalem' über die Donau gezogen mit viel Spaniern, Niederländern und Deutschen, ‚welche doch pillicher über ir vatterlant soltn gewainet haben'. Und das alles sei geschehen unter dem Vorwande, als wolle der Richter Pilatus etliche Gallier strafen, wodurch viele Leute verwirrt und getäuscht wurden. Dazu habe dann auch noch unter seinen eigenen Jüngern ein Judas sich gefunden, der ihn um dreißig sächsische Silberlinge an den blutgierigen König Herodes verraten habe. — Herr, unterbricht ihn der Bote, hast du denn mehr als einen Judas? — Vordem, erwiedert der Herr, hatte ich unter zwölf Jüngern einen, jetzt aber habe ich zwölf Judasse für einen, die sich doch alle meine Jünger rühmen. — Was that dir König

Herodes? fragt der Bote weiter, und der Herr erzählt, wie dieser seine Husaren ausgesandt habe, die schon um die Grenze des Wittenbergischen Bethlehems umherstreiften und große Verwüstungen anrichteten. Als er das vernommen, sei er den Händen seiner Feinde entwichen und bitte nun ihn, als landkundigen Mann, ihm den nächsten Weg nach Egypten zu zeigen, da Pilatus und Herodes und die Hohenpriester nicht nachlassen würden, ihn zu suchen, um ihn aufs Neue zu kreuzigen. Der Bote erbietet sich, den Herrn zunächst zu verbergen, aber dieser will keinen Augenblick länger auf deutschem Boden verweilen. Der Bote rät, sich an die Geistlichen zu wenden, nach Mainz oder nach Würzburg, aber der Herr erwiedert, gerade die Bischöfe seien seine ärgsten Feinde wegen des Evangeliums. — Oder wolle er nicht in einem Kloster oder bei einem Bettelorden Zuflucht suchen? — Spelunken und Mördergruben, antwortet der Herr, haben sie aus meiner Kirche gemacht, und ein Kaufhaus, in dem sie ihre vermeinten guten Werke verkaufen, womit sie mein bitteres Leiden verleugnen und mich täglich neu kreuzigen. — Da schlägt der Bote als letzte Auskunft die großen Reichsstädte vor, die des Herrn Wort anhängen und es tapfer vor den Feinden beschützt hätten. — Aber auch diese finden vor des Herrn Augen keine Gnade. Denn er wisse wohl, was in ihnen stecke. Sie rühmten sich seines Worts mit dem Munde, aber ihr Herz und ihr Wandel seien ferne von ihm. Die Aeltesten im Rat seien zaghaft und ängstlich und wollten ihren Reichtum um seinetwillen nicht aufs Spiel setzen. Der große Haufe aber sei ihm wohl hitzig zugefallen, weil er ihnen Freiheit verheißen habe, nun sie aber um seinetwillen verfolgt würden, fingen sie an, lau und kalt zu werden. — Ach Herr, unterbricht ihn der Bote, wo sind denn nur deine Jünger, daß sie dich so im Elend irren lassen? — Und der Herr antwortet: ‚Sie sind zerstreuet, ein Jeder in das Seinige, aber bald nach dem Tode des Pilatus und des Herodes werde ich wieder auferstehen nach dreien Tagen und meine Jünger wieder versammeln und ihnen vorangehen in dem deutschen Galiläa. Da werden dann die Hohenpriester und Fürsten der Juden sehen, in wen sie gestochen haben.[1]) Friede sei mit dir.‘ — Mit diesen Worten,

[1]) Mit den gleichen Worten schließt ‚Luthers Passion‘, Schade a. a. O. II². S. 113.

so schloß der Bote seine Erzählung, ging der Herr eilends seine Straße weiter, und als ich mich im nächsten Augenblicke nach ihm umsah, war er verschwunden. Und Hans Sachs fügt hinzu: 'Solches erzählte mir der Bote von Wort zu Wort mit so ernstlichen Geberden, daß ich gezwungen war, es zu glauben. Solche wunderbare neue Zeitung habe ich euch nicht vorenthalten wollen'.

Inhaltlich bedarf der Dialog keiner besonderen Erläuterung, da die historischen Beziehungen deutlich erkennbar sind. Das Tridentiner Konzil war am 13. Dezember 1545 eröffnet, in Regensburg am 19. Juni 1546 der Vertrag zwischen dem Kaiser und Moritz von Sachsen abgeschlossen worden. Letzterer ist natürlich der 'blutgierige König Herodes', der 'um Judaslohn tyrannisches, unchristliches, hussarisches Volk' in seines Vetters Land führte; Pilatus ist der Kaiser, dessen geheimes Bündnis mit dem Baiernfürsten Hans Sachs zu der bittern Bemerkung veranlaßt, das bairische Volk habe dem zögernden Pilatus zugerufen: 'Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!' Bekannt ist auch, daß die alte Reichsstadt Nördlingen zeitweilig zu einer wichtigen Rolle in dem Kriege berufen schien, da auf den umliegenden Höhen die Schmalkaldischen eine vorteilhafte Stellung innehatten und gerade hier in den eben vergangenen Herbsttagen ein entscheidendes Zusammentreffen mit den Kaiserlichen zu erwarten war. Aber der verhängnisvolle Entschluß der Verbündeten (27. Nov.) den Feldzug bis zum nächsten Frühjahr einzustellen, machte die Hoffnung zu Schanden und gab dem Kaiser den kaum erhofften Sieg in die Hände.

Den Ausbruch des Krieges hatte Hans Sachs ohne rechte Freudigkeit gesehen; er war nach seinen eigenen Worten 'herzlich erschrocken' gewesen, als plötzlich im Juni

> Wurd ein gemayn geschrey und sag
> Der kayser in kriegsrüstung wer
> Doch nyemand west, wo hin noch her —

und er hatte damals in einer breit ausgesponnenen Allegorie[1]) das Elend des Krieges ausgemalt, der ihm im Traum als ein

[1]) 'Das schedlich gros und starck thier, der Krieg.' (30 Septemb. 1546.) Keller III, 465—469. Der Dichter schließt mit dem Wunsche: 'Das der fried wieder grun und wachs | Im Teutschland, wünschet uns Hans Sachs.'

‚schädliches, großes und starkes Tier‘ erschienen war. Er hatte in einem Flugblatt die ‚hohen Potentaten‘ ermahnt, ‚daß sie sich zu keinem Krieg des Evangeliums halber‘ bewegen ließen, hatte in einem anderen Flugblatte die kaiserliche Majestät ermahnt, ‚daß er das Evangelium nicht wolle austilgen und Deutschland nicht verwüsten noch zerstören‘. Aber als nun die Waffenentscheidung unvermeidlich geworden war, da war er über seine eigene Position keinen Augenblick zweifelhaft gewesen. Sein Herz schlug auf der Seite, auf der für Gottes Wort und die rechte Lehre gestritten wurde, und selbst die trüben Erfahrungen dieses Jahres konnten seine Zuversicht auf den schließlichen Sieg des schwer erkämpften Protestantismus nicht erschüttern. Und auch dieser ‚wunderliche Dialog‘ ist ein Beweis dafür, wie er bei all seiner Naivetät doch ein klares und sicheres Urteil über die Welthändel besaß und mit seiner gesunden Empfindung zumeist das Rechte traf. Wir spüren auch in diesem Gespräch denselben tiefen Zug der Trauer, der damals durch das ganze evangelische Volk ging, da auf politischem und religiösem Gebiete Alles zu schwanken, die Nation pfadlos im Sande zu waten schien. Klar und bestimmt aber sah und beurteilte er auch die einzelnen Faktoren in dieser entscheidenden Krisis. Die Spiegelfechtereien der Papisten hatten ihn nicht verblendet, sondern er wußte ganz genau, daß allenthalben die römische Partei mit Aufbietung aller Kräfte zur Unterdrückung der Evangelischen sich rüstete. Er sah aber auch ebenso klar die Gefahren von der andern Seite: wie eine hadernde Theologie die Gemeinschaft der Kirche zu zerreißen drohte und wie in den Städten und Obrigkeiten eine laue Klugheit und sanfte Moral, die weder nach Rechts noch nach Links anstoßen wollten, den Zerbröckelungsprozeß beschleunigten. Er sah in dem Lager der Schmalkaldischen, denen jeder scharf ausgeprägte Charakterkopf mangelte, eine Zerfahrenheit und Ratlosigkeit, die einen verhängnisvollen Ausgang des Unternehmens unvermeidlich machten. Aber trotz aller dieser tiefen Schatten, die die Gegenwart verdunkelten, läßt er die Hoffnung nicht sinken: zwar wendet der Herr jetzt, da sich alles wider ihn verschworen zu haben scheint, Deutschland den Rücken, aber er wird wiederkommen in das deutsche Galiläa und den Seinigen aufs Neue vorangehen.

Und daß in allen diesen Wirren und Irrungen der Zeit sein eigener, persönlicher Glaube unbeirrt geblieben, ja, daß die Prüfungen, die nach Luthers Tode über die junge evangelische Kirche hereinbrachen, sein eigenes Glaubensleben nur noch vertieft und verinnerlicht hatten, das beweist ein köstliches Zeugnis aus dem Jahre 1550,[1]) in dem er, anknüpfend an das Evangelium von dem hochzeitlichen Kleide, herzlicher als je zuvor zu dem Glauben Luthers sich bekannt hat:

Wer aber geet auff die hochzeyt
Und hat nit an das hochzeyt-kleyd,
Deß glaubens, Got ergeben sey,
Sunder durch werck und heuchlerey
Den hymel selb meint zu erlangen,
Der wirt verworffen und gefangen
Mit der ewigen finsternuß.
Unser heyland Jesus Christus
Wöll seyn heyligen geist uns geben,
Das wir nach seinem worte leben,
Allein auff den tod Christi bawen,
In den hoffen, glauben und trawen!
Das ist das einig hochzeyt-kleyd
Auff erd der gantzen christenheyt.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Denn nur das war die Aufgabe dieser Skizze, die Stellung zu kennzeichnen, welche Hans Sachs zur Reformation einnahm, nicht aber in die große, fast unübersehbare Masse seiner Dichtungen einzuführen, und alle religiös-politischen Beziehungen in denselben im Einzelnen aufzuweisen. Denn dieser Stoff ist kaum zu erschöpfen. Spiegelt sich doch in den Dichtungen des Nürnberger Schuhmachers die ganze Fülle der zeitgenössischen Begebenheiten wieder und sind sie doch alle von demselben echt protestantischen Geiste getragen, der uns aus seinen geistlichen Liedern und Sprüchen, aus seinen Dialogen und polemischen Flugblättern entgegenweht. Wo er weltliche Stoffe behandelt — ob er nun an Boccaccio oder

[1]) ‚Evangelium. Das hochzeyt-kleyd‘ (Matth. 22) 19 Juni 1550. Keller I, 277—279.

an die Alten sich anlehnt, ob er Fabeln oder Schwänke, Fastnachtsspiele oder Dramen schreibt — immer ist es die rein sittliche Seite, die er in den Vordergrund stellt, sind es Ehrbarkeit und Treue, Heiligkeit der Familie und Vaterlandsliebe, bürgerliche Tüchtigkeit nud Rechtschaffenheit, die er preist, ist er immer und überall der einflußreiche Volkslehrer, der die sittlichen Ideale der Reformation in die breiten Massen hineinträgt [1]) Vor allem aber leistet er in seinen zahlreichen biblischen Dramen [2]) dem Reformationsgedanken einen wesentlichen Vorschub und bewährt sich auch hier als unermüdlicher Handlanger Luthers. Schlicht und volkstümlich veranschaulichte er die heiligen Geschichten und trug dadurch auch an seinem Teile dazu bei, gerade den tüchtigsten Kern des Volkes bibelfest zu machen, ‚Gottseligkeit, Furcht und Liebe Gottes in die Herzen einzubilden', und zugleich das protestantische Bewußtsein zu kräftigen. Bisweilen geschah das mit einer klar zu Tage tretenden Tendenz, wie wenn er beispielsweise mit schalkhafter Naivetät Gott in eigner Person als lutherischen Katecheten die ungleichen Kinder Evas prüfen läßt, aber auch die ganz tendenzlosen Dramen wirkten in gleicher Weise, weil sie alle auf Luthers Bibelübersetzung beruhten und in ihnen allen der biblische Inhalt im Sinne der Lehre Luthers behandelt war.

Doch diese reiche Fülle reformatorischer Gedanken in den Dichtungen des Hans Sachs können wir hier nur andeuten, nicht

---

[1]) Auch J. Jansen (a. a. O. S. 204) kann unserm Dichter das Zeugnis nicht versagen, daß er mannhaft 'gegen die herrschenden Laster, gegen die Verachtung der göttlichen Gebote und die fleischlichen Sünden aller Art seine Stimme erhoben habe. Nur habe es zur Besserung der ‚verkommenen Zustände' nicht beitragen können, daß Hans Sachs alle Gesetze und Andachtsübungen der katholischen Kirche der Verachtung preiszugeben trachtete, die Katholiken der ‚Abgötterei' beschuldigte und die ‚christliche Obrigkeit' aufforderte, ‚an allem Ort' diese Abgötterei ‚auszureuten.' (S. 210.)

[2]) Ueber diese vergl. H. Holstein, die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur. Halle 1886. — Ueber die ‚ungleichen Kinder Evas' im besondern verweise ich auf den Aufsatz von F. Schnorr von Carolsfeld im Archiv für Litteraturgeschichte XII, 177—184, in welchem das Quellenverhältnis klar gestellt ist, sowie auf die feinen Bemerkungen W. Wackernagels in den Kleinen Schriften II, 132 ff.



erschöpfen. In diesem schlichten Kulturbilde galt es nur zu zeigen, wie der wackere Handwerker in der ungeheuern Bewegung der Nation, die uns immer wieder mit unwiderstehlichem Zauber anzieht, seinen eigentümlichen Platz sich eroberte und behauptete, und wie er zu dem unermüdlich thätigen Bundesgenossen Luthers geworden ist. Als jener wunderbare Mann die Kirche des Mittelalters in Trümmer schlägt, da hindern zunächst der konservative Zug seines Wesens und seine bedächtig prüfende Art eine rasche Entscheidung. Aber doch wirkt der Zauber der gewaltigen Persönlichkeit des Reformators mit unwiderstehlicher Gewalt, so daß er ihrem Banne nicht mehr entfliehen kann. Er ringt sich aus der Gährung zur Klärung hindurch und nun brennt seine Seele hell auf für die neue Lehre, nun gewinnt er ein neues gemütliches und sittliches Verhältnis zu seinem Gott, und nun wird auch er ein treuer und beredter Zeuge der evangelischen Wahrheit. Nun tritt er, der reichste und begabteste Dichter seiner Zeit, kräftig in die reformatorische Volksbewegung ein mit dem ganzen Einsatze seiner anspruchslosen, reinen Natur und eines Herzens voll Liebe und milder Wärme, mit dem Einsatze seines reichen Talents und einer Arbeitskraft und Productivität ohne gleichen. Er ist ein Mann, der klar seine Aufgaben wie seine Schranken erkennt, erstere erfüllt, letztere innehält. Er bleibt in allen Stürmen der Zeit immer aufrecht und geistesfrisch, in aller Erregung der Geister immer nüchtern und besonnen. Er ist eine gesunde Natur durch und durch, im Leben wie im Schreiben und nicht zuletzt auch in seiner Frömmigkeit. Diese ist untrennbar von seinem ganzen Wesen, immer mild und schlicht und fern von jeder Aufdringlichkeit, ohne Ziererei und Duckmäuserei, aber auch ebenso fern von jeder Halbheit und Verschwommenheit. Er ist evangelisch durch und durch, denn auf dem Glauben liegt bei ihm der Ton, nicht auf der bloßen fides historica, auf der Freiheit, nicht auf der Unterwerfung. Er ist zugleich auch eine weltfreudige Natur, die sich nicht im kleinen Kreise verengen kann, sondern allen Angelegenheiten des geistigen und öffentlichen Lebens ein warmes Interesse entgegenbringt. Er hat viel, erstaunlich viel gelesen, aber er ist doch kein Mann trockener Buchweisheit, sondern seine eigentliche hohe Schule ist das Leben. Er bleibt in

engem Zusammenhange mit der Zeit und dem Volke, und schreibt nur nieder, was er selbst erlebt, erlitten und erkämpft hat. Und so sehen wir in seinen Dichtungen in einem reinen Spiegel die Erscheinungen der Zeit aufgefangen; wir haben in ihnen Bilder aus der deutschen Vergangenheit mit weitem, historischen Hintergrund, gezeichnet mit frischem Realismus und gesunder Naivetät und mit einer erstaunlichen Kraft der Beobachtung und Darstellung.

Hans Sachs hat die Eigenschaft, immer größer und liebenswürdiger zu werden, je näher man an ihn herantritt. Und nirgends ist seine Erscheinung größer und erquicklicher als in der Rolle eines tapfern Kämpfers wider Rom und für die Freiheit eines Christenmenschen. Hier ist er ein Volksredner mit der Feder, der in Prosa wie in Versen seinen Deutschen ans Herz und ans Gewissen greift; hier ist alles übersprudelnd von Leben und Feuer, von Glauben und Hoffnung. Hier ist er ein wackerer Mitkämpfer Luthers, sowohl in seiner Polemik gegen den römischen ‚Antichrist', wie in seiner schlichten und anspruchslosen Mitarbeit am Ausbau und an der Pflege evangelischen Lebens. Auch die Geschichte der Reformation wird darum allezeit auf diesen Nürnberger Schuhmacher als auf einen treuen und wahrhaftigen Zeugen der evangelischen Wahrheit hinweisen und ihm freudig den Dank zollen, den das evangelische Deutschland ihm schuldig ist.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Verzeichnis der bisher erschienenen Vereinsschriften.

Erstes Vereinsjahr: Ostern 1883—1884.

1. Kolde, Th., Luther und der Reichstag zu Worms 1521.
2. Koldewey, Friedr., Heinz von Wolfenbüttel. Ein Zeitbild aus dem Jahrhundert der Reformation.
3. Stähelin, Rudolf, Huldreich Zwingli und sein Reformationswerk. Zum vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis dargestellt.
4. Luther, Martin, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Bearbeitet sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen von K. Benrath.

Zweites Vereinsjahr: Ostern 1884—1885.

5/6. Bossert, Gust., Württemberg und Janssen. 2 Teile.
7. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. I.
8/9. Buddensieg, Rud., Johann Wiclif und seine Zeit. Zum fünfhundertjährigen Wiclifjubiläum. (31. December 1884).

Drittes Vereinsjahr: Ostern 1885—1886.

10. Schott, Th., Die Aufhebung des Ediktes von Nantes im Oktober 1685.
11. Gothein, Eberh., Ignatius von Loyola.
12. Iken, J. F., Heinrich von Zütphen.
13. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. II.

Viertes Vereinsjahr: Ostern 1886—1887.

14/15. Holstein, Hugo, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des sechszehnten Jahrhunderts. (Vergriffen)
16. Sillem, C. H. Wilh., Die Einführung der Reformation in Hamburg 1521 bis 1532. (Vergriffen)
17. Kalkoff, P., Die Depeschen des Nuntius Aleander vom Wormser Reichstag, übersetzt und erläutert. (Vergriffen)

Fünftes Vereinsjahr: Ostern 1887—1888.

18. Benrath, K., Geschichte der Reformation in Venedig. (Vergriffen)
19. Erdmann, D., Luther und seine Beziehungen zu Schlesien, insbesondere zu Breslau.
20. Vogt, W., Die Vorgeschichte des Bauernkrieges.
21. Roth, F., W. Pirkheimer. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

Sechstes Vereinsjahr: Ostern 1888—1889.

22. Hering, H., Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
23. von Schubert, H., Roms Kampf um die Weltherrschaft. Eine kirchengeschichtliche Studie.
24. Ziegler, H., Die Gegenreformation in Schlesien.
25. Wrede, Ad., Ernst der Bekenner, Herzog von Braunschweig u. Lüneburg.

Siebentes Vereinsjahr: Ostern 1889—1890.

26. Kawerau, Waldemar, Hans Sachs und die Reformation.



An unsere Mitglieder!

Im Interesse eines geordneten Verkehrs unserer Mitglieder mit den verschiedenen Geschäftsstellen bitten wir folgende Punkte zu beachten:

1. Die Beiträge für das laufende VII. Geschäftsjahr 1889/90 sind bis 1. Mai d. J. einzuzahlen. S. § 5 der Satzungen.
2. Die Einzahlung hat an die Herren Pfleger stattzufinden. Nur wo ein Pfleger nicht vorhanden ist, ist die Einsendung der Beiträge direkt an unsern Schatzmeister Herrn Buchhändler Max Niemeyer in Halle a. S. zu bewirken.
3. Eintretender Wohnungswechsel ist in derselben Weise denselben Geschäftsstellen (s. Nr. 2) anzuzeigen. Die frühere Wohnung ist stets bei der Anzeige mit anzugeben.

Für Unregelmäßigkeiten, die sich aus der Nichtbeachtung dieser Punkte ergeben, übernimmt der Verein keinerlei Verantwortung.

Halle, im August 1888. **Der Vorstand.**

Nr. 27. Preis: Mk. 1,20.

Schriften
des
Vereins für Reformationsgeschichte.
Siebenter Jahrgang. Zweites Stück.

Karl V.

und

die deutsche Reformation.

Von

Hermann Baumgarten.

Halle 1889.
In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

Für die Provinz **Schleswig=Holstein** hat der Verlagsbuchhändler Herr **Julius Ernst Homann** in Kiel, für das Königreich **Württemberg** der Verlagsbuchhändler Herr **G. Pregizer** in Stuttgart, Augustenstraße 26, die Pflegerschaft übernommen.

Verzeichnis der Schriften für das deutsche Volk.

1. Georg Rietschel, Luther und sein Haus.
2. Heinrich Rinn, Die Entstehung der Augsburgischen Konfession.
3. Gottfried Linder, Die Reformationsgeschichte einer Dorfgemeinde.
4. Adolf Henschel, Valerius Herberger.

Wie die größeren Vereinspublikationen so werden auch diese Volksschriften, je ein Stück franko, nach dem Erscheinen den Vereinsmitgliedern zugesandt. Um sie indessen auch anderen Kreisen nahezubringen, ist die Einrichtung getroffen worden, daß unser Schatzmeister, Herr Buchhändler Max Niemeyer in Halle a. S., Partieen von 10 Stück nach beliebiger Wahl für **1 Mark** franko liefert. Der Vorstand ersucht deshalb die Mitglieder um recht zahlreiche Nachbestellungen und Verteilung der Hefte, wo immer Teilnahme für die Aufgaben des Vereins sich wahrnehmen oder erwecken läßt.

Der Vorstand.

Karl V.

und

die deutsche Reformation.

Von

Hermann Baumgarten.

Halle 1889.
Verein für Reformationsgeschichte.

Vorwort.

Der Leser dieser Skizze wird nicht erwarten, in ihr eine gleichmäßig ausgeführte Schilderung des großen Kampfes zu finden, welchen Karl V. vierunddreißig Jahre lang gegen die deutsche Reformation geführt hat. Es kam mir hauptsächlich darauf an, zu erzählen, was der Kaiser bis zum Jahre 1530 für die Herstellung des Katholizismus im Reiche gethan hat und die Umstände klar zu legen, welche es ihm unmöglich machten, damit zum Ziele zu kommen. Denn mit diesem Jahre 1530 war die große Frage in der Hauptsache entschieden. In vielen wichtigen Punkten weicht meine Auffassung von der bisher üblichen ab. Ich würde sie deshalb sehr viel genauer haben begründen müssen, als das hier geschehen ist, wenn nicht in den zwei ersten Bänden meiner Geschichte Karls V. diese Begründung gegeben wäre. Auf sie muß ich diejenigen Leser verweisen, welche den Dingen mehr auf den Grund zu gehen wünschen. Was ich über die Zeit nach 1530 sage, will nicht mehr sein als eine rasche Uebersicht, die mir aber doch unentbehrlich schien.

Straßburg, im Januar 1889.

Hermann Baumgarten.

Es ist das Schicksal aller geistigen Mächte zu allen Zeiten und unter allen Völkern gewesen, in ihrem Walten und Wirken zu beträchtlichem Grade von äußeren Umständen bestimmt zu werden. Der einzelne Mensch mag von dem stärksten Drange erfüllt sein, die hohen Ziele seines religiösen, künstlerischen, wissenschaftlichen Strebens zu erreichen: wie weit es ihm gelingen soll, das hängt fast ebenso sehr von der Gunst der äußeren Verhältnisse ab, als von dem Maße seiner Kräfte. Und ebenso sehr wie der Einzelne ist ein Volk an diese Gunst gebunden. Wie oft sind die hoffnungsreichsten Bewegungen durch einen unglücklichen Krieg erstickt worden, wie oft die schönsten Anläufe durch den verderblichen Einfluß mächtiger Personen verkümmert! Wie oft umgekehrt in sich schwache Keime zu stolzem Wachstum dadurch gefördert worden, daß das Glück sie in seine sonnige Pflege nahm! Es ist eben das Gesetz aller menschlichen Entwicklung, daß sie sich im Ringen der inneren Triebe mit der Macht der Welt vollziehe.

Ein gesundes Volksleben pflegt seine schützende Hand über Alles auszubreiten, was die Volksseele tief bewegt. Ist aber das Dasein eines Volkes verkümmert oder erkrankt, so geraten auch die besten und reinsten Bestrebungen unter den Druck feindseliger Einwirkungen, dem sie zwar vielleicht nicht völlig erliegen, der sie aber im besten Falle empfindlich schädigt. Das ist, wie Alle wissen, das Schicksal unseres Volkes in den Tagen Luthers gewesen.

Niemals ist ein Volk gewaltiger von einer religiösen Bewegung ergriffen worden, als die Deutschen damals, da der Wittenberger Mönch seine mächtige Stimme gegen Rom erhob.

Und der Drang des frommen Gemüts, welcher die Millionen dem Manne zujubeln ließ, der es endlich vom Drucke der Scheinheiligkeit befreite, den Weg zu Gott, welchen ein verweltlichtes Priestertum versperrte, weit aufthat, dieser Drang wurde durch unzählige mehr oder weniger verwandte Tendenzen verstärkt. Die Gemeinde wollte sich von den verdrießlichen Vorrechten eines ihre Ordnung störenden Klerus befreien, der Klerus selbst die Last abschütteln, welche römische Hab- und Herrschgier ihm auferlegt, der Staat die Einmischungen einer fremden Macht und ihre Geldansprüche abweisen. Mit der Frömmigkeit machte der Patriotismus gemeinsame Sache und den erhabensten Triebfedern traten die gewöhnlichsten, aber deshalb nicht weniger starken Berechnungen des Vorteils zur Seite. Schon als Luther gen Worms fuhr, waren seine Lehren tief in die Massen des Volkes eingedrungen. Die Boten des Papstes jammerten, daß dieses ganze deutsche Wesen für Rom so gut wie verloren sei. Nur eine zuverlässige Stütze sei dem heiligen Vater geblieben: der junge Kaiser.

Je mehr man sich mit dieser Persönlichkeit, mit diesem Karl V. beschäftigt, welcher nicht nur für die Reformation und Deutschland, sondern für die ganze Welt verhängnisvoll werden sollte, desto mehr erstaunt man über die wunderbaren Verschlingungen menschlicher Schicksale, welche seine Regierung von Anfang bis zu Ende bestimmen und ebenso durch sie hervorgerufen werden. Als er am 24. Februar 1500 in Gent das Licht der Welt erblickte, schien der Gang der allgemeinen Entwicklung mit unwiderstehlicher Macht dahinzuführen, daß das durch die letzten Jahrhunderte in allen seinen Grundlagen untergrabene Mittelalter beseitigt und eine neue Ordnung der Dinge begründet werde. Das geistige Leben der Völker bewegte sich frohlockend auf frischgebahnten Wegen. Der Weltverkehr sah jedes Jahr neue Fernen erschlossen. Die Nationen arbeiteten daran, die letzten Reste der hierarchischen Weltordnung abzustreifen und ihr Staatswesen nach ihren besonderen Interessen einzurichten. Die beiden Schwerter der päpstlichen und kaiserlichen Macht waren stumpf geworden. Weder die empörende Gottlosigkeit Alexanders VI., noch die fahrige Unbeständigkeit Maximilians I. war dazu angethan, Autoritäten

wieder aufzurichten, an deren Sturz die letzten Jahrhunderte so erfolgreich gearbeitet hatten.

Nun kam dieses Kind von Gent, dieses arme gebrechliche Kind einer wahnsinnigen Mutter, das den frühverstorbenen Vater kaum gesehen, um das die Großväter einen unbarmherzigen Kampf führten, welches von niederländischen, spanischen und deutschen Einflüssen hin- und hergerissen, von französischen und englischen Wünschen bestürmt wurde, das seine ganze Jugend hindurch nie aus dem Gedränge feindseliger Umtriebe und widersprechender Interessen den Ausweg finden konnte — nun kam dieser bleiche Knabe mit den blöden Augen und der hängenden Unterlippe, und ihm sollte es gelingen, die Welt noch einmal, wenn auch nicht ganz in die mittelalterlichen Irrwege zurückzustoßen, so sie doch noch einmal unter den recht empfindlichen Druck derselben zu stellen.

Mit unendlicher Langsamkeit verändern sich die großen Mächte, unter deren Herrschaft das Leben der Völker dahinschreitet. Dritthalb Jahrhunderte waren seit des letzten wirklichen Kaisers Tode verflossen und doch lebte der Kaisergedanke noch in der Welt. Die fast aller wirklichen Macht längst entkleidete Krone blendete noch immer die Augen der Fürsten und die Vorstellungen der Menschen. Als Maximilian noch in rüstigster Manneskraft durch die Welt fuhr, quälte die Staatsmänner schon die Frage, wer ihm einst in der kaiserlichen Würde nachfolgen werde. Da sein einziger Sohn längst abgeschieden war, konnte er nur an seinen Enkel Karl denken. Nun war dieser Karl nicht nur Maximilians, sondern zugleich der Katholischen Könige, der Herrscher von Spanien, Enkel und Erbe, regierte seit dem Frühling 1516 thatsächlich dieses gewaltige spanische Erbe, das eben in der neuen Welt unermeßliche Dimensionen gewann, zu dem auch Neapel und Sizilien gehörten.

Seit einem Jahrhundert hatte es für die Welt nicht viel bedeutet, wer die höchste Würde in der Christenheit gewann. Friedrich III. hatte durch die Kaiserkrone nichts von wirklicher Macht erlangt, und an seinem Sohn Maximilian war es nur zu deutlich geworden, daß es einen Fürsten mehr hemmte als förderte, wenn er an der Spitze des heiligen römischen Reiches

deutscher Nation stand. Was war das Reich als ein Chaos widerstreitender Interessen, als ein Labyrinth, durch welches auch der schärfste Blick und der kräftigste Wille keinen Weg finden konnte zu gesunder, fruchtbarer Thätigkeit? Die Welt hatte sich deshalb lange nicht viel darum bekümmert, ob der deutsche Kaiser so oder so hieß. Nun aber lagen jetzt die Dinge ganz anders. Die Kaiserkrone hatte freilich auf dem Haupte eines machtlosen Fürsten wenig bedeutet: wie aber, wenn ein mächtiger Herr sie in die Hand nahm? Ruhten in ihr nicht unzählige, unermeßliche Ansprüche und Rechte? Hatte diese kaiserliche Gewalt nicht einst weithin über die Nachbarlande geboten, in Italien, Burgund, Lothringen tiefgreifenden Einfluß geübt? Wenn sie einen Träger fand, welcher diese alten Rechte und Titel zu beleben die Kraft besaß, dann konnte sie eine Gefahr für alle selbständig gewordenen Reiche werden. Ueber diese Macht aber schien der junge Karl in unerhörtem Maße zu verfügen. Wie gewaltig hatte doch Spanien seit dreißig Jahren in die europäischen Geschicke eingegriffen, besonders in dem großen Kampf um die Herrschaft über Italien! Wenn nun dieser Karl, welcher mit der spanischen Macht die reichen Niederlande und die deutsche Erbschaft seines Großvaters verband, die Krone gewann, bedrohte er dann nicht die Selbständigkeit der Nachbarn? Vor allem Frankreichs, welches sich dann fast auf allen Seiten von dieser kaiserlichen Uebermacht umklammert sah?

Auf dem französischen Throne saß aber seit einigen Jahren ein junger stattlicher Herr von überquellender Kraft und Lust, voll körperlicher und geistiger Fähigkeiten, dem das Glück gleich im Beginn seiner Regierung mit einem höchst glänzenden Siege, den er vor den Mauern Mailands erfocht, zugelächelt hatte. Dieser ruhmreiche Franz I. empfand es als eine ganz unerträgliche Benachteiligung, wenn der junge spanische König über ihn durch die Erwerbung der Kaiserkrone erhöht werden sollte. Ja, er empfand es als eine persönliche Kränkung, wenn dieser kümmerliche Karl, der noch nichts gethan und von dem es zweifelhaft schien, ob er je etwas thun werde, wenn der die höchste Würde der Christenheit gewinne. Er beschloß diesem Aergernis dadurch zuvor zu kommen, daß er sich selbst um die Krone bewerbe.

So streckten die beiden mächtigsten Gebieter des Festlandes die Hand aus nach der Herrschaft über das deutsche Reich. Schon Jahre vor Maximilians Tode begann ihr heißes Ringen. Als er aber im Januar 1519 die Augen geschlossen, setzten die beiden jungen Rivalen, man möchte sagen Himmel und Hölle in Bewegung, einander die Stimmen der deutschen Kurfürsten abzujagen. Höchst seltsamer und höchst beklagenswerter Zustand! Denn wie sich auch die Herren, welchen das unselige Vorrecht zugefallen war, deutscher Nation ihr Haupt zu küren, entscheiden mochten, ob sie dem Franzosen oder dem Spanier den Vorzug gaben, immer stellten sie die deutschen Geschicke unter fremden Einfluß. Aber was lag ihnen an den deutschen Geschicken! Etwa von dem sächsischen Kurfürsten, Friedrich dem Weisen, abgesehen fragten sie Alle nur, was ihrem besonderen Vorteil am besten zusagen würde. War es doch im deutschen Reiche längst außer Uebung gekommen, etwas anderes als das engste Sonderinteresse zu verfolgen. Wenn sie nun aber dieses erwogen, gerieten sie in ein peinliches Gedränge widerspruchsvoller Berechnungen. König Franz konnte ihre Stimmen mit großen Summen bar bezahlen. Er konnte ihnen mancherlei sonstige Vorteile zuwenden, zumal durch den Beistand seines Freundes, des Papstes. Aber er war ein gar mächtiger Herr, der vielleicht in Deutschland eine ähnliche monarchische Autorität aufrichtete, wie in Frankreich. Was wurde dann aus den Kurfürsten? Und seine Macht saß in unmittelbarer Nähe, konnte fort und fort auf Deutschland drücken. Von dem fernen spanischen Könige, dessen Persönlichkeit bisher nie bedeutend hervorgetreten war, ließ sich das weniger fürchten. Aber freilich, konnte er die versprochenen Summen, welche doch von allen Vorteilen am hellsten in die Augen leuchteten, auch wirklich bezahlen?

Es gab doch eine Zeit, wo Franz I. das entschiedene Uebergewicht zu haben schien. Nun aber regte es sich im deutschen Volke, besonders am Rhein. Der Franzose sollte über den Enkel des höchst populären Maximilian siegen? Daß dieser Enkel deutschem Wesen kaum weniger fremd war, als der Franzose, daß er wie dieser in französischer Zunge aufgewachsen war, wußte oder bedachte man nicht. Von der verhängnisvollen Tragweite

der Verbindung mit Spanien hatte man keine Ahnung. Ganz besonders aber erhitzte sich das Volksgemüt darüber, daß der Papst in der derbsten Weise für den Franzosen Partei ergriffen, Karl für unwählbar erklärt hatte, weil der König von Neapel nie Kaiser sein könne. Denn dem Papst grollten die Deutschen längst, ehe sie Luthers Stimme vernommen. Diese Volksstimmung für Karl wurde zuletzt so mächtig, daß den Kurfürsten keine Wahl zu bleiben schien. Am 28. Juni 1519 wählten sie einstimmig Karl.

Wenige Tage darnach geschah es, daß Luther in Leipzig dahin geführt wurde, den bis dahin doch immer noch nicht ganz unheilbaren Bruch mit der römischen Kirche zu vollziehen. Und nun grub er die Kluft, die ihn von dem alten Glauben schied, mit wunderbarer Schnelligkeit so tief, daß keine Macht der Welt sie auszufüllen vermochte. Das Jahr 1520 brachte die gewaltigen Schriften, welche einer neuen Welt des Glaubens, aber auch des Empfindens und Handelns die Thore öffneten. In demselben Jahre betrat der junge Kaiser zum ersten Male das Reich. Auf der Schwelle desselben empfing ihn die große Schicksalsfrage, ob er für oder gegen Luther sein werde. Eine Schicksalsfrage für ihn wie für Luther, für Deutschland und für die ganze Welt.

Aber es war für ihn keine Frage, konnte für ihn keine sein. Dieser junge, eben zwanzigjährige Herr hatte zwar bisher in seiner Regierung fast nur traurige Erfahrungen gemacht, die traurigste in Spanien, das sich in demselben Augenblicke zu bedrohlicher Revolution erhob, wo er die Schiffe bestieg, um die deutsche Herrschaft anzutreten. Und so wenig ihm bisher äußere Erfolge zu Teil geworden waren, so wenig hatte ihm seine innere Entwickelung ein Recht gegeben, die Welt mit kühnen Plänen zu umspannen. Aber trotz aller körperlichen Hinfälligkeit und der Unreife seiner geistigen Kräfte, trotz allem politischen Misgeschick lebte in ihm bereits mit merkwürdig starker Ausprägung ein auf das Höchste gerichteter Ehrgeiz und das Bewußtsein, Gott habe ihn zu kaiserlicher Gewalt berufen, damit er die von inneren und äußeren Feinden bedrohte Christenheit, die von der Macht der Türken und von der Bosheit der Ketzer gefährdete heilige römische Kirche zu altem Glanz aufrichte. Was lange bei den Kaisern

nur leere Phrase gewesen war, das erfüllte diesen jungen Herrscher mit der Wärme religiöser Ueberzeugung, daß er das wirkliche Oberhaupt der Christenheit, der wahrhaftige Schutzherr der Kirche zu sein habe. Seine politischen und religiösen Grundanschauungen und Interessen standen in fester Harmonie. Er konnte nicht über so weit entlegene, so grundverschiedene Gebiete, wie Spanien, die Niederlande, Neapel, Deutschland, über seine amerikanischen und afrikanischen Besitzungen wirklich herrschen ohne eine hoch über die nationalen Besonderheiten hinaus ragende Autorität; diese Autorität war nur in der hierarchischen Kaisergewalt zu finden, in der die ganze Christenheit umspannenden, ihre weltlichen wie ihre kirchlichen Angelegenheiten überwachenden Oberhauptschaft. Der durch seine ganze Stellung auf die Universalherrschaft hingewiesene Gebieter mußte in der Weltkirche seine wesentliche, eine ganz unentbehrliche Stütze erblicken. Mochte der Papst in dem schweren Wahlkampfe ihn noch so sehr geschädigt haben, den Druck seiner weltlichen Macht fort und fort noch so sehr mit scheuem Argwohn betrachten, ihm blieb die Freundschaft dieses Papstes unentbehrlich. Wie er seine kaiserliche Aufgabe ansah, mußte er mit dem Papste Hand in Hand gehen. Und mit dieser politischen Grundanschauung stand die persönliche religiöse Ueberzeugung in vollstem Einklang. Karl V. war im innersten Herzen, durch und durch gläubiger Sohn der heiligen apostolischen römischen Kirche.

So fügte es sich, daß in demselben Augenblicke, wo das deutsche Volk in allen seinen Tiefen von Luthers Wort erregt wurde, an seine Spitze ein Herrscher trat, welcher durch alle seine Interessen und Gefühle sich unlöslich an Rom gebunden sah. Auf dem ewig denkwürdigen Wormser Reichstage des Jahres 1521 stießen diese beiden Vertreter unversöhnlicher Richtungen, der Schöpfer einer neuen Glaubenswelt und der Schirmherr der alten Kirche, persönlich auf einander. Der Kaiser konnte nicht einmal die Sprache, geschweige denn den Sinn des Reformators verstehen. Das Auftreten Luthers, welches die Deutschen entzückte, erfüllte den fremden Herrscher mit tiefer Entrüstung. Er sah in dem Thun des Mönchs nur gottlose Empörung, frevelhaften Abfall von den unantastbaren Satzungen und Ordnungen, an welche

das Heil der Christenheit gebunden sei. In seinem übrigen Handeln noch ganz an den Rat der klugen Männer gebunden, welche seine unerfahrene Jugend gelenkt hatten, riß er sich in dieser großen Lebensfrage von allen Erwägungen politischer Zweckmäßigkeit, von allen Einflüssen seiner Umgebung los und verkündete aus seines Herzens Grund dem Zerstörer des alten Glaubens tötliche Feindschaft. Und er wußte es einzurichten, daß die Stände des Reichs, zwar mit Luthers radikaler Absage an den römischen Glauben keineswegs einverstanden, aber von seinen Angriffen auf die römischen Misbräuche tief bewegt, der unbedingten Verdammung zuzustimmen schienen, welche der Kaiser über diese neue Ketzerei zu verhängen nötig fand. Luther wurde in des Reichs Acht gethan. Niemand im Reiche sollte diesem gottlosen Ketzer Unterkunft oder Nahrung bieten, wer seiner habhaft werde, ihn dem Kaiser ausliefern. Seine Bücher sollten vernichtet, im ganzen Reiche nichts mehr ohne Erlaubnis der geistlichen Obrigkeit gedruckt werden.

In einem geordneten Staatswesen wäre damit das Schicksal der neuen Lehre besiegelt gewesen. Kam das Wormser Mandat zur Ausführung, so gab es auf deutschem Boden für Luther keinen Raum mehr. Aber das heilige Reich, wie der Kaiser sich stets ausdrückte, war das Gegenteil wirklicher Staatsordnung. Die Beschlüsse von Kaiser und Reich, wie feierlich immer verkündet, besaßen nichts von der Autorität eines Gesetzes, dem sich Jedermann fügen müsse. Vielmehr that jeder einzelne Stand des Reichs, wie ihm seine besonderen Verhältnisse und Interessen rieten. Kaiser und Reich hatten Luther verdammt, aber das Volk jubelte ihm zu. Die Massen dieses Volks waren seit lange in bedenklicher Gährung; tausend Misstände wirtschaftlicher, politischer, sozialer Art regten seine Unzufriedenheit auf. In Luthers Lehre meinte es die Kraft zu erkennen, welche aus allen diesen Nöten zu erlösen vermöge. Wer hätte es gewagt, dieser Stimmung gegenüber an Luther die Hand zu legen, der überdies zunächst durch seines Kurfürsten Vorsicht den Blicken der Menschen entrückt worden war?

Nur der persönliche Wille des jungen Kaisers hatte die schonungslose, unbedingte Verurteilung Luthers in Worms herbei-

geführt; nur dieser Wille hätte sie durchführen können. Aber kaum hatte der Kaiser in Worms den wenigen noch anwesenden Ständen sein Urteil auferlegt, so riefen ihn die Sorgen seines weiten Reiches aus Deutschland ab. König Franz rächte sich in schwerem Kriege für die Niederlage, welche ihn im Wahlkampfe betroffen. Hatte er Karl die Kaiserkrone nicht entreißen können, so sollte derselbe ihrer wenigstens nicht froh werden. Es begannen die großen Kämpfe, welche Karl sein ganzes Leben hindurch nicht zur Ruhe kommen ließen, ihn ebenso in Spanien wie in den Niederlanden und Italien bedrohend. Mit allen seinen Kräften von der Verteidigung seiner Besitzungen in Anspruch genommeu, bald für lange Jahre in das ferne Spanien abgerufen, mußte er das Reich dem Spiel seiner eigenen Antriebe überlassen.

War so der mächtige Arm gefesselt, welcher sich in Worms zu vernichtendem Streiche gegen Luther erhoben hatte, so wurde durch andere Umstände die höchste geistliche Autorität behindert, deren eigentlicher Beruf es gewesen wäre, die deutsche Ketzerei mit dem Aufgebot der letzten Kraft zu bekämpfen. Durch nichts ist die Reformation wesentlicher gefördert worden als dadurch, daß das Papsttum gerade damals seinen kirchlichen Aufgaben völlig entfremdet war.

Italien hatte sich im 15. Jahrhundert nicht nur zur Hauptpflegestätte des neuen künstlerischen und wissenschaftlichen Geistes erhoben, welcher eine tiefgreifende Wiedergeburt des europäischen Lebens heraufführte; es hatte namentlich auch eine Staatskunst ausgebildet, welche frei von allen mittelalterlichen Idealen und Phantasien nur den unmittelbaren Gewinn von Macht und Genuß erstrebte und zwar mit einem bis an die äußersten Grenzen getriebenen Raffinement. Dieser neue Geist der Renaissance, ein durchaus weltlicher, ja heidnischer, nur auf irdische Ziele gerichteter Geist gewann mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts Rom zu seiner Hauptstadt. Der kriegerische Julius II., der kunst- und lebensfrohe Leo X. wußten den Kirchenstaat zum Mittelpunkte dieser humanistischen, auf Macht und Glanz, auf literarischen und künstlerischen Genuß gerichteten Welt zu erheben. Das Dichten

und Trachten dieser Päpste war ganz und gar im Umkreise weltlicher Gedanken und Empfindungen beschlossen. Die Grenzen des Kirchenstaats, oder noch lieber des eigenen Familienbesitzes zu erweitern, in dem diplomatischen oder kriegerischen Ringen der Großstaaten ihrer Tage eine hervorragende und gewinnbringende Rolle zu spielen, in allen Welthändeln die Hand zu haben, in alle Weltdinge einzugreifen zur Erhöhung ihres Ansehens, ihres Einflusses, ihres Reichtums, aus allen Ländern der Christenheit möglichst starke Zuflüsse in ihre Kassen zu leiten, welche den ungeheuren Ansprüchen ihrer politischen und künstlerischen Unternehmungen nie genügen konnten, das füllte ihre Seele aus, welche von diesen Anstrengungen sich erholte im Genuß der schönsten Kunstwerke, bei Saitenspiel und Becherklang, in Jagden und theatralischen Aufführungen oft der leichtfertigsten Art.

Da Leo X. aus dem Hause Medici im Jahre 1513 zum Papst gewählt war, rief er frohlockend: laßt uns das Papsttum genießen, da Gott es uns verliehen hat! Er hat es gethan. Die Kirche, an deren Spitze er gestellt war, galt ihm lediglich als Quelle der Macht und des Genusses. Alle seine Handlungen trugen den Charakter des italienischen Kleinfürsten, der gern weltlich groß geworden wäre. Selbst in den wichtigsten Augenblicken seines Lebens, in solchen, welche sonst auch den niedriger gerichteten Menschen zu heben pflegen, kam er nicht über diese kleinlich egoistische Anschauung hinaus. Ob er mit König Franz ein Konkordat abschloß, welches auf die ganze Zukunft der französischen Kirche den stärksten Einfluß übte, oder ob er sich über die Kaiserwahl zu entscheiden hatte, das Interesse der Kirche verschwand ihm stets hinter den Berechnungen seiner weltlichen mediceischen Politik.

Ganz besonders deutlich offenbarte sich der durchaus unkirchliche Sinn dieses Papstes in seinem Verhalten zur Kaiserwahl. Wenn er die beiden Hauptbewerber um die Krone, Karl und Franz, miteinander maß, konnte er keinen Augenblick zweifeln, daß die römische Kirche die Wahl des eifrig katholischen, durch alle Verhältnisse auf unversöhnliche Feindschaft mit Türken und Ketzern hingewiesenen Karl auf das lebhafteste wünschen müsse. Aber seine Familieninteressen hatten den Papst zu Frankreich

geführt; die Hand des Franzosenkönigs war stets voller und offener als die des Spaniers; der Herr des Kirchenstaats erblickte in Karl nicht den zuverlässigen Vorkämpfer gegen Türken und Ketzer, sondern den lästigen neapolitanischen Nachbar. Und so that dieser Leo Alles, um einem Herrscher die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen, welcher später der Bundesgenosse der Türken und lange eine Hauptstütze der Ketzer werden sollte. Ja, noch mehr. In einem Augenblicke, wo es dem Papst zweifelhaft wurde, ob der französische König die Stimmen der Kurfürsten gewinnen werde, ging er so weit, die Wahl des Kurfürsten Friedrich zu empfehlen, desselben Friedrich des Weisen, welcher über Luther seine schützende Hand hielt.

Es währte lange, bis ein so gesinnter Papst die Gefahr würdigte, welche ihm von Wittenberg drohte. Aber auch als sie ihm klar geworden war, ließ er sein Verhalten gegen den jungen Kaiser in keiner Weise durch die Erwägung bestimmen, daß nur dieser Karl den Abfall Deutschlands hindern könne. Noch während der Wormser Verhandlungen nahm er die Miene an, als ob ihn das Auftreten des Kaisers gegen Luther durchaus nicht dazu verpflichte, diesem Kaiser die Hand zum festen Bunde zu reichen. Als Karl der römischen Kirche bereits einen geradezu unschätzbaren Dienst durch seine schroffe Erklärung gegen Luther geleistet hatte, schwankte der Papst noch immer, ob er sich mit diesem wahrhaften Schirmherrn der Kirche, mit diesem ihrem gläubigsten und eifrigsten Sohne, oder mit König Franz verbinden solle, welchem die kirchlichen Dinge sein ganzes Leben gleichgültig gewesen sind. Nicht die Rücksicht auf das Wohl der Kirche, sondern die kleinlichsten weltlichen Interessen und Empfindlichkeiten bestimmten den Papst schließlich zum Bündnisse mit dem Kaiser.

Nun also waren endlich die beiden Schwerter vereinigt. Aber sie kehrten sich nicht gegen den Ketzer, sondern gegen den Franzosen. Alle Gedanken der beiden Häupter der Christenheit waren jetzt nicht auf die Verteidigung der Kirche, sondern auf die Eroberung Mailands gerichtet, auf die Vertreibung der Franzosen aus Italien. Als jene Eroberung gegen Ende des Jahres 1521 in überraschender Weise gelang, gab sich der heilige

Vater der Freude über diesen Sieg so unvorsichtig hin, daß ihn eine Krankheit ergriff, welcher er in Kurzem erlag.

„In der Hölle, schrieb der kaiserliche Botschafter am Weihnachtsabend aus Rom, in der Hölle kann es nicht so viel Haß und so viel Teufel geben, als unter diesen Kardinälen", welche nun den neuen Papst zu wählen hatten. In der That, so wenig sich auch Leo um die Kirche gekümmert hatte, im Kardinalskollegium, diesem obersten Rate der römischen Kirche, herrschte Weltsinn und Weltlust noch zügelloser. Wenn die Kurfürsten bei der Wahl eines neuen Kaisers nicht an des Reiches Wohl, sondern an ihren eigenen Vorteil dachten, die Kardinäle huldigten bei der Wahl eines neuen Oberhauptes der Kirche diesem Egoismus in wenigstens ebenso starkem Maße. Und nun geschah es, daß eine so gesinnte Körperschaft nicht einen Mann ihres Sinnes und Strebens auf den Stuhl Petri hob, sondern einen wirklich frommen, streng kirchlichen, allen Welthändeln abgeneigten Prälaten, Adrian von Utrecht.

Wenn es in derartigen Dingen Wunder giebt, so war es diese Wahl, freilich ein aus den gewöhnlichsten Beweggründen hervorgegangenes Wunder. Die Kardinäle hatten den ihnen persönlich fast ganz unbekannten Holländer nicht wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gewählt, nicht weil sie meinten, er sei in einem so kritischen Augenblicke besonders zur Regierung der Kirche geeignet, sondern lediglich, weil sie Niemand in ihrer Mitte die dreifache Krone gönnten, weil sie sich auf keinen Anderen einigen konnten, als auf diesen außerhalb all ihrer Parteifeindschaften und Koterien stehenden Fremden. Die Anhänger des Kaisers hatten ihm überdies gern ihre Stimme gegeben, weil er seit vielen Jahren mit dem Kaiser in den intimsten Beziehungen stand, und die Anhänger des französischen Königs hatten sich in seine Wahl ergeben, weil er ihnen unter den Gegnern der unschädlichste zu sein schien. Kaum aber hatten die heiligen Väter dieses Werk der Verlegenheit vollbracht, so schlugen sie reuig an ihre Brust und begriffen selbst nicht, wie sie einer solchen Dummheit fähig gewesen. Und das römische Volk empfing sie mit Verwünschungen, daß sie einen Fremden, einen Barbaren erkoren.

Der Kaiser aber sah mit Recht, wie es schien, in dieser Wahl eines ihm in jeder Beziehung so nahe stehenden Mannes die unmittelbare Wirkung göttlicher Gnade. Er verehrte in Adrian denjenigen Lehrer seiner Jugend, welcher auf sein innerstes Wesen, auf seine religiösen Ueberzeugungen den stärksten Einfluß geübt hatte. Er wußte sich mit ihm in allen großen Lebensfragen einig. Adrian hatte ihm auch in einer langen politischen Thätigkeit Beweise unbedingter Ergebenheit geliefert. Wie konnte er zweifeln, daß er Hand in Hand mit einem solchen Papste die tiefen Wunden der Kirche (die doch auch er nicht verkannte) wirklich heilen und vor allem die Pest der Ketzerei austilgen werde?

In der überraschendsten Weise geschah von alledem das Gegenteil. Die Welt machte die Erfahrung, daß wenigstens in gegenwärtiger Zeit das einträchtige Zusammenwirken der beiden Schwerter in das Reich der Träume gehöre. Freilich hatten Kaiser und Papst, zumal jetzt, wo die Christenheit von der Macht des Türken und die römische Kirche vom Gift der Ketzerei aufs ernstlichste bedroht wurde, sehr große gemeinsame Aufgaben. Freilich lag dem jungen Kaiser die Erfüllung gerade dieser Aufgaben ernstlich am Herzen. Aber trotz allem kirchlichen Eifer blieb er doch weltlicher Herrscher, den seine weltlichen Interessen zunächst in Anspruch nahmen. In den Krieg mit Frankreich verwickelt, schien ihm die glückliche Beendigung dieses Krieges die unerläßliche Voraussetzung aller gegen Türken und Ketzer zu gewinnenden Erfolge. Was konnte er gegen den Türken ausrichten, wenn er den französischen Feind im Rücken ließ, was gegen Luther, wenn König Franz mit seinen deutschen Gegnern Ränke schmiedete? So forderte er von Adrian vor allem kräftige Unterstützung gegen dieses Frankreich, die Quelle alles Unheils. Der Papst dagegen sah die Quelle alles Uebels in dieser thörichten, ja gottlosen Feindschaft der beiden mächtigsten Fürsten der Christenheit. Er forderte von seinem Sohne, dem Kaiser, Beendigung dieses unseligen Krieges. Er mahnte ihn, zuerst an die geistlichen Güter zu denken, dann würden ihm die zeitlichen von selbst zufallen. Er beschwor ihn, den vom Türken bedrohten Christen beizuspringen. Und zu diesem Hader über die große Zeitfrage gesellten sich hundert kleinere Zwistigkeiten. Der Kaiser und

seine Leute wiesen triumphierend darauf hin, daß Adrian seine Wahl ihrem Einflusse verdanke; der Papst lehnte das entrüstet als eine Verunreinigung ab, daß er durch weltliche Einwirkung statt durch das Walten des heiligen Geistes erhoben sein solle. Konnten überhaupt zwei derartige Gewalten, deren Wirkungskreise sich überall durchkreuzten, deren Ansprüche hundertfach auf einander stießen, in wahrer dauernder Eintracht neben einander wirken? Das Beispiel von Karl und Adrian bewies, daß Kaiser und Papst selbst dann in Zwietracht geraten mußten, wenn alle persönlichen und zeitlichen Verhältnisse ihre herzliche Eintracht in denkbar größtem Maße zu verbürgen schienen.

Von den hochfliegenden Hoffnungen, mit denen Karl die Wahl dieses Papstes begrüßt hatte, ist keine in Erfüllung gegangen. Weder hat Adrian ihn in seinen weltlichen Interessen fördern, noch zu der Heilung der kirchlichen Schäden etwas thun können. Die ganze kurze Regierung dieses frommen Papstes blieb ein peinliches Ringen nach unerreichbaren Zielen. In dem sündhaften Rom saß er wie ein einsamer Märtyrer. Von den Kardinälen wegen seiner unbequemen Frömmigkeit, von den Römern wegen seiner ärgerlichen Einfachheit und Sparsamkeit gehaßt, auf allen Seiten von unüberwindlichen Schwierigkeiten erdrückt, ohne Waffen, ohne Geld, ohne eigene politische Kraft und Geschicklichkeit konnte er weder den Frieden unter den christlichen Mächten herstellen, noch den Christen gegen die Türken helfen, noch der Kirche gegen die Ketzer. Nur mit traurigen Gedanken hatte er diese schwere Bürde der päpstlichen Herrschaft auf sich genommen. Nach wenig mehr als Jahresfrist brach er unter ihr zusammen.

Am 14. September 1523 schloß Adrian VI., der letzte Papst aus germanischem Stamme, seine müden Augen. Es waren jetzt dritthalb Jahre seit der Wormser Verurteilung Luthers verflossen, aber weder Kaiser noch Papst hatte bis dahin etwas nennenswertes für die Durchführung jenes Urteils gethan. Das Reich blieb in dieser wie in allen übrigen Beziehungen wesentlich dem Einfluß seiner eigenen Antriebe überlassen. Ein jeder Stand

that, was ihm zweckmäßig und vorteilhaft schien. Nun ist neuerdings die Behauptung aufgestellt worden, die rasche Ausbreitung der Reformation über das Reich sei durch die weltlich selbstsüchtigen Bemühungen der Obrigkeiten herbeigeführt worden; Fürsten wie Magistrate hätten gierig die Hand nach den reichen Gütern der Kirche ausgestreckt und, um sie in ihren Besitz zu bringen, den Umsturz der alten Kirchenordnung mit allen Mitteln befördert, ihren gläubigen Unterthanen auferlegt. In Wirklichkeit haben die Dinge einen ganz entgegengesetzten Verlauf genommen, gar nicht anders nehmen können.

In den ersten Jahren nach dem Wormser Reichstage hatte Luthers Lehre noch keineswegs eine so scharfe Ausprägung genommen, daß er der alten Kirche ein fest abgeschlossenes Gebäude entgegengestellt hätte. Am wenigsten ließ sich schon absehen, in welchen Formen auf Grund seiner Lehre sich eine neue Kirchenordnung erheben werde. Ja, es war noch durchaus zweifelhaft, ob sich wirklich ein ganz neues Wesen im Gegensatz zur alten Kirche gestalten, ob nicht dennoch eine Verständigung mit dieser, ob nicht statt einer Zerstörung eine Erneuerung, Reinigung dieser alten Kirche werde erreicht werden. Diese Kirche war mit so unzähligen, so außerordentlich starken Fäden an alle bestehenden Verhältnisse geknüpft, sie durchdrang so sehr das gesammte Dasein der Menschen, daß ein völliger Bruch mit ihr noch für längere Zeit außer dem Gedankenkreise fast Aller lag. Jede Obrigkeit, welche die Folgen ihres Thuns überdachte, mußte von einem solchen Wagnis zurückschrecken. Sie mußte von einem solchen Schritt eine unübersehbare Erschütterung aller Verhältnisse besorgen. Und sie wußte überdies, daß sie den Kaiser zu fürchten hatte, wenn sie sich in offenen Widerspruch mit dem Wormser Mandat setzte. Es entsprach ja wohl den Gewohnheiten der Stände, sich um die Befehle des Reichs nicht viel zu kümmern, sie zu ignorieren. Aber einem, zumal in so wichtiger Angelegenheit mit solcher Feierlichkeit erlassenen Gebote direkt zuwider zu handeln, war denn doch etwas anderes.

In Wirklichkeit hat das, solange das Wormser Mandat in unbestrittener Kraft stand, keine einzige deutsche Obrigkeit gewagt. Selbst Kurfürst Friedrich der Weise, der doch ein starkes Interesse

an Luthers Erhaltung hatte, hat sich niemals unumwunden zu dessen Lehre zu bekennen gewagt, er hat es nur unter den verschiedensten Vorwänden abgelehnt, das Mandat gegen Luther zu vollstrecken, dabei aber oft genug sein Bedauern über Luthers Vorgehen geäußert. Von Wittenberg abgesehen, drang die neue Lehre nirgends rascher durch, als in Nürnberg: aber mit wie ängstlicher Vorsicht hat der Rat dieser mächtigen Stadt es Jahre lang vermieden, sich offen zu der Neuerung zu bekennen! Den Schein des Gehorsams gegen den Kaiser wahrte er so lange als möglich.

Es entspricht durchaus der Natur der Dinge, daß diese große Bewegung nicht von oben, sondern von unten her durchdrang. Nicht die Obrigkeiten, sondern das Volk jubelte dem kühnen Mönche zu, der all seiner Not ein Ende zu machen schien, das Volk, welches sich nicht den Kopf darüber zerbrach, wie denn nun die neue Lehre sich in der realen Welt Raum schaffen werde. Dem von Luthers mächtigem Wort und dem Eifer seiner Prädikanten fortgerissenenen Volke kam es zunächst nur darauf an, die verhaßten alten Einrichtungen abzuwerfen, sich von den Lasten zu befreien, welche ihm die alte Kirche auferlegt hatte und sich an der neuen Botschaft gläubig zu erbauen. Eine längere Reihe von Jahren hindurch finden wir die Magistrate selbst in denjenigen Städten, welche dann am entschiedensten zu Luther hielten, mit den oft sehr stürmischen Forderungen der Bürgerschaften im Kampfe; nur sehr langsam geben sie diesen Forderungen stückweise nach. Wenn je eine Bewegung durchaus volkstümlich gewesen ist, aus dem tiefsten Grunde des Volksgemüts die Kraft geschöpft hat sich einer widerstrebenden Wirklichkeit aufzuerlegen, so ist es die deutsche Reformation während der Jahre ihrer ersten Einwurzelung gewesen.

Wenn so das Verhalten der Bevölkerungen und ihrer Obrigkeiten in den einzelnen Gebieten war, wie stellte sich denn aber das Reich? Nachdem der Kaiser Deutschland verlassen hatte, übernahm alsbald ein vorwiegend von den Ständen gebildetes Reichsregiment die Führung der Geschäfte. Seine Aufgabe wäre natürlich gewesen, über die Beobachtung des Wormser Mandats zu wachen. Weder der Kaiser noch sein Bruder Ferdinand, welchen

er dem Regiment als Statthalter vorgesetzt hatte, ließ es an Erinnerungen fehlen. Einzelne Fürsten, wie namentlich der eifrige Herzog Georg von Sachsen, wiesen das Regiment immer wieder auf die groben Verletzungen des Wormser Mandats hin, welche sich aller Orten zutrügen. Was that da das Regiment? Mit Worten trat es mehr als einmal für das Mandat ein, aber ihm mit der That Nachachtung zu verschaffen, unterließ es. Etwa, wie man wohl gesagt hat, weil es von lutherischer Gesinnung erfüllt war? Ich glaube kaum. Einige seiner tüchtigsten Mitglieder waren allerdings der Neuerung zugethan, aber das Regiment im Ganzen gewiß nicht. Vielmehr schrak es vor den Gefahren zurück, welche schon zu Ende des Jahres 1521 mit einer Erzwingung des Gehorsams gegen das Mandat verknüpft gewesen wären. Man versetze sich nur in seine Lage. Es hatte seinen Sitz in Nürnberg. Die Bürgerschaft dieser Stadt war schon damals gewaltig von dem neuen Geiste ergriffen. Sollte das Regiment gegen diese mächtige Bürgerschaft Zwangsmaßregeln ergreifen, die Prädikanten gefangen setzen? Woher hätte es die Kraft dazu genommen? Das Reich hatte ihm große Aufgaben, aber äußerst dürftige Mittel zu ihrer Erfüllung gegeben. Von Anfang an seufzte das Regiment unter wahrhaft kläglicher Geldnot, weil viele Stände es unnötig fanden, ihre Beiträge für die Erhaltung des Regiments zu zahlen. Und unter diesen säumigen Zahlern standen der Kaiser und sein Bruder obenan. Das Regiment konnte ohne die Vorschüsse und Darlehn der Städte, namentlich Nürnbergs, nicht bestehen. Wie hätte es da gegen dieses Nürnberg einschreiten sollen?

Anfang März 1522 kehrte Luther bekanntlich von der Wartburg nach Wittenberg zurück. Sollte das Mandat durchgeführt werden, so mußte vor allem an Luther die Hand gelegt werden. Aber Luther trat als Retter aus wüster Verwirrung auf, welche Karlstadt angestiftet hatte. Er befreite seinen Kurfürsten von einer Not, deren dieser selbst nicht Herr zu werden wußte. In Wittenberg war nicht der Kurfürst, sondern Luther Herr. Sollte nun das hülflose Regiment, welches bald an Franz von Sickingen seine ganze Ohnmacht erfuhr, gegen einen der ersten Kurfürsten einschreiten, der selbst schwerlich im Stande gewesen wäre zu

gehorchen? Wie hätte es dieses Wunder bewerkstelligen sollen? Und sollte es etwa Karlstadt und seinen Schwärmern Luft machen, indem es Luther in Bande schlug? Es gab schon damals im Reiche nicht wenige Karlstadt. Schon jetzt erschien Luther als ein mächtiges Element der Ordnung. Er allein konnte die durch ihn entfesselte Bewegung in gewissen Schranken halten.

Freilich, wenn es denjenigen Fürsten und Prälaten, welche zu Rom hielten, voller Ernst mit der alten Kirche gewesen wäre, wenn sie, um die überlieferte Ordnung zu schützen, auch vor ernsten Gefahren nicht zurückgeschreckt wären, danu hätten sie ja erreichen können, daß im Regiment ihre Ansicht die entschiedene Herrschaft gewonnen, und das in ihrem Sinne zusammengesetzte Regiment energisch gegen die Uebertreter des Wormser Mandats durchgegriffen hätte. Aber von solchem Ernst, solcher Hingebung finden wir nur ganz Wenige erfüllt. Das Feuer unerschütterlicher Ueberzeugung glühte damals fast nur in Luther und seinen Anhängern. Die meisten Stände schraken vor jedem derartigen Wagnisse zurück. Die meisten waren auch mit Rom viel zu unzufrieden, um für dasselbe in einen schweren Kampf zu gehen, wenngleich sie Luthers Glauben nicht teilten.

So konnte das Regiment in einer Unthätigkeit verharren, welche der Bewegung vollen Spielraum ließ. Aber noch mehr. Im März 1522 trat in Nürnberg ein Reichstag zusammen. Kurz vor dem Beginn seiner Verhandlungen war Luther nach Wittenberg zurückgekehrt. Hätte da nicht dieser Reichstag gegen den Geächteten einschreiten müssen? Hätte man das nicht umsomehr von ihm erwarten sollen, als seine Mehrheit von Geistlichen gebildet wurde? Aber dieser Reichstag that, als wäre Luther gar nicht auf der Welt, das Wormser Mandat nie erlassen.

Anders wurde es, als sich die Stände im Spätherbste 1522 abermals in Nürnberg versammelten. Jetzt erschien der Statthalter Ferdinand, jetzt kam auch ein Nuntius Adrians, und Beide forderten nachdrücklich, daß gegen Luther Ernst gemacht werde, vor Allem gegen seine Anhänger in Nürnberg, welche dem Mandat jeden Tag ins Gesicht schlugen. Die Versammlung geriet in peinliche Verlegenheit. Streng genommen war nur eins von

zwei Dingen möglich: der Reichstag mußte entweder das Mandat vollstrecken, oder erklären, das sei nicht möglich, und eine andere Anordnung treffen. Er that weder das eine noch das andere, sondern schob die Entscheidung auf ein freies, in Deutschland abzuhaltendes Konzil. Wie eifrig auch Ferdinand und der Nuntius, vom Kurfürsten von Brandenburg und andern weltlichen Herren und vielen Prälaten unterstützt, auf die Durchführnng, auf die Erneuerung des Mandats drangen, der Reichstag glaubte Angesichts der bedrohlichen Stimmung des „gemeinen Mannes" das nicht wagen zu dürfen, obwohl auch dieses Mal wieder die Gegner Luthers in ihm überwogen. Aber er erlegte Luther bis zu jenem Konzil Schweigen auf. Er verfügte, daß nichts neues gedruckt oder verkauft werden dürfe, was nicht vorher von den Obrigkeiten genehmigt sei. Er forderte Erzbischöfe und Bischöfe auf, die Prediger fleißig zu beaufsichtigen. Er erklärte sich zum Gehorsam gegen den Papst verpflichtet. An dem entscheidenden Punkte dagegen wich er einer unzweideutigen Erklärung aus. Es schien notwendig, den Predigern eine Norm zu geben. Die entschiedenen Anhänger Roms forderten dafür einen Ausdruck, welcher die Predigt im Sinne Luthers unmöglich gemacht haben würde. Das schien der Mehrheit zu gewagt. Sie fand vielmehr gut zu sagen, es solle nichts gepredigt werden, als das reine, lautere Evangelinm nach der Lehre und Auslegung der bewährten und von der christlichen Kirche angenommenen Schriften. Unter dieser geschraubten Fassung verstand der Eine dies, der Andere das. Luther meinte, er könne mit dem Reichstagsschluß wohl zufrieden sein; die Feinde des Reformators dagegen waren der Ansicht, der Reichstag habe gegen ihn entschieden. In Wirklichkeit aber hatte er gar nichts entschieden. Ferdinand sowohl wie der Nuntius waren mit diesem Ausgang höchlich unzufrieden. Ferdinand schrieb seinem Bruder, die Lehre Luthers sei im ganzen Reiche so eingewurzelt, daß unter tausend Personen nicht eine davon ganz frei sei. Das Ganze befinde sich in so übler Lage, daß es nicht schlimmer sein könnte. Wenn der Kaiser nicht bald eingreife, werde er leicht zu spät kommen.

Karl V. hätte nichts mehr ersehnt, als dieser Mahnung folgen zu können. Aber er saß festgebannt in Spanien. Sowohl die inneren Verhältnisse dieses Landes als der Stand des Krieges machten es ihm unmöglich an die Rückkehr ins Reich auch nur zu denken. Denn obwohl er sich der Unterstützung Englands und zuletzt auch der Beihilfe Adrians erfreute, obwohl König Franz in seinem eigenen Lande ein gefährlicher Gegner erweckt wurde, führten doch die Kämpfe, welche an der niederländischen und spanischen Grenze wie in Italien jahraus jahrein fortgingen, zu keinerlei Entscheidung. Ja, als die Kaiserlichen im Sommer 1524, nachdem sie die Franzosen glücklich aus Italien herausgeworfen, in Südfrankreich eindrangen, konnte sie König Franz nicht nur zu einem verlustvollen Rückzuge nötigen, sondern sie nach Italien verfolgen und dort sich abermals zum Herrn Mailands und fast der ganzen Lombardei machen.

Inzwischen war England des unfruchtbaren Krieges und der kostspieligen Freundschaft des Kaisers überdrüßig geworden. Der allmächtige Kardinal Wolsey, in seiner Hoffnung, mit des Kaisers Beistand auf den heiligen Stuhl erhoben zu werden, zweimal getäuscht, lenkte seinen König Heinrich VIII. auf die französische Seite hinüber, und der neue Papst Clemens VII. fand denselben Weg vorteilhaft. So stand die Sache des Kaisers zu Anfang des Jahres 1525 geradezu verzweifelt. Sein Heer in Italien wurde zugleich von feindlicher Uebermacht und peinlichster Not bedrängt. Der Kaiser sah sich außer Stande, seinen Feldherrn auch nur die dürftigsten Mittel zu gewähren. Monatelang fürchteten dieselben, ihr unbezahltes Heer werde sich auflösen. Da brachte die unbeugsame Entschlossenheit des großen Kriegsmannes, des Marques von Pescara, die unbedingte Ergebenheit der spanischen Soldaten und die Tapferkeit der deutschen Landsknechte eine höchst wunderbare Wendung. In dem Augenblicke, wo der hilflose Kaiser in dem fernen Madrid auf das Schlimmste gefaßt war, erfocht sein Heer am 24. Februar 1525 unter den Mauern von Pavia einen beispiellos glänzenden Sieg: das französische Heer wurde so gut wie vernichtet, sein König gefangen.

Wir nehmen in des Kaisers Leben einen sehr ungewöhnlichen Wechsel schwerster Bedrängnisse und erstaunlicher Glücksfälle wahr.

Wie oft hat er es erfahren, daß ihm der vom schwärzesten Gewölk verdüsterte Horizont plötzlich durch hellsten Sonnenschein erleuchtet wurde, um dieses Licht bald darauf von neuer Finsternis verschlungen zu sehen? Aber greller, überwältigender ist ihm der Glückswechsel nie entgegen getreten, als am Morgen des 10. März 1525. Er redet mit einigen seiner vertrauten Räte von der Not der Seinen in Italien. Sorgenvoll erwartet er neue Hiobsposten. Da tritt ein spanischer Komthur vor ihn, der im eiligsten Ritt von Pavia herangejagt. Noch atemlos ruft er: „Sire, die Schlacht ist unter den Mauern von Pavia geschlagen, der König von Frankreich ist Euer Gefangener, seine ganze Armee vernichtet.“ Der Kaiser ist starr. Er fragt nicht, wie es geschehen. Mechanisch wiederholt er das Gehörte. Dann geht er in sein Schlafzimmer, wirft sich vor dem Muttergottesbilde über seinem Bette nieder und erleichtert seine vom Glück übermannte Seele in langem Dankgebet. Er ist ganz durchdrungen von dem Gefühl, daß ihm Gottes Gnade unendlich über sein Verdienst geschenkt. Er verbietet jeden öffentlichen Jubel, da der Sieg über Christen erfochten. Bei dem Dankgottesdienst untersagt er dem Prediger, ihn zu loben oder über den Sieg zu frohlocken. Den Gesandten der Mächte, welche ihm ihre Glückwünsche darbringen, sagt er, über diesen ihm von Gott geschenkten Sieg würden sich nicht nur seine Freunde, sondern auch seine Feinde freuen. Denn er wünsche nichts als Herstellung des Friedens in der Christenheit, damit sie ihre Waffen gegen die Ungläubigen kehre. Von der Hoheit seines kaiserlichen Berufs ist er mehr als je durchdrungen. Da Gott ihn auf diesen Gipfel des Glücks gehoben, will er die ihm verliehene Macht nur zu seiner Verherrlichung benutzen. Gegen Ungläubige und Ketzer soll sie sich kehren, vor allem gegen die deutschen Ketzer. Seinem Bruder Ferdinand schreibt er, sobald als möglich werde er nach Italien gehen, sich dort zum Kaiser krönen lassen und dann Deutschland in Ordnung bringen; seine ganze Macht wolle er aufbieten, um die lutherische Sekte auszurotten.

Niemals hat der Reformation eine größere Gefahr gedroht, als in diesem Frühling 1525. Denn in demselben Augenblicke,

wo des Kaisers Arm frei zu werden schien, um endlich das vor vier Jahren über Luther und die Seinigen ausgesprochene Urteil zu vollstrecken, versank Deutschland im Jammer des Bauernkrieges. Und die fürchterliche Verwüstung, welche dieser Aufstand des gemeinen Mannes über einen großen Teil des Reiches brachte, wurde nicht nur von den fanatischen Gegnern der Reformation Luther Schuld gegeben. Mancher, der bisher dem Gange der Bewegung mit einer gewissen Teilnahme gefolgt war, schrak jetzt zurück, als er die Predigt des Evangeliums von den Bauern zum Umsturz aller Ordnung mißbraucht sah. Die Anhänger Roms aber triumphierten: jetzt sei an den Tag gekommen, wohin die Wittenberger Ketzerei führe; jeder Freund guter Zucht und Sitte müsse eilen, in Luthers Predigt die Quelle alles Unheils zu verstopfen. Wie lange hatte sie die Angst vor dem Volke an kräftigem Einschreiten gehindert: diese Angst war jetzt verschwunden, oder doch wenigstens unendlich gemindert. Zuversichtlich gingen sie daran, den unvergleichlich günstigen Moment zu einer durchgreifenden Herstellung der alten Ordnung zu benutzen. In weiten Gebieten wurden mit den Bauern zugleich die Prediger der neuen Lehre niedergeschlagen. Die gesamte Lage der Dinge im Reich war so, daß, wenn der Kaiser im Sommer, oder auch nur im Herbst 1525 nach Deutschland zurückkehren konnte, der Durchführung des Wormser Mandats schwerlich ein ernster Widerstand entgegen getreten sein würde.

Denn diese Gunst der Verhältnisse wurde doch nur wenig dadurch geschmälert, daß der wahre Zusammenhang der Dinge ein durchaus anderer war, als die Gegner Luthers damals behaupteten und heute von neuem behaupten. Das allerdings wird ja kein Unbefangener in Abrede stellen wollen, daß die von Luther entfesselte Bewegung einen starken Zusatz zerstörender Leidenschaften erhalten hatte. Diese Leidenschaften haben niemals gefehlt, wo das Gemüt eines Volkes so tief, so gewaltig erregt wurde, wie es durch Luther geschah. Am wenigsten dann, wenn die Lage des Volks eine so unbefriedigende, vielfach so qualvolle war, wie die damalige des deutschen Volkes, eine so zerrüttete, recht- und hilflose. Ertönten nicht die Klagen der Patrioten seit einem Menschenalter über den unwürdigen Zustand deutscher

Nation, welche an der Spitze der Christenheit stehen solle, in Wirklichkeit aber neben Franzosen, Spaniern und Engländern in Knechtsgestalt erscheine? Waren nicht unzählige Versuche gemacht worden, diesem Elend der Machtlosigkeit, Friedlosigkeit, Rechtlosigkeit ein Ende zu bereiten, mit dem einzigen Erfolge, daß der Jammer immer empfindlicher wurde? War es nicht längst im deutschen Reiche so zu sagen Rechtens geworden, daß jeder Stand und jeder Einzelne, sobald er konnte, zur Selbsthilfe griff? Hatten nicht alle Stände von dieser bösen Uebung reichlichen Gebrauch gemacht, Fürsten, Ritter, Städte wie Bauern? Konnte in dem damaligen Deutschen das starke Gefühl leben, er sei an das Gesetz gebunden, da er das Gesetz jeden Tag, heute von diesem, morgen von jenem, mit Füßen getreten sah und nur zu oft Niemand wußte, was denn eigentlich Gesetz sei?

Das deutsche Reich war thatsächlich längst organisierte Anarchie. In diesem trostlosen Chaos von Reichstagsschlüssen, deren Verbindlichkeit Alle bestritten, welche sie nicht mit gefaßt, von kaiserlichen Geboten, denen die Anordnungen der Landesherren nur zu oft widersprachen, von hadernden Ständen und das Faustrecht übenden Gewaltigen, lag eine so gefährliche revolutionäre Kraft, daß man kaum begreift, wie das Auftreten Luthers nicht sofort eine gewaltige Explosion hervorgerufen hat. Hätte er die revolutionären Absichten gehabt, welche man ihm heute wieder mit besonderen Eifer unterschiebt, so würde er dieses morsche Gebäude des deutschen Reichs mit leichter Mühe in kürzester Zeit in die Luft gesprengt haben. Man denke nur, er hätte sich von Worms nicht nach der Wartburg, sondern nach der Ebernburg begeben, mit Sickingen und Hutten Bündnis gemacht, das Volk aufgerufen, diese unerträgliche Last römischer Mißbräuche abzuwerfen und im Reiche eine neue christliche Ordnung aufzurichten, wer würde da die Gewalt einer solchen Bewegung aufgehalten haben? Wer die angsterfüllten Berichte des päpstlichen Nuntius Aleander aus Worms gelesen hat, wird sich diese Frage leicht beantworten können.

Wenn aber Luther, statt die Volksleidenschaften zu seiner Selbstverteidigung zu entfesseln, vielmehr den Agitationen der

Schwärmer entgegentrat, so waren damit die revolutionären Kräfte noch keineswegs gefesselt. Vielmehr wurde die Lage der Nation immer mehr der Art, daß jene Kräfte wachsen mußten. Man kann sich doch keinen aufregenderen Zustand denken, als ihn das Wormser Mandat schuf. Während die Nation aufs tiefste von der neuen Lehre ergriffen ist, legt ein mit der obersten Gewalt bekleideter Fremder von einundzwanzig Jahren nur nach seiner persönlichen Ueberzeugung und den ganz besonderen Interessen seines Weltreiches dieser Nation ein absolutes Verbot auf, um unmittelbar danach dem Reiche den Rücken zu kehren. Dann operieren Regiment und Reichstage mit diesem Verbot jahrelang so, daß der letzte Rest von Autorität verloren gehen muß. Gleichzeitig sieht man in der Sickingenschen Fehde und bei unzähligen anderen Anlässen, wie die mächtigsten Reichsfürsten, der Adel ganzer Landschaften, der Schwäbische Bund den Anordnungen des Regiments offen Trotz bieten. Das gesamte Leben des Reiches in den Jahren 1521 bis 1524 ist eine einzige Aufforderung zu Gesetzlosigkeit und Gewalt.

Im Jahre 1524 aber erfuhr dieser Zustand eine besonders gefährliche Verschlimmerung. Der letzte Nürnberger Reichstag hatte, wie wir hörten, in Sachen Luthers keine Entscheidung getroffen. Er hatte auf der einen Seite die Pflicht anerkannt, dem Papste zu gehorchen, allerlei Anordnungen in diesem Sinne beschlossen, auf der andern die Hauptfrage zweideutig umgangen. Er hatte die Forderung Ferdinands abgelehnt, das Wormser Mandat zu erneuern. Die Anhänger Luthers konnten danach meinen, jenes Mandat existiere jetzt eigentlich nicht mehr. Jedenfalls war die Furcht, durch seine Uebertretung in Gefahr zu kommen, beträchtlich vermindert. Die Bewegung breitete sich unter diesen Umständen gewaltig aus, auch in die Gebiete entschieden romfreundlicher Fürsten. „Die lutherische Sekte“, schrieb Ferdinand dem Kaiser am 18. Dezember 1523, „herrscht in diesem ganzen deutschen Lande so, daß die guten Christen sich fürchten, dagegen aufzutreten.“ Die Obrigkeiten wagten aber überhaupt kaum noch irgend etwas zu unternehmen, was nicht nur dem gesamten Volke, sondern nur einem einzelnen Stande mißliebig sei. Als es sich um die Aufrichtung eines Reichszolls handelte, erklärte

der Kaiser den Plan für unausführbar, weil die Städte dagegen seien, man also Aufruhr und Empörung zu fürchten habe.

Auf politischem Gebiete gab es überhaupt gar keine zusammenhaltenden Kräfte mehr. Alles war der schrankenlosen Willkür der Einzelnen preisgegeben. Wurde z. B. ein Reichstag ausgeschrieben, so ließ sich deshalb noch keineswegs erwarten, daß er nur wirklich zu Stande kommen werde. Das erfuhr man auf höchst ärgerliche Weise gerade jetzt. Der Nürnberger Reichstag hatte im Februar 1523 beschlossen, zur Beratung der wichtigsten und dringendsten Angelegenheiten solle im Juli eine neue Versammlung stattfinden. An der Einhaltung dieses Termins mußte das Regiment alsbald verzweifeln. Mit Ferdinands Zustimmung schrieb es einen neuen Reichstag auf Martini aus; jeder Stand solle dazu persönlich erscheinen und zwar pünktlich; denn wenige Tage nach Martini würden die Verhandlungen beginnen. Was geschah? Fünf Wochen nach Martini waren erst drei Fürsten erschienen und diese wollten, des langen Wartens müde, wieder fort. Ferdinand war in heller Verzweiflung. Der Zustand des Reiches, schrieb er dem Kaiser, sei schlimmer als je. Es gebe keine Justiz und keinen Gehorsam.

Und was that nun dieser dritte Nürnberger Reichstag, der endlich am 14. Januar statt Mitte November, auch jetzt noch mit wenigen Ständen eröffnet werden konnte? Statt die schwachen Reichsorgane zu kräftigen, ging er nur darauf aus sie vollends zu untergraben. Dreißig Jahre lang hatten die Stände darnach getrachtet, durch Aufrichtung einer vorwiegend von ihnen gebildeten Centralbehörde wesentlichen Anteil an der Reichsregierung zu gewinnen. In Worms hatten sie ein solches Reichsregiment erlangt. Sie hatten dann aber keinen Augenblick auch nur die bescheidensten Anstrengungen gemacht, diesem Regiment wirkliches Leben einzuhauchen. Natürlich konnte ja eine Reichsregierung keine Thätigkeit üben, ohne dem zügellosen Egoismus einzelner Stände in den Weg zu treten. Das wurde aber überall als unerträgliche Vergewaltigung empfunden. Das Regiment hatte kaum zwei Jahre bestanden, so sah es sich auf allen Seiten von erbitterter Opposition angegriffen. Die Stände hatten es freilich

vollkommen in der Hand, das Regiment so zu besetzen, wie sie wünschten. Es schien ihnen aber richtiger, das Regiment als solches anzufeinden. Jedes Regimeut mußte ja eine Schranke ihrer Willkür sein. Sie eröffneten also gegen diese ihre eigenste und stolzeste Schöpfung einen unversöhnlichen Krieg. Sie behaupteten, dieses Regiment, welches sie vor drei Jahren dem Kaiser mit der größten Anstrengung abgerungen, sei des Kaisers, nicht ihre Sache. Er müsse es unterhalten. Des Kaisers Vertreter sahen sich in der seltsamen Lage, dieses ständische Regiment gegen die Stände verteidigen zu müssen. Die Stände waren froh, als es ihnen endlich gelang, das Regiment in ein Werkzeug kaiserlicher Gewalt zu verwandeln, womit sie sich natürlich berechtigt hielten, von diesem Regiment noch weniger Notiz zu nehmen, als von dem vorigen.

Eine solche Versammlung, welche das Reich auch in der dem ständischen Eigennutz bequemsten Form verneinte, sollte nun abermals über Luther zu Gericht sitzen. Der Kaiser hatte schon im Sommer 1523 Gelegenheit genommen, sich gegen eine Abordnung der Reichsstädte sehr ungehalten über die Vernachlässigung des Wormser Mandats zu äußern. Jetzt, im Januar 1524, ließ er dem Reichstage die sehr nachdrückliche Mahnung zugehen, daß jenes mit Zustimmung aller Stände erlassene Mandat auch wirklich beobachtet würde. Die Versammlung, in welcher die Geistlichen und auch unter den weltlichen Herren die Anhänger Roms das Uebergewicht hatten, erkannte die Verpflichtung an, dem Mandate nachzukommen. Freilich mußte sie hinzufügen: so viel als möglich. Und die Städte erklärten sofort, bei ihnen sei eine solche Durchführung ganz unmöglich; wollten sie es versuchen, so würde „viel Aufruhr, Ungehorsam, Totschlag, Blutvergießen, ja ein ganzes Verderben“ die Folge sein. Ueber diese Lage täuschten sich auch die übrigen Stände nicht. Sie wiederholten deshalb die Forderung des vorigen Reichstages, daß so bald als möglich ein „gemeines, freies Universalkonzil“ in deutscher Nation abgehalten würde. Wann aber sollte ein solches Konzil möglich sein, da die Hauptmächte der Christenheit in erbittertem Kriege mit einander lagen? Und was sollte bis dahin werden? Der Reichstag wußte keinen anderen Ausweg, als daß im nächsten

Herbst „eine gemeine Versammlung deutscher Nation" beraten solle, wie es bis zu jenem Konzile gehalten werden möge.

Der Reichstag schob also abermals die eigentliche Entscheidung hinaus. Bei der bedrohlichen Lage der Dinge schien eine solche Vertagung das ratsamste. Die jetzt an hundert Orten unaufhaltsam vordringende Bewegung konnte man wenigstens mit dem Hinweis auf jene Versammlung etwas beschwichtigen. Gewiß war mit diesem Beschlusse ebenso wenig Ferdinand wie der außerordentliche vom Kaiser zu diesem Reichstage abgeordnete Botschafter einverstanden; aber die Macht der Umstände trieb diese beiden Vertreter des Kaisers dem Beschlusse beizustimmen. Es war eine in bester Form zu Stande gekommene Anordnung des Reiches.

Nun aber geschah es, daß der Kaiser, welcher von den wirklichen Verhältnissen im Reich wenig wußte und dem sehr daranlag, die unsichere Freundschaft des Papstes zu befestigen, über diese Nürnberger Beschlüsse, welche ihm von Rom aus als Akte offener Rebellion dargestellt wurden, in ungewöhnliche Aufregung geriet. In der That konnte es ja auf sehr bedenkliche Wege führen, wenn eine „Versammlung deutscher Nation" unternahm, über die kirchlichen Angelegenheiten auch nur vorläufige Bestimmungen zu treffen. Mit des Kaisers Begriffen von kirchlicher Ordnung stand ein solches Vorgehen im schreiendsten Widerspruche. Für ihn hatte die Kirche ja gerade auch die wesentliche Bedeutung, alles nationale Streben niederzuhalten. Eine selbständige nationale Entwickelung war die Verneinung der von ihm gewollten, der ihm unentbehrlichen universalen Ordnung. So trat er jenen Nürnberger Beschlüssen aufs Schroffste entgegen. Er fand es schon höchst befremdlich, daß der Reichstag die Beobachtung des Wormser Mandats nur so viel einem Jeden möglich sei, befohlen habe. Daß aber gar Stände beschlossen hätten, auf einer Versammlung deutscher Nation zu beraten, wie es bis zum Konzil mit dem Gottesdienst gehalten werden solle, das erklärte er für eine unerhörte Anmaßung. An den uralten christlichen Ordnungen zu ändern, dürften sich nicht einmal sämtliche christliche Fürsten samt dem Papst unterfangen. Er verbot jene Versammlung, überhaupt jede weitere Diskussion in Glaubens-

sachen, da in Worms ein für alle Mal darüber entschieden sei. Dieses Wormser Mandat hätten alle Stände straks durchzuführen.

Man vergegenwärtige sich, wie die Lage des Reichs durch diese Vorgänge geworden war. Zuerst hatten die Stände gegen das von ihnen selbst geschaffene Regiment rebelliert. Eine schwach besuchte Versammlung hatte das vor drei Jahren von dem stattlichsten Reichstage, den man erlebt, zusammen mit dem Kaiser aufgerichtete Centralorgan umgestürzt und etwas an die Stelle gesetzt, dessen Rechtmäßigkeit mit bestem Grund angefochten werden konnte und von einigen der mächtigsten Reichsfürsten wirklich angefochten wurde. Sodann hatte dieser selbe Reichstag zwar die Verbindlichkeit des Wormser Mandats anerkannt, aber doch eingeräumt, daß es mit der einfachen Durchführung desselben nicht gethan, dieselbe auch vielleicht nicht möglich sei. Er hatte deshalb mit Zustimmung der Vertreter des Kaisers beschlossen, im nächsten Herbst eine eingehende Verhandlung über die kirchlichen Angelegenheiten vorzunehmen. Es schien das das einzige Mittel, die stürmisch vordringende Bewegung einigermaßen zurückzuhalten. Da fuhr der Kaiser mit seinem absoluten Verbot dazwischen. Ob es möglich sei oder nicht, das Wormser Mandat sollte sofort, unbedingt durchgeführt werden. Entsprach das irgendwie dem Herkommen des Reichs, daß der Kaiser in dieser Weise einen in aller Form mit Zustimmung seiner eigenen Vertreter zu Stande gekommenen Reichstagsschluß vernichtete? Ein Kaiser zumal, welcher seit drei Jahren am entgegengesetzten Ende Europas weilte, in dieser ganzen Zeit für des Reiches Interessen nichts gethan, nicht einmal die bescheidensten pekuniären Verpflichtungen erfüllt hatte; ein Kaiser endlich, der so von tausend Nöten erdrückt wurde, daß er gar nicht daran denken konnte, wirksam in die Angelegenheiten des Reiches einzugreifen?

Wenn es bis vor Kurzem noch einen gewissen Schein gesetzlicher Ordnung im Reiche gegeben hatte, so war derselbe jetzt völlig verdunkelt. Stände und Regiment, Reichstag und Kaiser führten vor den Augen der Nation Krieg miteinander. Das neue nach Eßlingen, in Ferdinands Machtbereich verlegte Regiment, welches sich ganz als das Werkzeug des Statthalters fühlte, geriet in die höchste Bestürzung, als es von dem unerhörten Verfahren

des Kaisers Kunde erhielt. Wenn der Kaiser, schrieb es, in dieser Weise einem Reichsabschiede, den er vor Allen vollziehen sollte, entgegen handle, so würde Allen der beste Vorwand gegeben, sich um des Kaisers und Reichs Ordnungen und Beschlüsse nicht zu kümmern. Dem Ueberhandnehmen der Neuerung habe das Regiment bisher nur durch Hinweis auf jene Versammlung steuern können. Würde dieselbe nun verhindert und die auf sie gesetzten Hoffnungen vereitelt, so sei ein großer Aufruhr des gemeinen Mannes zu erwarten.

So schrieb das neue Regiment am 10. September 1524. Der Aufruhr war bereits da. Seit Jahr und Tag hatte man unzählige Male verkündigt, daß man aus Angst vor dem gemeinen Manne auf alle möglichen, sonst wünschenswerten Maßregeln verzichten müsse: jetzt zeigte sich, daß diese Angst Grund hatte. Die Bauern, welche seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an vielen Punkten Oberdeutschlands versucht hatten, die ihnen unerträglich scheinende Last der Dienstbarkeit abzuschütteln, waren in den letzten Jahren stiller gewesen, wenn auch nicht so still, wie man lange gemeint hat. Jetzt, im Frühling und Sommer 1524, fingen sie wieder an sich zu regen. Zunächst ohne jeden Zusammenhang mit irgend welchen direkten oder indirekten Einwirkungen der neuen Lehre. Die Stühlinger Bauern im oberen Schwarzwalde, welche um Johanni 1524 ihrem Grafen die Dienste aufkündigten, wußten nichts von Luther, blieben auch in ihren Forderungen dem religiösen Gebiete durchaus fern. Aber freilich, das kleine Waldshut in ihrer Nähe war gleichzeitig mit seinem Landesherrn in Schwierigkeiten geraten und in diesem Waldshut handelte es sich allerdings um die Religion. Nicht Luthers, sondern Zwingli's Lehre war da eingedrungen. Ferdinand verlangte Herstellung der alten Ordnung, die Bürger hielten an ihrer Ueberzeugung fest. Ferdinand hatte eben in Regensburg die Rom treu gebliebenen oberdeutschen Stände zu festem Bunde gegen die Ketzer vereinigt, der nun, wo er konnte, scharf gegen die Neuerung vorging. Niemand eifriger als Ferdinand, der überall, im Breisgau wie in Oesterreich, die Ketzer seine unbarmherzige Hand fühlen ließ. Sollte er da dulden, daß dieses kleine Waldshut ihm trotzte? Er mußte diese Empörung um so nachdrücklicher

niederwerfen, als die ungehorsamen Bürger mit den aufrührerischen Bauern in Beziehung traten, gegen welche er ebenfalls einzuschreiten verpflichtet war.

Weshalb geschah es nicht? War es etwa Luthers Schuld, der mit dieser Bewegung im fernsten Süden nicht das mindeste zu thun hatte? Oder hören wir von lutherischen Prädikanten, welche dieses Feuer bei den Bauern geschürt hätten, oder doch von lutherischen Gedanken, welche darauf eingewirkt hätten? Nichts von alledem. Es war überhaupt Monate lang eine höchst unbedeutende Bewegung von ganz lokalem Charakter, um nichts gefährlicher, als die zahlreichen Bauernaufstände in früherer Zeit, deren man stets mit leichter Mühe Herr geworden war. Man hätte auch die gegenwärtige Auflehnung niedertreten können, wenn nicht alle obrigkeitliche Autorität und Kraft geschwunden gewesen wäre, und wenn nicht derjenige Fürst, welcher als des Kaisers Statthalter und zunächst bedrohter Landesherr die oberste Pflicht gehabt hätte, nachdrücklich einzuschreiten, wenn nicht Ferdinand durch ganz andere Sorgen in Anspruch genommen worden wäre.

Wie der Kaiser durch seine spanischen und italienischen Interessen gehindert wurde, seinen Willen im Reiche geltend zu machen, so war auch sein Bruder fortwährend von nichtdeutschen Gedanken und Plänen ausgefüllt. In Spanien geboren und erzogen, auch jetzt noch von einem spanischen Günstlinge beherrscht, dem deutschen Wesen lange fast noch fremder als der Kaiser, wünschte er nichts sehnlicher, als seine deutschen Besitzungen durch französische und italienische Erwerbungen zu vergrößern. Namentlich Mailand war der Gegenstand seines heißesten Verlangens. Nun aber geschah es, daß eben jetzt, wie schon erwähnt, dieses Mailand den Franzosen wieder in die Hand fiel und die kaiserliche Sache in Italien völligem Verderben nahe schien. Diese Gefahr machte auf Ferdinand einen überwältigenden Eindruck. Um Alles mußte diese italienische Stellung behauptet werden. Stühlingen und Waldshut kamen daneben ja gar nicht in Betracht. Was der Statthalter an Geld und Knechten aufbringen konnte, das wurde so schleunig als möglich über die Alpen geschickt. Ein geringer Teil dieser Kräfte würde ausgereicht haben, Waldshut und die Stühlinger zum Gehorsam zu bringen. Da

aber dem kaiserlichen Statthalter Italien unendlich viel mehr am Herzen lag als das Reich, wurde das Reich die Beute der Bauern. Fast acht Monate lang war ihre Bewegung in den engsten Grenzen mit den geringsten Kräften geblieben. Da aber weder der Statthalter, noch das Regiment, noch der schwäbische Bund in dieser ganzen langen Zeit keinerlei ernste Anstrengung gemacht hatte, um die Ordnung herzustellen, da fuhr endlich ein Sturm in dieses kleine Feuer, der es zum zerstörenden Brande anfachte.

Es ist wahr, jetzt wurde das „göttliche Wort" mit aller Macht von den Bauern angerufen. Jetzt wollten sie eine „christliche Vereinigung" sein, um dem Evangelium den Weg zu bahnen. Ohne Zweifel würde die Bewegung nie so ungeheuere Dimensionen gewonnen haben, wenn nicht Luther den Sinn des gemeinen Mannes erregt, wenn die Bauern nicht gemeint hätten, sich auf ihn berufen, mit ihm ihr Thun rechtfertigen zu können. Aber nicht Luther hatte die Anarchie im Reiche geschaffen, ohne welche der Bauernkrieg nicht zu denken wäre und nicht Luthers Schüler waren die Hubmair, Schappeler und wie die andern Prädikanten hießen, welche den Bauern die Hand reichten, am wenigsten jener Thomas Münzer, welcher im Norden den allgemeinen Umsturz predigte. Aber in solchen Zeiten furchtbarer Verwirrung werden die Dinge nicht kaltblütig erwogen. Mit Luther hatte man sich seit Jahr und Tag gewöhnt, Alles in Verbindung zu bringen, was dem alten Herkommen entgegentrat. So machten ihn seine Feinde zum direkten Urheber des Bauernkrieges. Er sollte den Aufständischen sogar die berühmten zwölf Artikel geschrieben haben. Dem Kaiser galt der Bauernkrieg schlechthin für eine „lutherische Bewegung". Und ob man nun Luther beschuldigte oder nicht, auch seine wärmsten Anhänger empfanden die tiefe Entmutigung, welche nach dieser entsetzlichen Katastrophe das ganze Volk ergriff. Die Volkskraft, welche bis dahin Luthers Sache unwiderstehlich vorwärts getragen hatte, war gebrochen und auch sein Vertrauen zum Volke war erschüttert, wenn nicht zerstört. Bis an die Stelle der Volkskraft eine andere Kraft treten konnte, welche die reformatorische Bewegung stützte, mußten Jahre vergehen. Wenn der Kaiser jetzt kam, konnte er das Reich wieder unter Rom beugen. Weshalb kam er nicht?

Am 18. November 1523 erfuhren die Römer die Wahl eines neuen Papstes, welcher sich Clemens VII. nannte. Derselbe war ein naher Verwandter Leo's X. Als dessen Vicekanzler hatte er manches Jahr die päpstliche Politik geleitet und namentlich dazu beigetragen, daß sich Leo schließlich für den Kaiser entschied. Er war für diesen dann selbst ins Feld gezogen. Auch nach Leo's Tode blieb er der kaiserlichen Sache unerschütterlich treu. Wesentlich seiner Einwirkung verdankte es Karl, daß Adrian zuletzt doch seine Bedenken überwand und für den Kaiser Partei nahm gegen Frankreich. Er schien so durch seine ganze Vergangenheit unzertrennlich mit dem Kaiser verbunden zu sein, welcher sich deshalb auf das angelegentlichste für seine Wahl bemühte. Auch der kaiserliche Botschafter in Rom meinte, mit der Erhebung dieses Medici auf den Stuhl Petri werde die kaiserliche Sache eine unschätzbare Stütze gewinnen. Als die Wahl endlich nach langem, schwerem Kampfe entschieden war, schrieb er dem Kaiser, seine Macht sei jetzt so groß, daß er Steine in gehorsame Söhne verwandeln könne. Er hielt den neuen Papst einfach für eine Creatur des Kaisers.

Das war eine seltsame Täuschung. Nach den eben mit Adrian gemachten Erfahrungen muß man sich wundern, wie der kaiserliche Diplomat, der seit mehr als einem Jahre an der Curie gelebt hatte, sich einbilden konnte, irgend ein Papst werde dem Kaiser unbedingt zu Willen sein. Und nun gar dieser Clemens! Die gewissenhaften Bedenken, welche Adrian von einer thätigen Unterstützung des Kaisers abgehalten hatten, kannte er freilich nicht. Eine Verwickelung des Papsttums in weltliche Händel grundsätzlich zu meiden, lag ihm ganz fern. Vielmehr war er durchaus in den politischen Bestrebungen seiner Zeit und Heimat, in der Machtlust des Hauses Medici aufgewachsen. Ihm lag freilich nicht wie Leo X. an einer prunkvollen Entfaltung seiner Herrlichkeit, an einer raffinierten Steigerung künstlerischer und litterarischer Genüsse. Leo hatte die päpstlichen Finanzen mit seinem üppigen Leben so furchtbar zerrüttet, daß seine Nachfolger sich bescheiden halten mußten. Clemens war auch viel zu umsichtig, um sich wie Leo über den Ernst der Zeiten zu täuschen. Er wußte genau, wie bedrohlich die Dinge in Deutschland standen,

er kannte die Ansteckung der Schweiz, sah mit Zittern die ketzerische Pest bereits in Italien eindringen. Ebenso kannte er die europäische Politik durch und durch und sah mit scharfem Blick voraus, welche Gefahren der erbitterte Kampf der christlichen Großmächte dem Papsttum bereiten könne. Entscheidend in diesen Kampf eingreifen zu können, bildete er sich nicht ein. Aus dem allen ergab sich für ihn die Einsicht, daß er mit allen Mitteln auf die Beilegung dieser verderblichen Zwistigkeiten hinwirken müsse. Nun aber trat dieser Weisheit die Begehrlichkeit in den Weg. Freilich wünschte Clemens den Frieden, aber nur einen Frieden, den er gemacht und der ihm materiellen, unmittelbaren Vorteil bringe. Er hatte in Italien eine lange Reihe von Wünschen und Ansprüchen, die befriedigt werden sollten. Es waren lauter kleine, für die Kirche ziemlich gleichgültige Erwerbungen, aber des Papstes Seele hing nun einmal an diesen Kleinigkeiten. So geschah es, daß er auf die streitenden Mächte nie mit der Autorität eines nur das Wohl der Christenheit bedenkenden Papstes einwirken konnte, vielmehr ihnen stets in dem Lichte eines Mannes erschien der vor allem den eigenen Nutzen suche. Den gönnte ihm weder der Kaiser noch Frankreich. Da konnte er denn weder für den Einen noch für den Andern sein, er konnte aber auch nicht gegen sie sein und ebensowenig wirklich neutral. Denn den Gewinn konnte er nur mit ihrer Hilfe machen.

Clemens war ein außerordentlich kluger Mann. Aber die Klugheit ist gefährlich, wenn sie ein Leben allein steuert. Sie sieht leicht so viele Schwierigkeiten, Möglichkeiten, Gefahren, daß sie haltlos hin und her geworfen wird. Clemens war so klug, daß ihm bald Niemand traute, weder in seiner unmittelbaren Umgebung, noch an den europäischen Höfen. Natürlich traute er auch Niemand. Wie hätte er da etwas wagen sollen? Und jedes folgerechte Thun erschien als Wagnis. Er konnte weder fest mit dem Kaiser gegen Frankreich, noch mit Frankreich gegen den Kaiser gehen; er mußte so viel als möglich immer mit Beiden und gegen Beide sein. Da das aber in Wirklichkeit nicht möglich war, mußte er Beide gleichmäßig täuschen. Wer aber oft getäuscht hat, täuscht bald Niemand mehr, weil ihm Niemand glaubt.

Eigentümliches Verhängnis, das die Curie verfolgte! Welche

Aufeinanderfolge allerverschiedenster Charaktere an der Spitze der katholischen Kirche seit dreißig Jahren, diese Alexander, Julius, Leo, Adrian, Clemens, und ein Jeder bringt den Ruin immer näher und der Klügste von Allen am schlimmsten. Adrian war so einsichtig gewesen, die päpstliche Würde nur mit Seufzen auf sich zu nehmen. Der kluge Clemens strebte mit aller Macht nach ihrem Gewinn: kaum hatte er sie erlangt, so begann für ihn ein Leben stets wechselnder Not und Angst.

Der Kaiser konnte es gar nicht verstehen, daß dieser Clemens, der bis zu seiner Erhebung mit seltener Treue zu ihm gehalten und um dessen Wahl er sich so große Verdienste erworben hatte, nun als Papst ein ganz anderer wurde. Immerhin hielt sich Clemens im ersten Jahre so, daß Karl meinen konnte, er habe in ihm einen, wenn auch sehr vorsichtigen, ja ängstlichen Freund. Als aber gegen Ende des Jahres 1524 die Franzosen übermächtig in Italien vordrangen, da ließ sich Clemens, welcher die Dinge immer schwärzer sah, als sie waren, zu einem heimlichen Vertrag mit ihnen drängen. Und kaum hatte er ihnen in der Meinung, sie seien jetzt die Herren in Italien, verstohlen die Hand gereicht, so wendete sich das Blatt: die Kaiserlichen kamen wieder zu Atem. Clemens, ihre Rache fürchtend, ging jetzt auf sehr bedenkliche Anschläge gegen sie ein, während er den Kaiser seiner wärmsten Freundschaft versicherte.

Karl wußte sehr wohl, eine wie große Rolle Lug und Trug in der Politik spielen, aber das Benehmen des heiligen Vaters empörte ihn nichts desto weniger aufs tiefste. Die Beziehungen der beiden Häupter der Christenheit, meinte er, sollten einen reineren Charakter tragen. Für sie sei einträchtiges Zusammenwirken zum Wohl der Christenheit oberste Pflicht. Hatte er nicht in diesem Sinne vor wenigen Monaten dem Papst zu Liebe eine sehr gewagte Stellung gegen das Reich eingenommen, hatten sie sich nicht da zum Kampf gegen Luther die Hand gereicht, hatte er nicht eben den Papst daran mahnen lassen, er möge wohl überlegen, was er ohne ihn gegen Ketzer und Türken vermöge, und nun, da des Papstes Treue zum ersten Mal für ihn von großem Gewicht wurde, dieser Abfall! Karl wußte seine Empfindungen merkwürdig zu bemeistern. Kaum je entfuhr ihm ein

leidenschaftliches Wort. Aber diese Treulosigkeit des Papstes war seiner Fassung zu stark. „Von der Sache Luthers zu reden", schrieb er seinem Botschafter in Rom, „ist jetzt keine Zeit." Ja mündlich äußerte er sogar: „Heute oder morgen wird Martin Luther vielleicht ein wertvoller Mann sein." Sollte man glauben, daß es der Papst war, welcher diesen Kaiser auf solche Gedanken brachte!

Aber Pavia stellte Alles auf den Kopf. Der siegreiche Kaiser verzieh die Untreue des Papstes, schien sie ganz vergessen zu haben. Er bot ihm von neuem die Hand zu festem Bunde. Der Papst war auf die erste Kunde von dem furchtbaren Sieg des Kaisers wie tot. Jetzt schien gewiß, was er immer gefürchtet, daß der Kaiser ihn und Italien ganz in der Hand habe. Das siegreiche Heer konnte ihn erdrücken. Die Angst trieb ihn, im Bündnis mit dem Allgewaltigen Rettung zu suchen. Aber gleichzeitig wurden von Rom aus alle Hebel angesetzt, dem Furchtbaren in der ganzen Welt Schwierigkeiten zu erregen. Man ermutigte Frankreich, nicht Alles verloren zu geben, man ermahnte England, der bedrohlichen Uebermacht des Kaisers Schranken zu setzen, man konspirierte in Italien mit alten und neuen Feinden des Kaisers. Gewiß, nicht der Papst allein hat es bewirkt, daß dem Kaiser aus dem glänzendsten Siege in kurzen Monaten die schwersten Verlegenheiten erwuchsen. Die Natur der europäischen Verhältnisse empörte sich gegen die Obmacht eines einzigen Herrschers. Dieser Herrscher selbst schuf sich durch die Ueberspannung seiner Forderungen unüberwindliche Schwierigkeiten. Und auch dem Papste gegenüber ließ er es nicht an Unvorsichtigkeiten und kleinlichem Eigennutz fehlen. Aber schließlich war es doch der Papst, welcher ein für seine Kirche verhängnisvolles Zerwürfnis mit dem Kaiser hauptsächlich herbeiführte.

Wenn man die Politik des Papstes in dieser Zeit aufmerksam prüft, kann man nicht umhin zu zweifeln, ob ihn die Angst vor dem zu mächtigen Kaiser noch dazu kommen ließ, an Luther ernstlich nur zu denken. In dem Augenblicke, wo, wie seine Klugheit gewiß nicht verkannte, in Deutschland einer durchgreifenden Herstellung der alten Kirche eine unerhörte Gunst aller Verhältnisse entgegen kam, verstrickte er sich, von blinder Leidenschaft getrieben,

in eine maßlose Feindseligkeit gegen den Kaiser, welcher doch allein jene Gunst fruchtbar machen konnte. Sonst immer die Unentschlossenheit selbst, ließ er sich jetzt zu den äußersten Wagnissen fortreißen, welche sein Verhältnis zum Kaiser für immer zerrütten mußten. Denn wie konnte ihm dieser je verzeihen, daß er seinen Oberfeldherrn Pescara zum Verrat zu verlocken suchte? Wie, daß der heilige Vater dann Alles that um König Franz zum Bruch der Eide zu stacheln, mit denen dieser seine Befreiung aus der Gefangenschaft erkauft hatte?

Im Herbst 1526 war es dahin gekommen, daß der Kaiser in großen Staatsschriften vor aller Welt über den Papst eine Flut der schwersten Beschuldigungen ergoß, daß er, der Pflichten seines heiligen Amtes vergessend, die Kirche und die Christenheit zerrütte, welche der Kaiser vor ihm schützen müsse. Sollte man nicht meinen, jetzt wäre der Augenblick erschienen, wo Luther dem Kaiser ein wertvoller Mann wurde? Wenn er damit im Februar 1525 gedroht hatte, wo ihn der Papst doch nur nicht mehr unterstützte, wie konnte er jetzt Bedenken tragen, Ernst zu machen, wo ihn der Papst mit schrofffster Feindseligkeit heimsuchte? Und doch hören wir nicht, daß Karl in den Tagen der größten Erbitterung auf Clemens und der schwersten Bedrängung durch ihn auch nur daran gedacht habe, sich Luthers gegen den Papst zu bedienen. Das Aeußerste, wozu er unseres Wissens gebracht wurde, war die Erwägung, ob er nicht, um seines Bruders Verlegenheiten zu erleichtern, den deutschen Ketzern eine gewisse Nachsicht gewähren solle. Und auch diese Frage wurde verneint. Ob der Sieg von Pavia im Kaiser das Gefühl seiner katholischen Verpflichtung so verstärkt, oder ob etwa der Einfluß seiner jungen Gemahlin darauf gewirkt, wir wissen es nicht. Aber wie er auch Clemens zürnte, vor dem heiligen Vater verbeugte er sich stets in tiefster Ehrfurcht. Je mehr der Papst sich alle Obliegenheiten seiner kirchlichen Stellung aus dem Sinne schlug, im Kaiser durchaus nichts sah als seinen weltlichen Gegner, den er mit jedem Mittel bekämpfen dürfe, desto beharrlicher strebte der Kaiser danach, die Freundschaft mit dem Papste herzustellen. Freilich auch er nie so, daß er dieser Freundschaft einige doch recht unerhebliche politische Ansprüche

hätte opfern mögen. So unerschütterlich er an seinem katholischen Grundgedanken festhielt, ebenso hartnäckig bestand er darauf, einige unbedeutende italienische Territorien gegen den Papst zu behaupten. Luther gegen den Papst zu benutzen, war ihm unmöglich; aber an Modena und Reggio konnte er Jahre lang die so ersehnte Verständigung mit dem Papste scheitern lassen.

Wenn indessen der Kaiser davor zurückscheute, den Papst durch seinen gefährlichsten Feind in die Enge zu treiben, es sollte doch geschehen, daß die Ketzer im Dienst des Kaisers über den Papst eine furchtbare Züchtigung verhängten. Clemens hatte es dadurch, daß er Frankreich, England und Italien im Bündnis gegen den Kaiser vereinigte, dahin gebracht, daß dieser in Spanien wie gelähmt dasaß, den Krieg gehen lassen mußte, nicht wie er, sondern wie seine Soldaten wollten, für deren Unterhalt und Bezahlung er nie sorgen konnte. Luther wollte er nicht gegen den Papst verwenden, aber die Lutheraner mußte er willkommen heißen, als er in Deutschland die Trommel rühren ließ zur Werbung gegen den Papst. Und dieses deutsche Heer, welches im November 1526 über die Alpen stieg, faßte bald Rom als das ersehnte Kriegsziel ins Auge. Aber nicht nur die deutschen Ketzer, auch die katholischen Spanier und Italiener verlangten nach Rache an diesem Papste, der seine Pflichten gegen den frommen Kaiser so gröblich verletze. Und zu dem Hasse gesellte sich die Gier nach den Schätzen Roms als mächtigster Antrieb. Was war seit hundert Jahren nach diesem Rom aus allen Nationen zusammengetragen worden! Die Spanier klagten nicht viel weniger als die Deutschen über die unerträgliche Ausplünderung durch die Kurie. Es war, als wenn die ganze Christenheit an diesem Rom gerächt werden sollte, als sich das kaiserliche Heer, in dem fast alle Nationen vertreten waren, dessen spanische, deutsche, italienische Haufen ein Franzose führte, als sich dieses Heer im Frühling 1527 gegen Rom heran wälzte. Was auch geschah, um seine zerstörende Bewegung aufzuhalten, es war alles umsonst, die Anerbietungen des Papstes so gut wie die Versprechungen und Vorstellungen der kaiserlichen Feldherrn. Wie eine elementare Gewalt trieben diese wilden Scharen vorwärts und wie durch ein Wunder wurden sie Herren der ewigen Stadt.

Wenn wir durch die weiten Räume der Geschichte wandern und den Blick nicht durch die kleinen Einzelheiten beirren lassen, sondern auf den großen Zusammenhang der Dinge richten, verläßt uns nie das Gefühl, daß da etwas Höheres waltet, als der Wille der Menschen, welche ihren oft so kurz bemessenen Zielen nachjagen. Aber selten tritt dieser providentielle Charakter so stark hervor als in diesen Frühlingstagen des Jahres 1527. Der Wille der Mächtigen ist da wie vernichtet. Der Papst hat endlich die Unmöglichkeit erkannt, dem Kaiser noch länger zu widerstreben, er will Frieden. Auch die kaiserlichen Feldherren wollen ihn. Ihre Not ist so groß wie die des Papstes. Vor allen will ihn der Kaiser. Aber diese Uebereinstimmung Aller, welche sonst über den Gang eines Krieges entscheiden, ist hier vollkommen ohnmächtig. Wie ein durch die Dämme gebrochener Strom bringt dieses kaiserliche Heer vorwärts. In höchst trauriger Verfassung erscheint es vor den Mauern der ewigen Stadt, ohne Geschütz, ohne Lebensmittel. Nur einige Tage braucht Rom sich zu halten und das Heer ist verloren. Aber gleich der erste Tag bringt den Sieg.

Es ist nicht unsere, es war der Zeitgenossen Empfindung, daß in dieser höchst wunderbaren Eroberung Roms und in der entsetzlichen Verheerung, welche dann die Sieger über die Residenz des Papstes verhängten, der Wille Gottes kund geworden sei. Und zwar urteilten so nicht etwa die deutschen Ketzer, sondern katholisch gläubige Spanier. „Jetzt erkenne ich“, rief einer derselben, „die Gerechtigkeit Gottes, der nicht vergißt, wenn er auch spät kommt. Denn in Rom wurden alle Sünden ganz offen geübt.“

Was war es nun doch für ein Ereignis, daß die ganze Christenheit das päpstliche Rom von den Soldaten des Kaisers erstürmt, ausgeplündert, den Papst selbst von ihnen erst belagert, dann gefangen gehalten sah! Wann hatte man die beiden Schwerter so gegen einander gekehrt gesehen? Hatte der Kaiser dieses ungeheure Attentat gegen den heiligen Vater gewollt? Er beteuerte gegenüber den Anschuldigungen seiner Feinde, daß es durchaus gegen seinen Willen geschehen sei. Aber wie kam es

denn, daß das kaiserliche Heer seine unerhörte Verwüstung der katholischen Hauptstadt viele Monate fortsetzte, den Papst bis zum November gefangen hielt? War es zu glauben, daß der Kaiser in dieser ganzen langen Zeit seine Autorität über das verwilderte Heer nicht herzustellen vermochte? War dieser mächtigste Herr der Christenheit so ohnmächtig, daß er diesem entsetzlichen Aergernis kein Ende machen konnte? Die Stellung des Kaisers wurde in ihrem tiefsten Fundament erschüttert. Er, der oberste Schirmherr der Kirche, erschien als ihr gefährlichster Feind. Das gab nicht nur seinen auswärtigen Gegnern eine gefährliche Waffe in die Hand, es bedrohte sogar die Treue seiner eigenen Unterthanen, vornehmlich der katholisch eifrigen Spanier, welche schon längst an der Gunst Anstoß genommen hatten, deren sich Erasmus beim Kaiser, seinen obersten Ratgebern und einigen der ersten Prälaten der spanischen Kirche erfreute. Denn dieser Erasmus galt ihnen, obwohl er sich ja seit einigen Jahren scharf gegen Luther gewendet hatte, als gefährlicher Ketzer.

So entstand für den Kaiser eine höchst seltsame Lage. Er, dem nichts mehr am Herzen lag, als zusammen mit dem Papste die deutsche Ketzerei auszurotten, war durch die blinde Feindseligkeit des Papstes nicht nur außer Stand gesetzt worden, irgend etwas in dieser Richtung zu thun, er wurde sogar genötigt zu seiner Selbstverteidigung den Papst ebensowohl mit geistigen als mit physischen Waffen anzugreifen. Jene Staatsschriften vom Herbst 1526 waren Clemens bereits in einer Weise entgegengetreten, welche zu dem ganzen System der kaiserlichen Politik wenig paßte. Nun aber wurde auf diesem Wege fortgeschritten zu einer Kritik des ganzen päpstlichen Wesens, welche nicht mehr nur diesen Clemens, sondern die gesamte römische Praxis schonungslos beleuchtete. Und zwar nicht nur in gewissen Aeußerlichkeiten, in gewissen Entstellungen, sondern im innersten Kern. Ein Spanier, ein im Dienste des Kaisers stehender, zu seiner Verteidigung schreibender und über die Akten der kaiserlichen Kanzlei verfügender, Alfonso de Valdés, durfte es wagen, Rom die Lehre Christi gegenüberzustellen! Dem Weltsinn des Papstes war es gelungen, den katholischsten aller Fürsten in eine Lage zu bringen, wo er den evangelischen Geist als Verbündeten dulden mußte.

Sicherlich war dem Kaiser die eigentliche Tendenz solcher Verteidigung nicht bekannt. Auch in der äußersten Bedrängnis würde er nicht geduldet haben, daß in seinem Interesse die Grundlagen der römischen Kirche angetastet würden. Es war das ja fast noch ärger, als wenn er Luther vorübergehend gegen die Kurie benutzt hätte. Aber wenn einmal alle natürliche Ordnung so auf den Kopf gestellt ist, wie damals in den Beziehungen zwischen Kaiser und Papst, so ergeben sich daraus auch gegen den Willen des Mächtigsten Konsequenzen der sonderbarsten Art. Der Sinn des Kaisers war unzweifelhaft jetzt ebenso katholisch gläubig wie zur Zeit des besten Einvernehmens mit der Kurie. Nichtsdestoweniger konnte es geschehen, daß die erste evangelische Schrift, welche in spanischer Sprache gedruckt wurde, zur Verteidigung eben dieses Kaisers verfaßt wurde. Und der spanische Generalinquisitor war ein Freund dieses Verfassers.

Man darf die unmittelbare praktische Bedeutung einer so ganz abnormen Erscheinung nicht überschätzen. Alfonso und noch mehr sein bald noch weiter gehender Bruder Juan de Valdés, sie konnten ihre Ketzereien im Dienste des Kaisers doch nur, man möchte sagen, verstohlen üben. Eine tiefere Wirkung auf den Sinn der Spanier blieb durch alle Verhältnisse ausgeschlossen. Der Kaiser selbst aber strebte mit aller Macht aus einer Lage heraus, welche ihm über Alles peinlich war. Herstellung der Freundschaft mit dem Papste mußte ihm gerade nach den entsetzlichen Vorfällen des Jahres 1527 ein immer dringenderes Bedürfnis werden. Und der Papst war durch so schreckliche Erfahrungen doch wohl auch gewitzigt? Nichts weniger als das. Das Insichgehen schien diesem Oberhaupt der Kirche völlig versagt zu sein. Clemens blieb nach den furchtbaren Prüfungen seiner langen Gefangenschaft nicht nur ebenso vom Weltsinn erfüllt wie vorher; dieser Sinn nahm einen immer kleinlicheren Charakter an. Der namenlose Jammer des seit sieben Jahren vom unbarmherzigsten Kriege verwüsteten Italien rührte ihn so wenig wie die Not der schutzlosen Kirche. Immer noch war es der Gewinn dieser oder jener Stadt, welcher ihn hauptsächlich beschäftigte. Freilich schwankte ja der Krieg in Italien bis zum Herbst 1528 unberechenbar hin und her. Entscheidend auf ihn

einzuwirken lag mehr als je außerhalb der Macht des Papstes. Aber auch, als am Ausgange des Kampfes Niemand mehr zweifeln konnte, wie ängstlich und kleinlich zögerte da noch der Papst den von allen großen Interessen dringend geforderten Abschluß hinaus! Hatte er nach Pavia vor der Macht des Kaisers gezittert, so fürchtete er jetzt die Rache der Freunde, welche er im Stiche lassen mußte und welche er doch durch die Art seines Benehmens am tiefsten kränkte. So ging für die kirchlichen Aufgaben abermals eine kostbare Zeit verloren. Erst Ende Juni 1529 erfolgte der Friedensschluß zwischen Kaiser und Papst.

Auch damit waren indessen Karls Hände keineswegs frei. Es mußte der Friede mit Frankreich gewonnen und dann, als der Kaiser endlich in Italien gelandet war, die verwickelten Verhältnisse dieses Landes geordnet werden. Es verging ein halbes Jahr, bis alle diese Aufgaben einigermaßen erledigt waren. Erst Ende Februar 1530 erfolgte die pomphafte Kaiserkrönung in Bologna. Einen Monat vorher hatte Karl jedoch die Stände auf Anfang April zu einem Reichstage nach Augsburg geladen, um über die „Irrung und Zwiespalt in dem heiligen Glauben" zu handeln. Ende April betrat er nach fast neunjähriger Abwesenheit zum ersten Male wieder deutschen Boden.

Die geschilderten Begebenheiten hatten der Reformation fünf Jahre geschenkt, eine geradezu unschätzbare Zeit. Man kann sagen, diese fünf Jahre haben ihr Leben gerettet. So wenig sie voraussichtlich im Sommer oder Herbst 1525 im Stande gewesen wäre, dem von dem siegreichen Kaiser unternommenen Angriffe zu widerstehen, seitdem hatte sie sich so befestigt und organisiert, daß im Sommer 1530 der auf der Höhe seiner Erfolge stehende Kaiser Bedenken trug, sie mit der Gewalt der Waffen niederzuwerfen.

Wie wir früher hörten, lag es in der Natur aller Verhältnisse tief begründet, daß deutsche Obrigkeiten sich nicht so leicht und so rasch unumwunden für Luthers Lehre entscheiden konnten. Aber unmittelbar vor der großen Katastrophe des Bauernkriegs, welche die reformatorische Bewegung mit so schweren Gefahren

heimsuchte, war es dahin gekommen, daß sich einige mächtige Fürsten des Reichs zu der neuen Lehre bekannten und auch einige Städte ähnlich standen. Als nach der Besiegung der Bauern die norddeutschen Anhänger Roms es selbstverständlich fanden, daß alle Stände sich die Hand reichen müßten, um die eigentliche Wurzel des Uebels, die „verdammte lutherische Sekte,“ auszurotten, erhielten sie von dem eben zur Regierung gelangten Kurfürsten Johann von Sachsen und dem jungen Landgrafen Philipp von Hessen den Bescheid, daß sie über den Sitz des Uebels anders dächten. Bald mußten die Freunde Roms die Ueberzeugung gewinnen, daß, wenn sie ihr Vorhaben ausführen wollten, sie zuvor jene beiden mächtigen Fürsten niederwerfen müßten.

Herzog Georg und seine norddeutschen Freunde durften sich wohl sagen, daß es nicht eigentlich ihr Beruf sei, sich vor Allen für den Papst in Gefahren zu stürzen, daß da vielmehr der Kaiser oder sein Bruder Ferdinand vorangehen müsse. Wie höchst eigentümlich war es nun aber wieder mit diesem Ferdinand bestellt! Nirgends in deutschen Landen hatte der „große Bauernrebell“ so bedrohlich und hartnäckig gehaust, wie in verschiedenen Gebieten Ferdinands; während überall sonst die Ruhe hergestellt war, brannte es in Tirol und Waldshut noch immer fort. Fast keiner der deutschen Fürsten hatte sich gegen den Sturm schwächer gezeigt als der kaiserliche Statthalter, und doch hatte er mitten in den schwersten Bedrängnissen die Hand begehrlich nach dem Besitz seiner geistlichen Nachbarn ausgestreckt. Das Jahr 1525 hatte unter den deutschen Fürsten den Respekt vor Ferdinands Macht ebenso empfindlich gemindert wie die Besorgnis vor seiner Herrschsucht gemehrt. Es waren infolgedessen tiefgehende Mißstimmungen zwischen dem Statthalter und seinen natürlichsten Freunden entstanden: die Regensburger Verbündeten, welche sich im Sommer 1524 zum energischen Kampfe gegen die Ketzer die Hand gereicht hatten, waren jetzt argwöhnisch einander gegenüber gestellt. Vor Allen die bayrischen Herzöge, die eifrigsten und zuverlässigsten Stützen der alten Kirche in Oberdeutschland, gerieten in einen höchst folgenreichen Gegensatz zu Ferdinand. Und da nun die scheinbar erdrückende Uebermacht des Kaisers damals alle seine europäischen Gegner zu erhöhter Thätigkeit

spornte, so griff das Ausland mehr als sonst nach dem Reiche hinüber, um dem Kaiser auch hier Schwierigkeiten zu schaffen. Wie hätten Frankreich und der Papst, welche überall gegen den Kaiser minierten, nicht auch bei den deutschen Fürsten ihre Hebel ansetzen sollen? Bald fühlte Ferdinand den ganzen Boden des Reichs zittern. Wie der Bruder so war auch er nach den Erfolgen des Jahres 1525 übler daran als vorher.

Wie hätte er in solcher Lage kräftig gegen die Ketzer vorgehen können? Zumal bald ein noch viel furchtbarerer Feind als Luther seine ganze Stellung bedrohte, der gewaltige Suleiman sich zu einem Vernichtungszuge gegen die Christen der Donauländer anschickte. Sachsen und Hessen bemühten sich lange umsonst, ihre Gemeinschaft zur Verteidigung des Wortes Gottes auszudehnen. Die Angst des vorigen Jahres und die Furcht vor dem mächtigen Kaiser lag noch lähmend auf den Gemütern. Und trotzdem fehlte der Ueberzahl der Freunde Roms der Mut fest anzufassen. Sie riefen den fernen Kaiser um Hilfe an. Aber wir wissen, was der Kaiser konnte.

So lagen die Dinge, als im Frühling 1526 der Reichstag in Speier zusammentrat. Der Kaiser wiederholte auch hier seine Forderung, das Wormser Mandat zu vollstrecken. Er hatte soeben die Treugebliebenen dringend aufgefordert, ihre Reihen fest zu schließen und ihnen seine baldige Ankunft im Reiche verheißen. Es schien, als müsse auf diesem neuen Reichstage im römischen Sinne Ernst gemacht werden. Da erlebte man nun abermals, daß wirkliche volle Hingebung nur auf evangelischer Seite zu finden war. Die scheinbar drohende Gefahr führte ihre Anhänger im Juni nach Magdeburg zusammen, wo eine recht stattliche Anzahl von Fürsten Sachsen und Hessen die Hand reichte. So geeinigt erschienen sie in Speier. Hier zum ersten Male traten sie mit dem unumwundenen Bekenntnis zu Luthers Lehre hervor. Sie zeigten sich entschlossen an Gottes Wort unter allen Umständen festzuhalten. Sehr anders sah es bei den Gegnern aus. Man hatte nach ihrem kürzlich bewiesenen Eifer und nach der scheinbar engen Verbindung, in welche sie mit dem Kaiser getreten waren, annehmen müssen, sie würden auf diesem Reichstage Alles aufbieten, der langen Unsicherheit ein Ende zu machen. Statt dessen

fanden es ihre Häupter nicht einmal nötig, zu erscheinen. Sie verfügten nichts desto weniger über die Mehrheit, aber diese Mehrheit fühlte sich unsicher. Dazu erfuhr man bald nach dem Beginn der Verhandlungen, daß die gewaltige Macht des Kaisers, unter deren Druck Deutschland seit einem Jahre gestanden hatte, eine Täuschung gewesen sei. Das große Bündnis gegen den Kaiser trat ans Licht. Gegen den Papst, dem sich das Reich abermals unbedingt unterwerfen sollte, mußte der Kaiser selbst zu Felde ziehen. Die Evangelischen konnten mit gutem Grunde die Ansicht äußern, wenn sie der Kaiser im März zum Gehorsam gegen den Papst aufgefordert habe, könne es jetzt, im August, nicht wohl mehr sein Wunsch sein, daß sie seinem Feinde zu Willen wären. Die römische Majorität der Stände sah sich in peinlicher Verlegenheit. Hatte sie vor zwei Jahren in Nürnberg die Verpflichtung ausgesprochen, dem Wormser Mandat so viel als möglich nachzukommen, so empfahl es sich jetzt, von diesem Mandat ganz abzusehen. Stärker als je wurde die Notwendigkeit anerkannt, die kirchlichen Wirren durch ein baldigst zu berufendes Konzil zu schlichten. Was aber sollte bis dahin geschehen? Auf den Nürnberger Reichstagen hatte man versucht, Normen aufzustellen, welche über die Kardinalpunkte doch nur mehrdeutige Bestimmungen enthielten. Jetzt verzichtete man auf ein so unfruchtbares Unternehmen und begnügte sich mit einem Satze, den ein Jeder noch viel bequemer nach seinem Belieben auslegen konnte: bis zum Zusammentritte des General- oder Nationalkonzils sollten Stände in Glaubenssachen leben, wie sie es gegen Gott und den Kaiser verantworten könnten.

Mit diesem Speierer Reichstagsabschiede vom 27. August 1526 war thatsächlich den evangelischen Ständen die Bahn frei gemacht, die kirchlichen Angelegenheiten in ihren Gebieten so zu ordnen, wie sie es für angemessen hielten. Denn der Gang der europäischen Politik machte es jeden Tag klarer, daß an den baldigen Zusammentritt eines allgemeinen Konzils gar nicht zu denken sei. Von einem Nationalkonzil wollte ja aber der Kaiser unter keinen Umständen hören. Konnte das kirchliche Leben auf unabsehbare Zeiten in der gegenwärtigen Verwirrung belassen werden? In weiten Gebieten des Reichs hatte man die römische

Ordnung abgeworfen, aber keine neue an die Stelle gesetzt. Das unabweisbare Bedürfnis nötigte die evangelischen Stände, jetzt endlich den bisherigen schwankenden Zustand zu beseitigen, die evangelische Kirche zu begründen.

Der Kaiser, sahen wir, war iu den nächsten Jahren außer Stande, diesem Prozesse der positiven Lossagung von Rom ernstlich entgegenzutreten. Wenn aber früher die fehlende kaiserliche Autorität einigermaßen durch den Statthalter ersetzt worden war, so sollte gerade jetzt, in diesen entscheidenden Jahren der Begründung der evangelischen Kirche, auch Ferdinands Thätigkeit dem Reiche so gut wie ganz entfremdet werden. Der Kaiser wurde durch schweres Mißgeschick, sein Bruder durch einen außerordentlichen Erfolg gehindert, in seiner bisherigen Weise die Ketzerei zu bekämpfen.

Was seit vielen Jahren gedroht hatte, das wurde im Sommer 1526 furchtbare Wirklichkeit. Sultan Suleiman führte gegen das durch innere Zwietracht aufgelöste Ungarn ein ungeheures Heer heran, dem der junge König Ludwig bei Mohacs erlag. Mit dieses Königs Tode waren die Kronen von Ungarn und Böhmen herrenlos. Als der Gemahl der einzigen Schwester des kinderlosen Ludwig konnte Ferdinand auf die beiden Länder Anspruch erheben. Zwar traten ihm in Böhmen wie in Ungarn Fürsten entgegen, welche viel bessere Aussichten zu haben schienen als er. Aber in höchst überraschender Weise schlug er sie aus dem Felde. Im Februar 1527 wurde er als König von Böhmen, im November als König von Ungarn gekrönt. Aus dem recht machtlosen Erzherzoge von Oesterreich war in demselben Augenblicke, wo der Kaiser sich seiner Feinde kaum zu erwehren wußte, ein weithin gebietender Herrscher geworden. Und eben diese erstaunliche Machterweiterung dieses unversöhnlichen Feindes der neuen Lehre sollte ihrer ruhigen Begründung und Einrichtung das letzte Hindernis aus dem Wege räumen. Denn seit dem September 1526 waren alle Gedanken und alle Kräfte Ferdinands nach dem Osten gerichtet. Im Reiche den Kampf gegen die Ketzer wie früher fortzusetzen, war er völlig außer Stande. Sogar in seinen eigenen Gebieten mußte der mächtige König Vieles geschehen lassen, was der Erzherzog nie geduldet haben würde. Auch

Ferdinand war jetzt durch ein ähnliches Verhängnis zu weit ausgreifender Herrschaft gefesselt wie sein Bruder. Der Besitz Ungarns verstrickte ihn in endlose Kämpfe mit der überlegenen türkischen Macht, gegen welche er den deutschen Beistand nie entbehren konnte, und dieser Beistand war ohne mehr oder weniger ausgedehnte Schonung der Ketzer nicht zu gewinnen.

Wenn aber auch die beiden Brüder, welche die oberste Macht im Reiche besaßen, Jahre lang gehindert wurden, energisch auf die Entwickelung der kirchlichen Angelegenheiten einzuwirken, so wurde deswegen ihre Aufmerksamkeit derselben doch nicht ganz entzogen. Der Kaiser sandte von Zeit zu Zeit seine Boten ins Reich, um den Abfall von Rom zu hemmen, die Getreuen zu ermutigen. Auch König Ferdinand fand hie und da Gelegenheit in demselben Sinne zu wirken. Vor Allem aber mußte der kräftige Aufschwung der jungen Kirche die römisch gesinnten Stände anspornen, nachdrücklicher als bisher aufzutreten. Ließen sie die Dinge länger so fortgehen, so drohte ihnen offenbares Verderben. Die Gleichgültigkeit oder Furchtsamkeit der deutschen Katholiken, an welcher des Kaisers Bemühungen bisher doch wesentlich gescheitert waren, machte jetzt einer entschlosseneren Stimmung Platz. Sobald nun im Herbst 1528 der Kampf in Italien eine dem Kaiser günstige Wendung geboten und der Papst die erste Aussicht auf Verständigung geboten hatte, eilte Karl einen neuen Reichstag zu berufen.

Als diese Versammlung im März 1529 in Speier zusammentrat, war eine Entscheidung in den großen europäischen Angelegenheiten noch keineswegs erfolgt; die Verhandlungen des Kaisers sowohl mit dem Papste als mit Frankreich schwankten noch unsicher hin und her; dagegen drohte König Ferdinand ein neuer furchtbarer Angriff des Türken. Diese Türkengefahr hauptsächlich hatte den Kaiser und seinen Bruder zur Berufung des Reichstages getrieben. Aber die katholischen Stände des Reichs boten jetzt der kaiserlichen Politik gegen die Reformation eine ganz andere Stütze als je zuvor. Seit dem Wormser Reichstage hatte man keine so ansehnliche Versammlung der Stände erlebt und in ihr verfügten die Anhänger Roms über eine ganz entschiedene Mehrheit. Auch auf den früheren Reichstagen hatten sie ja das

unzweifelhafte Uebergewicht besessen, aber ihre Majorität war damals eine ängstliche, unsichere oder gleichgültige gewesen. Jetzt dagegen trug ihr Auftreten von vorn herein den Charakter merkwürdiger Entschlossenheit. Von dem „gemeinen Manne" hatten sie jetzt gar nichts mehr zu fürchten; dagegen waren sie durch eine große Unvorsichtigkeit des jungen Landgrafen von Hessen belehrt worden, welche Gefahren ihnen von den fürstlichen Anhängern der neuen Lehre drohen konnten. Vor Allen die Geistlichen entfalteten auf diesem Reichstage einen ganz neuen Eifer. Die schärfsten litterarischen Vorkämpfer Roms waren zur Stelle. Die kaiserliche Politik aber wurde durch einen hervorragenden deutschen Prälaten vertreten, welcher seit einem Jahre durch das ganze Reich hin mit unermüdlicher Emsigkeit geworben, überall persönliche Beziehungen angeknüpft und eine genaue Kenntnis der Dinge und Menschen gewonnen hatte.

So kam es, daß die Verhandlungen auf diesem Reichstage einen wesentlich anderen Gang nahmen als bei den früheren Versammlungen. Die evangelische Minderheit geriet in um so größere Verlegenheit, als der Kaiser seine Forderungen jetzt mäßiger stellte. Hätte er wie früher die einfache, unbedingte Durchführung des Wormser Mandats verlangt, so würden die Stände darauf auch jetzt schwerlich eingegangen sein; denn das wäre nichts geringeres gewesen als die Kriegserklärung gegen einige der mächtigsten Fürsten und eine Reihe der ansehnlichsten Städte des Reichs. Deshalb verzichtete jetzt der Kaiser auf das, was er früher immer gefordert hatte. Er schien den Abfall von der alten Kirche da, wo er vollendete Thatsache geworden war, wenigstens vorläufig, bis zum Zusammentritte des Konzils, ertragen zu wollen; nur sollte dieser Abfall in keiner Weise weiter greifen. Den auf dem vorigen Speierer Reichstage gefaßten Beschluß, welcher thatsächlich die Grundlage der evangelischen Kirchenbildung geworden war, erklärte der Kaiser in sehr nachdrücklicher Weise für aufgehoben, obwohl er betonte, daß jener Beschluß nur in vollständiger Mißdeutung dem Abfall habe zu Statten kommen können. Damit wurde der neuen Kirche ihr einziger reichsgesetzlicher Grund entzogen, sie als eine willkürliche, gesetzwidrige Schöpfung hingestellt. Daß der Kaiser durchaus

nicht gewillt sei, sie auch nur auf dem bisher von ihr eroberten Gebiete wirklich zu dulden, klang aus jedem seiner Worte nur zu deutlich heraus. Er verwarf sie jetzt ebenso unbedingt wie früher. Aber er fand es zweckmäßig, ihr zunächst nur das weitere Wachstum abzuschneiden. Blieb sie auf das jetzt Gewonnene beschränkt, wurde ihr die gerade jetzt rasch fortschreitende Ausbreitung versperrt, so konnte ihre spätere vollkommene Unterdrückung keinem Zweifel unterliegen.

Die entschiedene Majorität der Stände stellte sich sofort auf den Standpunkt des Kaisers. Sie verurteilte den Abfall von Rom ebenso unbedingt wie er. Sie wollte freilich auch nicht die Abtrünnigen mit alsbaldiger Gewalt zurück führen, aber jede weitere Neuerung sollte durchaus verboten sein. Vergebens wiesen die Evangelischen darauf hin, daß der von dem vorigen Speierer Reichstage einstimmig gefaßte Beschluß jetzt nicht durch eine Majorität aufgehoben, die damals bis zum Konzil gewährte Freiheit jetzt nicht beseitigt werden könne, wo doch Niemand wüßte, wann das Konzil kommen werde: die Mehrheit blieb unerschütterlich. Sie wies nicht nur die Vorstellungen der evangelischen Stände, sondern auch die Versuche einiger vermittelnder Fürsten zurück. Es blieb dabei: der Abschied von 1526 wurde aufgehoben, jeder weitere Abfall von Rom unter schwere Strafe gestellt, auch die eine und andere Bestimmung getroffen, welche die evangelische Kirche selbst da, wo sie bereits bestand, zu untergraben gestattete.

Wenn die Evangelischen sich diesem Beschlusse unterwarfen, war es um ihre Zukunft geschehen. Konnten sie aber demselben entgegen treten? Sie bildeten, wie ein Vertreter Straßburgs schrieb, doch nur ein „kleines Häuflein.“ Es waren, als es zur Entscheidung kam, doch nur 5 Fürsten und 14 Städte, welche den Mut besaßen, gegen den Beschluß der Mehrheit zu protestieren. Und dieses kleine Häuflein war bereits durch eine tiefgreifende Differenz in der Abendmahlslehre gespalten, welche die Gegner schon auf diesem Reichstage emsig zu erweitern sich bemühten, indem sie die Auffassung Zwinglis unbedingt verwarfen, den Anhängern Luthers gewisse Hoffnungen erregten, wenn sie sich nur von jenen bösen Sakramentierern trennten.

Mit einem Schlage hatten die kirchlichen Verhältnisse des Reichs eine totale Umgestaltung erfahren: Rom verfügte über eine erdrückende Majorität der Stände, welche, wie es schien, zu entschiedenster Abwehr der Ketzerei entschlossen war. Und eben jetzt, nachdem sich diese bedeutsame Wendung im Reiche, doch wesentlich aus der eigenen Kraft des Reichs, vollzogen hatte, nahm die kaiserliche Macht jenen stolzen Aufschwung, von dem wir gehört haben. Jetzt erst kam der Friede mit dem Papst, mit Frankreich zum Abschluß, jetzt erst trat der Kaiser, von den bisherigen politischen Hindernissen befreit, wieder in engste Verbindung mit dem Papste, um zusammen mit ihm die alte Ordnung in der Christenheit herzustellen. Wenn er so oft verkündet hatte, er ersehne nichts mehr, als die verdammte lutherische Sekte ausrotten zu können, so schien dem jetzt gar keine ernstliche Schwierigkeit mehr im Wege zu stehen.

Denn das „kleine Häuflein" der Protestanten hatte seit dem Speierer Reichstage nicht nur keine nennenswerte Verstärkung gewonnen, sondern die höchst bedenkliche Erfahrung gemacht, daß der Gegensatz zwischen Wittenberg und Zürich es unmöglich mache, die Anhänger Luthers und diejenigen, welche mehr oder weniger zu Zwinglis Auffassung neigten, zu festem Bündnisse gegen die gemeinsamen Gegner zu vereinigen. Und als nun im Juni 1530 der Kaiser in voller Herrlichkeit des Siegers, in gereifter Manneskraft auf dem Augsburger Reichstage vor die Stände trat und sehr bald an die Protestanteu die Forderung richtete, sich der alten kirchlichen Ordnung zu unterwerfen, da konnte auch diese dringendste Gefahr die Vertreter der lutherischen Theologie nicht veranlassen, mit ihren oberdeutschen Genossen fest zusammen zu halten. Das „kleine Häuflein" stand der Macht von Kaiser und Reich gespalten gegenüber.

Das Verderben schien unabwendbar. Was bedeuteten Sachsen und Hessen mit ihren wenigen fürstlichen Genossen und die überdies meist zur Seite geschobenen Städte gegen die feindliche Uebermacht? Der kluge Melanchthon, welcher auf diesem Augsburger Reichstage die protestantische Sache vornehmlich zu ver-

treten hatte, sah die Lage so verzweifelt an, daß er zu Konzessionen an Papst und Bischöfe riet, welche die junge Kirche aufs äußerste gefährdet haben würden. Aber die Fürsten und die Städte, welchen der Zorn des Kaisers drohte, zeigten sich mutiger als ihr gelehrter Wortführer. Auch sie waren zu allen möglichen Nachgiebigkeiten geneigt, aber den Kern ihrer religiösen Ueberzeugung aufzugeben, lehnten sie mit preiswürdiger Beharrlichkeit ab. Das Wort Gottes stand ihnen höher, als ihr weltlicher Besitz, ja als ihr Leben. Und der unerschütterliche Mut des in der Ferne zurückgehaltenen Luther stärkte sie.

Nach langen mühseligen Verhandlungen, an denen er selbst den eifrigsten Teil genommen hatte, sah sich Karl vor die Frage gestellt, ob er gegen die halsstarrigen Ketzer nun wirklich zur Gewalt greifen solle. Verstand sich denn das nicht von selbst? Haben wir ihn nicht alle die Jahre von dem heißen Verlangen erfüllt gesehen, sobald es nur irgend möglich sei, nach Deutschland zurück zu kehren, um dort „die verdammte lutherische Sekte“ auszurotten? Und jetzt, wo er auf dem Gipfel siegreicher Macht, an der Spitze einer ungeheuren katholischen Majorität des Reichstages den wenigen Abgefallenen gegenüber stand, jetzt hätte er Bedenken tragen können?

Selbst in die Seele der Mächtigen, mit welchen wir leben vermögen wir nur selten zu blicken. Wir dürfen uns nicht einbilden, die geheimsten Gedanken der Herrscher zu ergründen, welche sich vor Jahrhunderten auf dieser Erde abgemüht haben, ihre Arbeit zu vollbringen. Am wenigsten, wenn es sich um eine so verschlossene, von tausend widerstrebenden Wünschen und Absichten hin und her geworfene Persönlichkeit handelt, wie Karl V. Aber wir suchen den letzten Antrieben ihrer Handlungen so nahe zu kommen, als möglich. Denn, wenn wir die äußeren Umstände, welche auf ihr Thun einwirkten, noch so genau erforscht haben, die letzte Entscheidung lag doch nicht in diesen Verhältnissen, sondern in ihrer innersten Natur.

Karl V. war durch die Schicksale seiner Jugend ebenso sehr wie durch körperliche und geistige Anlage in der Entwickelung selbständiger Kraft lange zurückgehalten worden. Mit zwanzig

Jahren stand er noch so schüchtern und scheu da, daß sich schwer sagen ließ, ob er überhaupt ein eigenes Wesen habe. Er wurde noch ganz von seinen Räten bestimmt. Jugendlicher Frohmut blieb ihm fremd. Ein unnatürlicher, schwermütiger Ernst lag über dem bleichen Jüngling, dessen zarte Konstitution auf das ängstlichste gehütet werden mußte. Erst als ihm (es war im Beginn seines zweiundzwanzigsten Jahres) der Mann durch den Tod entrissen wurde, welcher ihn lange vornehmlich geleitet hatte, trat er mit eigenem Willen vor. Dieser Wille zeigte sich gleich auf die höchsten Ziele gerichtet: er wollte die kaiserliche Macht im weitesten Umfange weltlicher und geistlicher Befugnisse üben; er wollte das wirkliche Oberhaupt der Christenheit sein, der wahre Schutzherr der Kirche. Aber der Verwirklichung dieser erhabenen Aufgabe traten die größten Schwierigkeiten in den Weg. Der Kaiser mußte immer mehr wollen, als er konnte. Mit rastlosem Eifer widmete er sich nun den Mühen seiner Regierung. War er lange sehr abhängig gewesen, so wurde er jetzt rasch sehr selbständig. Er wollte Alles selbst entscheiden, oft bis in die Kleinigkeiten der Verwaltung hinab. Dadurch verwickelte er sich in eine Arbeitslast, welche ihn erdrückte. Denn wenn es sich um irgend wichtige Dinge handelte, wollte er nur nach sehr reiflicher Ueberlegung entscheiden. Dieses reifliche Erwägen nahm oft einen ungebührlichen Umfang an. Selbst in den besten Jahren jugendlicher Manneskraft wird rasche Entschlossenheit kaum je an ihm beobachtet. Freilich, wenn er das zu thuende mit seinen Räten sorgsam abwog, war es gar nicht anders möglich, als daß die Entschlüsse äußerst langsam reiften. Denn in diesem kaiserlichen Rat saßen Spanier, Niederländer, Italiener, Deutsche neben einander. Ein jeder von ihnen wurde doch unvermeidlich durch die Interessen seiner Heimat mehr oder weniger berührt, und wie hätten spanische, niederländische italienische und deutsche Interessen je zusammen stimmen können? Und wenn auch derartige Einflüsse schwiegen, die kaiserliche Politik stand ja zu oft vor Aufgaben, welche eine klare Lösung ausschlossen. Oder vielmehr, sie stand fast immer vor Unmöglichkeiten. Das, was der Kaiser wollte, als solcher wollen mußte, war in diesem sechszehnten Jahrhundert auf keine Weise zu erreichen. Das größte politische

Genie würde an diesem Unternehmen gescheitert sein, und Karl war kein Genie.

Aber er war ein Herrscher, der mit der größten Zähigkeit an seinen Zielen festhielt. Vor Allem an dem, was er als seine religiöse Aufgabe betrachtete. Wir haben gesehen, wie er unter den größten Widerwärtigkeiten, welche ihm doch hauptsächlich der Papst bereitet hatte, die Herstellung der katholischen Einheit niemals aus den Augen verlor. Aber deswegen werden wir doch kaum annehmen dürfen, daß die furchtbaren Prüfungen, welche die päpstliche Politik über ihn verhängte, ohne allen Einfluß auf ihn geblieben seien. Wenn Karl je etwas von jugendlicher Begeisterung empfunden hatte, so war es damals in Worms gewesen, wo er ganz aus sich, ohne Rücksicht auf die Anforderungen der politischen Lage, Luther entgegen getreten war. Aber was hatte diese katholische Begeisterung seitdem erfahren müssen! Zuerst mit seinem verehrten Lehrer Adrian eine lange Reihe der peinlichsten Verdrießlichkeiten, welche erst kurz vor dessen Tod ein Ende nahmen. Trotz dieser bittern Enttäuschung setzte er dann doch auf Clemens Anfangs ein fast schwärmerisches Vertrauen. Es wurde in der furchtbarsten Weise getäuscht. In dem Augenblicke, wo er im Reiche seinen heißesten Wunsch mit der Ausrottung der Ketzerei hätte erfüllen können, zwang ihm dieser Papst den widerwärtigsten Kampf auf.

Konnte die katholische Begeisterung des Kaisers vor solchen Erfahrungen Stand halten? Konnte der von tausend Schwierigkeiten umringte Kaiser die Einheit der Kirche herstellen, wenn der Papst ihn nicht nur im Stiche ließ, sondern sich unter seine heftigsten Gegner reihte? Mußte nicht überhaupt, was der Kaiser in den Jahren 1526—1529 erlebte, ihn mit einer gewissen Resignation erfüllen? In der That meinen wir ihn während dieser schweren Prüfung von auffallender Passivität erfüllt zu sehen. Er giebt seinen Stand nicht auf, aber er entwickelt auch in keiner Weise durchgreifende Thätigkeit, um ihn zu behaupten. Es ist, als ob er unter der Last der Arbeit schon jetzt ermüde. Nicht eigentlich er, sondern seine Feldherrn und Soldaten führen den Kampf fort, von ihrem Herrn oft auf eine schwer begreifliche Weise verlassen oder doch vernachlässigt.

Und diese Ermüdung tritt denn auch, wenn ich nicht irre, in des Kaisers Verhalten zu der religiösen Frage hervor.

Bis zum Jahre 1526 hält er unerschütterlich an der Forderung fest, daß unbedingt und sofort ausgeführt werde, was das Reich in Worms unter seiner zwingenden Einwirkung gegen Luther verfügt hatte. Diesen Standpunkt giebt der Kaiser zum ersten Male auf, als er einen Reichstag für den Frühling 1529 beruft. Prinzipiell steht er zur religiösen Frage noch ebenso wie früher. Er verwirft den Abfall von der katholischen Kirche unbedingt. Aber nichts destoweniger will er jetzt denjenigen Ständen, welche ihren Abfall thatsächlich vollzogen haben, bis zum Zusammentritt des Konzils Duldung gewähren. Er weiß sehr wohl, wie wenig er hoffen darf, das Konzil in absehbarer Zeit zu erreichen. Jene Duldung reicht also recht weit. Bald darauf macht er seinen Frieden mit dem Papste. In diesem Frieden verpflichtet er sich zusammen mit seinem Bruder, den ketzerischen Irrtümern in aller Weise und mit dem größten Eifer entgegen zu wirken. Der Papst wird, als der gemeinsame Vater und Hirt, alle möglichen geistlichen Mittel darbieten. Wenn aber die Abgefallenen auf die Stimme des Hirten nicht hören und die Mandate des Kaisers nicht beobachten, so werden der Kaiser und sein Bruder gegen sie mit Gewalt einschreiten und die Christo angethane Beleidigung nach Kräften rächen. Das klingt ja nun wieder wie eine höchst kategorische Verurteilung der Ketzer. Aber immerhin wird doch auch hier auf nochmalige friedliche Verhandlungen mit den Abgefallenen hingewiesen, welche der Kaiser früher für vollkommen überflüssig erklärt hatte, da die Sache in Worms ein für alle Mal entschieden worden sei.

Nun begiebt sich Karl nach Italien. Er ist monatelang mit dem Papste zusammen. Natürlich wird er sich mit ihm hauptsächlich auch über die Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten zu verständigen gesucht haben. Dem Papste mußte selbstverständlich jede erneute Diskussion mit den Ketzern im höchsten Grade widerstreben. Da Leo X. die Lehre Luthers verurteilt hatte, mußte eine solche Erörterung der päpstlichen Autorität nachteilig sein. In wie weit wollte nun aber der Papst dem Kaiser zur gewaltsamen Ausrottung der Ketzerei behilflich sein?

Welche Garantie konnte er ihm bieten, daß er fest und zuverlässig zu ihm stehen werde, wenn die Anwendung der Gewalt zu Schwierigkeiten führte? Wir müssen annehmen, daß Karl in dem intimen persönlichen Verkehr mit Clemens die Ueberzeugung gewann, daß er in Zukunft auf den Papst ebensowenig sicher zählen könne, als er es in der Vergangenheit gekonnt hatte. Denn als er am 20. Januar 1530 in Bologna das Ausschreiben für den Augsburger Reichstag erließ, gebrauchte er in Bezug auf die religiöse Frage Ausdrücke, wie sie das Reich noch nie von ihm vernommen hatte. Der Reichstag, sagte er, solle über die Beilegung des Zwiespalts im heiligen Glauben verhandeln und zwar so, daß „eines Jeden Gutbedünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütigkeit gehört" werde, um sie „zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen, Alles, so zu beiden Teilen mit Unrecht aufgelegt worden, abzuthun."

Wie zornig war der Kaiser dreingefahren, als der Nürnberger Reichstag im April 1524 beschlossen hatte, im Herbst darüber zu verhandeln, wie es bis zum Konzil mit den kirchlichen Dingen gehalten werden solle! Eine solche Verhandlung deutscher Nation hatte er für eine unerhörte Anmaßung erklärt. Und jetzt kündigte er selbst eine sehr ähnliche Verhandlung an. Man sieht, des Kaisers Stellung zur religiösen Frage war eine wesentlich andere geworden. Was er seit 1526, namentlich vom Papste, erfahren, hatte ihn zu der Ansicht gebracht, daß er nicht verpflichtet sei, die katholische Einheit unbedingt ohne Rücksicht auf seine sonstigen Interessen herzustellen. Da er vom Papste nur eine sehr unzuverlässige Unterstützung erwarten konnte, wollte er so viel als möglich mit friedlichen Mitteln zum Ziele zu kommen suchen. Er wollte die Ketzer hören, mit ihnen verhandeln.

Karl ging ohne Zweifel in der Erwartung nach Augsburg, die abgefallenen Fürsten ohne Anwendung von Gewalt in den Schoß der römischen Kirche zurückzubringen. Nachdem er ihr Bekenntnis gehört und dasselbe von den katholischen Theologen, wie er meinte, hatte widerlegen lassen, forderte er sie auf, ihren Irrglauben nicht länger festzuhalten. Wie konnte er denken, daß dieses „kleine Häuflein" wagen werde, seiner gerade jetzt im hell-

sten Glanze strahlenden Weltmacht, seiner von einer gewaltigen Majorität der Stände unterstützten kaiserlichen Autorität Trotz zu bieten? Die das thäten, setzten ja geradezu ihre ganze Existenz aufs Spiel, nur, um einen unbegreiflichen Irrglauben zu behaupten. Ein ähnlicher Starrsinn war ihm bisher niemals begegnet. Als die Protestanten sich doch nicht fügten, setzte er alle Mittel in Bewegung, Verheißungen, Drohungen, Bestechungen, um ihren Widerstand zu brechen. Alles blieb erfolglos. Zuletzt meinte er, den Gegnern ein großes Anerbieten zu machen, wenn er ihnen ein Konzil in sichere Aussicht stelle; bis dahin aber müßten sie sich gut katholisch halten. Der Kaiser hatte, auch nachdem er Monate lang mit ihnen verhandelt, noch immer keinen Begriff von der Unerschütterlichkeit protestantischer Ueberzeugungen.

Aber schließlich sah er sie doch als Thatsache vor sich. Und nun stand er also vor der entscheidenden Frage: sollte er diesen unbeugsamen Trotz mit Gewalt brechen? Die Beantwortung dieser Frage hing wesentlich von dem Verhalten der katholischen Stände des Reiches ab. Denn die Weltmacht des Kaisers verfügte doch im Reiche nicht über die Mittel, welche es ihm ratsam gemacht hätten, selbständig gegen die Ketzer einzuschreiten. Ueberhaupt aber war es mit dieser Macht in Wahrheit auch jetzt keineswegs so glänzend bestellt, wie es wohl schien. In demselben Augenblicke, wo König Franz seine in die Gefangenschaft des Kaisers gegebenen Söhne mit ungeheuren Summen auslöste, wußten die Diener des Kaisers in Italien nicht, wie sie sein dortiges Heer bezahlen sollten. König Ferdinand sah mit der größten Sorge einem neuen Angriffe des Türken entgegen, welcher ja im vorigen Jahre in seine österreichischen Lande eingedrungen war, Wien belagert hatte. Um sich diese türkische Not für einen Augenblick vom Halse zu schaffen, zeigten sich die Brüder zu Verhandlungen mit den Ungläubigen bereit, welche zu der kaiserlichen Herrlichkeit wenig paßten. Fast ebenso sehr wie die deutschen Dinge beschäftigte den Kaiser ein wichtiger Handel, in welchen er seit Jahren mit König Heinrich VIII. von England verwickelt war. Ob er im Falle eines offenen Konflikts mit den Protestanten nicht eine Einmischung Frankreichs

fürchten müsse, war sehr zweifelhaft. Wie immer, so drückten auf Karl auch jetzt die allermannigfaltigsten Sorgen.

Ueberdies bedurfte er aber der Zustimmung und Unterstützung der Stände, um gegen die protestantischen Fürsten vorzugehen Das Einfachste wäre ja gewesen, den Kurfürsten von Sachsen und seine Genossen auf Grund des Wormser Mandats in die Acht zu erklären. Eigentlich hätte es dazu gar keines besonderen Beschlusses bedurft. Die Protestanten waren, streng genommen, als solche in der Acht. Wie aber hätte eine solche Maßregel zu den weltlichen Interessen der Stände gestimmt? Wir erinnern uns, wie im Jahre 1519 die Kurfürsten sich auch deswegen der Wahl Karls zugeneigt hatten, weil sie von ihm für ihre Selbstständigkeit weniger fürchten zu müssen glaubten, als von König Franz. Wie gewaltig aber hatten sich seitdem die Dinge verändert! Jetzt stand ihnen des Kaisers Macht als eine höchst furchtbare vor Augen. Und nun sollten sie ihm behilflich sein, einige der ersten Fürsten des Reiches niederzuwerfen, wodurch seine Autorität im Reiche die außerordentlichste Verstärkung erfahren haben würde?

Noch eine andere Erwägung mußte die katholischen Stände von einer solchen Politik abschrecken. Allerdings war ja die Zahl der Fürsten und Städte, welche sich offen zu dem neuen Glauben bekannten, noch eine geringe; aber fast in allen Gebieten des Reiches gab es unzählige Anhänger dieses Glaubens. Vielleicht nur ein größeres Land war jetzt ziemlich frei von ketzerischer Ansteckung, das der Herzöge von Baiern. Diese baierischen Herzöge aber standen König Ferdinand in ausgesprochener Feindseligkeit gegenüber, wirkten eben jetzt dem Plane des Kaisers, seinen Bruder von den Kurfürsten zum römischen König wählen zu lassen, mit allen Mitteln entgegen. Alle übrigen katholischen Fürsten hatten sich die Frage vorzulegen, wie es mit ihren Unterthanen werden würde, wenn es zum offenen Kampfe mit den Protestanten käme.

Gewiß, alle diese Bedenken würden sie nicht gehemmt haben, wenn sie wie die protestantischen Fürsten und Städte von der Ueberzeugung erfüllt gewesen wären, daß alle weltlichen Interessen zurück treten müßten, wo es sich um die Religion handle. Wie

aber hätten die deutschen Katholiken zu einer so selbstlosen Aufopferung für ihre Kirche in einer Zeit kommen sollen, wo Papst und Kardinäle in all ihrem Thun nur durch weltliche Interessen bestimmt wurden, wo die lebende Generation nie etwas anderes gesehen hatte, als Preisgebung und Ausbeutung der Kirche, eine Ausbeutung, unter welcher die deutschen Katholiken so lange so schwer gelitten hatten, gegen welche sie eben jetzt noch einmal ihre Beschwerden erhoben. Allerdings haben wir ja gesehen, daß die katholischen Stände auf dem Speierer Reichstage von 1529 eifriger und entschlossener der Ketzerei entgegen traten, als je zuvor. Aber dieser Eifer hatte sich doch mit einer Duldung des einmal vollendeten Abfalles von der alte Kirche abgefunden. Jetzt, wo es sich um die Frage handelte, ob die katholischen Stände dem Kaiser die Hand bieten wollten, um die Abgefallenen mit Gewalt in den Schoß der römischen Kirche zurück zu führen, jetzt wurde klar, daß die katholischen Stände nicht bereit waren, unter Umständen für ihren Glauben schwere Opfer zu bringen. Umsoweniger als ja auch der Kaiser keineswegs mit der Macht begeisternder Entschlossenheit unter sie trat. Auch er prüfte ja, wie sich der Kampf für den Glauben mit seinen sonstigen Interessen vertragen würde. Indem so Beide, Kaiser und Stände, Vorteile und Nachteile eines Kampfes wider die Protestanten abwogen, kamen sie dahin, dasselbe zu thun, was das Reich seit 1521 jedes Mal gethan hatte: die Entscheidung wurde hinaus geschoben.

Damit war der deutsche Protestantismus zum zweiten Male gerettet. Die feindlichen Gewalten hatten die letzte günstige Stunde zu seiner Vernichtung versäumt, den Augenblick nämlich, wo seine an sich noch schwachen Kräfte durch den Gegensatz zwischen Wittenberg und Zürich scharf getrennt waren. Die Augsburger Verhandlungen und der mit sehr großer Schärfe gegen die Protestanten gerichtete Reichsabschied vermochten endlich auch auf der Seite der Lutheraner die Einsicht zu wecken, daß der Triumph Roms unvermeidlich sei, wenn nicht Alle, welche sich zum Evangelium bekannten, einen festen Bund zur Verteidigung desselben schlössen. Die Anhänger Luthers waren

nach Augsburg wenigstens teilweise mit der Hoffnung gekommen, es werde sich eine Verständigung mit dem Kaiser gewinnen lassen, wenn sie sich nur von denen fern hielten, welche der Auffassung Zwingli's zuneigten. In dem Augenblicke, wo sich diese Hoffnung als eine irrige erwies, begann die Neigung stärker zu werden, eine Ausgleichung mit den Anhängern Zwingli's zuzulassen. Indem sich der theologische Hauptvertreter dieser oberdeutschen Richtung, Martin Bucer, zu Luther begab und eine freundliche Annäherung gewann, wurde die Bahn für eine protestantische Politik geöffnet, von deren konsequenter Verfolgung zunächst die Rettung und dann die Ausbreitung der jungen Kirche zu einem erheblichen Teile abhing. Karl V. erwarb sich in diesem Augenblicke um den deutschen Protestantismus das große Verdienst, durch seine drohende Haltung die theologischen Differenzen unter den Protestanten zurück zu drängen, das Bewußtsein der großen Gemeinsamkeit in ihnen zu stärken. Es kostete zwar auch jetzt noch viele Mühe, das protestantische Bündnis wirklich so aufzurichten, daß es nicht nur den Norden, sondern auch den Süden umfaßte, daß die vielfach aus einander gehenden Interessen der Fürsten und Städte eine billige Ausgleichung fanden. Aber was im Dezember 1530 in Schmalkalden als Ziel hingestellt worden war, das wurde im April 1532 in Schweinfurt zu glücklichem Abschlusse gebracht. Der Schmalkaldische Bund stand endlich als ein zuverlässiges Bollwerk des deutschen Protestantismus da.

Unmöglich konnte der Kaiser jetzt noch daran denken zu thun, was ihm schon in Augsburg zu schwierig erschienen war, zumal sich in der Zwischenzeit die allgemeine Weltlage für ihn sehr ungünstig verändert hatte, und namentlich die Abwehr des Türken das einmütige Zusammenstehn des Reichs notwendig machte So wurde dann endlich im Sommer 1532 den Protestanten ein Friede bewilligt, dessen sie sich bis zum Zusammentritt des Konzils erfreuen sollten. Freilich ein auch abgesehen von dieser zeitlichen Beschränkung sehr ungenügender und unzuverlässiger Friede, mehr ein Waffenstillstand als ein Friede. Denn er wurde nur denjenigen Ständen zugesagt, welche sich jetzt bereits zur Augsburgischen Konfession bekannten; auch sie erhielten vor

den Verfolgungen des Kammergerichts nur zweifelhafte Sicherheit Im Prinzip hielt der Kaiser an dem fest, was er vor drei Jahren in Speier verfügt hatte, nur daß er jetzt nicht mehr in der Lage war, dem weiteren Abfall von der alten Kirche so direkt und kategorisch entgegen zu treten, wie er das damals gethan hatte.

Wirkliche Sicherheit hatten die Protestanten also auch jetzt noch keineswegs erlangt; sie mußten fortwährend auf der Hut sein, ihre Kräfte fest geschlossen halten; denn jede Wendung der europäischen Politik konnte den Kaiser in die Lage bringen, sich gegen sie zu wenden. Aber nichts destoweniger hatte schon der Ausgang des Augsburger Reichstags der neuen Lehre einen wesentlichen Vorteil gebracht. Seit Jahren waren alle Blicke ängstlich auf den Moment gerichtet gewesen, wo die längst angekündigte Rückkehr des Kaisers ins Reich wirklich Statt finden werde. Nun war der Kaiser erschienen. Er hatte auf dem Reichstage alles aufgeboten, um die Abgefallenen zur Unterwerfung zu nötigen, und es war ihm nicht gelungen. Wenn auch noch so schwer bedroht, waren es doch die Protestanten, welche Augsburg als Sieger verließen. Des Kaisers und der katholischen Stände weit überlegene Macht war an ihrem unbeugsamen Muthe gescheitert. Es konnte nicht anders sein, als daß diese Erfahrung an vielen Orten die Protestanten ermutigte, sich offen zu jener tapferen Schaar zu gesellen. Die Bewegung, welche eine Weile gestockt hatte, gewann neue Kraft, und diese Kraft wuchs besonders, seitdem auf der einen Seite der Schmalkaldische Bund einen zuverlässigen Schutz bot, auf der andern der Kaiser sich genötigt sah, einen wenn auch noch so verklausulierten Frieden zu gewähren.

So könnte es scheinen, als ob des Kaisers Weltmacht an der inneren Kraft des deutschen Protestantismus gescheitert sei, ohne demselben mehr als vorübergehende Schwierigkeiten bereiten zu können. Dabei würden denn aber doch sehr wesentliche Züge der deutschen Entwicklung übersehen. Entsprach das, was die Reformation im Jahre 1532 erreicht hatte, auch nur von ferne den großartigen Aussichten, welche sich ihr eröffnet hatten, ehe der Kaiser mit seinem Verbot in die natürliche Entwicklung der

deutschen Geisteswelt eingriff? Freilich war das Wormser Mandat niemals voll zur Ausführung gekommen; hatte es aber deshalb überhaupt keinen Einfluß geübt? Lag nicht schon darin eine verhängnisvolle Schädigung, daß Luthers Lehre, welche sich die Herzen des deutschen Volkes mit unwiderstehlicher Macht erobert hatte, durch den Kaiser in die Lage versetzt wurde, nur im Widerspruch mit dem formellen Reichsgesetz sich behaupten zu können? Es hat ja wenig Wert sich auszumalen, ein wie unendlicher Segen die Reformation auch für das politische Leben unseres Volkes unmittelbar, sofort hätte werden können, wenn das Oberhaupt des Reichs die ungeheure in ihr liegende Kraft benutzt hätte, um den überwuchernden Partikularismus der Stände zu beugen, wenn der Kaiser im Bunde mit ihr den Deutschen einen festgefügten Staat aufgerichtet hätte, eine wirkliche monarchische Ordnung, wie sie Franzosen und Spaniern zu Teil geworden. Denn es ist nicht ganz leicht, sich einen Kaiser zu denken, welcher diesen Weg eingeschlagen haben würde bei der starken Verschlingung, in welcher die kaiserliche Gewalt nun einmal mit Rom stand. Aber das liegt doch auf der Hand, daß Karls V. Politik das deutsche Volk in eine Bahn gezwungen hat, welche nicht nur für seine politische Entwicklung, sondern auch für sein religiöses Leben sehr bedauerliche Folgen herbeiführte. Die Reichsgewalt wurde in diesem für Jahrhunderte entscheidenden Momente niemals nach den Bedürfnissen der deutschen Nation, sondern immer nach den Bedürfnissen einer fremden Politik gehandhabt. Für den Kaiser konnte nach seiner ganzen Stellung das deutsche Interesse niemals maßgebend sein: ihm galt das Reich nur als ein Mittel für die Förderung seiner Weltpolitik, oder als ein Objekt, das er nach den Anforderungen dieser Politik behandelte. Daraus ergab sich mit zwingender Notwendigkeit, daß die Nation dem Reiche, welches längst für sie die Bedeutung einer beherrschenden und wohlthätigen Macht verloren hatte, jetzt vollends den Rücken kehrte. Vor Allem aber mußte der Protestantismus der ihm feindlichen Reichsgewalt entgegen wirken, wo er nur konnte, dem schon zu so bedenklicher Macht aufgewachsenen Partikularismus eine unendliche Stärkung verleihen, da er sich genötigt sah, die Pflege des religiösen

Lebens und damit aller höchsten Geistesinteressen der Nation unter die schützende Obhut der einzelnen Stände zu stellen.

Aber diese schädlichen Einwirkungen der kaiserlichen Fremdherrschaft gingen noch weiter. Wer den Gang der Dinge mit der scharfen politischen Witterung des Landgrafen Philipp oder Zwingli's verfolgte, für den konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß die Gefahr des deutschen Protestantismus nicht hauptsächlich darin bestand, daß er die Reichsgewalt gegen sich hatte, sondern darin, daß ihm die Weltmacht des Kaisers gegenüber stand. Nicht als deutscher Kaiser, sondern als König von Spanien und Neapel, als Herr Mailands und der Niederlande bedrohte Karl V. die Protestanten. Wenn sie sich gegen diese fremden Machtmittel des Kaisers schützen wollten, so mußten sie den fremden Gegnern desselben die Hand bieten. Das Schicksal des deutschen Protestantismus wurde ganz wesentlich vom Gange der Weltpolitik bestimmt. Daß er die schwere Krisis des Jahres 1525 überstand, daß der Kaiser neun Jahre lang gehindert wurde, mit dem vollen Nachdruck seiner persönlichen Autorität gegen ihn einzuschreiten, das verdankte er den europäischen Gegnern des Kaisers, vor allem der Feindschaft des Königs Franz. Es lag hier eine Gemeinsamkeit der Interessen vor, welche die deutschen Protestanten unwiderstehlich nötigte, sich bis zu einem gewissen Grade auf Frankreich zu stützen.

Nun war es ja freilich keineswegs unerhört, daß deutsche Stände für ihre Sonderinteressen die Hilfe des Auslands suchten; lange ehe die deutschen Protestanten dazu kamen, gewisse Beziehungen mit Frankreich anzuknüpfen, waren die Herzöge von Baiern in eine enge Gemeinschaft mit König Franz getreten. Aber es bedeutete doch für das deutsche Leben etwas ganz anderes, ob dieser oder jener einzelne Stand, oder ob derjenige Teil der Nation, welcher ihre beste Kraft darstellte, sich zu solchen unter allen Umständen höchst bedenklichen Beziehungen zum Auslande genötigt sah. Freilich kam es ja nie so weit, daß die deutschen Protestanten, oder auch nur der Schmalkaldische Bund als solcher mit Frankreich ein förmliches Bündnis schloß; es waren immer nur einzelne protestantische Fürsten und Städte, welche ein freundschaftliches Verhältnis zu König Franz pflegten. Aber die

traurige Thatsache blieb nichtsdestoweniger bestehn, daß für den deutschen Protestantismus unendlich viel davon abhing, im Gegensatze Frankreichs zum Kaiser die Bürgschaft zu besitzen, daß dieser nicht so gegen ihn auftreten konnte, wie es seine Interessen und Ueberzeugungen forderten. Ja man muß sagen: hätten die Leiter des Schmalkaldischen Bundes die Verhältnisse erkannt, wie sie wirklich lagen, hätten sich nicht Einige von ihnen immer wieder den seltsamsten Illusionen über die freundlichen Gesinnungen des Kaisers hingegeben, der nur durch den bösen Einfluß seiner geistlichen Umgebung irre geleitet werde, so hätte der Bund nach einer festen Verbindung mit Frankreich streben müssen.

Das waren denn doch nun in der That höchst beklagenswerte Folgen der abnormen Stellung der kaiserlichen Gewalt. Die religiöse Bewegung, welche Anfangs die besten Aussichten hatte, die gesamte Nation zu ergreifen und ihre auseinanderstrebenden Elemente fest zusammen zu binden, sie sah sich darauf beschränkt, nur bei einem Teile des Volkes zu fester kirchlicher Organisation zu gelangen. Ihr blieb keine Wahl, als bei dem ständischen Partikularismus eine Stütze zu suchen gegen die feindliche Reichsgewalt; ja sie wurde sogar zu einer Anlehnung an das Ausland genötigt. Wenn mit allen diesen Dingen eine bedenkliche Verkümmerung des nationalen Lebens gegeben war, so mußte unter dieser Verkümmerung auch die junge Kirche in hohem Grade leiden. Denn wenn die römische Kirche ihrem innersten Charakter nach Weltkirche war, vom Gedeihen der einzelnen Völker unabhängig und gegen dasselbe gleichgültig, so trug ja der Protestantismus von Anfang an das stärkste nationale Gepräge. Aus der Tiefe des deutschen Gemüts entsprungen, konnte er zu vollem Gedeihen nur kommen, wenn das deutsche Wesen sich nach allen Seiten glücklich entfaltete. Die Verkümmerung der deutschen Volkskraft konnte nicht anders als zu einer Verkümmerung des Protestantismus führen.

Allerdings traten diese üblen Wirkungen der kaiserlichen Politik zunächst nicht in ihrem vollen Umfange hervor. Vielmehr nahm der deutsche Protestantismus in den dreißiger Jahren einen höchst bedeutsamen und hoffnungsvollen Aufschwung. Trotz aller Hemmungen breitete er sich immer weiter über das deutsche

Land aus. Einige seiner eifrigsten Gegner unter den Fürsten starben hinweg und ihre Nachfolger traten der jungen Kirche bei. Eine Stadt nach der andern warf die Bedenken ab, welche ihre Obrigkeit lange vom Anschlusse zurückgehalten hatte. Der Schmalkaldische Bund bewährte sich besser, als man nach der egoistischen Gewöhnung der deutschen Stände hatte erwarten dürfen, als eine höchst wohlthätige Einrichtung. Seine Glieder gewannen in ihm nicht nur Schutz, sie lernten auch ihre besonderen Interessen einer großen gemeinsamen Aufgabe unterzuordnen. Eine Reihe vortrefflicher Männer fanden in dieser Gemeinschaft ein Feld edlen Wirkens, welches ihnen das Reich nicht mehr bot. Der Protestantismus bewies, daß er nicht nur in der tiefen Innerlichkeit des Glaubens, sondern in der Durchdringung des gesamten Lebens Herrliches zu wirken vermöge. Während die Politik jener Zeit fast ohne Ausnahme eine Schule des schlimmsten Eigennutzes war, nehmen wir unter den Staatsmännern des Schmalkaldischen Bundes Persönlichkeiten wahr, an denen es offenbar wurde, daß das Wirken in öffentlichen Verhältnissen vom reinsten Adel der Gesinnung getragen sein kann. Das deutsche Bürgertum erprobte für lange Zeit zum letzten Male seine volle patriotische Tüchtigkeit. Was sie im Reich niemals hatten finden können, der Schmalkaldische Bund bot den deutschen Reichsstädten die Möglichkeit, neben den Fürsten zu einer höchst bedeutsamen Wirksamkeit für große nationale Aufgaben zu gelangen.

Und während so der deutsche Protestantismus unaufhaltsam das nationale Leben mit seinen Segnungen erfüllte, breitete er sich nach allen Seiten über die deutschen Grenzen aus. Der skandinavische Norden wurde ihm vollständig gewonnen. In der Schweiz drang er aus den deutschen in die romanischen Landschaften vor. In den Niederlanden konnte die härteste Verfolgung, nachdem sie ihn in den zwanziger Jahren fast erstickt hatte, sein kräftiges Wiederaufleben nicht hindern. In Frankreich gewannen protestantische Ideen zahlreiche Anhänger. Selbst Italien wurde von der Bewegung berührt. Und demselben englischen Könige, welcher sich Anfangs Luther mit dem persönlichsten Eifer entgegengestellt hatte, war es beschieden, sein Volk, freilich

aus den unlautersten Beweggründen, von Rom loszureißen. Die germanische Welt war jetzt ganz überwiegend im Gegensatz gegen Rom geeinigt, das selbst seine Herrschaft über die romanischen Völker bedroht sah.

Unter diesen Umständen ließ sich in der That nicht erwarten, daß der Kaiser noch einmal in die Lage kommen werde, das im Jahre 1530 versäumte nachzuholen. Und dennoch sollte es ihm vergönnt werden, den deutschen Protestantismus mit den Waffen niederzuwerfen, ihm einen sehr folgenreichen Schlag zu versetzen. Im Völkerleben tritt das Unglück niemals ohne Schuld ein. Auch der deutsche Protestantismus konnte von der stolzen Stellung, welche er im Beginn der vierziger Jahre errungen hatte, nur durch eigene Schuld herabgestürzt worden. Auf der andern Seite verdiente der Kaiser den größten Erfolg seines Lebens dadurch, daß er mit bewunderungswürdiger Klugheit die katholischen Kräfte sammelte, die feindlichen Reihen lockerte, auf Unerreichbares verzichtete.

Im Herbst 1532 hatte der Kaiser das Reich wieder verlassen, um über Italien nach Spanien zurückzukehren, und es dauerte fast wiederum neun Jahre, bis es ihm möglich wurde, persönlich in die deutschen Angelegenheiten einzugreifen. Erneute Kämpfe mit Frankreich und den Ungläubigen hatten seine Gedanken und Kräfte so lange in Anspruch genommen. Als er sich endlich wieder dem Norden zuwenden konnte, hatte der Protestantismus eine Macht in Europa gewonnen, welche dem Kaiser nicht erlaubte an gewaltsame Bezwingung zu denken. Vielmehr sollte jetzt eine friedliche Verständigung versucht werden. Die Religionsgespräche von Worms und Regensburg zeigten auf beiden Seiten eine große Neigung zur Nachgiebigkeit, welche dann aber schließlich doch an unüberwindlichen Gegensätzen scheiterte. Jedenfalls schien die Gesinnung des Kaisers eine höchst erfreuliche Aenderung erfahren zu haben. Die deutschen Protestanten schienen der Zukunft beruhigt entgegensehen zu können.

Eben damals geschah es, daß das thätigste Haupt des Schmalkaldischen Bundes, der noch immer junge Landgraf Philipp

von Hessen, er, der bisher immer am schärfsten die politischen Notwendigkeiten der Lage erkannt und unermüdlich daran gearbeitet hatte, die protestantischen Kräfte zusammenzuhalten und ihnen im Westen und Norden eine zuverlässige Anlehnung zu verschaffen, daß gerade dieser Fürst sich dem Kaiser gegenüber in Fesseln schlug. In einer höchst seltsamen Mischung sinnlicher Schwäche und religiöser Bedenklichkeit war er in eine Doppelehe getreten. Da der gewissenhafte Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen es ablehnte, den Schmalkaldischen Bund auch dann für den Landgrafen eintreten zu lassen, wenn derselbe wegen dieses Verstoßes gegen das Gesetz vom Kaiser zur Rechenschaft gezogen werden sollte, meinte der Landgraf sich nur durch einen Vertrag mit dem Kaiser sichern zu können. Im Juni 1541 übernahm er die Verpflichtung, weder für seine Person ein Bündnis mit dem Könige von Frankreich oder andern auswärtigen Fürsten zu schließen, noch zuzulassen, daß dieselben in den Schmalkaldischen Bund aufgenommen würden. Auch der Herzog von Cleve, welcher sich eben der evangelischen Kirche zugewendet hatte, sollte dem Bunde fern bleiben müssen.

Dieser Pakt des Landgrafen mit dem Kaiser trug die schlimmsten Früchte, wie er aus arger Wurzel hervorgegangen war. Kurz zuvor hatte König Franz die Absicht gefaßt, mit dem Schmalkaldischen Bunde ein festes Verhältnis zu suchen. Bis dahin war der Landgraf der hauptsächliche Träger der Beziehungen zu Frankreich gewesen: jetzt mußte er König Franz zurückweisen. Bald darauf brach der Krieg zwischen den unversöhnlichen Rivalen von neuem aus. Frankreich rüstete sich mit größerem Ernste als je. Mit den Türken, mit den Königen von Dänemark und Schweden und dem Herzoge von Cleve hatte es Bündnis geschlossen. Was wäre aus dem Kaiser geworden, wenn jetzt auch der Schmalkaldische Bund gegen ihn aufgetreten wäre, die günstige Gelegenheit benutzt hätte, um der evangelischen Kirche volle Sicherheit des Bestehens und Wachsens zu erringen? Davon konnte nun aber gar keine Rede sein. Der Kurfürst von Sachsen beantragte die Aufnahme des Herzogs von Cleve, seines Schwagers, in den Bund; die Könige von Dänemark und Schweden wünschten nahe Verbindung mit demselben: das Alles mußte der Landgraf

zurückweisen. Im Sommer 1543 rückte der Kaiser zum ersten Male gegen einen deutschen protestantischen Fürsten ins Feld, gegen den Herzog von Cleve. Der Schmalkaldische Bund rührte keine Hand. Der Herzog erlag in kürzester Zeit. Die Schmalkaldener hatten sich wegen verschiedener Zwistigkeiten, welche zwischen dem Kaiser und Papst Paul III. ausgebrochen waren, eingebildet, für ihre Religion sei jetzt vom Kaiser nichts zu fürchten; statt dessen nötigte er den Herzog von Cleve zur Herstellung des Katholizismus.

Und trotz dieser unzweideutigen Erfahrung konnte es dem Kaiser wenige Monate nachher auf dem Reichstage in Speier gelingen, die Häupter des Schmalkaldischen Bundes mit blinder Zuversicht in seine freundschaftlichen Gesinnungen zu erfüllen. Allerdings machte er ihnen jetzt Zugeständnisse, gab ihnen Verheißungen, welche vom größten Werte sein mußten, wenn sie in Erfüllung gingen. Wo aber gab es eine Bürgschaft dieser Erfüllung? Für den Kaiser lag Alles daran, zwischen den deutschen Protestanten und Frankreich eine Kluft zu graben, welche es ihnen in Zukunft unmöglich mache, sich aufeinander zu stützen. Durch den Vertrag mit dem Landgrafen hatte er es verhindert, daß der Schmalkaldische Bund in ein festes Verhältnis mit Frankreich trete. Jetzt kam es darauf an, die Schmalkaldener zur offenen Feindseligkeit gegen Frankreich zu bestimmen, das deutsche Reich in seinen Kampf mit Frankreich hinein zu ziehen. Konnte es für das ehrliche deutsche Gemüt eine befriedigendere Beilegung der langen inneren Wirren geben, als wenn sich der Kaiser bereit zeigte, der evangelischen Kirche wirkliche Duldung zu gewähren, und dafür dann alle deutschen Kräfte unter kaiserlicher Fahne gegen den Verbündeten des Türken ins Feld zogen? Konnte man sich erfreulicheres denken, als daß endlich die religiösen und die nationalen Interessen Hand in Hand gingen? Es war trotzdem ein verhängnisvoller Irrtum, als sich die Schmalkaldener durch diese verlockende Aussicht bestimmen ließen, dem Kaiser ihren Beistand gegen diejenige Macht zu leihen, ohne deren Gegensatz gegen den Kaiser sie diesem längst erlegen sein würden.

Karl hatte aber nicht nur die deutschen Protestanten, er hatte auch den König von England (mit dem er doch lange in

ebenso unversöhnlicher Feindschaft zu stehen schien) für den Krieg gegen Frankreich gewonnen, den König von Dänemark aus dem französischen Bündnisse gelöst. So konnte er denn im Sommer 1544 seine siegreichen Scharen tief in Frankreich hinein führen, bis in die Nähe von Paris vordringen. Da hielt er inne. Er dachte nicht mehr wie früher daran, dem französischen Könige Bedingungen aufzuerlegen, welche seine Großmachtstellung vernichtet haben würden und auf die jener deshalb niemals eingehen konnte. Es kam ihm vielmehr jetzt darauf an, eine Aussöhnung mit Frankreich herbeizuführen, Frankreich an das katholische Interesse zu binden, den Ketzern ein für alle Mal seine Stütze zu entziehen. Das wurde im Herbst 1544 durch den Frieden von Crespy erreicht. König Franz verpflichtete sich, niemals den deutschen Protestanten Beistand zu gewähren.

In Speier hatte es geheißen, der Krieg gegen den Franzosenkönig gelte dem Verbündeten des Türken. Nachdem mit Hilfe der Protestanten König Franz zu einem gegen sie gerichteten Frieden war genötigt worden, kehrte der Kaiser gegen den Türken nicht etwa seine Waffen, sondern trat mit ihm in freundschaftliche Verhandlungen, um sich von Osten her ebenso zu decken, wie es ihm von Westen gelungen war. Wenn Niemand in der Welt seinen Arm hemmte, wenn er alle seine Kräfte gegen die deutschen Protestanten vereinigen konnte, dann durfte er im Reiche eine Wendung herbeizuführen hoffen. Es war aber für ihn eine politische Notwendigkeit geworden, dem nach allen Seiten unaufhaltsam vordringenden Evangelium mit den Waffen halt zu gebieten. Der ganze Norden des Reichs war jetzt bis auf unbedeutende Enklaven der Lehre Luthers gewonnen. Im Süden hingen ihr die sämmtlichen Reichsstädte, soweit sie Bedeutung hatten, der Herzog von Württemberg und eine Anzahl kleinerer Fürsten an; der Pfalzgraf trat ihr immer näher; die baierischen und österreichischen Gebiete wurden abermals von ihr ergriffen. Von entscheidender Bedeutung wurde aber für den Kaiser, daß einer der geistlichen Kurfürsten, der Erzbischof von Köln, in die evangelische Gemeinschaft eintrat. Konnte sich dieser Kirchenfürst trotz dem Abfall von Rom behaupten, so war vorauszusehen, daß im Kurfürstenkollegium die Protestanten die Mehrheit ge-

wännen und daß zugleich das Beispiel des Kölners andere geistliche Fürsten verleite. Dann herrschten die Protestanten im Reiche. Was eine solche Wendung für das Haus Oesterreich bedeutet haben würde, lag auf der Hand. Aber auch abgesehen von diesen immerhin noch in einer gewissen Ferne liegenden Gefahren bedrohte der Abfall Kölns ein anderes Lebensinteresse des Kaisers. Wie schon erwähnt, hatte die protestantische Bewegung trotz Allem, was der Kaiser dagegen that, auch die Niederlande von neuem ergriffen. Daß ihm dieses sein Geburtsland, dieses reichste all seiner Gebiete, die finanzielle Hauptstütze seiner Politik durch die Ketzerei entfremdet werde, mußte er um jeden Preis hindern, konnte es aber nur schwer hindern, wenn in dem benachbarten Kurfürstentum Köln der Abfall von Rom triumphierte.

Auf dem Augsburger Reichstage hatten den Kaiser politische Bedenken abgehalten, seiner religiösen Ueberzeugung gemäß gegen die Protestanten zu den Waffen zu greifen: jetzt trieben ihn die stärksten politischen Gründe, für seinen katholischen Glauben das Schwert zu ziehen. Es handelte sich um die Behauptung seines Hauses im Reiche, um die Sicherung der Niederlande. Er sah das Fundament seiner kaiserlichen Machtstellung bedroht von der verdammten lutherischen Sekte; wie hätte da nicht der alte Groll in ihm erwachen sollen? Aber in diesem vielgeprüften Herrscher, der nun schon fast dreißig Jahre die ungeheuere Last einer von endlosen Schwierigkeiten bedrängten Weltpolitik getragen hatte, waltete nur die umsichtigste Erwägung aller Verhältnisse, und diese Erwägung ergab auch jetzt das Resultat, daß ein Kampf mit den deutschen Protestanten ein sehr gewagtes Unternehmen sein werde. Allerdings hatte er ihnen ja jetzt in Europa jeden Rückhalt entzogen, sie auf allen Seiten vollständig isoliert. Er konnte jetzt seine ganze Weltmacht gegen sie ins Feld führen. Wie aber sollten diese weit zerstreuten Kräfte auf dem deutschen Kriegsschauplatze gesammelt und die Geldmittel für einen so schwierigen Kampf aufgebracht werden? Es mußte im besten Falle eine sehr harte Arbeit werden, wenn er es mit der Gesamtheit der deutschen Protestanten zu thun bekam.

Der Kaiser hat doch sehr lange geschwankt, ob er diesen deutschen Krieg wagen solle, das Für und Wider unzählige Mal geprüft. Auch nachdem er sich mit dem Papste in der Hauptsache verständigt und von ihm die Zusicherung einer beträchtlichen Streitmacht und sehr reicher kirchlicher Mittel für die Kriegskosten erhalten hatte, war die Sache noch keineswegs entschieden. Sein Bruder Ferdinand, seine Schwester, die Königin Marie von Ungarn, welche für ihn die Niederlande regierte, waren voll ernster Bedenken, seine vertrautesten Ratgeber geteilter Ansicht. Aber endlich blieb doch nichts Anderes übrig. Mit unendlicher Vorsicht wurde Alles schon vorbereitet, ehe die letzte Entscheidung getroffen war. Die Protestanten mußten so lange als möglich in Unsicherheit oder gar in gutem Glauben erhalten werden. Vor allen Dingen durfte die Religion in gar keiner Weise als bedroht erscheinen. Der Kaiser hoffte leichtes Spiel zu bekommen, indem er Zwietracht in die Reihe der Protestanten werfe. Er kannte genau die Schwierigkeiten, welche in den letzten Jahren in dem Schmalkaldischen Bunde zwischen Fürsten und Städten hervorgetreten waren. Und dieser Bund umfaßte ja keineswegs die Gesamtheit der deutschen Protestanten. Der junge Herzog Moritz von Sachsen, der Kurfürst von Brandenburg, das mächtige Nürnberg und manche Andere waren ihm fremd geblieben. Alle diese mußten mit der Meinung erfüllt werden, daß ihr Glaube garnicht bedroht sei. Dem bewunderungswürdigen Geschick des Kaisers gelang nicht nur das, sondern er erreichte, daß jener Moritz und einige andere protestantische Fürsten mit ihm gegen ihre Glaubensgenossen gemeinsame Sache machten, ohne daß diese davon erfuhren. Und während er so die protestantischen Kräfte zerriß, wußte er die katholischen fest zu einigen. Seit zwanzig Jahren war er auf das empfindlichste dadurch behindert worden, daß die gut katholischen Herzöge von Baiern politisch mit den Protestanten zusammenhielten: jetzt wurden sie gewonnen, aber so, daß die Gegner auch darüber im Unklaren blieben.

Endlich, Anfang Juni 1546, nachdem das Bündnis mit dem Papste unterzeichnet, die Verträge mit den Herzögen von Sachsen und Baiern geschlossen, die Befehle zur eiligsten Werbung an die verschiedenen Hauptleute erlassen waren, ließ der Kaiser

die Maske fallen. Bis zu diesem Augenblicke hatte er die Meinung zu unterhalten gewußt, daß er an Krieg nicht denke. Jetzt verkündigte er, daß er genötigt sei zu den Waffen zu greifen, um die rebellische Halsstarrigkeit einiger Fürsten, des Kurfürsten vou Sachsen und des Landgrafen von Hessen, der beiden Hauptleute des Schmalkaldischen Bundes, zu züchtigen. An alle übrigen Protestanten ergingen die freundlichsten Schreiben, sie sollten der böswilligen Ausstreuung keinen Glauben schenken, als habe er etwas gegen die Religion vor. Ganz besonders hoffte er, die Reichsstädte, die Grafen und Herren von den bedrohten Fürsten zu trennen.

Es war Alles mit der größten Umsicht eingefädelt worden und dennoch sah sich der Kaiser empfindlich getäuscht. Die Genossen des Schmalkaldischen Bundes durchschauten seine List und scharten sich mit überraschender Einmütigkeit und Entschlossenheit um ihre Häupter. In Kurzem stand ein mächtiges protestantisches Heer im Felde, während der Kaiser mit einem geringen Häuflein in Regensburg saß. Die Massen seiner Streitkräfte mußten aus weiter Ferne kommen, aus Italien, Ungarn und den Niederlanden heranziehen; bis sie sich an der Donau sammeln konnten, besaßen die Gegner eine erdrückende Uebermacht, welche sie nur rasch und entschlossen zu benutzen brauchten, um den Kaiser in die schlimmste Not zu versetzen.

Da zeigte sich die Schwäche dieses protestantischen Bundes. In der Verteidigung seines Glaubens, welche er sechszehn Jahre lang geführt hatte, waren die mannigfaltigen Gegensätze, die in seiner Mitte lebten, zuletzt immer glücklich überwunden worden. Auch jetzt stand er ja in der Verteidigung. Aber sie forderte kühnen Angriff und dazu war dieses vielköpfige Wesen außer Stande. Gegen Alles, was den Erfolg hätte sichern können, gab es Bedenken. Hier meinte man den König Ferdinand, da den Herzog von Baiern schonen zu müssen. Auch als die beiden Bundeshauptleute im Kriegslager erschienen waren, wurde es nicht besser. Denn diese beiden Herren waren in Allem so verschieden als möglich: der Eine, der Kurfürst, von unendlicher Schwerfälligkeit und Bedenklichkeit, der Andere, der Landgraf, oft nur zu rasch. Einst bei der Begründung des Bundes war

der Vorschlag gemacht worden, die Leitung in eine Hand zu legen, in die des Landgrafen. Aber man hatte sich kaum ernst damit beschäftigt; es verstand sich gewissermaßen von selbst, daß der Kurfürst von Sachsen an der Führung Teil haben müsse. So hatte nun der Bund die ganze Zeit gelebt; wie hätte man jetzt etwas daran ändern können?

Mit diesem zwieträchtigen Kommando allein war die Sache so gut wie entschieden, zumal im kaiserlichen Lager alle Kräfte mit bewunderungswürdiger Energie auf dasselbe Ziel gerichtet wurden. Hier gab es keine hemmenden Beratungen, kein unsicheres Hin und Her der Entschlüsse: der Kaiser allein entschied, er allein führte. Seinem Willen war Alles unbedingt untergeordnet, und dieser Wille war nie fester, klarer, rascher gewesen. Er schien jetzt in der vollen Blüte seiner Kraft zu stehn. Der Klugheit der kriegerischen Anordnungen entsprach die persönliche Tapferkeit, mit welcher er in schwierigen Momenten die Seinen anfeuerte. Trotzdem zog sich dieser Schmalkaldische Krieg, auch nachdem es dem Kaiser in überraschender Weise gelungen war alle seine Streitkräfte zu vereinigen, lange unentschieden hin. Waren die Schmalkaldner nie dazu gekommen, die günstigsten Gelegenheiten zum Angriffe zu benutzen, so führten sie ihre Verteidigung mit großem Geschick und zäher Ausdauer. Nicht ein einziges Mal gelang es dem Kaiser ihnen im offenen Felde eine Schlappe beizubringen. Aber er schob sie mit klug ersonnenen Manövern immer weiter zurück, von Ingolstadt, wo sie zuerst ihre Kräfte mit einander gemessen hatten, bis in die Gegend von Ulm. Hier lagen sich dann die beiden Heere lange gegenüber. Alle Kriegslist des Kaisers scheiterte an der Wachsamkeit der Gegner und der Stärke ihrer Stellung. Und während sich so der Kampf aussichtslos hinschleppte, kam das böse Wetter des Herbstes und versetzte das kaiserliche Lager in äußerste Verlegenheit. Die Spanier und Italiener, welche des Kaisers Hauptmacht bildeten, litten von dem nordischen Klima furchtbar. Von allen Seiten wurde Karl bestürmt, Winterquartiere zu beziehen, er aber hielt unerschütterlich aus.

Da gab ein protestantischer Fürst die Entscheidung gegen seinen Glauben. Herzog Moritz fiel in das Land des Kurfürsten

von Sachsen ein und brachte rasch den größten Teil desselben in seine Gewalt. Auch damit war jedoch nicht Alles verloren. Das Schmalkaldische Heer brauchte nicht lange mehr in seinem Lager auszuharren, so wurde der Kaiser doch wohl in die Notwendigkeit versetzt, abzuziehen. Aber seit Monaten schon herrschte bei den Protestanten peinliche Geldnot. So erstaunlich es ist: dieser Kaiser, welcher sein ganzes Leben hindurch am Bankerotte gestanden hatte, wußte jetzt die Mittel für Fortführung des Krieges zu beschaffen, die Schmalkaldener dagegen, welche über die Geldkräfte der deutschen Reichsstädte verfügten, mußten ihr Heer auseinandergehen lassen, weil sie es nicht mehr bezahlen konnten. Man muß sagen: die deutschen Städte, welche sich so große Verdienste um die Reformation erworben hatten, beluden sich jetzt, so viel an ihnen war, mit der Schuld, eine furchtbare Katastrophe herbeizuführen. Mit dem zehnten Teile der Summen, welche sie bald dem Kaiser zahlen mußten, hätten sie das Verderben abwenden können.

Ende November ging das Bundesheer auseinander. In wenigen Monaten war ganz Oberdeutschland dem Kaiser unterworfen. Jetzt standen die Hauptleute des Bundes allein, auch sie von einander getrennt. Noch einmal lächelte dem Kurfürsten von Sachsen das Glück, aber er wußte es nicht festzuhalten. Bei Mühlberg wurde er der Gefangene des Kaisers, welcher bald darauf auch den Landgrafen in seine Hand brachte. Ueber alles Erwarten war ihm das schwierige Unternehmen gelungen. Seine Knechte zogen triumphierend in Wittenberg ein.

Der Kaiser war jetzt Herr des Reiches in einem Umfange, wie man es seit Jahrhunderten nicht gesehen hatte. Die protestantische Opposition, in welche sich zuletzt Alles gesammelt hatte, was den Kaiser hemmte, lag zerschmettert am Boden. Allerdings hatte ja dieser glänzende Sieg nicht errungen werden können, ohne die Unterstützung protestantischer Fürsten, und der Kaiser hatte denselben Zusicherungen für ihren Glauben machen müssen, welche eine volle Ausbeutung des Erfolges für den Katholizismus erschwerten. Aber was wollte das heißen, wenn dem Kaiser keine

anderen Schwierigkeiten in den Weg getreten wären? Ließ er sich im mindesten durch die Vorstellungen des Kurfürsten Moritz beirren, als dieser ihn um die Freilassung des Landgrafen Philipp anging, für welche er das kaiserliche Wort so gut zu haben meinte, wie für die Achtung seines Glaubens? Bedeuteten überhaupt jetzt die Wünsche der deutschen Stände noch etwas, wo das fremde Kriegsvolk des Kaisers das Land in Schrecken hielt?

Auch in Europa lag Alles so günstig wie möglich. Einen Augenblick hatte es geschienen, als ob König Franz sich trotz Crespy anschicke, den gar zu bedrohlichen Siegeslauf des Kaisers aufzuhalten: da war der Tod dazwischen getreten. Der neue König Heinrich II. konnte so bald nicht daran denken, in die deutschen Angelegenheiten einzugreifen. Noch weniger gestatteten es die unsicheren Verhältnisse, welche schon vorher durch den Tod Heinrichs VIII. über England gekommen waren. Auch der Türke verhielt sich ruhig. Von keiner weltlichen Macht hatte der Kaiser in der nächsten Zeit etwas zu fürchten. Da geschah es, daß ihm abermals der Papst in den Weg trat.

In der römischen Kirche war seit der mächtigen Ausbreitung des Protestantismus über Europa Vieles anders geworden. Die ernsteren Geister, an denen es doch auch hier nicht fehlte, hatten sich gegen die leichtfertige Weltlust aufgelehnt und die kirchlichen Institutionen mit neuer Lebenskraft erfüllt Um mit zwei Namen den gewaltigen Umschwung zu bezeichnen, welcher sich um das Jahr 1540 vollzog: Loyola gab der Kirche in der Gesellschaft Jesu eine Waffe, welche zur Verteidigung wie zum Angriff gleich geschickt war, und die Inquisition gesellte sich als furchtbares Rüstzeug hinzu. Alsbald wehte ein neuer Hauch des Glaubenseifers durch die katholische Welt und berührte auch diejenigen, welche sich am weitesten von allem religiösen Leben entfernt hatten. Aber was sich seit Generationen eingenistet hatte, konnte doch nicht so leicht ausgerottet werden. Zumal in der römischen Kurie waren die weltlichen Interessen eine viel zu starke Macht geworden, um alsbald von dem neuen katholischen Geiste überwunden zu werden. Der Nachfolger Clemens VII., Paul III., war wesentlich in den gleichen Anschauungen aufgewachsen wie Jener, nur daß die entsetzlichen Erfahrungen des Vorgängers

zu noch größerer Vorsicht mahnten. Auch die Zeiten waren dem Farnesen günstiger als dem Medici, er konnte sich zwischen dem Kaiser und König Franz mit heiler Haut durchwinden. Aber die Macht Karls war auch ihm trotz den wachsenden Gefahren der Ketzerei fortwährend ein Gegenstand ängstlicher Beobachtung Wenn er trotzdem im Frühling 1546 dem Kaiser gegen die deutschen Protestanten die Hand bot, so folgte er doch dem Verlaufe des deutschen Krieges mit sehr geteilten Empfindungen. Ja es währte nicht lange, so erregten die Siege des Kaisers in Rom Angst und Schrecken, die vereinzelten Erfolge der Protestanten Jubel. Mitten im glücklichsten Kriege gingen die Wege der Verbündeten scharf auseinander, Der Papst wollte nichts von der Bewilligung weiterer Mittel, der Kaiser nichts von der Erfüllung der Wünsche des Papstes für seinen Sohn Pierluigi wissen.

Am stärksten widersprachen sich die beiderseitigen Absichten in Betreff des endlich in Trient zusammengebrachten Konzils. Der Kaiser wünschte die Verhandlungen so zu leiten, daß den deutschen Protestanten der Eintritt in die Versammlung und die Unterwerfung unter die Beschlüsse derselben nicht geradezu unmöglich gemacht würde. Der Papst wollte von derartigen Rücksichten nichts hören. Er fürchtete vor Allem, daß der glückliche Verlauf des Schmalkaldischen Krieges dem Kaiser einen gar zu großen Einfluß auf das Konzil geben werde. Fast von Anfang an hatte er sich bemüht, die Versammlung von Trient in eine Stadt seines eigenen Gebiets zu verlegen. Obwohl der Kaiser dem immer entgegen gewesen war, wußte er es im März 1547 doch zu erreichen, daß das Konzil nach Bologna übersiedelte. Der Kaiser geriet darüber in ungewöhnliche Aufregung. Man hörte von ihm die stärksten Aeußerungen über den Papst, welchen er beschuldigte, derselbe habe ihn in diesen deutschen Krieg verwickelt, um ihn darin stecken zu lassen; er werde nie mehr für ihn etwas thun. Die Gegensätze verschärften sich immer mehr. Durch ganz Italien gab es Komplotte, welche die kaiserlichen Diener auf jenen Pierluigi, den Sohn des Papstes, zurückführten. Sie gewöhnten sich daran, in diesem Farnesen den gefährlichsten Gegner ihres Herrn zu sehen; sie verhandelten mit dem Kaiser

über die gewaltsame Beseitigung desselben. Da gab es im September in Piacenza einen Aufstand, bei dem Pierluigi ermordet wurde. Der Zorn des Papstes hatte keine Grenzen. Wenn ihm der Kaiser, dem er den Mord Schuld gab, nicht volle Genugthuung gewähre, rief er, so werde er sich mit dem Teufel selbst verbinden! So seltsam kehrten, obwohl der Charakter der Zeit doch eine tiefe Veränderung erfahren hatte, fast die Situationen der zwanziger Jahre wieder: in dem Augenblicke, wo der Kaiser dem Katholizismus einen unvergleichlichen Dienst erwiesen hatte, stellte sich ihm der Papst entgegen. Im Januar 1548 ließ der Kaiser in der Versammlung zu Bologna einen Protest gegen das päpstliche Kirchenregiment verlesen, welcher an Schärfe hinter den Staatsschriften des Herbstes 1526 nicht zurückstand.

Bei diesem Zerwürfnisse mit dem Papste mußte der Kaiser die kirchlichen Angelegenheiten des Reiches zunächst auf eigene Hand ordnen. Er wußte den zu äußerster Schwäche heruntergebrachten Protestanten die Meinung zu erwecken, er beabsichtige eine für Katholiken und Protestanten gleichmäßig verbindliche vorläufige Glaubensnorm aufzustellen, welche den Protestanten zu Liebe die Priesterehe und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zuließ, einige scheinbare Konzessionen in dogmatischer Beziehung hinzufügte, im Ganzen aber die römische Tradition aufrecht erhielt. Die protestantischen Stände unterwarfen sich dem Gebot des Kaisers in der Hoffnung, daß ihre Glaubensgenossen in katholischen Gebieten dadurch wenigstens eine gewisse Erleichterung gewinnen würden. Aber die katholischen Stände wiesen diesen neuen Glauben, den man das Interim nannte, beharrlich zurück; der Papst erklärte dasselbe natürlich für durchaus unzulässig. Nichtsdestoweniger wurde es im Mai 1548 vom Kaiser verkündigt. Die Protestanten mußten es über sich ergehen lassen. Ihre alten Häupter lagen in der Gefangenschaft des Kaisers; die Fürsten, welche jetzt unter ihnen die mächtigsten waren, wußten zu diplomatisieren, oder waren durch den Schrecken der eben erlittenen Niederlage gelähmt; die Kraft der Reichsstädte war gebrochen, oder wurde jetzt vom Kaiser gebrochen. Er hatte seine Spanier bei der Hand, um die deutschen Bürger Gehorsam

zu lehren: sie sollten spanisch lernen, ließ er ihnen sagen. Augsburg, Ulm, vor Allen Konstanz mußte erfahren, was das bedeutete. Diese Stadt hatte sich, um den kaiserlichen Zorn zu stillen, König Ferdinand und dem Interim unterworfen: sobald der König die Stadt in seiner Gewalt hatte, wurde der Katholizismus hergestellt. Hunderte von Predigern mußten in Oberdeutschland vor der kaiserlichen Gewalt von der Stätte einer langen gesegneten Thätigkeit weichen.

Die Deutschen mußten spanisch lernen. Das Reich lag widerstandslos unter dem Gebot des Kaisers. Was er auf dem Augsburger Reichstage der Jahre 1547 und 1548 auch den Ständen zumutete, sie fügten sich. Gelang es Karl jetzt auch noch die Verständigung mit dem Papste herbeizuführen (und wie die Weltlage war, mußte das ja früher oder später gelingen), nahm das Konzil seine Arbeiten in der vom Kaiser geforderten Art und Richtung auf, mußten die Protestanten dieses Konzil beschicken, so ließ sich kaum absehen, wie sie dann noch dem völligen Zurückgleiten unter die Herrschaft des Papstes entrinnen wollten. Und in der That, im September 1549 mußte Paul III. seine Opposition gegen den Kaiser aufgeben. Als er bald darauf starb, war es eine der ersten Handlungen seines Nachfolgers, Julius III., das Konzil, wie es der Kaiser immer gefordert hatte, wieder nach Trient zu verlegen. Karl hatte über den Widerstand der Kurie ebenso vollständig triumphiert wie über die deutschen Protestanten. Als im Jahre 1551 die Verhandlungen des Konzils in Trient von neuem begonnen hatten, erreichte es der Kaiser, daß wenigstens einige protestantische Stände, der Herzog von Württemberg, Kurfürst Moritz von Sachsen und Straßburg, ihre Gesandten nach Trient schickten. Sie wollten sich damit in keiner Weise der päpstlichen Autorität unterwerfen; aber was wäre schließlich das Resultat gewesen, wenn die Dinge sich noch eine Weile in der Richtung fortbewegt hätten, in welche sie seit fünf Jahren geraten waren?

Als der Kaiser im Sommer 1530 mit den Kurfürsten über die Wahl seines Bruders zum römischen Könige zu verhandeln

begann, waren die italienischen Diplomaten sehr erstaunt, vom Kaiser so seinen eigenen Sohn zurückgesetzt zu sehen. Aber dieser Philipp zählte damals erst drei Jahre. Karl wußte genau, daß er auch jetzt nur kurze Zeit im Reiche werde verweilen können. Die bisherige Art seiner Stellvertretung, indem Ferdinand als Statthalter an der Spitze des Reichsregiments stand, ließ sich nicht länger aufrecht erhalten. Das Regiment war tot, und Ferdinand bestand darauf, daß Karl das ihm längst gegebene Wort einlöse, ihm mit der römischen Königswürde eine feste und dauernde Stellung im Reich sichere. So setzte er denn nicht ohne erhebliche Anstrengungen und Opfer durch, daß die Kurfürsten Ferdinand die begehrte Würde übertrugen und damit die sichere Anwartschaft auf Nachfolge im Reiche. Sehr anders lagen die Dinge jetzt. Jetzt war Philipp ein junger Herr von einigen zwanzig Jahren. Natürlich konnte ja nun freilich Ferdinand die ihm einmal zugesicherte Nachfolge im Reiche nicht wieder entzogen werden. Wie aber sollte es nach ihm werden? Der Kaiser sah in der dauernden Verbindung des Reiches mit Spanien nicht nur eine unentbehrliche Bürgschaft der Macht seines Hauses, sondern vor allem auch die einzige Sicherheit dafür, daß im Reiche fort und fort dieselbe kirchliche Politik befolgt werde. Von Ferdinand durfte er überzeugt sein, daß er das katholische Interesse mit demselben Eifer wahren werde, wie er selbst. Wie aber stand es mit Ferdinands ältestem Sohne, Maximilian, bei dem eine bedenkliche Hinneigung zu ketzerischen Ansichten vermutet wurde? Der Kaiser glaubte dem Werke seines Lebens, das er eben mit dem stolzesten Erfolge gekrönt hatte, nur dadurch Dauer verleihen zu können, daß nach Ferdinands Tode nicht dessen Sohn Maximilian, sondern sein Sohn Philipp die Regierung des Reiches übernehme. In der That, wenn dieser Philipp länger als dreißig Jahre (er sollte ja bis ans Ende des Jahrhunderts leben) die deutsche Reichsgewalt gehandhabt hätte, so würde wohl das spanische Wesen, von der gewaltig vordringenden Macht der Jesuiten unterstützt, zu dauernder Herrschaft über Deutschland gelangt sein, soweit das bei der deutschen Natur überhaupt möglich war.

Schon im Jahre 1548 begann der Kaiser die Ausführung

dieses großen Planes vorzubereiten. Zum ersten Male in seinem Leben stieß er da bei König Ferdinand auf hartnäckigen Widerspruch. Es kam so weit, daß eine ernstliche Entfremdung der beiden Brüder drohte, auf deren treuem Zusammenwirken doch alle bisherigen Erfolge zu gutem Teile beruht hatten. Die Königin Marie mußte mehrere Male den weiten Ritt aus den Niederlanden nach Augsburg machen, um einen Bruch unter den Brüdern zu verhüten. Aber endlich setzte der Kaiser auch in dieser wichtigen Frage seinen Willen durch. Im März 1551 einigten sich die beiden Brüder dahin, daß nach Ferdinands Tode die Reichsregierung auf Philipp übergehen solle. Die deutschen Fürsten bewarben sich wetteifernd um die Gunst des spanischen Infanten. Damit schien über die Zukunft Deutschlands in der verhängnisvollsten Weise entschieden zu sein.

Der Kaiser stand auf der glänzenden Höhe seiner Macht. Nicht wie damals im Jahre 1525, wo die Beharrlichkeit und Tapferkeit seiner Feldherren ihm einen unvergleichlichen Sieg errungen hatte: jetzt war er selbst es, der seit zehn Jahren durch Umsicht, Entschlossenheit und Festigkeit Erfolg auf Erfolg gehäuft, nach einander Frankreich, die Protestanten, den Papst, den eigenen Bruder seinem Willen unterworfen hatte. Die habsburgische Weltmacht schien jetzt dauernd begründet zu sein. Das Reich, seit Jahrhunderten seinen Kaisern nichts, als eine meist nutzlose Bürde, gehorchte Karl V. wie nur je einem seiner alten wirklichen Herren. In dieser Fügsamkeit bildete es einen ganz wesentlichen Bestandteil seiner Macht. Allerdings war ja die religiöse Frage noch keineswegs ganz nach dem Sinne des Kaisers gelöst. Das Interim sollte selbstverständlich nur die Brücke bilden, über welche die Ketzer den Weg nach Rom zurückfänden. Und selbst dieses Interim konnte in weiten Gebieten des Reiches doch nur sehr oberflächlich durchgeführt werden, und als Magdeburg es trotzig zurückwies, fand der Kaiser nicht die Kraft, die ungehorsame Stadt zu zwingen. Aber wenn man zurücksah, was der Kaiser seit vier Jahren auch in den kirchlichen Angelegenheiten erreicht hatte, wenn man beobachtete, mit welcher Zaghaftigkeit der Ausgang des Schmalkaldischen Krieges die deutschen Protestanten erfüllt hatte, so ließ sich doch kaum zweifeln, daß der

Kaiser, wenn auch wohl schwerlich die Ketzerei ganz ausrotten, so doch jedenfalls der katholischen Kirche im Reiche die entschiedene Uebermacht zurückgeben werde, eine Uebermacht, welche dann wohl der Sohn der alleinigen Herrschaft nahe bringen könne.

Der Kaiser hatte es durch seine unvergleichliche Geschicklichkeit erreicht, daß ihm während dieser ganzen Zeit, in welcher er sich das Reich unterthänig machte, von Europa her keine Schwierigkeiten entgegentraten. Was aber sollte aus diesem Europa werden, wenn der Siegeszug des Kaisers unaufhaltsam fortging, wenn es ihm namentlich gelang, die Arbeiten des Konzils unter seinem beherrschenden Einflusse beendigen zu lassen? Dann war der Kaiser wieder das wirkliche Oberhaupt der Christenheit, vor welchem die übrigen Könige sich beugen mußten. So aber stand es doch nicht mit den in jener Zeit wirkenden Kräften, daß eine völlige Rückkehr zu der mittelalterlichen Ordnung möglich gewesen wäre. Vor Allen sah Frankreich mit bitterem Verdruß, wie es auf allen Seiten von der Macht des Kaisers enger und enger eingeschnürt wurde. Sein König Heinrich II. teilte zwar den katholischen Eifer des Kaisers viel mehr, als König Franz je gethan hatte; wie aber hätte der französische Herrscher anders gekonnt, als der immer stärker übergreifenden Macht des Kaisers entgegenwirken? Längst suchte er ihm unter der Hand Schwierigkeiten zu schaffen. Seit 1549 finden wir ihn in geheimen Verhandlungen mit verschiedenen deutschen Fürsten, mit den italienischen Gegnern des Kaisers. Auch die Türken kamen wieder in Bewegung. Entscheidend aber wurde, was im Reiche geschah.

Es konnte ja nicht anders sein, als daß die höchst ungewohnte Art des kaiserlichen Regiments mit tiefem Unmut ertragen wurde, da es sich überall, nicht nur für die Protestanten, in der peinlichsten Weise fühlbar machte. Zum ersten Male seit Jahrhunderten erlebten jetzt die Stände, was es hieß, im Kaiser einen wirklichen Herrn zu haben, der sich über seine eigenen Zusagen mit derselben Rücksichtslosigkeit hinwegsetzte, wie über die Interessen und das Herkommen des Reiches. Niemand aber empfand den Druck dieses Zustandes bitterer, als jener Kurfürst Moritz, welcher sich sagen mußte, daß ohne sein Zuthun das Reich nie in eine solche Lage geraten sein würde. Er hatte dem

Kaiser nicht nur zum Siege im Schmalkaldischen Kriege verholfen, er war ihm auch sonst, wie bei der Durchführung des Interim, höchst förderlich gewesen. Und wie wurde ihm nun für alle diesen großen Dienste gelohnt? Allerdings, der sächsische Kurhut und ein Teil des früher von dem gefangenen Johann Friedrich beherrschten sächsischen Gebiets war ihm zu Teil geworden, aber darüber hinaus nahm der Kaiser von ihm keine besondere Notiz. Am wenigsten in einer Angelegenheit, welche Moritz außerordentlich bedrückte. Er hatte einst im Frühling 1547 hauptsächlich die Verhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Landgrafen Philipp geführt; er hatte gemeint vom Kaiser das Versprechen erlangt zu haben, daß, wenn sich der Landgraf auf Gnade und Ungnade dem Kaiser unterwerfe, ihm an seiner Person nichts widerfahren werde. Er hatte sich dem Landgrafen und dessen Sohne gegenüber dafür verbürgt. Statt dessen hatte der Kaiser den Landgrafen zu seinem Gefangenen gemacht und, auf den Wortlaut der getroffenen Abrede pochend, behauptet, dabei in seinem Rechte zu sein. Ob nun Kurfürst Moritz glaubte, der Kaiser halte ihm sein Wort nicht, oder (was für einen so klugen Herren fast noch verdrießlicher sein mußte) der Kaiser habe ihn bei jenen Verhandlungen überlistet, die Freilassung des Landgrafen wurde für ihn eine Ehrensache, man könnte fast sagen, eine Lebensfrage. Allmählich schlossen sich ihm darin eine Menge deutscher Fürsten an, auch katholische. Sie sahen in dem Schicksal des Landgrafen gewissermaßen ihr eigenes Los. Statt ihren immer dringenderen Bitten nachzugeben, ließ der Kaiser den Gefangenen nach den Niederlanden bringen.

Kurfürst Moritz war nicht der Mann, so mit sich umgehen zu lassen. Er hatte an Rang und Land gewonnen, aber sehr viel mehr an Ehre und Ansehen verloren, wenn der Kaiser seinen Willen gegen ihn behauptete. Alles protestantische Volk, welches unter des Kaisers Gewalt seufzte, wies auf Moritz, als den hauptsächlichen Urheber seines Unglücks; die Misstimmung drohte ihm gefährlich zu werden. Die Söhne des Landgrafen forderten von ihm die Einlösung seines Wortes. Alles trieb ihn gegen den Kaiser an, während unter den deutschen Fürsten die Klage über diese unerhörten Zustände immer lauter und endlich sogar

des Kaisers Bruder in die Reihe der Unzufriedenen geschoben wurde.

Die Welt hätte eine ganz andere geworden sein müssen, als sie das lebende Geschlecht gekannt hatte, wenn unter solchen Verhältnissen sich nicht Alle, welche von des Kaisers Macht litten, die Hand gereicht hätten. Ganz besonders traten die Führer der deutschen Opposition mit Frankreich zusammen. Nachdem die geheimen Verhandlungen zwischen Moritz und König Heinrich Jahrelang gedauert hatten, kamen sie im Januar 1552 zum Abschluß. Hier erst trat der Fluch, welcher sich auf unser Volk gelegt hatte, in seinem ganzen Umfange hervor. Vor zehn Jahren konnten die Schmalkaldener, indem sie sich geschickt auf Frankreich stützten, den Kaiser hindern, seine Absichten gegen ihre Kirche auszuführen, ohne daß wesentliche Interessen des Reiches preisgegeben wurden. Statt dessen hatten es die deutschen Protestanten dahin kommen lassen, daß sie viel zu ohnmächtig am Boden lagen, um von dem Fremden erwarten zu dürfen, daß er ihnen die Hand reiche, ohne einen teuren Preis dafür zu fordern. Ja, sie waren überhaupt als Protestanten gar nicht mehr da. Die starke Gemeinschaft, welche sechszehn Jahre lang die Sache des Evangeliums geschützt hatte, war vom Kaiser zerrissen worden. Es gab nur noch einzelne protestantische Fürsten und Städte. Der Schmalkaldische Bund hatte mit jedem Könige als gleichstehende Macht verhandeln können; der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen konnten das nicht. Wollten sie den französischen Beistand gewinnen, so mußten sie ihn mit deutschem Lande zahlen.

Für die heutige Empfindung ist es eine unauslöschliche Schmach, daß Kurfürst Moritz und seine Genossen die lothringischen Bistümer an Frankreich preisgaben, um die „viehische Servitut", wie sie sich ausdrückten, abzuwerfen, unter welcher der Kaiser das Reich hielt. Damals kannte der Deutsche keinen Patriotismus, wie ihn der Franzose, der Spanier, der Engländer bereits besaß. Seit einem halben Jahrhundert fochten die deutschen Landsknechte für Jeden, der sie zahlte. Das Reich hatte alle warme Lebenskraft in den letzten dreißig Jahren vollends eingebüßt. Nicht deutsche Kräfte hatten den Kaiser auf die Höhe gehoben,

von der aus er jetzt so furchtbar auf alles deutsche Wesen drückte: was wäre im Schmalkaldischen Kriege aus ihm geworden ohne die Spanier und Italiener? Kurfürst Moritz rief deshalb nicht Fremde gegen einen deutschen Kaiser zu Hilfe: er rief Fremde gegen Fremde. Trotz alledem war es höchst schmachvoll, daß deutsche Fürsten deutsches Land an Frankreich verrieten; aber es war höchst segensvoll, daß dieser Verrat die Macht brach, welche dem deutschen Volke nicht einige Bistümer, sondern sein eigenstes Wesen zu rauben drohte. Weder jetzt noch je zuvor war doch dieser Karl V. von deutschen Interessen, deutscher Gefühls- und Denkart bestimmt worden, seine ganze Regierung war vielmehr ein ununterbrochener Kampf gegen das gewesen, was die deutsche Nation im Innersten bewegte. Indem er jetzt seinen spanischen Sohn dem Reiche zum Nachfolger bestimmte, that er das letzte, um in Deutschland die Herrschaft einer fremden Macht für lange zu befestigen. Wer sich die Zukunft des Reiches unter diesem Philipp vorstellt, wird schwerlich geneigt sein, den Verlust von Metz, Toul und Verdun für das schlimmste zu halten, was unser Volk damals treffen konnte.

Die Verschwörung des Kurfürsten Moritz warf den Kaiser bekanntlich vollkommen über den Haufen. Bis vor Kurzem war er die Thätigkeit und Wachsamkeit selbst gewesen; sein scharfer, ruhiger Blick durchdrang die Geheimnisse von Freund und Feind mit selten fehlender Sicherheit. Aber jetzt, wo er so leicht das heranziehende Ungewitter hätte merken können, wo ihm von verschiedenen Seiten dringende Warnungen zugegangen waren, jetzt war er wie mit Blindheit geschlagen. Man meint, plötzlich sei Altersschwäche über ihn gekommen. Er zählte zwar erst zweiundfünfzig Jahre. Aber welche ungeheuren Anstrengungen hatten namentlich die letzten zehn Jahre bei schon bedenklich wankender Gesundheit über ihn gebracht! So saß er wie regungslos in Innsbruck, mit all seinen Gedanken auf das Konzil gerichtet, während die Feinde durch Süddeutschland heraneilten. Er mußte es fast als ein Glück preisen, daß er ihnen nicht in die Hände fiel. Denn mit einem Schlage war der gewaltige Kaiser, vor dem seit Jahren nicht nur das Reich gezittert hatte, hilflos. Sogar der Bruder entzog sich ihm. Die katholischen

Stände blieben seinen Aufrufen taub; denn auch sie hatten in ihm mehr den fremden Herrscher fürchten, als den Schutzherrn ihrer Kirche lieben gelernt.

Von der furchtbaren Katastrophe, welche die Macht des Kaisers im Frühling 1552 niederwarf, hat sie sich nie mehr erholt, und Alles, was er mit unendlicher Mühe in den letzten Jahren für seinen Staat und seine Kirche erreicht hatte, versank in dieser Katastrophe: das Interim wie die Reichsnachfolge des spanischen Prinzen, die Gefangenschaft der beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes, wie die großen auf das Konzil gesetzten Hoffnungen. Als das Heer der protestantischen Fürsten in Tirol eindrang, stob die Versammlung, welcher sich der deutsche Protestantismus hatte beugen sollen, auseinander. Der Kaiser sollte ihren Wiederzusammentritt nicht mehr erleben. Ja, die Dinge gestalteten sich so, daß den Protestanten mehr gewährt werden mußte, als sie selbst vor dem Unglücke des Schmalkaldischen Krieges hatten erwarten dürfen. Die deutschen Stände verlangten nach dem Ende der zuletzt unerträglich gewordenen Wirren und da Ruhe nur um den Preis der Anerkennung der neuen Kirche erreicht werden konnte, wurde von katholischer Seite selbst dieser Preis gewährt.

Aber zu dieser Verleugnung seines Lebensziels war der Kaiser nicht zu bewegen. Er hat die Unerschütterlichkeit seiner katholischen Ueberzeugungen selten schroffer ausgesprochen, als in jenen Tagen des tiefsten Unglücks, wo er, ein machtloser Flüchtling, in Villach seinem Bruder den notwendig gewordenen Friedensschluß mit den protestantischen Siegern auf das äußerste erschwerte. Und da er dann, obwohl sich der Horizont wieder etwas aufgehellt, die Unmöglichkeit erkennen mußte, den Ketzern Konzessionen zu verweigern, durch welche Alles vereitelt wurde, was er seit vierunddreißig Jahren im Reiche für Rom erstrebt hatte, da zog er lieber seine Hand vom Reiche zurück und überließ es seinem Bruder, das Unleidliche zu vollziehen. Mit dem Augsburger Religionsfrieden hat er nichts zu thun gehabt.

Das war das Ergebnis dieser langen, unendlich mühevollen Regierung, daß dem Kaiser schließlich der fast schon gesicherte Triumph über die Reformation doch wieder entrissen wurde.

Die Weltmacht Karls V. hatte das Werk Luthers nicht zu zerstören vermocht; die deutsche Nation sollte sich unter dem überwiegenden Einfluß des reformatorischen Geistes weiter entwickeln. Das aber hatte die seltene Beharrlichkeit dieses Kaisers erreicht, daß im Reiche zwei Bekenntnisse mit fast gleicher Macht nebeneinander standen und in Verhältnissen, welche immer neue Kämpfe unvermeidlich machten. Den im Schmalkaldischen Krieg errungenen Sieg hatte er nicht behaupten können; aber die in diesem Kriege gemachten Erfahrungen blieben Protestanten wie Katholiken lange im Gedächtnis; jene scheuten vor ähnlichem Wagnis zurück. Der große Sinn, der einst im Schmalkaldischen Bunde gewaltet hatte, konnte nicht wieder aufleben. Es war dem Kaiser nicht gelungen, das Reich auch für die Zukunft unmittelbar an Spanien zu fesseln; aber er hatte spanischen Einfluß im Reiche so fest begründet, daß derselbe noch fast hundert Jahre fort und fort auf jene Kämpfe zwischen den beiden Bekenntnissen zu Ungunsten der Protestanten die stärkste Einwirkung übte. Wohin man blickt, überall begegnet man den tiefen Spuren, welche die Thätigkeit dieses Herrschers zurückgelassen hat.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Inhalt.

Verzeichnis der bisher erschienenen Vereinsschriften.

Erstes Vereinsjahr: Ostern 1883—1884.

1. Kolde, Th., Luther und der Reichstag zu Worms 1521.
2. Koldewey, Friedr., Heinz von Wolfenbüttel. Ein Zeitbild aus dem Jahrhundert der Reformation.
3. Stähelin, Rudolf, Huldreich Zwingli und sein Reformationswerk. Zum vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis dargestellt.
4. Luther, Martin, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Bearbeitet sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen von K. Benrath.

Zweites Vereinsjahr: Ostern 1884—1885.

5/6. Bossert, Gust., Württemberg und Janssen. 2 Teile.
7. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. I.
8/9. Buddensieg, Rud., Johann Wiclif und seine Zeit. Zum fünfhundertjährigen Wiclifjubiläum. (31. December 1884).

Drittes Vereinsjahr: Ostern 1885—1886.

10. Schott, Th., Die Aufhebung des Ediktes von Nantes im Oktober 1685.
11. Gothein, Eberh., Ignatius von Loyola.
12. Iken, J. F., Heinrich von Zütphen.
13. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. II.

Viertes Vereinsjahr: Ostern 1886—1887.

14/15. Holstein, Hugo, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des sechszehnten Jahrhunderts. (Vergriffen)
16. Sillem, C. H. Wilh., Die Einführung der Reformation in Hamburg 1521 bis 1532. (Vergriffen)
17. Kalkoff, P., Die Depeschen des Nuntius Aleander vom Wormser Reichstag, übersetzt und erläutert. (Vergriffen)

Fünftes Vereinsjahr: Ostern 1887—1888.

18. Benrath, K., Geschichte der Reformation in Venedig. (Vergriffen)
19. Erdmann, D., Luther und seine Beziehungen zu Schlesien, insbesondere zu Breslau.
20. Vogt, W., Die Vorgeschichte des Bauernkrieges.
21. Roth, F., W. Pirkheimer. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

Sechstes Vereinsjahr: Ostern 1888—1889

22. Hering, H., Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
23. von Schubert, H., Roms Kampf um die Weltherrschaft. Eine kirchengeschichtliche Studie.
24. Ziegler, H., Die Gegenreformation in Schlesien.
25. Wrede, Ad., Ernst der Bekenner, Herzog von Braunschweig u. Lüneburg.

Siebentes Vereinsjahr: Ostern 1889—1890.

26. Kawerau, Waldemar, Hans Sachs und die Reformation.
27. Baumgarten, Hermann, Karl V. und die deutsche Reformation.



Verzeichnis der bisher erschienenen Vereinsschriften.

Erstes Vereinsjahr: Ostern 1883—1884.

1. Kolde, Th., Luther und der Reichstag zu Worms 1521.
2. Koldewey, Friedr., Heinz von Wolfenbüttel. Ein Zeitbild aus dem Jahrhundert der Reformation.
3. Stähelin, Rudolf, Huldreich Zwingli und sein Reformationswerk. Zum vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis dargestellt.
4. Luther, Martin, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Bearbeitet sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen von K. Benrath.

Zweites Vereinsjahr: Ostern 1884—1885.

5/6. Bossert, Gust., Württemberg und Janssen. 2 Teile.
7. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. I.
8/9. Buddensieg, Rud., Johann Wiclif und seine Zeit. Zum fünfhundertjährigen Wiclifjubiläum. (31. December 1884).

Drittes Vereinsjahr: Ostern 1885—1886.

10. Schott, Th., Die Aufhebung des Ediktes von Nantes im Oktober 1685.
11. Gothein, Eberh., Ignatius von Loyola.
12. Iken, J. F., Heinrich von Zütphen.
13. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. II.

Viertes Vereinsjahr: Ostern 1886—1887.

14/15. Holstein, Hugo, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des sechszehnten Jahrhunderts. (Vergriffen)
16. Sillem, C. H. Wilh., Die Einführung der Reformation in Hamburg 1521 bis 1532. (Vergriffen)
17. Kalkoff, P., Die Depeschen des Nuntius Aleander vom Wormser Reichstag, übersetzt und erläutert. (Vergriffen)

Fünftes Vereinsjahr: Ostern 1887—1888.

18. Benrath, K., Geschichte der Reformation in Venedig. (Vergriffen)
19. Erdmann, D., Luther und seine Beziehungen zu Schlesien, insbesondere zu Breslau.
20. Vogt, W., Die Vorgeschichte des Bauernkrieges.
21. Roth, F., W. Pirkheimer. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

Sechstes Vereinsjahr: Ostern 1888—1889

22. Hering, H., Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
23. von Schubert, H., Roms Kampf um die Weltherrschaft. Eine kirchengeschichtliche Studie.
24. Ziegler, H., Die Gegenreformation in Schlesien.
25. Wrede, Ad., Ernst der Bekenner, Herzog von Braunschweig u. Lüneburg.

Siebentes Vereinsjahr: Ostern 1889—1890.

26. Kawerau, Waldemar, Hans Sachs und die Reformation.
27. Baumgarten, Hermann, Karl V. und die deutsche Reformation.

Nr. 28. Preis: Mk. 1,20.

Schriften
des
Vereins für Reformationsgeschichte.
Siebenter Jahrgang. Drittes Stück.

Johannes Hus.

Ein Lebensbild aus der Vorgeschichte der Reformation.

Von

D. Gotthard Viktor Lechler,
weiland Geh. Kirchenrat in Leipzig.

Halle 1890.
In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

Für **Hannover und Oldenburg** übernahm der Buchhändler Herr **Edm. Eckhart** in Quakenbrück, für **Schleswig-Holstein** der Verlagsbuchhändler Herr **Julius Ernst Homann** in Kiel, für **Württemberg** der Verlagsbuchhändler Herr **G. Pregizer** in Stuttgart, Augustenstraße 26, die Pflegerschaft.

Verzeichnis der Schriften für das deutsche Volk.

1. Georg Rietschel, Luther und sein Haus.
2. Heinrich Rinn, Die Entstehung der Augsburgischen Konfession.
3. Gottlieb Linder, Die Reformationsgeschichte einer Dorfgemeinde.
4. Adolf Henschel, Valerius Herberger.
5. Otto Rasemann, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.
6. P. Gennrich, Das Evangelium in Deutschösterreich und die Gegenreformation (1576—1630).

Wie die größeren Vereinspublikationen so werden auch diese Volksschriften, je ein Stück franko, nach dem Erscheinen den Vereinsmitgliedern zugesandt. Um sie indessen auch anderen Kreisen nahezubringen, ist die Einrichtung getroffen worden, daß unser Schatzmeister, Herr Buchhändler Max Niemeyer in Halle a. S., Partieen von 10 Stück nach beliebiger Wahl für **1 Mark** franko liefert. Der Vorstand ersucht deshalb die Mitglieder um recht zahlreiche Nachbestellungen und Verteilung der Hefte, wo immer Teilnahme für die Aufgaben des Vereins sich wahrnehmen oder erwecken läßt.

Der Vorstand.

Johannes Hus.

Ein Lebensbild aus der Vorgeschichte der Reformation.

Von

D. Gotthard Viktor Lechler,
weiland Geh. Kirchenrat in Leipzig.

Halle 1889.
Verein für Reformationsgeschichte.

Vorwort.

Der Verfasser der nachfolgenden Schrift unseres Vereines weilt nicht mehr unter den Lebenden. In der Nacht vom ersten zum zweiten Weihnachtsfeiertage 1888 wurde zu Leipzig aus arbeitsreicher und gesegneter Wirksamkeit Herr Geheimer Kirchenrat D. Gotthard Viktor Lechler abgerufen. Dem Redaktionskomitee erwächst daher die wehmütige Pflicht, die Arbeit, die der Verfasser nicht selbst mehr einleiten konnte, mit einem Wort dankbarer Erinnerung an den Verstorbenen zu bevorworten. Aus der württembergischen Heimat, in welcher D. Lechler am 18. April 1811 zu Kloster Reichenbach an der Murg geboren war, wurde er im Jahre 1858 an die Leipziger Hochschule als Professor der Kirchengeschichte und zugleich als Pastor von St. Thomas und Superintendent berufen. Eine 30jährige akademische Thätigkeit hat ihn zum Lehrer einer ganzen Generation von Theologen gemacht. Aber auch über den großen Kreis seiner dankbaren Schüler hinaus hat er sich ein Ehrengedächtnis in der evangelischen Kirchengeschichtsschreibung durch eine große Reihe hervorragender litterarischer Arbeiten gesetzt. Er gehörte zu denjenigen Kirchenhistorikern, welche es möglich machen, in den verschiedensten Zeiträumen und auf den verschiedensten Gebieten des weiten Feldes der Kirchengeschichte als selbständige Forscher thätig zu sein. Der Geschichte des Urchristentums war sein 1851 zum ersten, 1885

zum dritten Male erschienenes Werk über das „apostolische und nachapostolische Zeitalter“ gewidmet. Das Gebiet der patristischen Zeit betrat er noch in den letzten Jahren seines Lebens mit seiner Arbeit über „Urkundenfunde zur Geschichte des christlichen Altertums“. Der neueren Kirchengeschichte dagegen hatte seine erste größere Schrift: „Geschichte des englischen Deismus“ 1841 und wiederum seine „Geschichte der Presbyterial- und Synodalverfassung seit der Reformation“, 1854, angehört. Darin ist aber wohl das Urteil der Fachgenossen über des Verstorbenen litterarische Thätigkeit einmütig, daß sie diejenigen Arbeiten Lechlers am höchsten schätzen, in denen er sich dem Mittelalter, der Geschichte Wiclifs und seiner Zeit zuwendete. Neben zahlreichen kleineren Veröffentlichungen ist hier vor allem sein zweibändiges Werk über „Johann Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation“, 1873, hervorzuheben. Seinen hochverdienstlichen Forschungen auf diesem Gebiete hatte er es zu danken, daß die Münchener Akademie der Wissenschaften ihn 1887 unter ihre Mitglieder aufnahm.

Dem Verein für Reformationsgeschichte hatte von Anfang an sein warmes Interesse gehört. Hatte er doch kurz vor der Gründung unseres Vereins für einen engeren Kreis, für den der sächsischen Landeskirche, den Anstoß zu verwandten Bestrebungen durch die Begründung der periodischen Schrift „Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte“ gegeben. Und als nun sein Leipziger Kollege, Domherr D. Kahnis, aus Gesundheitsrücksichten seine Mitarbeit im Vorstande unseres Vereins aufgeben mußte, hatten wir die Freude, den ehrwürdigen D. Lechler an seine Stelle treten zu sehen. Noch größer war unsere Freude, als derselbe uns mit dem Versprechen entgegenkam, für den Verein selber zur Feder zu greifen und ein Heft über Johann Hus für den Verein schreiben zu wollen. Als nun freilich die Kunde von seinem Heimgange sich verbreitete, da war zu fürchten, daß damit auch unsere Hoffnung auf den versprochenen Beitrag zu den Vereinsschriften dahin sei.

Um so freudiger war unsere Ueberraschung, als nach wenigen Wochen seitens der Familie des Heimgegangenen dem Redaktionskomitee das auf dem Schreibtische vorgefundene abgeschlossene Manuskript übersendet wurde. Wir haben es für eine Pflicht der Pietät gehalten, diese Hinterlassenschaft möglichst unverändert dem Vereine und der Oeffentlichkeit vorzulegen. Die redaktionelle Arbeit hat sich nur darauf beschränkt, die letzte stilistische Revision, soweit sie vom Verfasser nicht mehr zur Ausführung gebracht war, hinzuzufügen und, der Sitte der übrigen Vereinsschriften gemäß, aus dem Text des Manuskriptes möglichst die kritische Bezugnahme auf die Schriften anderer Geschichtsforscher zu entfernen. Wie es den Mitforschenden von Wert sein wird, den Mann, der als Wiclif-Forscher so treffliches geleistet hat, nun auch noch über den hervorragendsten Schüler des englischen Vorreformators sich aussprechen zu hören, so wird es allen denen, die den Heimgegangenen in seiner langjährigen Thätigkeit auf der Kanzel und auf dem Katheder wertschätzen gelernt haben, eine Freude sein, diese seine Hinterlassenschaft durch den Dienst unseres Vereins nunmehr veröffentlicht zu sehen.

Das Redaktionskomitee.

Inhalt.

Einleitung.

An dem herrlichen Reformationsdenkmal zu Worms sind zu den Füßen Martin Luthers auf vier vorspringenden Pfeilern vier Vorkämpfer aus früheren Jahrhunderten sitzend dargestellt. Unter ihnen befindet sich nächst Waldez, Wiclif und Savonarola auch Johannes Hus. Der Magister auf dem nordöstlichen Pfeiler des Hauptpostamentes, welches die Kolossalstatue des Reformators trägt, hält das Crucifix in den zusammengefalteten Händen und schaut es mit einem überaus innigen Ausdruck von Glauben und Liebe an. Der Künstler hat damit wohl zunächst andeuten wollen, woraus Hus die Seelenstärke geschöpft habe, um den Märtyrertod als ein Held zu erdulden. Aber diese Darstellung kann auch als Ausdruck davon gelten, daß die Gottesgnade in Christo der Mittelpunkt seines Glaubens, Denkens und Lebens gewesen sei. Dieses war es auch, was Luther an Hus hoch geschätzt und geehrt hat. Denn unter den vier Vorläufern der Reformation, welche jenes großartige nationale Denkmal zu Füßen Luther's darstellt, hat der Reformator selbst eigentlich nur Johann Hus als seinen Vorgänger genauer gekannt und achtungsvoll anerkannt.

Nach der Leipziger Disputation schickte ihm ein utraquistischer Doktor in Prag, Wenzel Rosdalowsky, den Traktat von Hus De ecclesia.[1]) Als Luther endlich dazu kam, das Buch zu studieren, wußte er vor Erstaunen darüber sich kaum zu fassen, daß er selbst, aber auch Johann von Staupitz und alle seine Geistesgenossen, ohne es zu wissen, Gedanken von Hus vorgetragen, Husiten gewesen seien.[2]) Und in seiner ersten reformatorischen Hauptschrift „An den christlichen Adel deutscher Nation", Sommer 1520, in der er eine Vereinbarung mit den Böhmen anempfiehlt,

bekennt er, bis jetzt noch nichts Irriges bei Hus gefunden zu haben.[3])

Von da an haben evangelische Deutsche sich um die Lebensgeschichte und die Werke des böhmischen Magisters verdient gemacht. Die erste, freilich noch sehr unvollständige Sammlung von Briefen des Hus hat, mit einer Vorrede Martin Luthers, ein Ungenannter im Jahre 1537 in Wittenberg herausgegeben.[4]) Auch die große Biographie und Sammlung von Werken des Hus und Hieronymus von Prag, „der Bekenner Christi", welche 1558 zu Nürnberg erschienen ist, wurde von unbekannten Gelehrten bearbeitet.[5]) Diese Ausgabe ist indes einesteils unvollständig, sofern, auch abgesehen von tschechisch geschriebenen Predigtsammlungen desselben, selbst die lateinischen Schriften von Hus nicht alle darin aufgenommen sind. Andererseits, und dieser Umstand fällt noch schwerer in die Wagschale, sind bedeutende Stücke mit aufgenommen, welche in der That nicht ihm, sondern dem Magister Matthias von Janow als Verfasser angehören. Sodann erwarben sich im 17. und 18. Jahrhundert verschiedene Gelehrte des lutherischen Deutschlands, aber auch Mitglieder der reformierten Kirche Verdienste um die Beleuchtung der Geschichte und Lehre des Böhmen, sowie um die Geschichte der Husitenkriege. Die Namen der Verfasser und die Titel ihrer Bücher anzugeben, dürfte um deswillen überflüssig sein, weil die Werke sämtlich veraltet, für die Gegenwart wertlos sind und lediglich nur für den Gelehrten und Bücherfreund ein gewisses historisches Interesse haben.

Erst im gegenwärtigen Jahrhundert ist man dazu geschritten, die Urkunden und Quellen zu der Geschichte des Magisters Hus selbst, sowie seiner böhmischen Vorgänger und Nachfolger aus den Handschriften zu veröffentlichen und auszubeuten; eine Arbeit, die jedoch noch lange nicht zum Abschluß gekommen ist. Es empfiehlt sich jedoch, die betreffenden Werke nicht hier, sondern im Verlauf unserer Berichterstattung, je nachdem sie zur Verwendung kommen, einzeln namhaft zu machen.

Es steht jedem evangelischen Christen wohl an, einem Manne wie Johann Hus ein treues und pietätvolles Andenken zu bewahren. Gottes Wort vermahnt uns (Hebr. 13, 7), wenn wir

dem Grundtext genau uns anschließen: „Gedenkt an eure Führer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, schauet an den Ausgang ihres Wandels, und folget ihrem Glauben nach!" Der apostolische Mann, der das geschrieben hat, denkt zwar zunächst nur an Vorsteher und Lehrer der Gemeinden jener Urzeit der Christenheit, aber auch alle diejenigen, welche in früheren Jahrhunderten den Weg zur seligen Ewigkeit selbst gegangen sind und ihn uns gewiesen haben, sind gleichfalls unsere Führer und Vorgänger. Ein solcher war aber Hus umsomehr, als er vor allem und über alles „Gottes Wort" hochgehalten, dasselbe anderen bezeugt und verkündigt hat. Ferner ist gerade der „Ausgang seines Wandels", sein Märtyrertod auf dem Scheiterhaufen, voll heldenmütiger Glaubensfreudigkeit und unüberwindlicher Sanftmut, der Art, daß er der aufmerksamsten Anschauung und pietätvollen Erinnerung von unserer Seite würdig erscheint. Nicht unbedingt jede Handlung seines Lebens, wohl aber der „Glaube", der ihn beseelte, der Glaube an Christum, den einigen Mittler und Erlöser, das einige Haupt seiner Kirche, war so geartet, daß die Mahnung an uns, das nachkommende Geschlecht, seinem Glauben nachzueifern, wohl begründet und berechtigt ist.

Inwiefern er aber gerade von uns, den evangelischen Christen deutscher Nation, als Führer und Vorgänger, als „Zeuge der Wahrheit" anerkannt und in treuer Nachfolge geehrt zu werden verdient, das möge durch eine bildliche Darstellung veranschaulicht werden. Die Universitäts-Bibliothek zu Prag besitzt ein prachtvolles husitisches Cantionale, d. h. ein Gesangbuch aus dem Jahr 1572, auf ausgesuchtem Pergament in größtem Format sehr schön geschrieben, dessen tschechische Kirchenlieder mit künstlerisch ausgeführten Miniaturen geschmückt sind. Auf demjenigen Pergamentblatte nun, welches ein Kirchenlied zum Gedächtnistage des Magisters Johannes Hus enthält oder wenigstens beginnt, sind neben der Initiale an dem Rande drei Rundbilder, eins über dem andern, gemalt. Das oberste Bildchen stellt Johann Wiclif dar, wie er aus dem Stein Funken schlägt; auf dem mittleren Bilde sehen wir Johann Hus, wie er mit dem Funken Kohlen anzündet; auf dem untersten Bildchen steht Martin Luther, die weithin leuchtende Fackel schwingend. Diese drei Miniaturen in

ihrer Zusammenstellung geben den gottgeschenkten Beruf der drei Männer und zugleich die Abhängigkeit je des späteren von dem früheren sinnbildlich zu erkennen. Wenn Luther seinem Freunde Spalatin gesteht, er selbst, nebst Staupitz und allen seinen Geistesgenossen, sie alle hätten bisher schon unbewußt Gedanken von Hus gehegt und vorgetragen, so erkennt er selbst den inneren Zusammenhang an zwischen seinem eigenen Werk und dem des böhmischen Reformers ein Jahrhundert früher. Haben doch auch schon bald genug nach Luther's erstem Auftreten böhmische Utraquisten eine Ahnung davon gehabt und gegen ihn selbst ausgesprochen: „Das Eine wissen wir, daß, was einst Johannes Hus in Böhmen gewesen, dieses Du, Martin, in Sachsen bist.“[6]) Nur ist die Erfüllung weit reicher, tiefer und umfassender geworden, als jene Böhmen damals geahnt.

Thatsache ist, daß Hus auf dem Scheiterhaufen, als standhafter Zeuge der Wahrheit, eines von den wenigen Geschichtsbildern, einer von den wenigen Eindrücken ist, die aus dem in unserem Bewußtsein zurückgetretenen 15. Jahrhundert im deutschen Volksgemüte evangelischen Bekenntnisses doch klar und frisch haften geblieben sind.[7]) Umsomehr ist es der Mühe wert, das Lebensbild dieses Mannes, auf Grund urkundlicher Quellen, in möglichster Treue und Klarheit uns zu vergegenwärtigen.

Erstes Kapitel.

Der nationale und geschichtliche Boden.

Bei keinem Menschen ist der Charakter, den er in sich trägt, und das Werk seines Lebens, welches ihn beschäftigt, völlig unabhängig von der Zeit, in der er lebt, von der Umgebung, inmitten deren er sich bewegt, von der geistigen Atmosphäre, deren Luft er eingeathmet hat. Es war in der That eine Zeit regen, freudigen Aufschwungs, in welche die Jugendjahre des Johannes Hus fielen. Die Regierung Kaiser Karls IV. (I.) hatte für Böhmen die höchste Blüte begründet: bürgerliche Ordnung und Friede herrschten, der Wohlstand blühte; im kirchlichen Wesen wurde Gottesfurcht gepflegt, eine stramme Zucht von oben herab in der Geistlichkeit gehandhabt, sodaß die Regierungszeit Karls als die Glanzperiode der böhmischen Kirche gilt.[8]) Auf kirchlichem Gebiete war eine bedeutsame Errungenschaft die Erhebung des Prager Bistums zum Erzbistum. Als im Jahre 973 der Benediktiner Dietmar als erster Bischof von Prag eingeführt wurde, erschien dieses Ereignis schon als ein hocherfreulicher Fortschritt. Denn bis dahin hatten die Böhmen noch kein Bistum im eigenen Lande; sie standen vielmehr unter dem Kirchenregiment des Bischofs von Regensburg, beziehentlich unter dem Erzbistum Salzburg. Nun erhielt das Volk einen Oberhirten im eigenen Lande, der ganz und gar ihm selbst angehören sollte, überdies wurde der neue bischöfliche Sprengel von der bisherigen Kirchenprovinz Salzburg abgelöst und der Kirchenprovinz des Erzbischofs von Mainz zugeteilt.[9]) Das war der erste Schritt zur kirchlichen Selbständigkeit Böhmens. Aber ungleich wichtiger noch war die Thatsache, daß der seit Jahrhunderten gehegte, aber durch die

deutsche Politik bis dahin stets vereitelte Wunsch der Emanzipation des böhmischen Kirchenwesens von dem Kirchenregiment des Mainzer Erzbischofs, und der Erhebung des Prager Bistums zu einem selbständigen Erzbistum unter der Regierung des Hauses Luxemburg schließlich zu Stand und Wesen kam. Es war der Markgraf von Mähren Karl (der spätere König von Böhmen und deutsche Kaiser Karl IV.), der unter rascher Benutzung günstiger Umstände es durch Clemens VI. erreichte, daß das Bistum Prag zum Erzbistum erhoben wurde. Das geschah durch eine Bulle vom 30. April 1344. Die Erhebung des Bistums zum Erzbistum, mit den Suffraganbistümern Olmütz und Leitomischl, nebst Uebertragung des Rechts, den König von Böhmen zu krönen, hatte die Bedeutung, das böhmische Kirchentum von dem maßgebenden Einfluß der deutschen Hierarchie unabhängig zu machen, ja nebenbei das Selbstbewußtsein und das politische Ansehen Böhmens, als eines selbständigen Königreichs, zu stärken und zu erhöhen. Wurde doch hiermit ein Band gelöst, welches Jahrhunderte lang Böhmen an Deutschland geknüpft hatte.[10])

Hierbei ist ein Umstand nicht zu unterschätzen: unter den Motiven, auf welche man sich stützte, um die Lostrennung des böhmischen Bistums von der Metropole Mainz zu fordern, wurde nicht nur die weite Entfernung der Stadt Prag von Mainz (10 Tagereisen), nicht nur die Unsicherheit der Straßen durch die ausgedehnten Waldungen an der böhmischen Grenze, die dadurch bedingte Erschwerung des Verkehrs, namentlich der Uebung erzbischöflicher Verwaltung und Gerichtsbarkeit geltend gemacht, sondern auch die Verschiedenheit der Sprachen; die böhmische Sprache unterscheide sich von der deutschen so völlig, daß ein richtiger Verkehr zwischen Böhmen und Mainz gar nicht denkbar sei. In dieser Angelegenheit ist zum ersten Mal in der Geschichte die Thatsache amtlich zur Sprache gekommen, daß das böhmische Volk eine andere Muttersprache besitze, als das deutsche. Und dieser Umstand fiel bei den Verhandlungen und Erörterungen, die an der Kurie zu Avignon deshalb gepflogen wurden, wirklich ins Gewicht.

Die Sache selbst bestand in Wirklichkeit seit geraumer Zeit. Schon seit dem 13. Jahrhundert gab es in Böhmen zweierlei

nationale Elemente der Bevölkerung, die nur langsam mit einander verschmolzen: das slawische und das deutsche. Jenes war in den unteren Schichten des Volkes, namentlich in der bäuerlichen Bevölkerung, aber auch im Adel vorherrschend; dieses im Bürgertum der Städte. Die ursprünglichen Einwohner des Landes, Markomannen genannt, waren Deutsche gewesen. Die Slawen hatten erst um 700—800 nach Christo, von Osten her vordringend, das östliche Deutschland, insbesondere auch Böhmen und Mähren, in Besitz genommen. Wenn seit dem 13. Jahrhundert Deutsche sich im Böhmerlande niederließen, so war dies als eine teilweise Rückwanderung in urdeutsches Land anzusehen. Selbst die Könige aus der national-tschechischen Dynastie der Przemysliden, namentlich Ottokar II., um die Mitte des 13. Jahrhunderts, hatten deutsche Einwanderer ihrer Betriebsamkeit wegen ins Land gezogen und gegenüber den Eingeborenen begünstigt. Diese entsprachen in der That dem Vertrauen, das man ihnen entgegenbrachte: durch Ausroden von Wäldern an den Landesgrenzen und durch Urbarmachen des Bodens machten sie sich um das Land verdient; ferner trieben sie Bergbau; ihnen zunächst verdankte man den hohen Ertrag der Silberbergwerke von Kuttenberg und Deutschbrod, somit das Wachstum des Wohlstandes im Lande, ja der Macht des Königtums und der Nationalkraft. Im Anfange des 13. Jahrhunderts hatten in Prag selbst die Deutschen fast die ganze Altstadt inne und bildeten beinahe eine ganz deutsche Stadtgemeinde. Unter König Johann von Luxemburg war die deutsche Sprache nicht nur in den Städten, sondern auch bei Hofe vorherrschend. Ja Karl selbst hatte, als er 1333 aus Frankreich und Italien in seine böhmische Heimat zurückkehrte, die tschechische Sprache verlernt und mußte sie von neuem lernen.[11]) Als einst Ottokar II. die sogenannte Kleinseite, am linken Ufer der Moldau, gründete, überwies er sie Deutschen, unter Zurücksetzung der Eingeborenen. Handel und Gewerbefleiß war vorzugsweise Sache des deutschen Bürgerstandes in den Städten.[12]) Zu Kaiser Karl's Zeit stand es bereits so, daß bei einzelnen Stiftungen die tschechische Nationalität, mit Ausschluß der deutschen, bedacht wurde, so z. B. als Karl IV. in der von ihm gegründeten Neustadt Prag das Kloster Emmaus eigens für slawische Benediktiner stiftete.[13])

Die Erhebung des Bistums Prag zum Erzbistum, zur Metropole aller unter der böhmischen Königskrone stehenden Länder, war durch die päpstliche Bulle vom 30. April 1344 genehmigt. In Ausführung derselben wurde zum ersten Erzbischof von Prag ein Mann ernannt, welcher dem böhmischen Volke unvergeßlich geblieben ist, eine Persönlichkeit, welche dem um das Land hochverdienten glorreichen König Karl ebenbürtig zur Seite stand. Ernst (Arnest) von Pardubitz, bisher Dechant des Domkapitels von Prag, war im Januar 1343 zum Bischof gewählt worden; am 21. November 1344 wurde er feierlich als Erzbischof eingesetzt, und an dem gleichen Tage wurde der Grundstein zu dem neuen erzbischöflichen Dom St. Veit auf dem Hradschin gelegt. Der neue Erzbischof, ein Mann von stattlichem Wuchs und schöner Gestalt, von tadellosem Wandel und tüchtiger Gelehrsamkeit, erwies sich als eine Persönlichkeit von apostolischem Schlage, als ein treuer Oberhirte seiner Landeskirche. Infolge der Lostrennung des neuen Erzbistums von der Mainzer Metropole war die Rechtsverbindlichkeit der Satzungen der bisherigen deutschen Kirchenprovinz erledigt; deshalb suchte Erzbischof Ernst alle bewährten Vorschriften und Ordnungen, welche in der Mainzer Kirchenprovinz in Gültigkeit waren, seiner neu geschaffenen erzbischöflichen Provinz gleichsam zur Ausstattung zu geben. Andererseits hielt er es für Pflicht, mit jenem herübergenommenen Erbe alles dasjenige zu verbinden und als verpflichtend einzuschärfen, was im Lande selbst sich als Brauch gebildet hatte und was durch frühere böhmische Synoden als Kirchengesetz aufgestellt worden war. Zu diesem Behufe berief er seit 1349 mehrere Synoden. Auf diesen wurden unter seiner Leitung Beschlüsse gefaßt, welche Mißständen im kirchlichen Wesen steuern, hingegen zur inneren Förderung des kirchlichen Lebens und zur äußeren Ordnung in der Kirchenprovinz dienen sollten.[13]) Die Aufgabe war, nicht allein der Willkür und Eigenmächtigkeit des grundbesitzenden Adels, durch welchen die Freiheit und Würde der Kirche bedroht war, Schranken zu setzen, sondern auch innerhalb der Geistlichkeit selbst eine stramme Zucht zu handhaben. Mehrere der getroffenen Anordnungen zielten darauf, die verweltlichte und entsittlichte Pfarrgeistlichkeit im Lande zu ehrbaren Sitten und

würdigem Wandel zurückzuführen. Deshalb wurden die Archidiakonen aufgefordert, die Kleriker anzuhalten, daß sie keine Konkubinen halten, die Schenken nicht besuchen, Karten- und Würfelspiel meiden, keine Waffen tragen u. s. w. sollten. Die geistliche Amtsführung selbst anlangend, mahnten die Concilien zu gewissenhafter Erfüllung der pfarramtlichen Pflichten überhaupt; insbesondere wurde darauf gedrungen, daß die Pfarrer ihren Gemeindegliedern das Vater Unser, den apostolischen Glauben, die 10 großen und „die 6 kleinen" Gebote in der Volkssprache einprägten.[14]) Man könnte glauben, diese Forderungen in Betreff christlicher Erkenntnis der Gemeinden seien doch recht bescheiden, denn es werde ja nichts weiter verlangt, als daß die Leute den bloßen Text jener drei Hauptstücke in ihrer Muttersprache auswendig lernten; von einer Auslegung der biblischen Worte ist allerdings ebensowenig die Rede als von Predigten in tschechischer Sprache. Allein bedenken wir die Zeit, in der wir damit stehen, so ist es doch eine nicht zu unterschätzende Zumutung an das geistliche Amt, daß wenigstens soviel Unterweisung der Gemeinden in ihrer Muttersprache als unerläßlich gefordert wurde. — Die redlichen Bemühungen des neuen Metropoliten blieben in der That nicht fruchtlos: die Geistlichkeit Böhmens hob sich in sittlich-religiöser Hinsicht. Die Verfügungen des Erzbischofs und seiner Concilien blieben nicht auf dem Papier. Der Erzbischof Ernst von Pardubitz ging im Amtseifer und christlichen Wandel der ihm untergebenen Geistlichkeit mit bestem Beispiel voran und hielt streng auf Erfüllung der gegebenen Vorschriften, ja er ernannte zur Aufsicht über die Pfarrgeistlichen, außer den Archidiakonen, sogenannte Correctores cleri, eine Art kirchlicher Censoren.[15])

Durch solche gesetzgeberische und Verwaltungsmaßregeln für Reinigung und Hebung kirchlichen Wesens angeregt und gerechtfertigt, traten auch freiwillige und private Bestrebungen einzelner Männer zu Tage zu dem Zweck, das kirchliche Leben zu bessern und zu vertiefen, Bestrebungen, welche mitunter ihre Ziele sich noch höher steckten, als Erzbischof Ernst mit seinem Kirchenregiment.

Solche freie Gedanken und Arbeiten sittlich-religiöser Reform gingen in den letzten Jahrzehnten vor dem öffentlichen Auftreten

des Hus von einigen Mitgliedern der Geistlichkeit aus, welche nicht vermöge ihrer amtlichen Stellung zum Eingreifen in weitere Kreise berufen waren, die vielmehr nur durch persönliche Ueberzeugung sich des Gewissens halber dazu gedrungen fühlten. Solche Männer, welche man sowohl von protestantischer wie von römischer Seite „Vorläufer" von Hus genannt hat, waren Konrad von Waldhausen, Militsch von Kremsier und Matthias von Janow.

Konrad nannte sich selbst nach dem oberösterreichischen Dorfe Waldhausen, wo er geboren war.[16]) Er trat in den Orden der Augustiner-Chorherrn, empfing 1349 die Priesterweihe und arbeitete geraume Zeit in seiner oberösterreichischen Heimat, namentlich auch in Wien selbst, teils als Lehrer, teils als Prediger. Da er als Volksprediger einen bedeutenden Ruhm erworben hatte, so berief ihn Karl IV., der sein Erbland Böhmen wie politisch so kirchlich zu heben bemüht war, durch Vermittelung des Herrn von Rosenberg, eines der hervorragendsten und einflußreichsten böhmischen Edelleute, nach Böhmen, was etwa im Jahre 1360, spätestens 1362 geschah. Um seinen Unterhalt zu sichern, erteilte ihm der König als Pfründe das Pfarramt zu Leitmeritz (daher nennt er sich in Luthmeriz plebanus, d. h. Leutpriester); übrigens lebte Konrad — ohne Zweifel gemäß der Willensmeinung Karl's IV. — meist in der Hauptstadt selbst, wo er in der Galluskirche, als aber diese, so geräumig sie war, doch bei dem Andrang der Zuhörer sich als unzureichend erwies, auf dem freien Platze vor der Kirche predigte. Als Konrad solchen Erfolg in Prag gewann, suchte ihn Herzog Rudolf von Oesterreich mittels ehrenvoller Berufungen für seine Heimat, und namentlich für Wien selbst, zurückzugewinnen. Allein er lehnte aus Dankbarkeit gegen Karl IV., der ihm so viele Huld erwiesen, ihn auch gegen Anfechtungen treulich geschützt hatte, jene Anträge ab. Vielleicht hing es damit zusammen, daß der König ihm das ansehnlichste Pfarramt in der Altstadt, das der Teynkirche am Großen Ring, übertrug. Als er am 8. Dezember 1369 starb, befand er sich noch im Besitze dieser Stelle.

Konrad war kein Nationalböhme, sondern ein Deutscher, und predigte stets nur deutsch. Dessen ungeachtet war seine Wirksamkeit als Prediger eine ausgebreitete und tiefgehende. Er war

ein strenger Bußprediger, streng vor allem gegen sich selbst. Es war ihm ein heiliger Ernst, vor allem seine eigene Seele zu retten; er betrachtete sich, wie er selbst bekennt, als berufenen Wächter für die Seelen und wollte es um keinen Preis dahin kommen lassen, „daß das Blut der Seelen, die verloren gehen, von ihm gefordert werden könnte" (Hesekiel 33, 8)[17]. Nun schwebten ihm, laut seiner eigenen Erklärung, die Worte des Erlösers von seiner Wiederkunft, von den Versuchungen und Gefahren der seiner Zukunft vorangehenden Zeiten, vor der Seele; deshalb fühlte er sich verpflichtet, auf die Zeichen der Zeit aufmerksam zu machen, um vor drohender Seelengefahr zu warnen, und zu zeigen, wie man die Verführer und falschen Propheten an ihren Früchten kennen zu lernen habe. Demgemäß strafte er in seinen Predigten scharf und ohne Rückhalt die im Schwange gehenden Sünden der Prager, namentlich der Wohlhabenden und der höheren Stände, ihre Habsucht und Ueppigkeit und ihren Hochmut.[18]) Und merkwürdig, je freimütiger und schonungsloser er die herrschenden Sünden angriff, desto stärker wurde der Zulauf zu seinen Predigten. Aber auch die Frucht sittlichen Erfolges blieb nicht aus: Wucherer erstatteten von freien Stücken ungerecht erworbenes Geld und Gut den Beschädigten wieder; Frauen legten den übertriebenen Schmuck, ihre kostbaren Schleier, ihre mit Gold und Perlen besetzten Kleider nach und nach ab, und kleideten sich einfach und bescheiden; leichtfertige junge Leute, vor deren Zudringlichkeiten sittsame Bürgertöchter selbst in der Kirche nicht sicher gewesen waren, bekehrten sich und führten einen rechtschaffenen Christenwandel. Konrad selbst wunderte sich, daß das Volk ihm so viel Achtung und Liebe erzeigte, während er nicht aufhörte dasselbe zu strafen. Die Bettelmönche dagegen schmeichelten dem Volk, aber ihre Klosterkirchen wurden immer leerer. Als aber der ernste Sittenprediger nicht blos Gemeindegliedern, sondern auch Geistlichen, insbesondere Bettelmönchen, zu Leibe ging, als er im December 1363 anfing, denselben ihre Habsucht, Simonie und Erbschleicherei öffentlich vorzuhalten und, wie er selbst sich ausdrückt, „den Bogen des Wortes Gottes stärker gegen sie spannte",[19]) da begannen sie den eifrigen Augustiner-Chorherrn auf jede Weise zu verdächtigen und zu verketzern. Zu Neujahr

1364 benutzten die Dominikaner die Anwesenheit ihres Ordensgenerals aus Rom, der als päpstlicher Legat in Prag erschienen war, um ihre Anschuldigung, ketzerische Grundsätze vorgetragen zu haben, gegen den verhaßten Mann vorzubringen und seine Vorladung vor das erzbischöfliche Gericht zu beantragen. Konrad reichte sofort eine Denkschrift zu seiner Verantwortung ein, aber an dem von Erzbischof Ernst von Pardubitz anberaumten Termin erschien kein einziger von seinen Gegnern. Später machten die Dominikaner in Prag und die Augustiner-Eremiten nochmals einen Anlauf gegen ihn: jene mit 18, diese mit 6 Anklagepunkten, worauf er eine anderweitige Verteidigungsschrift einreichte, die richtig auf uns gekommen ist. Er macht darin unter anderen folgende Bemerkung: die verschiedenen Bettelorden hätten sich in Prag vormals nicht lieb gehabt, seien vielmehr in ewigen Hader unter einander gelegen; jetzt aber hätten sie sich in der Feindschaft gegen ihn versöhnt und seien Freunde geworden, wie dem Erlöser gegenüber Herodes und Pilatus. Bemerkenswert ist übrigens die Thatsache, daß sämtliche Artikel der Klage von Seiten sowohl der Dominikaner als der Augustiner-Eremiten zu St. Thomae sich nicht auf die Lehre und den Glauben, sondern lediglich auf Gegenstände des sittlichen Lebens und Verhaltens bezogen. Aus diesem Umstand schließen wir mit Fug und Recht, daß Konrad selbst nicht die Lehre, sondern nur die Sitten und den Lebenswandel der Bettelorden und der Zeitgenossen überhaupt zu bessern bestrebt gewesen ist. Die Anfeindungen wurden zurückgeschlagen — er starb im Vollbesitz kirchlicher Ehre und Würde — und die Früchte seiner Lebensarbeit dauerten fort.

Konrad war ein Deutscher, Militsch[20]) aus Kremsier in Mähren (unterhalb Olmütz, an der March) dagegen ein ganzer Tscheche, der die Gefühlserregung und sittliche Glut der Nation in sich trug. Als Konrad durch seine Predigten bereits Aufsehen erregte, war Militsch Archidiaconus und Mitglied des erzbischöflichen Domcapitels und stand gleichzeitig bei Karl IV. in hohen Ehren als Geheimschreiber und Unterkanzler. Aber weder bürgerliche Ehren noch kirchliche Würden vermochten ihn zu fesseln. Als Archidiaconus hatte er Pfarrer und Gemeinden zu visitieren; unter Verzicht auf die gesetzliche Entschädigung für Reisekosten

bestritt er die Auslagen dafür aus eigenen Mitteln. Wohl gab er sich einer asketischen Selbstzucht hin und trug ein härenes Hemd auf blosem Leibe, dennoch erschien ihm seine Lebensart noch zu weltlich. Im Herbst 1363 entsagte er plötzlich allen seinen Ehren, Würden und Pfründen, um in voller Armut und Demut mit Verkündigung des Evangeliums Christo nachzufolgen. Obwohl der fromme Erzbischof Ernst ihn bitter ungern verlor, verließ er Prag und begab sich aufs Land, in das Städtchen Bischofteinitz, am Fuß des Böhmerwaldes, nahe der bayrischen Grenze, um als Kaplan des dortigen Pfarrers sich im Predigen und in der Seelsorge zu üben. Ein halbes Jahr später kehrte er in die Hauptstadt zurück und fing nun an, ohne geistliches Amt und ohne Pfründe, in tschechischer Sprache zu predigen. Er that das anfangs in der Nicolaikirche, Kleinseite, nachher in St. Aegidien, Altstadt. Anfangs hatte er nur wenige Zuhörer; es war etwas ungewohntes, daß er in der Volkssprache predigte, ja man glaubte, das sei des Evangeliums nicht würdig.[21]) Aber er ließ sich dadurch nicht irren, und nach und nach wuchs die Zahl seiner Zuhörer so, daß er an Sonn- und Festtagen nicht nur zweimal, sondern zuweilen drei- bis viermal, eines Tages sogar fünfmal, in verschiedenen Kirchen, predigen mußte (je einmal lateinisch und deutsch und dreimal tschechisch).[22]) Daraus ergibt sich schon,[23]) daß er sich nicht auf Predigten in tschechischer Sprache beschränkte: vor Gelehrten und Studierenden predigte er lateinisch, und um auch der deutschen Bevölkerung Prags dienen zu können, hatte er noch in reiferen Jahren deutsch gelernt, und predigte nun auch in dieser Sprache. Seine Hauptaufgabe sah er indes darin, dem tschechischen Volk, den Armen das Evangelium in ihrer Muttersprache zu verkündigen, während Konrad ausschließlich nur den Deutschen gepredigt hatte.

Der Reiz seiner Predigten bestand nicht sowohl in Klarheit der Gedanken und in treffender mitunter derber Naturwarheit, wie die Konrad's gewesen waren, sondern in frommer Innigkeit und Phantasie mit mystischem Anflug, und in sittlicher Begeisterung. Uebrigens rühmten die Gelehrten, doch wohl in Betreff seiner lateinischen Predigten, die Gedankenfülle, Frische und Raschheit seines Geistes. Seine Volkspredigten hatten fast noch größeren Erfolg als die Konrad's. Es ging

eine Erweckung von ihm aus, nicht nur unter Frauen, sondern auch unter Männern. Oeffentliche Dirnen bekehrten sich und verließen den Weg des Lasters. Er brachte einzelne als Dienstboten bei rechtschaffenen Hausfrauen unter, andere gelang es ihm zu verheiraten, die übrigen sammelte er in Wohnungen, die unter seiner Aufsicht standen. Häuser der Prostitution leerten sich, ja ein ganzes Quartier von Prag, das verrufene sogenannte Venedig (Venatky) war gesäubert worden; nun schenkte Karl IV. dasselbe Militsch; dieser ließ sämmtliche Häuser niederreißen, kaufte einige angrenzende Baustellen dazu und baute nun einen bedeutenden Häusercomplex zu einem Magdalenenstift namens: „Klein Jerusalem“ statt: „Klein Venedig“. Ein paar Hunderte gebesserter Frauen erhielten hier ihre Wohnung; seine seelsorgerische Pflege wachte über ihnen, um sie auf dem Wege der Tugend zu erhalten.

Uebrigens beschränkte sich Militsch nicht auf die blose Praxis: er forschte unermüdet in der Schrift, um Licht zu suchen über die Gegenwart und ihre Schäden, über die Zukunft, und was der Kirche Christi bevorstehe. Die Folge war, daß er teils aus den Propheten des alten Bundes teils aus den Reden des Erlösers von den letzten Dingen und aus der Offenbarung Johannis die Ueberzeugung schöpfte, der Hauptschaden der Gegenwart sei in dem weissagenden Wort Jesu aufgedeckt: „weil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten“. (Matth. 24, 12). Die Ungerechtigkeit sah Militsch vorzugsweise in der herrschenden Simonie, im Kauf und Verkauf der Sakramente, im Mißbrauch des Reichtums und dem Versäumen der Mildthätigkeit gegen Bedürftige. Ja es schien ihm als stehe „der Greuel der Verwüstung“ (Matth. 24, 15) bereits an heiliger Stätte, und der Antichrist sei nicht erst zukünftig, sondern schon gegenwärtig. Es sei höchste Zeit, daß der Papst selbst das einsehe und Hand anlege, um das Unkraut der Irrlehrer, Heuchler und Schismatiker auszuraufen, die Kirche mit Hülfe eines allgemeinen Concils auf den Weg des Heils zurückzuführen, und durch das Blut des Lammes, sowie durch siegreiche Verbreitung des Wortes Gottes, den Antichrist zu überwinden.

Hatte schon Konrad von Waldhausen seinen Blick auf die Wiederkunft Christi und die versuchungsvolle Zeit des Wider-

christs, die derselben vorangehe, gerichtet und unter diesem Gesichtspunkt die Gegenwart angeschaut, so wiederholt sich diese ernste Beurteilung der Zeit und ihrer Schäden gleichsam in höherer Potenz und mit direkterer praktischer Verwertung in Militsch. Ihm lag die Besserung, ja die Rettung der Kirche mit größtem Gewissensernst am Herzen; seine Reformgedanken waren von apokalyptischer Anschauung und mystischer Sinnesart getragen. Hingegen die Verwirklichung der ersehnten Reform konnte er sich nur als von oben kommend, d. h. als vom Papst, mittels eines allgemeinen Concils, ins Werk gesetzt vorstellen; ein Gedanke, worin er, wie die spätere Geschichte zeigt, sich gründlich getäuscht hat.

Aber damit dies Ziel erreicht werde, wollte er das Seinige thun. In seinem „Eliaseifer", wie der Verehrer Militsch's, Matthias von Janow sich ausdrückt,[23]) kämpfte er mannhaft gegen alles widerchristliche Wesen bei Männern und Frauen aller Stände, wo er es zu finden glaubte, indem er ohne Ansehen der Person, Hohen und Niederen gegenüber, dasselbe aufdeckte und rügte. Er scheute sich nicht, selbst dem Erzbischof, wenn es ihm schien, als gerate er auf einen Irrweg, mit strafendem Wort in's Gewissen zu reden. Ja er wagte es, selbst dem Kaiser Karl IV. in einer großen Versammlung, indem er mit dem Finger auf ihn deutete, zu sagen, er sei ein großer Widerchrist; wofür der damalige Erzbischof, Johann Otschko von Wlaschim — (Ernst von Pardubitz war 1364 gestorben) — ihn zur Buße mit mehrtägiger Haft im bischöflichen Kerker bestrafte. Der Kaiser, der den redlichen Mann stets geachtet und lieb gehabt, entzog ihm sogar nach diesem Vorfall seine Gnade nicht.

Bei diesem Feuereifer, dieser unumwundenen Freimütigkeit seiner Sprache und seines Handelns, ist es nicht zu verwundern, daß heftige Anfeindung, Verketzerung und Verfolgung sich von mehr als einer Seite gegen ihn erhob. Die Prager Theologen schwärzten ihn als Irrlehrer an wegen seiner apokalyptischen Ideen. Er appellierte dagegen an Papst Urban V. und begab sich 1367 nach Rom, wohin der Papst seine Residenz von Avignon aus zurückverlegen wollte. Als aber Militsch dort auf die Ankunft des Papstes lange warten mußte, fühlte er sich schließlich gedrungen, in einem Anschlag am Portal der Peterskirche seinen

Entschluß kund zu geben, in einer öffentlichen Predigt seine Ueberzeugung auszusprechen, daß der Antichrist bereits erschienen sei; das Volk möge beten für Papst und Kaiser, damit sie die Christenheit in geistlichen und weltlichen Dingen so ordnen möchten, daß die Gläubigen ihrem Schöpfer ungestört dienen könnten.[25]) Kaum war der Anschlag gemacht, so ließ der Inquisitor von Rom, ein Dominikaner, ihn in der Peterskirche verhaften; wochenlang schmachtete er in einem Kerker der Inquisition. Allein sobald Urban V. in Rom angekommen war (16. Oktober 1367), wurde Militsch nicht nur auf freien Fuß gesetzt, sondern auch durch den Kardinal von Albano mehrfach ausgezeichnet und in seine Behausung aufgenommen. Jedoch befliß er sich seitdem, seine Gedanken über den Antichrist mit mehr Zurückhaltung zu äußern.

Als Militsch nach Prag zurückkehrte, war der Jubel seiner Verehrer um so größer, als die Bettelmönche, infolge seiner Einkerkerung in Rom, oft in Predigten gesagt hatten: „seht, nun wird demnächst Militsch verbrannt werden.“[26]) Er arbeitete nun in Predigt und Seelsorge, als Gewissensrat vieler Tausende, mit verdoppeltem Eifer, unterwies und leitete junge Kleriker. Seinen eigenen Haushalt richtete er immer dürftiger und enthaltsamer ein; aber bei all dieser Strenge gegen sich selbst war er mild gegen andere, stets heiter und liebreich. Sein Schüler Matthias von Janow sagt: „Niemand, er wäre denn vom Geist des Antichrist besessen, konnte mit ihm sich unterreden oder etwas mit ihm zu thun haben, ohne von seiner Liebenswürdigkeit hingerissen und erfüllt zu werden, und getröstet von ihm zu gehen.“ Als Konrad von Waldhausen im Jahre 1369 starb, wurde an seiner Stelle Militsch zum Pfarrer der Teynkirche ernannt.

Ungeachtet der Vortrefflichkeit seines Charakters und der Uneigennützigkeit und Liebesarbeit seines Wirkens, stieg der Haß und die Anfeindung von Seiten der Bettelmönche gegen ihn so hoch, daß, wie Matthias von Janow sagt, Militsch täglich in Todesgefahr stand um der Wahrheit willen.[27]) Allein Karl IV. nahm ihn so beharrlich in Schutz, daß seine Gegner in Prag nichts gegen ihn ausrichten konnten. Das gestanden die Gegner selbst unumwunden ein, indem sie unter ihre Anschuldigungen wider ihn auch die aufnahmen, Militsch habe erklärt, wenn der

Papst den Bann über ihn verhängen sollte, werde er sich mit Hülfe des Kaisers verteidigen.[28]) Deshalb wandten sich die Gegner unmittelbar an den päpstlichen Hof nach Avignon. Sie reichten 12 Klagepunkte gegen ihn ein, unter denen jedoch keiner, nicht einmal der erste über das angeblich behauptete Erscheinen des Antichrist in der Gegenwart, die Lehre selbst betrifft; sie sind vielmehr sämtlich nur sittlicher und persönlicher Art. Dieser Art ist auch die Beschwerde (Artikel 4 f.) darüber, daß Militsch häufige Communion empfehle. Es gelang in der That, Gregor XI. dazu zu bewegen, daß er 1374 mehrere Bullen an Kaiser Karl, an den Prager Erzbischof, sowie an die Bischöfe von Leitomischl und Olmütz, von Breslau und Krakau erließ, welche eine scharfe Rüge über die klagweise eingereichten Artikel, aber auch über die Bischöfe enthielten, welche der Verbreitung jener angeblich unkirchlichen Grundsätze in ihren Sprengeln nicht entgegengetreten seien. Militsch blieb, im Bewußtsein seiner guten Sache, bei alle dem sehr ruhig; als aber der Prager Inquisitor auf Grund der Bullen eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn einleitete und ihn vorlud, appellierte Militsch an den Papst selbst und begab sich in der Fastenzeit 1374 persönlich nach Avignon. Hier gelang es ihm mit Hülfe seines schon früher bewährten Gönners, des Kardinals von Albano, alle Verdachtsgründe gegen seine Denkart und Gesinnung zu beseitigen. Es überfiel ihn aber eine Krankheit, die ihn, noch ehe ein eigentliches Urteil in seiner Sache gefällt war, am 29. Juni 1374 in Avignon hinwegraffte.

Es ist unverkennbar, daß die Anfeindung und Verketzerung, welche schon gegen Konrad von Waldhausen gerichtet worden war, Milisch gegenüber im verstärktem Maße auftrat. Hatten wir schon bei Konrad apokalyptische Anschauungen entdeckt, so treten dieselben bei Militsch bedeutend stärker in den Vordergrund, sodaß sie bei ihm das Urteil über die kirchlichen Schäden seines Zeitalters wirklich beherrschen. Ganz wesentlich unterscheidet sich Militsch von Konrad in nationaler Beziehung: Konrad war ein Deutscher, und seine Arbeit war in späterer Zeit, da er in Böhmen wirkte, wie in früherer, da er in Oesterreich seinem Berufe lebte, den Deutschen gewidmet, die freilich damals in Prag den weit überwiegenden Bestandteil der Bevölkerung bildeten. Hin=

gegen Militsch war von Geburt ein Tscheche und widmete seine Zeit und Kraft, wenn auch nicht ausschließlich, doch bei weitem zum größten Teile der tschechischen Bevölkerung; war er doch, wie es scheint, der erste, der Predigten in tschechischer Sprache zu halten wagte. Seine Schriften sind teils in tschechischer teils in lateinischer Sprache abgefaßt, aber keine ist deutsch geschrieben. Und gerade seine Bedeutung als tschechischer Prediger und seine Liebe zu der tschechischen Bevölkerung macht ihn zu einem Geistesverwandten von Hus.

Der jüngste unter den Vorläufern des Husitismus war Matthias von Janow (urkundlich „Matthias, Sohn Wenzels von Janow"). Er lebte noch zu einer Zeit, als Hus bereits Student war; er ist aber auch derjenige, der am tiefsten ging. Matthias war ein Schüler des Militsch von Kremsier: er wurde, wie nach seinen Aufzeichnungen zu vermuten steht[29]), während seines akademischen Studiums zu Prag durch den geistvollen eifrigen Prediger erweckt und schloß sich ihm innig an. Allein noch vor dessen Tod begab er sich nach Paris, um seine Studien dort zu vollenden; in Paris promovierte er auch, weshalb man ihn in seiner Heimat später nur den „Pariser Magister" nannte. Uebrigens verweilte er geraume Zeit auch in Rom und in Nürnberg. Auf seinen Reisen sammelte er sich Weltkenntnis und Erfahrung. Am 1. April 1381 verlieh ihm Urban VI. die Anwartschaft auf die nächste zur Erledigung kommende Domherrnstelle an der Kathedrale zu Prag. Infolge dessen wurde er schon am 12. Oktober desselben Jahres als Kapitular des St. Veit-Doms eingesetzt. Erzbischof Johann von Jenstein (Jenzenstein), der Nachfolger des oben genannten Otschko († 1380), welcher Studiengenosse des Matthias auf der Universität Paris gewesen war, beauftragte ihn, als sein Vertreter Beichte zu hören. Diese Stellung als Domherr und Beichtvater an der Kathedrale, behielt Matthias bis an seinen Tod, der ihn in den besten Mannesjahren am 30. November 1394 ereilte. Konrad und Militsch hatten als Volksprediger durch Wort und That eine ausgebreitete Wirksamkeit geübt; Matthias arbeitete im Stillen und im Kleinen, teils als Gewissensrat und Seelsorger derjenigen, welche sich seiner sittlichen

Leitung hingebend anvertrauten, teils durch theologische Traktate, in welchen er die Ergebnisse seiner Bibelforschung und seines Nachdenkens über Fragen des Heils und des Reiches Gottes niederlegte. Die Aufsätze, welche in den Jahren 1388 bis 1392 allmählich entstanden waren, sammelte und ordnete er schließlich zu einem Ganzen, welchem man, wie Palacky treffend bemerkt hat, den Titel geben könnte: „Untersuchungen über wahres und falsches Christentum“.[30])

Matthias von Janow ging, was bisher nicht genug beachtet worden ist, bei seinem Nachdenken über Gegenwart und Ziel der Kirche Christi, von der Thatsache der bereits chronisch gewordenen Papstspaltung aus. Er erkannte darin ein Symptom vorhandener Verderbnis der Christenheit, welche nur durch Wiedergeburt und sittliche Erneuerung gehoben werden könne. Daher arbeitete er, wie viele wackere Männer seines Zeitalters, auf eine Reform der Kirche hin. Jedoch sind nach seiner Ueberzeugung durch diese Spaltung nicht die Erwählten, welche eine Einheit in Christo bilden, von einander getrennt, nicht ist Christi Leib gespalten: sondern es ist nur der bisher in sich geschlossene Leib des Antichrist dadurch geteilt und in Verwirrung gebracht. In diesen wenigen Sätzen liegt sowohl der Augustinische Kirchenbegriff, als der schon von Konrad, aber mehr noch von Militsch her überkommene Gedanke an den Widerchrist. Jener Kirchenbegriff faßt die Kirche als die Gesamtheit der Erwählten und zieht eine scharfe Grenzlinie zwischen wahrem und falschem, scheinbarem Leib Christi. Wo man Jesum den Gekreuzigten lieb hat, wo sein Geist waltet, da ist die wahre Kirche, die Gemeinde der Heiligen. Wo man sich selbst und die Welt lieb hat, da ist die „Gemeinde der Bösen“, Ps. 64, 3 (ecclesia malignantium, Vulg.), die falsche Kirche, der Leib des Antichrist. Den apokalyptischen Zug und den Hinblick auf die letzten Dinge hat Janow, mit seinem geistlichen Vater Militsch gemein.

Fragen wir nach den Mitteln und Wegen der Reform, welche Matthias im Auge hat und empfiehlt, so bestehen sie teils im „Ausreuten aller Pflanzen, die der himmlische Vater nicht gepflanzt hat“ (Matth. 15, 13), teils in Zurückführung der Kirche Christi zu ihren einfachen und gesunden Anfängen[31]). Die

auszureutenden Pflanzen sind menschliche Erfindungen, Satzungen und Gebote, welche immer mehr vervielfältigt und verschärft worden sind, aber die Seelen vom Kern christlicher Frömmigkeit und Tugend ablenken, zerstreuen und veräußerlichen. Durch solche Lehren und Ceremonien wird die Christenheit überbürdet; sie müssen abgethan werden; und der Zeitpunkt, da dies geschehen wird, steht nahe bevor. Es scheint indes, Matthias erwartete die Ausrottung widerchristlicher Gesinnungen, Lehren und Satzungen hauptsächlich von der Verbreitung positiver, ächt christlicher Frömmigkeit, d. h. von der Liebe zu Jesu Christo, und der Nachfolge Jesu. Wo sind solche wahre Christen zu finden? Nicht zumeist unter Priestern und Mönchen, sondern unter den Kleinen im Volk, d. h. unter den Laien; namentlich sind Frauen empfänglicher für die Gnadengaben Jesu Christi, als Männer. Offenbar erkennt Janow dem klerikalen Stande keinen Vorsprung vor den Gemeindegliedern zu, ist vielmehr geneigt, das allgemeine Priestertum der Gläubigen in echt evangelischem Geiste anzuerkennen.

In demselben Maße, in welchem Janow Jesum als den einigen Mittler und Hort des Heils anpreist, steigt seine Wertschätzung der heil. Schrift gegenüber menschlichen Ueberlieferungen. Erhebend ist sein Bekenntnis: „Die Bibel ist es, die ich von meiner Jugend an lieb gehabt, meine Freundin und Braut genannt habe. — Ich gestehe, sie ist von meiner Jugend an bis ins Alter nicht von mir gewichen, weder unterwegs noch daheim, weder im Geschäft noch in der Muße; in jeder Ungewißheit, bei jeder Frage, fand ich stets in der Bibel und durch sie befriedigenden und hellen Aufschluß und Trost für meine Seele; in jeder Beunruhigung, Verfolgung und Traurigkeit nahm ich allenthalben meine Zuflucht zu ihr; und sie ist mir stets wie eine hochgeehrte Mutter begegnet; ihre Tröstungen erfreuten meine Seele.“ [32]) Allerdings muß Matthias gestehen, daß er anfänglich die Bibel nicht verstanden, deshalb auch nicht zu schätzen gewußt habe; erst als es dem Herrn Jesu gefiel ihn zu erwecken und wie einen Brand aus dem Feuer zu reißen, sei er arm und zerknirscht geworden und habe sich zitternd zu Gottes Wort gewendet. — Dann habe Jesus, der Gekreuzigte, nach seiner Güte ihm das

Ohr geöffnet, so daß er die Schrift verstehen lernte, wie sie auf die Gegenwart passe. Nun habe ein starkes und doch süßes Feuer sein Herz ergriffen, und dieses brenne um so heller, je mehr er im Gebet zu Gott und dem gekreuzigten Jesus sich erhebe und ihm diene.[33]) Matthias liebt es, Jesum den „Gekreuzigten“ zu nennen; er thut es so häufig, daß wir eine Absicht darin erkenen müssen: indem er den gekreuzigten Heiland, nicht den erhöhten Herrn betont, rückt er das Werk der Versöhnung in den Vordergrund, und giebt zugleich zu verstehen, wahres Christentum könne ohne Demut, geistliche Armut und Selbstverleugnung nicht bestehen.

Für das segensreichste Gnadenmittel erklärt Janow das heilige Abendmahl. Hatte schon sein Lehrer Militsch häufige Kommunion anempfohlen (s. oben S. 17), so drang Matthias noch nachdrücklicher auf häufigen, ja täglichen Genuß des heiligen Abendmahls. Es giebt kein Thema, auf das er häufiger und mit mehr Vorliebe zurückkommt; es giebt aber auch kaum einen Punkt, der ihm mehr verübelt worden wäre, als dieser. Die Kommunion ist, nach seiner Ueberzeugung, das fruchtbarste Mittel des Wachstums im geistlichen Leben; denn sie dient zur Aneignung Christi. Deshalb bedürfen die Anfänger im Christentum, die Schwachen, welche ihre Unwürdigkeit fühlen, des Sakraments am allermeisten. Uebrigens war Matthias weit davon entfernt, die Leute zum Genuß des heiligen Abendmahls zu drängen und zu nötigen; vielmehr wünschte er nur, das freie, selbsteigene Verlangen nach dieser Seelenspeise zu wecken. Daß er aber hiebei auf die Vollständigkeit des Sakraments gedrungen, auch für Gemeindeglieder den Kelch gefordert habe, läßt sich aus seinen Aeußerungen nicht sicher nachweisen.[34]) Wenn er jene Forderung gestellt hätte, so würde dieselbe ohne Zweifel eben so gut beanstandet worden sein, wie sein Dringen auf häufige Kommunion. Einzelne namhafte Männer, z. B. Adelbert Ranconis de Ericinio, stimmten ihm bei. Einer der bedeutendsten unter seinen Geistesgenossen war Johann von Stěkna (Stjekna), ein Cistercienser. Jedoch fehlte es auch nicht an Männern, welche die häufige Kommunion der Gemeindeglieder widerrieten. Die Sache kam sogar vor das erzbischöfliche Concil zu Prag; in der Sitzung

vom 19. Oktober 1388 wurde der Beschluß gefaßt, daß Laien durchaus nicht öfter, als höchstens einmal jeden Monat zum Genusse der Kommunion zugelassen werden sollten. Dieser Beschluß erschien dem Matthias von Janow als Erfüllung der Weissagung von den letzten Zeiten, wonach durch den Feind Gottes und seines Reiches „das tägliche Opfer abgethan“ werde (Daniel 12, 11).[35]) Die Gegner hatten ihm gegenüber einen Erfolg errungen; das ermutigte sie einen Schritt weiter zu gehen: auf dem Provinzialkonzil des folgenden Jahres (1389) erhoben sie eine anderweite Anklage gegen ihn: man machte ihm sein Eifern gegen Anrufung der Heiligen, gegen Verehrung von Reliquien und Heiligenbildern zum Vorwurf. Ja man setzte ihm dermaßen zu, daß er sich dazu verstand, in der Nikolaikirche der Altstadt ein öffentliches Bekenntnis des Inhalts abzulegen: er habe einige Lehren nicht mit der gebührenden Ueberlegung, Umsicht und Richtigkeit vorgetragen, so daß Irrtum und Aergernis daraus entstehen konnte; deshalb erkläre er, daß Bilder Christi und der Heiligen nicht Ursache von Götzendienst seien u. s. w.[36]); namentlich gab er die Zusage, niemand mehr zum täglichen Genuß des heiligen Abendmahls ermahnen zu wollen. Ein Widerruf im strengen Sinne des Worts war das nicht[37]), man ließ dem hochgeachteten Mann gegenüber doch eine gewisse Schonung walten. So konnte er namentlich einen häufigen Genuß der Kommunion nach wie vor mit gutem Gewissen empfehlen. Sicher ist, daß durch Matthias von Janow die Aufmerksamkeit ganz besonders auf das Sakrament des h. Abendmahls hingelenkt worden ist, während er zugleich das allgemeine Priestertum der Gläubigen betonte.

In den bisher in knappem Grundriß gezeichneten Gedanken des Matthias liegen fruchtbare Keime einer Kirchenreform, welche teils durch Johann Hus, teils ein Jahrhundert später durch die deutsche Reformation zur Entwicklung gebracht worden sind. Ja man kann mit Neander so weit gehen, zu urteilen, Hus sei hinter Matthias von Janow eher zurückgeblieben, als über ihn hinausgeschritten.[38])

Matthias hatte zwar nicht in weiten Kreisen als beliebter Volksprediger, sondern nur in engeren Kreisen und im Stillen als

Gewissensrat und Beichtvater gearbeitet, hauptsächlich aber als christlicher Denker und Schriftsteller tiefen Einfluß auf ernste Christen und strebsame Geister geübt. Seine Gegner hatten ihm gegenüber mehr Erfolg, als die Gegner Konrad's und Militsch's erlangt hatten; sie setzten nicht nur einen Beschluß der Prager erzbischöflichen Synode durch, worin ein Lieblingsgedanke Janow's verurteilt wurde, sondern er selbst wurde auch dazu gedrängt, eine Erklärung öffentlich abzugeben, welche zwar nicht einem Widerruf gleich zu achten war, aber doch eine persönliche Demütigung in sich schloß und ihm für die Zukunft eine gewisse Mäßigung zur Pflicht machte.

Mit Erhebung des Bistums Prag zu einem selbständigen Erzbistum ging Hand in Hand die Stiftung der Universität Prag. Beide Maßregeln fallen nicht nur zeitlich nahe zusammen, sondern bilden in dem schöpferischen Regierungsprogramm Karls IV. ein harmonisches Ganzes: die Hauptstadt Böhmens, die künftige Kaiserstadt, sollte nicht nur eine selbständige kirchliche Metropole, sondern auch eine mit der Pariser Universität wetteifernde Metropole der Wissenschaft im deutschen Reiche, ja in ganz Mitteleuropa werden. Die Universität in Prag war die Lieblingsschöpfung Karls, es war sein ausdrücklicher Wunsch, daß seine Böhmen ihren Wissensdurst nicht im Ausland zu stillen gezwungen sein, sondern ihn daheim zu befriedigen und selbst Fremde anzuziehen im Stande sein möchten.[39]) Bis dahin gab es nur in Frankreich und Italien, in England und Spanien Universitäten oder, wie man sich damals ausdrückte, „Generalstudien“; in Deutschland war Prag die erste Universität, sie sollte, nach der Willensmeinung König Karls, entsprechend dem Vorbilde des Pariser „Generalstudiums“ eingerichtet werden. Es währte übrigens geraume Zeit, mindestens ein Jahrzehnt, bis die neue Stiftung einen merklichen Aufschwung nahm, ihre Blüte begann wohl erst gegen Ende der sechziger Jahre. Sie war übrigens von Anfang an nicht als eine partikularistische Landesanstalt gedacht, sondern als eine gesamtdeutsche Universität; diesen Character offenbarte schon der

Umstand, daß die Gesamtheit ihrer Magister und Scholaren von früh an, wenn auch nicht nachweislich seit ihrer Gründung in die vier Landsmannschaften oder „Nationen“ der Böhmen, Bayern, Polen und Sachsen gegliedert war. Die Gründung eines „Generalstudiums“ in Prag gab Veranlassung zu einer neuen, zahlreichen Einwanderung von Deutschen in die böhmische Hauptstadt. Wie früher viele deutsche Gewerbtreibende und Kaufleute, so wanderten nun deutsche Magister und Studenten ein, deren man anfangs Hunderte, bald aber Tausende zählte. Diese Menge deutscher Lehrer und Scholaren bildete einen um so bedeutenderen Bestandteil der Prager Einwohnerschaft, als sie kraft päpstlicher und königlicher Privilegien als eine selbständige Körperschaft dastand, mit dem Rechte, sich selbst zu regieren und über ihre Mitglieder eigene Gerichtsbarkeit zu üben; dieses Vorrecht liegt schon in dem Namen universitas, der urspüglich nicht sachlich eine universitas literarum, sondern persönlich und social die universitas magistrorum et scholarium, eine privilegierte Körperschaft von Lehrern und Jüngern der Wissenschaft bezeichnete. Die sociale Bedeutung der Universität war um so größer, als zu ihren „Unterthanen“ alle diejenigen gerechnet wurden, welche mit Abschreiben, Malen, Corrigieren und Binden von Handschriften sich beschäftigten, Verkäufer von Pergament, Apotheker und alle, die in irgend einer Weise von der Universität lebten. In den letzten Decennien des XIV. Jahrhunderts machten sich mehrere Doktoren an der Universität durch kirchliche Reformbestrebungen und durch Oppositionsgedanken bemerklich. So namentlich ein aus Pommern gebürtiger Doktor der Theologie, Matthäus von Krokow, der in Prag bis 1367 studiert hatte, dann aber ebendaselbst als Lehrer wirkte, selbst noch in den achtziger Jahren; gestorben ist er als Bischof von Worms 1409. Er hielt 1384 [40]) eine Synodalrede über Besserung der Sitten des Klerus und des Volks. Ihm geistesverwandt war Albert Engelschalk; derselbe studirte zu Prag bis zum Jahre 1373, dann wirkte er daselbst als Lehrer; das war noch im Jahr 1400 der Fall; eine Schrift von ihm, betitelt: „goldener Spiegel“, ist uns erhalten. Aber auch unter den Doktoren der Rechte fehlte es nicht an freimütigen Vertretern der Opposition: so trat ein gewisser Johann

von Bor, Doktor der Rechte, in einer nicht mehr bekannten Schrift gegen die Bettelmönche auf. Von einem Pfarrer Magister Wenzel Rohle ist zwar nicht ausdrücklich bezeugt, daß er in Prag studiert habe; dennoch wird dies durch alle Umstände wahrscheinlich gemacht; derselbe war um das Jahr 1392 Pfarrer zu St. Martinus in der Altstadt. Als in diesem Jahr aus Anlaß eines Jubeljahrs auf dem Wischehrad Ablaß ausgeboten wurde, war Pfarrer Rohle der einzige unter den Prager Magistern und Doktoren, welcher Einsprache dagegen erhob und den Ablaß für Schwindel und Trug erklärte, jedoch nicht öffentlich, sondern heimlich und im Vertrauen. [41]) Solche Reformgedanken und Bestrebungen, durch welche sich die Prager Universität bereits in den letzten Decennien des XIV. Jahrhunderts auszeichnet, sind ohne Zweifel vorzugsweise aus der Anregung abzuleiten, welche Karl IV. in diesem Geiste gegeben hatte. Der Kaiser war einerseits von tiefster Ehrfurcht gegenüber der Kirche, insbesondere dem päpstlichen Stuhl, beseelt, andererseits aber war er keineswegs blind für eingeschlichene Gebrechen des kirchlichen Lebens und ergriff energische Maßregeln zur Abstellung derselben.

Zu den einheimischen Einflüssen kamen aber auch ausländische. Von England her wirkte seit dem Ende des XIV. Jahrhunderts der Geist Wiclif's auf Böhmen. Seitdem die böhmische Prinzessin Anna von Luxemburg, Tochter Karls IV. und seiner vierten Gemahlin Elisabeth von Pommern, im Jahr 1382 mit dem Könige von England, Richard II., vermählt worden war, entwickelte sich ein Verkehr nicht nur zwischen den beiderseitigen Höfen, sondern auch zwischen der Universität Prag und ihrer älteren, berühmteren Schwester, der Universität Oxford. [42]) Dieser geistige Verkehr begann zwar schwerlich schon bei Lebzeiten Wiclif's, sicher aber schon in den ersten Jahrzehnten nach seinem am 31. Dez. 1384 erfolgten Tode. Prager Studenten gingen nach England, um an der, nächst Paris berühmtesten, Theologenuniversität Oxford zu studieren. Dort lernten sie die am Schlusse des XIV. Jahrhunderts daselbst weit verbreiteten Gedanken Wiclif's kennen und brachten dieselben bei ihrer Rückkehr nebst Abschriften einzelner Bücher und Tractate des gefeierten Meisters in ihre böhmische Heimat mit. Es waren anfänglich philosophische Abhandlungen

Wiclif's, welche vermutlich von böhmischen Studenten in Oxford abgeschrieben und so nach Prag gebracht wurden; das war aller Wahrscheinlichkeit nach mindestens schon seit 1391 oder schon einige Jahre früher der Fall.[43]) Der erste, von dem es uns genau bekannt ist, daß er jene Bahn betreten hat, ist Hieronymus von Prag. Wir wissen aus seinem eigenen Berichte, daß er vermutlich schon im Jahr 1399 nach England reiste, einige Jahre in Oxford studierte und selbstgefertigte Abschriften einiger theologischer Bücher Wiclif's nach Prag mitbrachte.[44]) Die Sitte böhmischer Studenten, eine Zeit lang in Oxford zu studieren, erhielt sich noch im XV. Jahrhundert. So kamen mit der Zeit immer mehr Werke Wiclif's nach Böhmen, wurden im Lande selbst fleißig abgeschrieben, zum Teil sogar in's Tschechische übersetzt. Es ist eine zweifellose Thatsache, daß die Verbreitung und das Studium von Schriften Wiclif's in Böhmen während der letzten Jahrzehnte des XIV. und des ersten Jahrzehntes des XV. Jahrhunderts zu der Reformbewegung, an deren Spitze Johannes Hus trat, wesentlich beigetragen haben.

Zweites Kapitel.

Hus'ens Anfänge bis 1409.

Hus hat die reformatorischen Kräfte und die evangelischen Gedanken, welche in Böhmen schon seit Jahrzehnten heimisch geworden waren, in seiner Person zusammengefaßt, andererseits Wiclif'sche Grundsätze, welche von England her nach Böhmen verpflanzt worden waren, sich innig angeeignet. Dazu kam der Umstand, daß die Bestrebungen für Reform der Kirche durch ihn vollends erklärte Nationalsache der Tschechen wurden.

Johannes Hus, ursprünglich Johannes von Husinetz (Hussynecz) genannt, wurde in dem Marktflecken Husinetz, am Fuße des Böhmerwaldes, unweit der Moldauquellen und der bayrischen Grenze, wahrscheinlich im Jahr 1369 geboren. Daß der 6. Juli als sein Geburtstag angegeben wird, beruht vermutlich einzig und allein darauf, daß die Husiten den 6. Juli als seinen Gedenktag zu feiern pflegten, aber nicht weil dieser Tag sein Geburtstag, sondern weil er sein Sterbetag war, und sie diesen nach urchristlichem Vorgang als den Tag seiner Geburt zum seligen Leben ansahen. Ein altes, urkundliches Zeugnis für den genannten Tag als seinen Geburtstag ist nicht vorhanden. Das Geburtsjahr ist nicht ganz sicher; möglich, daß es einige Jahre früher fiel. Er stammte aus dem eigentlichen Volk tschechischer Nationalität. Seine Eltern waren Landleute und, wie es scheint, nicht besonders bemittelt; deshalb mußte er, ähnlich wie Luther, als Scholar sich kümmerlich durchschlagen, mit Singen und mit Ministrantendiensten in einer der vielen Kirchen Prag's sein Brod verdienen. Seine Ausbildung erhielt er auf der

Universität zu Prag. In welchem Jahre er daselbst immatriculiert wurde, ist nicht sicher beglaubigt, wenigstens ist die Angabe, dies sei i. J. 1382 geschehen, um deswillen zu beanstanden, weil Hus laut der Original-Matrikel der juridischen Fakultät als Jurist inscribiert sein müßte, während doch die Artistenfakultät d. h. die philosophische, den notwendigen Durchgang zu den drei obern Fakultäten bildete. An und für sich aber berechtigt uns die Jahresangabe 1382 keineswegs zu dem Schlusse, daß Hus nicht erst 1369, sondern schon 1360 geboren sein müßte.[46])

Als Student scheint er sich nicht besonders ausgezeichnet zu haben; wenigstens wurde ihm bei den Prüfungen für akademische Grade in der Regel ein Platz in der Mitte der Bewerber erteilt. Von seinen Lehrern nennt er einige mit Pietät; unter diesen sei hier nur erwähnt „Adalbertus Ranconis, der klare Redner, — Johann Stjekna, der treffliche Prediger gleich einer Posaune" u. s. w.[47])

Zuverlässig bezeugt ist, daß Hus 1393 zum Baccalaureus der freien Künste, 1394 zum Baccalaureus der Theologie promoviert worden ist; Magister der freien Künste wurde er im Jahr 1396. Doctor der Theologie ist er niemals geworden, eben so wenig als später Melanchthon. Sein Lebenlang hieß er nur der Magister Johannes Hus, und das ist sein Titel geblieben im Munde seiner Verehrer lange nach seinem Tode. Von der Achtung, die er inmitten der gelehrten Körperschaft, der er angehörte, genoß, zeugt die Thatsache, daß ihm verschiedene Aufträge und Ehrenämter an der Universität erteilt wurden: schon 1398 ernannte ihn die böhmische Nation zum Examinator für die Bewerber um das Baccalaureat. Drei Jahre später, 15. Oct. 1401, wurde er von der philosophischen Fakultät zum Dekan gewählt; und im October 1402 wurde er Rektor der Prager Universität. Das aktive und passive Wahlrecht zum Rektorat besaß, nach dem Vorgang der Pariser Universität, die Artistenfakultät. Diese höchste Würde an der Universität währte indes nach damaliger Sitte nur ein Halbjahr.[48])

Vermöge seiner Stellung an der Universität hatte er etwas voraus vor den oben erwähnten Männern, welche vor ihm für Reform der Kirche gearbeitet hatten. Konrad, Militsch und

Matthias von Janow bekleideten sämtlich klerikale Aemter, besaßen aber keine bevorzugte Stellung an der Prager Universität, ungeachtet letztere bei deren Lebenszeit bereits bestand. Dem Magister Hus aber stand nicht allein der akademische Wirkungskreis offen, sondern er besaß eben damit auch, kraft der bekannten Regel: docendo discimus, ein ersprießliches Mittel zur eigenen Fortbildung. Namentlich dienten ihm ohne Zweifel die akademischen Akte, zu denen er berufen war, Vorlesungen, Disputationen, Prüfungen, dazu, daß er in die Schriften Wiclif's, die ihm schon seit Jahren bekannt waren, sich immer mehr vertiefen lernte. Ja wir haben Grund zu glauben, daß er seine ersten Vorlesungen unter Zugrundelegung Wiclif'scher Abhandlungen gehalten habe. Die königliche Bibliothek zu Stockholm besitzt eine Anzahl Handschriften, welche ursprünglich sich auf dem Hradschin zu Prag befanden, aber unmittelbar vor dem westphälischen Frieden 1648 von den Schweden weggeschleppt wurden. Unter denselben befindet sich auch ein Heft, welches fünf philosophische Traktate Wiclif's enthält. Diese Handschrift ist, nach der Ansicht des befugten Forschers, von Hus eigenhändig abgeschrieben und, wie die Schlußbemerkung beweist, im Jahr 1398 beendigt worden. Der gelehrte Berichterstatter konstatiert die Thatsache, daß jene Handschrift ganz und gar die Form der im 14. Jahrhundert üblichen Hefte akademischer Lehrer besitzt. Nun ist es ausgemacht, daß Hus im Jahr 1398 angefangen hat Vorlesungen zu halten, welche jedenfalls philosophische Themen behandelten. Ferner erlaubten die Satzungen der Artistenfakultät zu Prag jedem Baccalaureus nur nach Heften eines Magisters von Paris, Oxford oder Prag zu lesen, während ein Magister befugt, aber nicht verpflichtet war, selbständige Vorlesungen zu halten. Alles das zusammengenommen legt uns die Annahme nahe, daß er seine ersten Vorlesungen über philosophische Traktate Wiclif's gehalten und dabei gerade das jetzt in Stockholm befindliche Heft zu Grunde gelegt habe.[49])

Sicher ist, daß Hus philosophische Schriften Wiclif's gekannt und mit Vorliebe studiert hat, ehe er theologische Schriften desselben Mannes zu Gesicht bekam. Auch das ist keinem Zweifel unterworfen, daß er den philosophischen Realismus Wiclif's sich

angeeignet hat, ehe er sich mit den theologischen Reformgedanken desselben erfüllte. Seine theologischen Schriften aber lernte er in keinem Fall früher als 1400, vielleicht erst im Jahr 1402 kennen. Jedoch der tiefere Einfluß derselben auf Gemüt und Gewissen war noch durch andere Umstände mit bedingt.

Wir haben Grund anzunehmen, daß eine Erweckung in Hus vorgegangen ist, und zwar während seines Mannesalters. Wir wissen einerseits, daß er noch als Student von einer leichtgläubigen und unbedingten Ergebenheit beseelt war gegenüber den Gebräuchen und angeblichen Gnadenschätzen der römischen Kirche. Zur Zeit des Prager Jubeljahrs 1393 machte die Empfehlung der ausgebotenen Gnaden durch den Prediger Stjekna auf dem Wischehrad solchen Eindruck auf Johann Hus, daß er gleichfalls die vorgeschriebene Prozession mitmachte, auf dem Wischehrad beichtete, und die letzten vier Groschen, die er besaß, dem Beichtiger gab, nur um den Ablaß zu erlangen. Das war ein Ausfluß überschwänglicher Bigotterie, die er später als Pfarrer und Prediger schmerzlich bereute, ja auf der Kanzel öffentlich als Thorheit beklagte.[50]) Andererseits mochte mit solcher katholisch bigotten Gesinnung sich ganz wohl vertragen eine Neigung zu leerem Zeitvertreib, zu Eitelkeit und Kleiderpracht. In einem kurz vor der Abreise nach Constanz, Anfang October 1414, an einen geliebten Schüler, Magister Martin, geschriebenen Briefe bekennt Hus aufrichtig, daß er vor dem Empfang der Priesterweihe oft und gerne Schach gespielt habe, was ihm jetzt namentlich um deswillen leid thut, weil er dadurch andere und sich selbst häufig zu Unmut und Jähzorn gereizt habe.[51]) Aus diesen Äußerungen läßt sich ersehen, wie streng er jetzt über seine damalige Gesinnung und seinen ehemaligen Wandel urteilt.

Fragen wir nach der Zeit, in welcher jene Erweckung in ihm vorgegangen, und spüren wir dem ursächlichen Zusammenhang dieser inneren Wandlung nach, so werden wir auf den Zeitpunkt geführt, in welchem er das Predigtamt an der Bethlehemskapelle übernahm und zu diesem Behufe die Priesterweihe empfing. Das war das Jahr 1402. Es ist bei einem religiös angelegten Gemüte begreiflich, daß es durch die Priesterweihe zu tieferem Ernst ge-

stimmt und durch das ihm anvertraute Predigtamt innerlich gefördert wurde. Wenigstens steht so viel fest, daß Hus schon als Jüngling von redlicher Wahrheitsliebe beseelt war. Bei einem akademischen Akte äußert er, es sei ihm nicht um hartnäckige Behauptung einer einmal gefaßten Ansicht, sondern um die Wahrheit zu thun; er habe von dem Anfang seiner ersten Studienzeit an es sich zur Regel gemacht, so oft er in irgend einem Punkt eine richtigere Ansicht vernehme, seine frühere Ueberzeugung demütig und mit Freuden aufzugeben.[52]) So hat er denn auch die unbedingte Verehrung vor dem Papst, welche er als Student gehegt hatte, aufgegeben, als ihm aus der heiligen Schrift ein helleres Licht und eine völligere Erkenntnis des Erlösers aufging.[53])

Die Umstände, unter welchen die Stiftung der Bethlehems-Kapelle zu Stande gekommen war, sind so merkwürdig, daß es der Mühe wert ist, einen Blick auf die Geschichte ihrer Gründung zu werfen.

Im Jahre 1391 hatte ein reicher Prager Handelsherr, namens Kreuz, ein ihm gehöriges Grundstück in der Altstadt zu einer Kapelle gestiftet, welche den unschuldigen Kindlein geweiht werden und den Namen Bethlehem führen sollte. Einige Wochen später, am 24. Mai 1391, schenkte der Ritter und königliche Rat Johann von Mülheim, aus Pardubitz gebürtig, die Fundation zu einem geistlichen Amt an der Bethlehemskapelle, wodurch er das Collaturrecht für dieses Amt erwarb. Er traf aber die dreifache Bestimmung, daß der Kaplan (capellarius, auch rector genannt) ein Weltgeistlicher sein müsse, ferner, daß er ausschließlich nur das Predigtamt zu verwalten verpflichtet sein solle; das Messelesen blieb seinem eigenen Ermessen anheimgestellt; endlich, die Predigten solle er in böhmischer Sprache halten.[54]) Später, im Jahre 1396, stiftete der erstgenannte Kaufmann Kreuz einen Altar der heiligen Margarethe, Katharine ꝛc., und zugleich eine Pfründe, deren Inhaber an diesem Altar Messe lesen sollte. Es scheint demnach, als sei Kreuz dem römisch-katholischen Wesen unbedingt ergeben gewesen, während Mülheim, laut seiner Stiftungsurkunde, ganz anders gesinnt war; nicht als hätte er einer grundsätzlichen Opposition gegen alles in der Kirche Bestehende

gehuldigt, wohl aber legte er auf die Predigt des göttlichen Wortes den höchsten Wert und hielt sie für die den Seelen ersprießlichste Verrichtung des geistlichen Amtes; ferner lag ihm am Herzen, daß dem tschechischen Volke die Wohlthat der Predigt des Wortes Gottes in seiner Muttersprache regelmäßig zu teil werde. Deshalb schien es ihm, als fehle es in der schon damals kirchenreichen Hauptstadt an einem ausschließlich zur Predigt eingesetztem geistlichem Amte. Ferner nahm er, wie in seiner Stiftungsurkunde ausdrücklich gesagt ist, Anstoß daran, daß Geistliche, „die in der Volkssprache predigten, sich genötigt sahen, dies in Häusern und Konventikeln" zu thun; deshalb stiftete er ein geistliches Amt, dessen Inhaber in einem kirchlich anerkannten Gotteshause an allen Kirchentagen früh und nach Tische dem „gemeinen Volke" in der Landessprache das Wort Gottes verkündigen sollte. Offenbar war der Ritter Johann von Mülheim einer von denen, in welchen der Geist eines Militsch fortlebte, und die Liebe zu Gottes Wort, welche Matthias von Janow geweckt hatte, zur That reifte. Dazu kommt der ausschließlich nationale Charakter, den Mülheims Stiftung in sich trägt. Als Militsch anfing böhmisch zu predigen, erschien dies als eine Neuerung, welche noch vielfache Bedenken weckte, ja Anstoß erregte. Jetzt erlangte die Stiftung einer Kapelle und Pfründe für tschechische Predigt ohne Anstand die erforderliche Genehmigung des erzbischöflichen Ordinariats. Militsch war weit davon entfernt, ausschließlich in tschechischer Sprache zu predigen; aber der Kaplan (Rektor) an der Bethlehemskapelle wurde zu ausschließlich tschechischer Predigt verpflichtet. Offenbar hatte in den 25 Jahren, seitdem jener erstmals mit tschechischer Predigt aufgetreten war, das Nationalgefühl bedeutende Fortschritte gemacht. Auch der Umstand war ein Beweis nationalen Interesses, daß Herr von Mülheim die Verfügung traf, drei Magister böhmischer Nation im Karls-Collegium sollten berechtigt sein, im Einverständnis mit dem Bürgermeister der Altstadt ihm, als Collator, einen Dreiervorschlag zu machen, aus dem er dann selbst den „Kaplan" der Bethlehemskapelle ernennen werde.

Zum ersten Inhaber dieses Amtes wurde ein Magister Stephan von Kolin bestellt. Als dieser im Jahre 1402 frei-

willig auf die Stelle verzichtete, wurde Hus von dem Collator zum „Rektor und Pfarrer" der Bethlehemskapelle dem Erzbischof präsentiert und von diesem bestätigt.[55] Diese Ernennung hatte die bedeutendsten Folgen für die innere Entwicklung von Hus, für die Stadt Prag, ja für das ganze Böhmerland. Durch seinen Beruf zur Predigt verpflichtet, vertiefte er sich immer mehr in Gottes Wort, und während eine immer wachsende Gemeinde sich andächtig um ihn sammelte, erstarkte er selbst im Glaubensleben. Ferner war er durch seine Verpflichtung, tschechisch zu predigen, so recht an das Volk gewiesen, wurde immer mehr ein Vertreter der tschechischen National-Interessen. Das praktische Amt entfremdete ihn jedoch keineswegs der Wissenschaft und dem theologischen Studium; im Gegenteil, das Studium namentlich der theologischen Schriften Wiclif's, die er vielleicht jetzt erst kennen lernte, fand bei ihm erst vermittelst dieses Predigtamtes einen fruchtbaren Boden. Denn es war durchaus nicht ein bloß gelehrtes und rein wissenschaftliches Interesse, was ihn zu Wiclif zog, sondern der Drang seines frommen Herzens und des Gewissens, das ihm den Sinn für Wiclifs Gedanken öffnete und sein Gemüt für dessen Reformbestrebungen begeisterte.[56]

Von seiner Erweckung an blieb Hus im Kern seines theologischen Denkens und seiner kirchlichen Gesinnung sich gleich, hingegen in der praktischen Verwertung derselben trat mit der Zeit eine Wandlung bei ihm ein, welche allerdings durch äußere Verhältnisse bedingt war. In dem ersten Stadium stand er durchaus nicht in der Opposition gegen das Kirchenregiment, lebte vielmehr der zuversichtlichen Hoffnung, eine Reform des kirchlichen Wesens im Einverständnis mit seinen Oberen und durch sie bewirken zu können. Im zweiten Stadium scheiterte diese Hoffnung. Hus mußte nun im Kampfe wider seine Oberen und das Kirchenregiment für Kirchenreform arbeiten.

Das erste Stadium erstreckte sich bis ins Jahr 1409. Während dieses Zeitraums fehlte es zwar auch nicht an mannigfaltigen Kämpfen wissenschaftlicher und religiös-sittlicher Art; jene fanden inmitten der Universität statt, diese im geistlichen Amt und im kirchlichen Leben. Dennoch war die Stellung, in welcher Hus sich befand, günstig genug, seine Arbeit eine verhältnismäßig

harmlose; jedenfalls stand er nicht in erklärter Opposition. Selbst die Disputationen an der Universität über Wiclif'sche Sätze waren Jahre lang nicht dazu angethan, seine Seelenruhe zu stören, die Harmlosikeit seiner Arbeiten zu beeinträchtigen. Die erste gelehrte Erörterung dieser Art fand am 28. Mai 1403 statt; sie hatte aber nur die Folge, daß das Vortragen und Vertreten gewisser Sätze, welche Wiclif wirklich angehörten oder ihm nur zugemessen wurden, innerhalb der Universität untersagt wurde.

Die erste Anregung dazu ging von dem erzbischöflichen Domkapitel aus. Zwei Mitglieder desselben, der erzbischöfliche Official Johann Kbel und der Canonicus Archidiaconus von Bechin, Wenzel, überreichten, da der erzbischöfliche Stuhl in diesem Augenblick unbesetzt war, dem Rektor der Universität Walther Harrasser, der bayrischen Nation zugehörig, zwei Pergamenturkunden, je mit einer Anzahl angeblich Wiclif'scher Artikel, damit die Vertreter der Universität über dieselben Beschluß fassen möchten. Zu diesem Zweck berief der Rektor die Magister der Universität auf den 28. Mai 1403 in das Karlskollegium. Hus selbst und mehrere seiner Gesinnungsgenossen waren anwesend; sie verteidigten die vorgelegten Sätze, wenigstens einen Teil derselben, als vollständig richtig und wahr, falls man dieselben nur unbefangen und redlich prüfen wolle. Andererseits aber erklärte ein Freund von Hus, Nicolaus von Leitomischl, dem Johannes Hübner, einem Prager Magister, aus Schlesien gebürtig, welcher eine zweite Reihe von 21 Sätzen, angeblich aus Wiclif's Schriften, zusammengestellt hatte, in's Angesicht: „Du hast diese Artikel auf unbillige, fehlerhafte und falsche Weise aus den Büchern ausgezogen." Hus aber fügte bei, solche Fälscher von Büchern verdienten mit mehr Recht den Feuertod, als jene zwei Männer, welche unlängst wegen Warenverfälschung in Prag verbrannt worden waren. Hingegen Stanislaus von Znaim verteidigte die Artikel nicht blos formell, sondern auch sachlich mit solch lebhaftem Eifer, daß einige ältere Doktoren Anstoß daran nahmen und die Versammlung verließen Das Ergebnis war schließlich, daß mit Stimmenmehrheit beschlossen wurde, den Vortrag und die Verteidigung der fraglichen 45 Artikel an der Universität mit Strafe zu bedrohen.[58]) Dies war der erste öffentliche Akt, welcher das Dasein eines tief ge-

henden Zwiespalts innerhalb der Universität in Betreff kirchlicher Fragen zu Tage brachte. Man hatte den Zwiespalt aus der Welt schaffen wollen, allein derselbe wurde durch den von der Mehrheit gefaßten Beschluß nur verschärft. Daß dieser Beschluß Hus und seine Freunde nicht vollständig zu beugen vermochte, beweist ein späterer Vorgang. Fünf Jahre später, am 20. Mai 1408, kamen dieselben 45 Sätze nochmals zur Sprache, diesmal allerdings nur in einer Parteiversammlung von Magistern, Baccalauren und Studenten der „böhmischen Nation". Dieses Mal wurde das im Jahre 1403 unbedingt beschlossene Verbot, auf einen von Hus selbst gestellten und befürworteten Antrag, mit der Einschränkung gut geheißen: es solle kein Mitglied der „böhmischen Nation" jene Artikel in einem ketzerischen, irrigen oder anstößigen Sinne vortragen oder verteidigen. Durch diese Einschränkung oder, so zu sagen, authentische Interpretation wurde der früher gefaßte Beschluß in der Hauptsache aufgehoben. Allein es wurde zugleich verfügt, daß hinfort kein Baccalaureus über eine der drei Schriften Wiclifs: Dialogus, Trialogus und de Eucharistia, Vorlesungen halten dürfe, sowie daß Niemand einen auf Wiclifs Bücher und Lehrbegriff bezüglichen Satz zum Gegenstand einer akademischen Disputation machen solle. Dieser letztere Beschluß hatte übrigens keine bedeutende Tragweite; er war eine Art Vergleich, denn er untersagte nur gewisse akademische Handlungen, enthielt aber keineswegs eine Verpflichtung zum Vortrag gewisser positiver Lehren und Grundsätze. Die Ergebnisse beider Verhandlungen waren nicht dazu angethan, daß Hus nebst seinen Gesinnungsgenossen in seiner Lehrfreiheit oder sonstiger Wirksamkeit wesentlich beengt worden wäre.

Von großem Belang war aber für Hus sowie für das kirchliche Leben in Böhmen der Umstand, daß er das vollste Vertrauen des neuen Erzbischofs besaß. Der Erzbischof Wolfram von Schkworetz (1396—1402) war gestorben. Nach einer langen Erledigung wurde der erzbischöfliche Stuhl Ende des Jahres 1403 mit D. Sbynko (Sbynjek) Zajitz von Hasenburg besetzt. Aus einem böhmischen Adelsgeschlecht entsprossen, besaß er mannigfaltige Kenntnisse, selbst in der Kriegskunst; nur um das Reich Gottes hatte er sich bisher nicht viel gekümmert und in der

Theologie war seine Kenntnis völlig ungenügend.[58]) Uebrigens war er den wirklichen Mißbräuchen abhold, ein Feind des Aberglaubens und frei von hierarchischen Vorurteilen. Seine hohe Würde übernahm er mit dem redlichen Vorsatz, strenge Zucht zu üben und das kirchliche Leben zu heben. Er schenkte Hus sein volles Vertrauen, ernannte ihn, nebst dem Freund und Lehrer desselben, Stanislaus von Znaim, zum Synodalprediger; ja er forderte ihn auf, sobald er irgend einen Mangel oder Mißbrauch im kirchlichen Leben entdecke, die Sache ihm, dem Erzbischof, entweder persönlich oder, falls er abwesend sein sollte, brieflich zur Anzeige zu bringen.[59]) Ein Beweis ungewöhnlichen Vertrauens zu der Umsicht, dem kirchlichen Eifer und der Treue Hus'ens.

Da er der Zustimmung seines Erzbischofs gewiß war, so konnte er in seinen Predigten zur Eröffnung der halbjährlichen Provinzial-Synoden mit voller Freimütigkeit sprechen. Er schärfte in diesen Predigten seinen Amtsbrüdern, welchen Rang sie auch einnehmen mochten, ihre Pflichten hinsichtlich der Amtstreue und des sittlichen Wandels mit allem Nachdruck ein, ja er scheut sich nicht, auch dem Erzbischof selbst zu Gemüt zu führen, daß er schuldig sei, der ihm untergebenen Geistlichkeit gegenüber die Zucht zu handhaben, sei es auch, daß er sein eigenes Wohl damit aufs Spiel setze. Allein er beschränkt sich nicht auf positive Vermahnungen, die ja verhältnismäßig harmlos erscheinen mochten; sondern er rügt ausdrücklich und freimütig mit der Schärfe eines Zensors und mit einem Eifer um die Ehre Gottes, dem es um das Beste der Kirche Christi zu thun ist, die im Schwange gehenden Sünden und Laster der Pfarrgeistlichkeit bis zu den Prälaten hinauf, sowie der Mönche: den geistlichen Hochmut, die hierarchische Herrschsucht, die schnöde Habsucht, Erbschleicherei und das Aussaugen des Volkes, ferner den Schenkenbesuch und die Trunkliebe, die Unkeuschheit und Ausschweifungen. Es sind in der That schwertesscharfe Strafpredigten, die er bei Eröffnung der böhmischen Provinzialkonzilien (Landes-Synoden), als höchsten Orts beauftragter Synodalprediger, der Geistlichkeit seines Landes gehalten hat. Die Rügen, die er hier ausspricht, betreffen sämtlich Gesinnung, Leben und Wandel der Geistlichen, niemals — und das ist bemerkenswert — die Lehre.[60]) Soviel ist gewiß, diese

Synodalpredigten waren der Art, daß solche Kleriker, welche sich getroffen fühlten, dem freimütigen, unerschrockenen Redner todfeind werden mochten.

Abgesehen von seiner Stellung als Synodalprediger, benutzte er den Einfluß, welchen er auf den Erzbischof hatte, dazu, dem um sich greifenden Aberglauben nach Kräften zu steuern. In dem Städtchen Wilsnack in der Priegnitz, unweit Wittenberge gelegen, befand sich eine angebliche Reliquie vom Blute Christi. Man wußte damals viel zu erzählen von wunderbaren Heilungen durch das heilige Blut des Erlösers. Die Folge war, daß das Volk nicht bloß aus benachbarten Landschaften Norddeutschlands, sondern auch aus weiter Ferne, aus Polen, Ungarn und Siebenbürgen, sowie aus dem skandinavischen Norden zu dem wunderthätigen Blute Christi nach Wilsnack wallfahrtete. Auch in Böhmen fehlte es nicht an zahlreichen Pilgern, die nach Wilsnack gingen. Ja man wußte in Prag bereits von Wunderheilungen zu berichten, die an böhmischen Pilgern daselbst geschehen sein sollten. Da wurden ernste Bedenken laut den neuen Wundern und Legenden gegenüber. Erzbischof Sbynko setzte eine Kommission von drei Magistern nieder, um über diese angeblichen Wunder Erörterungen anzustellen. Unter den ernannten Kommissaren befand sich auch Hus. Die Vernehmung derjenigen Personen aus Böhmen, welche, wie man hörte, durch ein Wunder geheilt, aus Wilsnack zurückgekehrt waren, ergab, daß alles das lauter Lug und Trug war, ein Schwindel, von einer habsüchtigen Priesterschaft in Scene gesetzt. Einem Knaben sollte der kranke Fuß durch das h. Blut geheilt worden sein: der Fuß war im Gegenteil schlimmer geworden. Zwei erblindete Frauen waren vermeintlich wieder sehend geworden: sie gestanden, daß sie zwar böse Augen gehabt, aber niemals erblindet gewesen seien, u. s. w. Auf Grund dieser Erhebungen über die Thatsachen und nach Maßgabe des Antrags der Kommissare, erließ auf dem Provinzialkonzil des Sommers 1405 der Erzbischof ein Mandat, wonach jeder Prediger mindestens einmal im Monat jeder Gemeinde das Verbot der Wallfahrten zum Blut von Wilsnack bekannt machen und einschärfen sollte: bei Strafe des Banns sollte künftig niemand mehr sich unterstehen, dorthin zu pilgern.

Um diese Verordnung wissenschaftlich zu begründen und sittlich-religiös zu rechtfertigen, schrieb Hus, sicher im Einverständnis mit dem Erzbischof, vielleicht sogar auf dessen ausdrücklichen Wunsch, eine Abhandlung mit dem Titel: „Daß alles Blut Christi verklärt sei.“ Die Spitze der Schrift ist gegen das Vorgeben gerichtet, als könne das wahre Blut des Erlösers in der Jetztzeit irgendwo örtlich vorhanden sein, sichtbar erscheinen, Wunder verrichten u. s. w. Der positive Satz, welchen Hus in diesem Schriftchen aufstellt und verteidigt, ist der, daß nicht nur Christi Leib, sondern auch sein Blut verklärt und erhöht worden sei; somit sei von seinem Blut nichts auf Erden zurückgeblieben; nur im Sakrament des Altars sei Christi Leib und Blut wahrhaft gegenwärtig, aber unsichtbar. Wo man aber heutzutage behaupte, blutige Hostien zu haben, die man zur Verehrung ausstelle, da beruhe das entweder auf lügenhaften Vorspiegelungen und eigennützigen Priestertrug oder gar auf teuflischen Kräften.[61]) Nur noch ein Gedanke verdient es aus dieser Schrift hervorgehoben zu werden und zwar um deswillen, weil er reformatorischen Geist in sich trägt. Es ist dies das wahre Wort, es sei ein Beweis von Kleinglauben, wenn man immer noch der Wunder bedürfe. Ein rechtschaffener Christ habe nicht nötig nach Zeichen und Wundern zu suchen; er solle nur beständig bei der Schrift bleiben. Wenn die Priester beim Evangelium Christi fest stünden und dem Volk lieber die Worte Christi als fehlerhafte Wunder vortrügen: dann würde der treue Erlöser sowohl die Priester selbst als das Volk von dem bösem Weg der Sünde und Lüge abwenden.[62]) Es ist überaus erfreulich, daß in einer Schrift, welche ein oberhirtliches Mandat rechtfertigt und fast im Namen des Erzbischofs ausgeht, so echt evangelische Grundsätze geltend gemacht werden.

Jenes Verbot „wider die Wallfahrten“ zum Blut von Wilsnack war übrigens nur eine Maßregel unter vielen, welche Erzbischof Sbynko zur Besserung des kirchlichen Wesens und zur Abstellung von Mißbräuchen durch die Landessynoden fassen ließ. Auch gegen Wunderorte, die in der eigenen Heimat sich bilden wollten, z. B. in Münchengrätz, auf dem Berge Blanik, u. s. w. schritt der Erzbischof ein. Das alles war ganz im Sinne

von Hus. Diese Verfügungen von Seiten des Oberhirten bezeichnen für uns zugleich den Höhepunkt der Gunst, die Hus bei seinem Erzbischof genoß, und des Einflusses auf das Kirchenregiment, welcher ihm in jenen Jahren gewährt war. Es ist in der That eine Reform von oben, wenn Maßregeln sittlicher Zucht ergriffen wurden, wenn die Prager Provinzialsynoden im Jahre 1405 und in den folgenden Jahren beschlossen, die Abwesenheit mancher Prälaten, Pfarrer und Seelsorger von ihren Gemeinden zu untersagen, wenn das Visitationswerk in geregelten Gang gesetzt, dem Schenkenbesuch und dem leichtfertigen, unzüchtigen Wandel vieler Kleriker nachdrücklich gewehrt wurde. Noch am 18. Oktober 1407 durfte Hus als Synodalprediger im Palais des Erzbischofs eine Ansprache an den zum Konzil versammelten Klerus halten.[63])

Allein seit Anfang des Jahres 1408 wendete sich das Blatt: es begann eine Abkühlung Platz zu greifen zwischen dem Erzbischof und Hus; das Verhältnis zwischen beiden wurde ein gespanntes, und im Jahre 1409 kam es zum Bruch zwischen beiden. Verschiedene Umstände trugen dazu bei. Im Jahr 1408 reichte die Geistlichkeit der Hauptstadt und der Erzdiöces Prag eine Beschwerdeschrift gegen Hus beim Erzbischof ein und bat ihn um Schutz, weil jener in der Bethlehemskapelle in öffentlichen Predigten sich Aeußerungen erlaube, worin er die Geistlichkeit anschwärze, sie der Verachtung des Volkes preisgebe, ja Haß gegen sie errege. So habe er z. B. am 16. Juli 1407 behauptet, wenn ein Pfarrer für Taufen, Beichtehören, Abendmahl, für Glockengeläute, Begräbnisse u. s. w. Gebühren eintreibe und zwar namentlich von den Armen, so sei er ein Ketzer.[64]) Hus verteidigte sich zwar schriftlich und suchte sich zu rechtfertigen[65]); hatte er doch Gedanken wie die beanstandeten, als Synodalprediger z. B. in der Ansprache vom 18. Okt. 1407 vor dem versammelten Klerus offen ausgesprochen.[66]) Allein das war in geschlossener Synode geschehen, wo man unter sich war. Wenn aber Hus in öffentlicher Predigt vor allem Volk, dieselben Rügen aussprach, so war das ein ander Ding. In der That war die Verteidigung erfolglos: der Erzbischof enthob ihn des Auftrags als Synodalprediger.

Dieser Zeit gehört ohne Zweifel auch ein Schreiben an, in welchem Hus sich beim Erzbischof für einen Geistlichen verwendet, welcher als vermeintlicher Ketzer verhaftet war und aus Prag verbannt werden sollte, während er sich nichts hatte zu Schulden kommen lassen, als daß er mit ganzer Kraft das Evangelium gepredigt hatte; allerdings hatte er auch im Geiste Janow's geäußert, es sei nicht den Priestern allein, sondern auch frommen Laien erlaubt, Gottes Wort zu verkündigen. Das bezog sich auf Nikolaus von Welenowitsch, genannt Abraham, einen Priester an der Heiligengeistkirche zu Prag. Das Schreiben von Hus geht aus einem sehr ernsten Ton, es lautet fast wie die Sprache eines Seelsorgers, der jemand ins Gewissen redet; es steht auf der äußersten Linie dessen, was ein Priester seinem Oberen gegenüber sich gestatten darf. Denn er rügt es offen, daß der Erzbischof die frommsten, eifrigsten Priester verfolge, frechen und ausschweifenden Klerikern aber alles hingehen lasse.[67])

Begreiflich stieg die Empfindlichkeit, die Entfremdung des Erzbischofs gegenüber dem Manne, der Jahre lang sein volles Vertrauen genossen hatte. Dazu kamen kirchlich-politische Verhältnisse. Alle Versuche, die ärgerliche Papstspaltung auf gütlichem Wege aus der Welt zu schaffen, waren gescheitert. Nun schien vollständige Neutralität zwischen beiden Päpsten, zwischen Rom und Avignon, der einzige Weg zu sein, der übrig blieb. Frankreich erklärte im Mai 1408, daß es den beiden Päpsten den ferneren Gehorsam verweigere, und lud die übrigen europäischen Staaten ein, der Neutralität beizutreten, forderte zugleich die beiderseitigen Kardinalskollegien auf, ihre Päpste zu verlassen und an Verwirklichung der kirchlichen Einheit mitzuarbeiten. In der That vereinigten sich die Kardinäle beider Obedienzen im Juni 1408 zu Livorno und schrieben im Juli zur Beilegung der Kirchenspaltung ein allgemeines Konzil nach Pisa aus, auf März 1409.

Diese welthistorischen Vorgänge waren der Art, daß ihr Wellenschlag auch in Böhmen verspürt werden mußte. Im Jahre 1378 war Karl IV., deutscher Kaiser und König von Böhmen, gestorben. Sein Nachfolger wurde der Sohn, König Wenzel IV., ein Fürst, dem es an Selbständigkeit des Willens und an Selbst-

beherrschung fehlte. Anfangs bethätigte er großen Eifer für Beilegung der im Jahre 1378 ausgebrochenen Papstspaltung. Von Natur jähzornig und zu Gewaltthätigkeiten geneigt, versank er später in Trunksucht. Seine wechselvollen Schicksale und selbstverdienten Demütigungen gehören nicht hierher. Als nun die Beilegung des Schisma auf die Tagesordnung kam, und eine europäische Krisis auf kirchlichem Gebiete nahe rückte, sah Wenzel ein, daß es sich gerade jetzt darum handle, wer der richtige römische König und rechtmäßige Schutzherr der Kirche sei. Aber zugleich erkannte er, daß die bereits weit verbreitete Ueberzeugung, durch des Königs Nachsicht oder Begünstigung habe in Böhmen die Wiclif'sche Bewegung überhand genommen, seiner Anerkennung, als des höchsten Schirmherrn der Kirche hinderlich im Wege stehe. Deshalb begünstigte, ja veranlaßte er Maßregeln, welche darauf hinzielten, jenen ungünstigen Ruf seines Landes und alles das, was ihn veranlassen und nähren konnte, zu beseitigen. Der erste Akt dieser Art war der erneute Beschluß (am 20. Mai 1408) gegen die Begünstigung und Vertretung Wiclif'scher Grundsätze; hierbei aber wußte, wie oben S. 35 berichtet, die böhmische Nation den beabsichtigten Schlag einigermaßen zu parieren.

Nachdem aber der Prager Sprengel, wie man glaubte, von aller ketzerischen Ansteckung gesäubert worden, versammelte Erzbischof Sbynko seine Geistlichkeit am 17. Juli 1408 zu einer Synode und gab hierbei auf den Wunsch des Königs die Erklärung ab, daß nach angestellter sorgfältiger Erörterung in seiner ganzen Kirchen-Provinz kein Irrgläubiger oder Ketzer entdeckt worden sei. Allein an diese Ehrenerklärung für Böhmens Rechtgläubigkeit schloß sich unmittelbar eine doppelte Aufforderung an, welche mit obiger Erklärung nicht vollkommen harmoniert: erstens, die Prediger sollten in ihren Predigten die Lehre von der Wandlung in der Messe mit besonderem Fleiß einprägen; zweitens, alle Magister, Baccalaureen und Studenten so wie sonstige Gläubige, die im Besitze Wiclif'schen Schriften sich befänden, sollten dieselben zum Behuf ihrer Prüfung am erzbischöflichen Hofe ausliefern. Aus diesen Nachträgen geht deutlich hervor, daß das böhmische Kirchenregiment ganz vorzüglich die Wiclif'sche Gegner-

schaft wider die Lehre von der Wandlung im Auge hatte. Daraus erklärt sich, da Hus jene Gedanken Wiclif's sich nicht angeeignet hatte, der Umstand, daß in obigen Synodalbeschlüssen von Hus und Genossen durchaus keine Rede ist.

In Folge obiger Ehrenerklärung für sein Land entschloß sich König Wenzel nun, entsprechend dem Wunsch der vereinigten Kardinäle, für sich und seine Länder der Neutralität beizutreten. Er forderte den Erzbischof und die Universität auf, diesem Schritte sich anzuschließen. Allein der Erzbischof mit der Mehrheit des Klerus weigerten sich, den dem Papste Gregor XII. gelobten Gehorsam aufzugeben. An der Universität aber kam eiu einhelliger Beschluß im Sinne des Königs nicht zu Stand, weil von den 4 Nationen die „böhmische“ allein, wie es scheint, unter Hus'ens Führung, für die Neutralität eintrat. Dies war, wie Hus später urteilte, der Anfang aller Anfeindungen, welche die Hierarchie nach und nach gegen ihn richtete. Schon Ende des Jahres 1408 kam es so weit, daß der Erzbischof in einem Anschlag an den Kirchthüren in lateinischer und tschechischer Sprache die Suspension über Hus, als ungehorsamen Sohn der Kirche verhängte, d. h. ihm alle priesterlichen Handlungen untersagte. Das hing offenbar nicht mit der Lehre, sondern nur mit der kirchlich-politischen Neutralitätsfrage zusammen.[68]) Dennoch hat der Erzbischof, nachdem das Konzil zu Pisa 1409 beide Päpste abgesetzt hatte, Gregor XII. ebenfalls fallen lassen, was ihm Hus mit Recht als Inkonsequenz anrechnete. Beim König aber gewann Hus durch sein Auftreten in Sachen der Neutralität an Gunst.

Nun aber führte eine Katastrophe an der Universität einen völligen Umschlag im kirchlichen Wesen herbei. Deutsche und tschechische Magister an der Universität waren nicht immer einig mit einander gewesen. Die Deutschen bildeten weitaus die Mehrzahl in der Körperschaft und überstimmten die Böhmen in manchen wissenschaftlichen, kirchlichen und kirchenpolitischen Fragen. Das empfanden die letzteren als eine Unbill, je und je als wirtschaftlichen Nachteil. Schon 1384 hatte der Umstand Irrungen veranlaßt, daß die Collegiatstellen im Karls- und im Wenzelscollegium thatsächlich zu einem Monopol deutscher Magister

geworden waren. Ein Vergleich wurde nur durch königliches Eingreifen, in Gemeinschaft mit dem Erzbischof zu Stande gebracht. Neuerdings aber war der Wunsch des Königs, die Neutralität des Landes in Sachen der Papstspaltung durchzusetzen, an dem Widerstand der bayerischen, sächsischen und polnischen Nation gescheitert. Man konnte deshalb hoffen, daß die Krone geneigt sein würde die Rechte innerhalb der akademischen Körperschaft auf eine den Tschechen günstigere Weise zu ordnen. Allein in diesem Augenblick, wo am Hoflager des Königs in der Bergstadt Kuttenberg Gesandte aus Frankreich und vom Kardinalscollegium sich befanden, überwog beim König der Unmut über den Ruf ketzerischer Neigungen, in welchem bei den Ausländern Böhmen stand, Dank den Wortführern der Tschechen. Deshalb geschah es, als Anfang des Jahres 1409 auf Befehl des Königs Vertreter der Wissenschaft in Kuttenberg erschienen und in der Audienz um Schlichtung des Streites zwischen den 3 auswärtigen Nationen und den Tschechen an der Universität nachsuchten, daß der König den Deutschen huldvoll versprach, sie bei ihren bisherigen Rechten zu schützen, hingegen Hus und einigen böhmischen Magistern einen höchst ungnädigen Vorhalt erteilte, daß sie ihm Verdruß im Ausland bereitet und das Land in übeln Ruf gebracht hätten.[69]) Hus war so bestürzt und niedergeschmettert, daß er bald nach seiner Rückkehr von Kuttenberg in eine schwere Krankheit verfiel. Allein bei dem launenhaften und unselbständigen Könige gewann unter dem Einfluß tschechisch gesinnter Hofleute bald andere Stimmung Raum; um für seinen Lieblingsplan, die Anerkennung der Neutralität in Böhmen, insbesondere Stimmung an der Universität zu machen, und weil man ihm vorstellte, es sei billig, daß an der böhmischen Universität die Böhmen den Ausschlag gäben, erließ der König unter dem 18. Januar 1409 ein Dekret an Rektor und Universität, mit dem gemessenen Befehl, daß bei allen Akten der Universität Prag der böhmischen Nation drei Stimmen, somit — was nicht ausdrücklich ausgesprochen ist — den drei übrigen Nationen nur eine Stimme zustehen sollte.[70]) Welches Motiv dabei maßgebend gewesen, erhellt aus der Thatsache, daß schon 4 Tage später (22. Januar 1409) die königliche Verordnung nachfolgte, wonach niemand im Königreich, weder

geistlichen noch weltlichen Standes, fortan Gregor XII. als Papst anerkennen und ihm Gehorsam leisten dürfe.[71]) Offenbar war die vorangegangene Verfügung nicht aus Vorliebe für Hus, sondern aus kirchlich-politischen Erwägungen hervorgegangen.

Die Frage, ob die königliche Verordnung über die Universitätsverfassung berechtigt war, zu erörtern ist nicht dieses Orts.[72])

Die auswärtigen „Nationen" an der Universität reichten am 6. Februar 1409 eine Bittschrift an den König ein, worin sie gegen die Verordnung vom 18. Januar Einsprache erhoben und um Zurückziehung, mindestens um Abänderung der getroffenen Entscheidung nachsuchten.[73]) Diese Eingabe blieb aber erfolglos, ebenso wie alle späteren Versuche zur Güte und Ausgleichung. Durch den Zwiespalt zwischen den „Nationen", kam aber an der Universität alles ins Stocken. Da griff der König mit einem Gewaltstreich ein: er ernannte kraft eigener Vollmacht einen andern zum Rektor und erzwang am 9. Mai Auslieferung aller Akten, des Siegels und der Schlüssel der Universität an den neu Ernannten. Von diesem Tage an begann, gemäß einer im voraus eingegangenen wechselseitigen Verpflichtung zwischen den Mitgliedern der polnischen, bayerischen und sächsischen „Nation", die Auswanderung derselben. Tausende von deutschen Doktoren, Magistern und Studenten verließen Prag.[74]) Die Mehrzahl derselben begab sich nach Leipzig und gründete hier mit Genehmigung der Landesherren und einer Zustimmung des Papstes die Universität Leipzig (2. Dez. 1409).

Die im Jahre 1409 gefallene Entscheidung war unzweifelhaft ein durchschlagender Erfolg der national-tschechischen Partei, als deren Führer Magister Hus mit Recht galt. Aber eben dieser Erfolg veranlaßte einen Rückschlag von Seiten der Hierarchie, welcher desto nachdrücklicher wurde. Davon im nächsten Kapitel.

Aus welchen Beweggründen war aber das Auftreten von Hus in der Universitätsfrage entsprungen? War es nur Verstimmung gegen deutsches Wesen, war es in der That ein förmlicher Deutschenhaß, der den Magister beseelte? Sah er es für ein gottgefälliges Werk an, die Deutschen zu vertreiben?[76]) That-

sache ist, daß Hus zum Erlaß des königlichen Dekrets vom 18. Januar seinerseits mitgewirkt hat. Als bei einem amtlichen Zeugenverhör im Jahre 1414 der Prager Domherr Mag. Andreas von Broda angab, Hus habe beim König und dessen Rat die Verfügung betrieben, wodurch die böhmische „Nation" drei Stimmen erlangte, erwiederte Hus: „Darin sagt er die Wahrheit, denn ich habe recht gern das Schreiben vom König erwirkt; allein ich handelte hierin nach dem Rate Broda's selbst."[77]) Dieses Bekenntnis beweist allerdings unwidersprechlich, daß Hus seine Hand im Spiele gehabt; er hat wenigstens mittelbar zur Erwirkung der Verordnung beigetragen durch Herrn Nicolaus von Lobkowitz, einen Höfling, der sein Vertrauen besaß.[78]) Aber damit ist doch nicht erwiesen, daß er den Streit über das Stimmenverhältnis an der Universität schon vor dem 18. Januar 1409 entzündet habe. Dieser Gedanke wird durch die eigene Erklärung von Hus widerlegt, wenn er in einer Denkschrift vom Jahr 1409 unter anderem sagt: „die böhmische „Nation" hat nicht einen Streit erregt (non movit litem) gegen die „Nationen" oder gegen die deutsche Nation, sondern hat nur die Schenkung des Fürsten dankbar angenommen."[79]) Daß freilich nachher, sobald die Verordnung vom 18. Januar ergangen war, Erregung und Leidenschaft beiderseits entzündet wurde, der Streit in helle Flammen ausbrach, ist selbstverständlich und wird durch die Thatsachen bestätigt. Das beweist aber immer noch nicht, daß ein förmlicher Deutschenhaß Hus beseelt und zur „Vertreibung" der Deutschen von der Universität bewogen habe. Die Prager Pfarrer haben allerdings unter anderem die Klage wider ihn erhoben, „er errege durch seine Predigten Streit zwischen Deutschen und Böhmen". Aber Hus erwiedert darauf: „ich leugne das; es sei denn, daß Deutsche und feindselige Böhmen aus ungerechter Ursache Veranlassung dazu nehmen, dann mag es wahr sein; denn Christus war ein Stein des Anstoßes und ein Fels des Aergernisses, und Christus weiß, daß ich einen guten Deutschen mehr lieb habe, als einen schlechten Böhmen, und wenn er mein leiblicher Bruder wäre."[80]) Dieses Geständnis findet seine Bestätigung in dem Umstand, daß Hus in denjenigen Schriften, welche er tschechisch verfaßt hat, in denen er

unmittelbar mit seinem Volke verkehrt, nicht im mindesten eine Gereiztheit oder feindselige Stimmung gegen die Deutschen verrät; nur an zwei Stellen beschwert er sich darüber, daß „die Prager Deutschen, im Bunde mit einigen feindseligen Böhmen, sich erfrecht hatten, die Bethlehemskapelle, während er eben darin predigte, niederreißen zu wollen.“[81]) Es war nicht blinder Deutschenhaß und beschränkter tschechisch-nationaler Fanatismus, was den Magister bei seinem Handeln leitete, sondern sachliches Interesse für das Beste der Universität, wie er es verstand, und für das Heil der Kirche sowohl wie seiner böhmischen Heimat.

Drittes Kapitel.

Wachsende Spannung.

Die Auswanderung der deutschen Magister und Studenten, während außer den Tschechen nur die slawischen Mitglieder der polnischen „Nation" in Prag zurückblieben, war ein in mehr als einer Hinsicht folgenschweres Ereignis. Prag wurde dadurch eine wesentlich national-tschechische, somit eine partikularistische bloße Landesuniversität, während es bisher fast eine europäische, wenigstens eine gesamtdeutsche Universität gewesen war. Zum ersten Rektor der nunmehr tschechischen, slawischen Universität wurde im Oktober 1409 Johannes Hus gewählt; war er doch der anerkannte Führer gewesen und der hervorragendste Träger der nationalen und kirchlichen Reformbestrebungen, die jetzt das Feld behaupteten. Mit dem Abzug der Deutschen, welche bisher an der Universität jenen Bestrebungen in den Weg getreten waren, überflutete der vom Nationalgefühl getragene und mit wiclifitischen Ideen gesättigte Zug zur Kirchenreform, Stadt und Land. Hus, an der Spitze seiner Partei stehend, befand sich auf dem Höhepunkt seines Ruhmes und Einflusses im Lande. Bei Hofe stand er in Gunst, hatte er doch dem König Wenzel die Neutralität zwischen dem römischen und avignoner Papst durchsetzen helfen; die Königin Sophie hörte seine Predigten gerne, er galt für ihren Beichtvater; und beim Volke war er äußerst beliebt und hoch verehrt.

Aber gerade um so dringender erschien dem Prager Kirchenregiment die Notwendigkeit, eben jetzt der freisinnigen und oppositionellen Bewegung ein gebieterisches „Halt" entgegenzurufen, sollte es nicht zu spät werden. Allein die ersten Schritte des

Erzbischofs blieben anscheinend ohne Wirkung. Er beauftragte nämlich seinen Inquisitor Dr. Moritz mit der Untersuchung über gewisse Anschuldigungen wider Hus, als trage er Irrlehren vor und rege das Volk auf in seinen Predigten; zugleich sollte Hus zur Rechenschaft gezogen werden wegen der angeblich unberechtigten Gottesdienste in der Bethlehemskapelle und der Predigten vor Zuhörern aus allen städtischen Parochien. Von dem Gang und Erfolg dieser Untersuchung ist nichts bekannt. Wir besitzen nur Hus' schriftliche Verantwortung, aus der die Punkte der Klageschrift zu ersehen sind; allein diese Niederschrift hat, laut mehrerer Anzeichen in derselben, der Magister erst 5 Jahre später, ehe er sich dem Konzil zu Konstanz stellte, abgefaßt.[82]) Vielleicht erklärt sich der Mangel an Thatkraft des Kirchenregiments aus dem Umstand, daß der Erzbischof, so lange er den in Pisa erwählten Papst Alexander V. noch nicht anerkannte, überhaupt keine höhere Auktorität für sich hatte. Ja fünf junge Männer von Hus' Partei reichten in der Sache eine Berufung an den päpstlichen Stuhl gegen den Erzbischof ein, infolge dessen Sbynko zur Verantwortung vor den römischen Stuhl geladen wurde.

Indessen veränderte sich die Lage gründlich, indem der Erzbischof im Einverständnis mit seinem Suffragan, dem Bischof, von Olmütz, und mit seinem gesamten Klerus am 2. September 1409 sich Alexander V. unterwarf. Von jetzt an fand der mit seiner ganzen großen Kirchenprovinz neu gewonnene Prälat bei dem Papst geneigtes Gehör und konnte sich bei seinem Einschreiten gegen Hus und dessen Partei mit der Auktorität des Papstes und der Gesamtkirche decken. Seine Abgesandten, zwei höhere Geistliche, stellten dem Papst persönlich vor, daß in Prag, ja in ganz Böhmen und Mähren, Irrlehren, die von Wiclif herrührten, verbreitet seien (was der öffentlichen Erklärung des Erzbischofs vom 17. Juli 1408, s. S. 41, geradezu widersprach). Es sei hohe Zeit, dem Uebel zu steuern, ein zweckmäßiges Heilmittel würde das Verbot aller Predigten außerhalb der Dome, Stiftskirchen, Pfarr- und Klosterkirchen sein. In Folge dessen erließ Alexander V. unter dem 20. Dezember 1409 eine Bulle an den Erzbischof, von der man glaubte, sie sei mittels Bestechung erschlichen.[83]) In diesem Erlaß wird der Erzbischof beauftragt,

unter dem Beirat von vier Doktoren der Theologie und zwei Doktoren des kanonischen Rechts kraft apostolischer Vollmacht gegen die Verbreitung von Irrlehren einzuschreiten, Widerruf derselben und Ablieferung Wiclif'scher Schriften zu erzwingen, auch das Predigen an Orten, wo das Recht dazu nicht hergebracht sei, zu untersagen. In diesem Falle sollten selbst etwaige Appellationen an den apostolischen Stuhl null und nichtig sein.

Die Bulle wurde erst drei Monate später, 10. März 1410, veröffentlicht. Hus selbst, überzeugt, daß Alexander V. falsch berichtet worden, appellierte sofort an den besser zu unterrichtenden Papst. Das ignorierte der Erzbischof einfach, als laut der Bulle null und nichtig. Er ernannte, kraft apostolischer Autorisierung, einen Ausschuß von sechs Doktoren zur Prüfung der Angelegenheit und befahl bei Strafe des Banns, alle Schriften Wiclif's binnen einer bestimmten Frist zur Prüfung an die erzbischöfliche Schatzkammer einzuliefern. Das war eine nachdrücklichere Wiederholung des Mandats vom 17. Juli 1408 (s. oben S. 41). Hus selbst handelte rasch: er überbrachte einige Schriften Wiclif's, die er besaß, persönlich dem Erzbischof mit dem Ersuchen, falls er darin einen Irrtum entdecken sollte, ihm denselben zu bezeichnen; dann wolle er demselben öffentlich entsagen.[84]) Andere folgten seinem Vorgang, und so wurden denn im ganzen über 200 Bände eingereicht. Der niedergesetzte Ausschuß von Doktoren gab schließlich ein Gutachten in Bausch und Bogen ab, dahin gehend, daß die eingereichten Bücher Wiclif's offenbare Irrlehren und Ketzereien enthielten. Auf Grund dieses Gutachtens fällte Erzbischof Sbynko das Urteil, welches er auf dem Provinzialkonzil am 16. Juni 1410 verkündigte: Die eingelieferten Bücher von Wiclif sollen in Betracht, daß sie offenbare Irrtümer und Ketzereien enthalten, verbrannt werden; die bisher noch nicht eingereichten sollen gleichfalls „zum Behuf der Prüfung" ausgeliefert werden.[85]) Auf demselben Konzil erließ Erzbischof Sbynko ein Verbot, bei Strafe des Banns, gegen alles Predigen in Kapellen oder sonstigen Orten, außer den Kathedral- und Stiftskirchen, sowie Pfarr- und Klosterkirchen; sogar päpstliche Privilegien, wenn solche ergangen wären, sollten keinen Schutz hiegegen gewähren. Man wollte Hus treffen und ihn als Prediger mundtot machen.

Dieses Vorgehen reizte zum lebhaftesten Widerspruch. Schon am 15. Juni, dem Vorabend des Synodaldekrets, hielt die Universität eine Versammlung aller ihrer Glieder ab, worin beschlossen wurde, gegen die vom Erzbischof und seinem Kapitel angeordnete Verbrennung Wiclif'scher Schriften eine förmliche Einsprache zu erheben, zumal in der kurzen Zeit zwischen Ablieferung der Bücher und Fällung des Urteils eine gehörige Prüfung derselben unmöglich habe vorgenommen werden können.[86]) Allein Hus begnügte sich nicht mit diesem Schritt. Er ergriff das Rechtsmittel des Protestes und der Appellation an den päpstlichen Stuhl. In Gemeinschaft mit einem Magister Zbislaus von Zwiertetitsch und sechs andern Freunden von der Universität, welche mit Namen aufgeführt sind, zugleich aber auch im Namen anderer Universitätsmitglieder, ferner vieler Männer vom Adel und von bürgerlichem Stande, erhob er in der Bethlehemskapelle einen ausführlichen Protest und eine förmliche Appellation an den seit dem 17. Mai regierenden Papst Johann XXIII. sowohl gegen den Befehl, die Wiclif'schen Bücher zu verbrennen, als gegen das Verbot des Predigens in Nebenkapellen. Dieser Protest war in allen Stücken wohl motiviert.[87])

Uebrigens hatte sich die Universität sofort, nachdem obiger Beschluß gefaßt war, an König Wenzel gewandt. Auf dessen Verwendung verschob der Erzbischof die Vollziehung eine Zeit lang, schließlich aber schritt er doch dazu. Am 16. Juli 1410 wurden in dem Hofe des erzbischöflichen Palastes auf dem Hradschin in Gegenwart des Domkapitels und einer Menge von Priestern die ausgelieferten Bücher von Wiclif (über 200 Bände, zum Teil in kostbarem Einband) unter Glockengeläute und lautem Te Deum verbrannt. Ein vermeintlicher „Glaubensakt"! Zwei Tage später sprach der Erzbischof feierlich den Bann aus über Hus und alle diejenigen, welche sich der Appellation desselben vom 15. Juni angeschlossen hatten oder noch anschließen würden.[88])

Während nun der Erzbischof glaubte, die ganze Opposition mit einem Schlage niedergeschmettert und die öffentliche Meinung eingeschüchtert zu haben, zumal er die römische Kurie zum Rückhalt hatte, stand er in der That statt am Ziel erst am Anfang. Die getroffenen Maßregeln reizten nur und empörten diejenigen,

welche auf Hus' Seite standen. Von diesem Augenblicke an traten sich die Parteien noch schroffer gegenüber als bisher; ja, die Aufregung ergriff selbst die unteren Schichten der Bevölkerung: man höhnte den Erzbischof; Spottlieder wurden gesungen; auf den Gassen hörte man laut singen in tschechischer Sprache:

„Sbynjek, Bischof, ABC Schüler,
hat Bücher verbrannt,
weiß nicht, was darin steht!"

und andere zu Drohungen übergehende Verschen. Studenten sagten: „er hat Wiclifs Bücher verbrannt, — aber nicht alle! Wir haben noch sehr viele und bringen immer noch mehr zusammen zum Abschreiben." „Er solls uns nur noch einmal befehlen" u. s. w.[89])

Allein von Witz und Spott ging man zu Thätlichkeiten über: als der Erzbischof am 22. Juli, einem Feiertage, das Hochamt hielt, entstand ein Auflauf im Dom, der ihn nötigte, sich nebst nahezu 40 Klerikern, die um ihn waren, vom Altar zurückzuziehen. Noch schlimmer ging es am gleichen Tage in der Stephanskirche (Neustadt-Prag) zu: als der Pfarrer „lästerte", d. h. wohl den Bann wider Hus und Genossen von der Kanzel abkündigte, wurde er von sechs Männern mit gezückten Schwertern überfallen, die ihn beinahe umgebracht hätten. Solche Vorfälle erschreckten die Pfarrer dermaßen, daß sie nicht mehr wagten, den Bann wider Hus abzukündigen. Natürlich ließ es die bischöfliche Partei auch nicht an Thätlichkeiten fehlen.

Unter solchen Umständen mußte die Regierung eingreifen, um den Unordnungen zu steuern und den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Der König verbot das Singen von Spottversen bei Todesstrafe; dem Erzbischof aber befahl er, den Eigentümern der verbrannten Bücher Ersatz zu leisten; als dies unterblieb, verfügte er Gehaltssperre gegen ihn und die bei Verbrennung der Bücher und dem Bann beteiligten Kleriker.[90])

Nun kam alles darauf an, welche Stellung Hus selbst und seine Geistesgenossen einnehmen würden. Sie hatten sich durchaus nicht einschüchtern lassen. In ihrem Protest hatten sie ausgesprochen, „man müsse in Dingen der Seele Seligkeit betreffend Gott mehr gehorchen als den Menschen." Diesem Grundsatz ge-

mäß handelten sie: ungeachtet des über sie verhängten Bannes, troß dem Synodalverbot betreffend das Predigen in Kapellen, schritten sie unerschrocken vorwärts und hofften um so sicherer auf eine günstige Entscheidung der Kurie, als die städtische Obrigkeit der Altstadt Prag, mehrere Barone des Landes, selbst König Wenzel und die Königin Sophie sich für ihre Sache verwendeten, jeder Teil von seinem besonderen Standpunkt aus, und zwar mit allem Nachdruck. Zunächst schritten sie an der Universität zur öffentlichen Verteidigung solcher Schriften Wiclifs, welche in dem synodalen Teil für ketzerisch erklärt worden waren. Hus selbst verteidigte am 27. Juli Wiclifs Buch de Trinitate, Jakob von Mies am 28. Juli dessen „Dekalog", Simon von Tissnow am 29. den Traktat de probationibus propositionum, Prokop von Pilsen am 31. den Traktat „von den Ideen", Zdislaw von Wartenberg und Zwiertetitsch am 6. August den Traktat de universalibus realibus. Das waren indes keineswegs rein wissenschaftliche Erörterungen für einen engen Kreis von Gelehrten, sondern Reden an Gebildete überhaupt, worin Tagesfragen freimütig, ja mit Schärfe und aufregend, zum Teil mit Humor besprochen wurden. Palacky dürfte kaum Recht haben, wenn er urteilt, diese Vorträge hätten für den ferneren Gang der Ereignisse keine Bedeutung gehabt; sie haben vielmehr die öffentliche Meinung für die Partei gewonnen und diese in ihrer Ueberzeugung bestärkt.[91]) Nebenbei hielt Hus, dem Verbote Trotz bietend, in der Bethlehemskapelle, deren Pfarrer er war, Predigten in tschechischer Sprache unter ungeheurem Zulauf; der Ton, in dem er sprach, wurde immer kühner. Die Gemeinde antwortete ihm je und je zustimmend; durch den Widerhall aus der Gemeinde wuchs seine Entschlossenheit. Als Hus z. B. davon sprach, er habe gegen den Befehl des Erzbischofs an den Papst appelliert, und fragte: „wollt ihr euch mir anschließen?" so antwortete die Versammlung: „ja, wir schließen uns an!" Schließlich ging der Prediger so weit, auszurufen: „Es thäte wahrlich Not, daß wir, wie im Alten Bunde Mose befohlen hat, uns ein Schwert umgürteten, um Gottes Gesetz (Gottes Wort) zu verteidigen."[92])

Allein der Erzbischof hatte Gesandte an Johann XXIII., der in Bologna weilte, ungesäumt abgefertigt, um die Sache in dem

ihm geeignet erscheinenden Lichte darzustellen. Der Papst beauftragte den Kardinal Otto von Colonna mit Untersuchung und richterlicher Entscheidung der Sache. Und dieser gab schon am 25. August 1410 sein Urteil dahin ab, daß die eingelegte Appellation zurückgewiesen, das bisherige Vorgehen des Erzbischofs auf Grund der Bulle Alexanders V. bestätigt, und der Erzbischof bei Strafe der Suspension und schließlich der Exkommunikation angewiesen werde, gegen Hus und Genossen, nötigenfalls unter Anrufung des weltlichen Armes, weiter zu verfahren. Diese Entscheidung wurde am 24. September bekannt gemacht, und vermutlich wurde zugleich durch den Erzbischof Hus zur Verantwortung vor den päpstlichen Stuhl vorgeladen.

Aber auch diese Schritte führten nicht zum Ziele. Die Aufregung stieg noch höher. Die Regierung war weit entfernt, der Hierarchie den weltlichen Arm zu leihen, trat vielmehr der Kurie entgegen und entschlossener als bisher für Hus ein. König Wenzel schrieb am 30. September mit unverholener Entrüstung an den Papst und an Kardinal Colonna; er forderte, der Prozeß gegen Hus solle niedergeschlagen, beiden Parteien Stillschweigen auferlegt werden; die Kapelle Bethlehem sollte bei ihren Rechten belassen, die Vorladung an Hus kassiert werden; statt dessen möge man ihn in Böhmen vernehmen.[93]) In diesem Sinn wurde der Bevollmächtigte, D. der Rechte Johann Naas, angewiesen zu unterhandeln. Hus schickte einen Freund, Magister Jesenitz, als seinen Anwalt nach Bologna.

Alles umsonst! Der König erreichte nichts weiter, als daß der Papst statt Ottos von Colonna vier andere Kardinäle, mit Franz Zabarello an der Spitze, zu Commissaren im Prozeß gegen Hus ernannte. Diese vertagten anfangs die Sache, das Ende war aber die Verordnung, daß die Sentenz Colonnas vollzogen werden solle. Demgemäß wurde auf Befehl des Erzbischofs am 15. März 1411 der Bann gegen Hus in allen Kirchen Prags, mit Ausnahme zweier, deren Pfarrer die Abkündigung verweigerten, feierlich verkündigt. Nicht genug: weil die Bürgermeister und Stadträte der Altstadt, Neustadt und Kleinseite die auf Befehl des Königs mit Beschlag belegten Grundstücke und Einkünfte des Erzbischofs, einiger Domherrn und Kleriker ungeachtet des erz-

bischöflichen Verlangens nicht freigaben, so verhängte Sbynko am 2. Mai 1411 auch über sie den Bann. Als selbst dies nichts half, so belegte er schließlich die Hauptstadt Prag selbst mit dem Interdikt.

Nun waren die äußersten Mittel angewandt, die der Kirche zur Verfügung standen. Und dennoch nicht der mindeste Erfolg! Bann und Interdikt wurden ignoriert. Hus predigte in seiner Kapelle fort, als wäre nichts geschehen. In vielen Kirchen von Prag gingen Messen und andere Gottesdienste ihren gewöhnlichen Gang. Die Kluft zwischen der Hierarchie und der Bevölkerung wurde immer breiter und klaffender. Die Regierung trat dem Domkapitel offen entgegen; der Kirchenschatz des Doms wurde in die Festung Karlstein geschafft. Mehrere Pfarrer, welche das Interdikt beobachteten, mußten die Stadt verlassen. Der Erzbischof Sbynko sah sich aufs schmählichste bloßgestellt.

Diese bittern Erfahrungen beugten ihn schließlich. Er gab den Vorstellungen hoher Vermittler Gehör und verstand sich zu einem Vergleich. Am 3. Juli 1411 kam man überein, daß die streitenden Parteien, einerseits der Erzbischof samt der Hauptmasse des Klerus, andererseits Hus mit seinem Anhang, sich einem vom König zu ernennenden Schiedsgericht im voraus unterwerfen sollten. Das Schiedsgericht wurde sofort unter dem Vorsitz des Kurfürsten Rudolf III. von Sachsen-Wittenberg (eines Askaniers), des Siebenbürger Grafen Stibor (von Sigismunds Seite) und des Obersthofmeisters Baron Latzek von Krawar aus Mähren, ferner aus drei Prälaten und vier weltlichen Großen oder Beamten gebildet. Schon nach drei Tagen kam man mit den Unterhandlungen, an denen Namens der Appellanten Hus selbst und drei seiner Freunde Teil nahmen, so weit, daß am 6. Juli der Schiedsspruch gefällt werden konnte. Derselbe ging dahin, daß teils zwischen dem König und dem Erzbischof, teils zwischen dem letzteren und Hus nebst Anhang ein Vergleich bewerkstelligt werden sollte. Der Schwerpunkt des Ausgleichs lag darin, daß sämtliche Differenzpunkte der päpstlichen Entscheidung entzogen, vielmehr innerhalb des Landes geschlichtet werden sollten. Insbesondere wurde dem Erzbischof der Entwurf eines Schreibens an den Papst vorgelegt, worin er aussprechen sollte, er habe im Laufe

der Untersuchung weder in Prag noch in Böhmen und in Mähren überhaupt „Ketzerei" entdeckt, sich auch mit Hus und der Universität durch Vermittlung des Königs vollkommen verständigt; deshalb verwende er sich bei Johann XXIII. für Zurücknahme der vom heil. Stuhl ergangenen Censuren, insbesondere der persönlichen Vorladung des Magisters Hus vor die Kurie. Andererseits sollte Hus gewisse entgegenkommende Schritte thun.

Alles das war vorderhand nur Vorschlag und Entwurf. Allein der wohlgemeinte Ausgleich ist nicht zu Stand und Wesen gekommen. Zwar Hus ging alles ein, was ihm zugemutet wurde; er konnte das um so mehr, als der ganze Vergleich ihm sehr günstig war. Am 1. September erschien er im Karlskollegium vor Rektor und Universitätsversammlung und verlas eine von ihm selbst verfaßte Erklärung, worin er teils ein Glaubensbekenntnis ablegte, teils einige gegen ihn vorgebrachte Anschuldigungen ablehnte.[94]) Unter demselben Datum ließ er ein mit dieser Erklärung fast Wort für Wort gleichlautendes Schreiben an Papst Johann XXIII. abgehen. Allein der Erzbischof trat fast um dieselbe Zeit von der ihm nahe gelegten Vereinbarung zurück, indem er am 5. September in einer Eingabe an den König erklärte, er könne seiner Ehre und seines Gewissens halber jenes ihm zugemutete Schreiben an den Papst unmöglich erlassen; nebenbei beschwerte er sich über vielfache Verletzungen des Abkommens vom Juli von Seiten gewisser Priester, welche Irrlehren und Beleidigungen gegen die Kirche vortrügen, von Seiten der Prager Bürger, welche mit Schmähschriften, ja mit Thätlichkeiten gegen ihn vorgingen. Ja er giebt zu verstehen, der König selbst bezeige sich parteiisch für seine Gegner und gegen ihn, den Erzbischof; deshalb sähe er sich genötigt, sich an den König von Ungarn, Sigismund, zu wenden. In der That hatte der Erzbischof bereits Prag verlassen, und befand sich in diesem Augenblick schon auf der Reise unweit der mährischen Grenze. Unterwegs aber befiel ihn eine schwere Krankheit, der er am 28. September in Preßburg erlag.

Der Vergleichsversuch, so günstig anfangs die Aussichten für denselben gestanden hatten, war schließlich gescheitert. Aber der Entschluß Sbynko's, dem Lande und seiner Regierung den Rücken

zu kehren, war so gut als eine thatsächliche Erklärung, daß seine Sache verloren sei. Er war der aufgeregten Zeit nicht gewachsen: es fehlte ihm bei anerkannter Unbescholtenheit seines Wandels teils an theologischer Bildung, teils an Selbständigkeit des Urteils und Handelns. Hus selbst, der anfänglich von ihm begünstigt, später gemaßregelt worden war, verhehlte seine persönliche Hochachtung für die Gesinnung und den sittlichen Charakter des Erzbischofs niemals.

Durch seinen Tod war eine gewisse Pause im Kampf eingetreten. Nachfolger wurde — der Leibarzt und Vertrauensmann des Königs, ein schon bejahrter Mann und Witwer, Albik von Unitschow, im Besitze ausgebreiteter, aber nicht theologischer Gelehrsamkeit, von frommer Gesinnung und voll Ergebenheit gegen den König. Am 27. Oktober 1411 vom Domkapitel gewählt, erlangte er die päpstliche Bestätigung am 25. Januar 1412. Sein Pallium empfing er erst im Mai. Aber derselbe Prälat, welcher letzteres überbrachte, der Passauer Domdechant Wenzel Tiem, war zugleich Ueberbringer zweier päpstlicher Bullen, durch welche der Kampf wieder entzündet wurde, anscheinend ohne Zusammenhang mit den früheren Bewegungen.

Johann XXIII. sah sich im Besitz des Kirchenstaates bedroht durch König Ladislaus von Neapel, den Gönner Gregor's XII., der aber nach der Herrschaft über ganz Italien zu trachten schien. Deshalb rief der Papst die Christenheit zu einem Kreuzzug gegen Ladislaus auf, mit dem Versprechen derselben „Vergebung der Sünden“ für die Teilnehmer und Unterstützer des neuen Kreuzzugs, wie sie einst den ehemaligen Kreuzfahrern ins heil. Land vom apostolischen Stuhl geschenkt worden sei.

Domdechant Tiem aus Passau erschien zu Prag im Mai 1412 als Hauptkommissar mit den zwei Bullen, welche der Papst am 9. September 1411 an alle Bischöfe und Prälaten, den 2. Dezember an seine Kommissare in Sachen dieses Kreuzzugs erlassen hatte. Unbedenklich erteilte König Wenzel und der neue Erzbischof die Genehmigung zur Bekanntmachung der Bullen und zur Geldsammlung für den Kreuzzug. Nun wurden auf den Kanzeln von Prag, aber auch auf öffentlichen Plätzen Kreuz- und Ablaßpredigten gehalten, zu denen mit Trommelschall eingeladen wurde. Im

Dom zu St. Veit, in der Teynkirche der Altstadt und auf dem Wischehrad wurden Opferkästen aufgestellt, um die Spenden der Gläubigen für den Kreuzzug aufzunehmen.

Für solche Dinge war Böhmen nun gar nicht das geeignete Land und vollends in dem damaligen Zeitpunkt. Die Vorgänge weckten die tiefste sittliche Entrüstung. Zwar hatte Erzbischof Albik, um den Schein eines bloßen Geldgeschäftes zu beseitigen, seine Genehmigung an die Bedingung geknüpft, daß im Beichtstuhl keine Taxen auferlegt werden dürften, sowie daß nicht das Wort von dem seligmachenden Kreuz (d. h. Kreuzzug), sondern das Wort des Evangeliums gepredigt werde — ein Zugeständnis, welches Hus mit Freuden verwertete.[95]) Selbst die theologische Fakultät, unter Führung des Stephan Paletz als Dekan, trat dafür ein, daß die Päpste Sündenvergebung und Ablaß verleihen könnten u. s. w. Allein Hus und seine Gesinnungsgenossen erhoben dessen ungeachtet ihre Stimmen öffentlich auf Kanzeln und Kathedern gegen die Verteidiger des Kreuzzugs und des Ablasses, ja gegen den Papst, der hierin widerchristlich handle. Namentlich kündigte Hus durch öffentliche Anschläge sein Vorhaben an, am 7. Juni im großen Saale des Karlskollegiums eine öffentliche Disputation zu halten über die Frage: ob es nach den Worten Christi gestattet sei, zur Ehre Gottes und zum Heil des christlichen Volkes und zum Besten des Königreichs diene, die Bullen des Papstes über den beabsichtigten Kreuzzug vor den Gläubigen zu befürworten?[96]) Es ließ sich unschwer voraussehen, daß diese „Disputation" die kaum gestillte Aufregung früherer Jahre neu beleben, ja noch steigern werde. Deshalb wandte sich die theologische Fakultät an den Erzbischof und ließ ihn durch zwei Doktoren, die sie an ihn abordnete, ersuchen, die Disputation zu untersagen. Sie kam dennoch zustande unter höchst zahlreicher Beteiligung von Doktoren, Magistern und Studenten. Zuvor hatte zwar die theologische Fakultät durch öffentliche Anschläge allen Baccalaureen der Theologie bei Strafe untersagt, gegen die Bullen des Papstes zu disputieren. Nun war Hus selbst gleichfalls Baccalaureus der Theologie, allein er ließ sich durch das Verbot der theologischen Fakultät nicht von seinem Entschluß abbringen. Es waren zwei Fragen, mit denen er sich

in der Disputation beschäftigte: die vom Ablaß und die vom Kreuzzug. Was die letztere Frage anbelangt, so stellt er die Berechtigung des „weltlichen Armes", d. h. des Staates, Kriege zu führen, keineswegs in Abrede; um so nachdrücklicher behauptet er, daß der Papst oder ein Bischof nie und nimmermehr im Namen der Kirche zum Schwert greifen oder Kriege führen dürfe, am allerwenigsten im Interesse weltlicher Herrschaft oder irdischer Schätze wegen. Hat doch Christus, als die Jünger für ihn selbst mit dem Schwert dreinschlagen wollten, gesagt: „lasset sie doch so ferne machen!" (Luk. 22, 49 ff.); als aber Petrus das Schwert zog, rief ihm Christus zu: „stecke dein Schwert in seine Scheide!" Und als Jakobus und Johannes gute Lust hatten, Feuer vom Himmel über einen Marktflecken der Samariter fallen zu lassen, weil dieselben sich geweigert hatten, Jesum aufzunehmen, fragte er sie: „wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?" Hätte doch der Papst samt seinen Kardinälen lieber den Erlöser selbst gefragt: „Herr, willst du, so regen wir alle Menschen auf zur Vernichtung des Ladislaus samt Gregor XII. und ihrem Anhang"!?: dann würde er ihnen zur Antwort gegeben haben: „Ihr wisset nicht, welches Geistes Kinder ihr seid, daß ihr so viele Seelen verderben wollt mit Bannen, Verdammen und Töten! warum folget ihr nicht meinem Vorgang, der ich meinen Jüngern verboten habe, so grausam wider diejenigen zu eifern, welche mich verwarfen, und für diejenigen, welche mich kreuzigten, gebetet habe: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" Will der Papst seine Feinde überwinden, so folge er Christus nach, dessen Statthalter er sich nennt, und bete für seine Feinde, spreche: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", und segne, die ihn fluchen; dann wird der Herr ihm eine Weisheit geben, der seine Gegner nicht werden widerstehen können u. s. w."

Diejenige Frage indes, auf welche Hus am meisten eingeht, ist die über den Ablaß selbst. Er führt aus, jeder Priester habe die Schlüsselgewalt, namentlich die Vollmacht, Sünden zu vergeben, jedoch ausschließlich nur unter der Bedingung wirklicher Reue und Buße, niemals unbedingt und in keinem Falle gegen Geld und Gut; das sei Simonie. „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch!" habe der Erlöser gesagt. Auch

die Sündenvergebung, welche der Papst verkündigt, ist gebunden an die Bedingung reumütiger Gesinnung derer, welchen Vergebung erteilt wird. Kann doch der Papst, falls ihm nicht eine göttliche Offenbarung darüber zu Teil wird, von keinem Menschen wissen, ob er erwählt sei zur Seligkeit; und wer das nicht ist, dem kann der Ablaß auch nicht zur Seligkeit verhelfen im Widerspruch mit der ewigen Verordnung Gottes. Ueberhaupt ist alle und jede Vollmacht des Papstes bedingt durch seinen Wandel nach dem Vorbild Christi und seinen demütigen Gehorsam. Die Behauptung aber, daß der Papst nicht irren könne, ist nicht nur falsch, sondern gotteslästerlich, denn dann wäre er sündlos wie Christus. Hat doch sogar Petrus und das noch nach der Ausgießung des heiligen Geistes geirrt; Gal. 2. Möge doch niemand darauf pochen: „Die Oberen, Prälaten, Klerus, Mönche und Volk billigen die päpstlichen Kreuzzugsbullen, also sei es eine Thorheit, einer solchen Menge zu widersprechen!“ Allein nicht immer hat die Mehrheit Recht gehabt; sonst hätten die 400 Baalspriester Recht haben müssen, dem einen Elias gegenüber. Viele sind berufen, wenige sind auserwählt. Wer weise ist, fragt zuerst, was die Schrift sagt, und hält sich festiglich daran; Gott weiß, ob es jetzt nicht mehr Kinder der Lüge giebt, als Kinder der Wahrheit. Ein Jünger Christi muß die Bullen des Papstes mit wachsamem Geiste prüfen; stimmen sie mit Christi Geist (Gottes Wort), so darf er ihnen schlechterdings nicht entgegentreten; findet er aber etwas dem Gesetze Christi Widersprechendes darin, so soll er standhaft auf Christi Seite treten und jenem widerstehen. Denn das Wort: „Wer will zu ihm sagen, was machest du?“ (Hiob 9, 12), bezieht sich nicht auf den Papst, sondern auf den, der keinen über sich hat und nicht irren kann; aber wer ist dieser, wenn nicht Gott? welcher gepriesen ist in Ewigkeit! Amen.[97])

Die Disputation des 7. Juni 1412 verlief lebhaft genug, zumal da mehrere Doktoren der Theologie gegen Hus auftraten; den Baccalaureen hatte ja die Fakultät jede thätige Beteiligung daran untersagt. Uebrigens trug die Ehre des Tages nicht Hus selbst davon, sondern ein vertrauter Freund, der Magister Hieronymus von Prag; dieser redete mit solchem Feuer der Begeisterung, daß die Studenten ganz hingerissen waren, und der

Rektor, der den Vorsitz führte, sie kaum zu beschwichtigen vermochte. Nach dem Schluß des Aktes begleiteten mehr Studenten den Hieronymus bis zu seiner Wohnung, als den Magister Hus zu der seinigen.

Das war eine akademische Demonstration. Bald aber folgte eine Kundgebung von drastischerer Art unter Beteiligung des Volkes. Ein bei Hofe beliebter Edelmann, Herr Wok von Waldstein (Woksa), veranstaltete einen großartigen Zug, in dessen Mitte auf einem Wagen öffentliche Dirnen saßen mit der päpstlichen Bulle, die sie an einem um den Hals geschlungenen Bande auf der Brust trugen; voran und hinterher eine Masse Menschen mit Schwertern und Knütteln. Der Zug machte eine Weile Halt vor dem erzbischöflichen Palast auf der Kleinseite; dann ging es über die große Moldaubrücke durch die Straßen der Altstadt und bis auf den Marktplatz der Neustadt. Hier wurde ein Scheiterhaufen unter dem Pranger errichtet, die Bullen darauf gelegt und öffentlich verbrannt. Das Ganze sollte offenbar eine Parodie und Beantwortung sein für die Verbrennung der Wiclif'schen Bücher vor zwei Jahren (16. Juli 1410).

König Wenzel war weit davon entfernt, den Herrn von Waldstein dieses Vorfalls wegen zur Verantwortung zu ziehen; derselbe sonnte sich nach wie vor in der Hofgunst. Nur für die Zukunft glaubte der König ähnlichen Ausschreitungen vorbeugen und den Landfrieden sichern zu müssen. Deshalb befahl er den Magistraten der Hauptstadtteile von Prag, jede öffentliche Beleidigung des Papstes und jeden Widerstand gegen die Bullen bei Todesstrafe zu verbieten. In Folge dessen kam es am 11. Juli 1412 wirklich zu einer Hinrichtung. Nämlich Sonntag den 10. Juli hatten drei feurige junge Leute aus den niederen Ständen, Namens Johann, Martin und Stasko, sich herausgenommen, in mehreren Kirchen während des Gottesdienstes dem Prediger laut zu widersprechen und zu behaupten, der Ablaß sei lauter Lug und Trug. Sie wurden verhaftet und, da sie den Widerruf verweigerten und keine Reue zeigten, Montag den 11. vom Rate der Altstadt zum Tode verurteilt. Zwar zog man auf die Verwendung des Hus und um die Aufregung des Volkes nicht noch mehr zu steigern, eine Weile gelindere Saiten auf.

Dessen ungeachtet wurde noch am gleichen Tage die Enthauptung der drei jungen Männer in übereilter Weise vollzogen.[98]) Es hatte sich zwar zu dieser Execution eine beträchtliche Menge Volkes hinzugedrängt, dennoch wurde noch nicht einmal der Versuch gemacht, die Gefangenen mit Gewalt zu befreien. Die Stimmung war vielmehr eine tief ernste, zu gleichem Leiden mutvoll entschlossene. Aber nach der Hinrichtung brachte eine Frau reine Leintücher, um die Leichen darin einzuschlagen. Und eine Anzahl Studenten unter Anführung eines Magisters, Johann von Gitschin, hoben die Leichen auf und trugen sie unter lautem Gesang des Märtyrerliedes:

Isti sunt sancti[99])

in einer förmlichen Prozession nach der Bethlehemskapelle, wo sie, unter Hus' Mitwirkung, mit großer Andacht beerdigt wurden.[100]) Sie galten den husitisch Gesinnten von da an als Märtyrer. Die Gegner aber nannten jetzt „Bethlehem" spottweise nur „die Kapelle zu den drei Heiligen." Es war ein bedenkliches Symptom hochgradiger, fanatischer Erregung, daß einige hitzige junge Leute, welche, allerdings in guter Meinung, sich dazu hatten hinreißen lassen, den öffentlichen Gottesdienst durch Zwischenrufe zu stören, nach ihrer Hinrichtung ohne weiteres als Märtyrer, als Blutzeugen der Wahrheit verehrt wurden. Wir können auch Hus selbst den Vorwurf nicht ersparen, daß es ihm bei Beurteilung des ganzen Hergangs an unparteiischer sachlicher Umsicht und an Mut der erregten öffentlichen Meinung gegenüber gefehlt habe.

Inzwischen war die theologische Fakultät thätig gegen Hus gewesen. Nicht nur, daß sie aus Anlaß des Ablaßstreites die schon 1403 von der Universität verworfenen 45 „Wiclif-Artikel" aufs neue verurteilte und nebenbei 6 Sätze von Hus als irrtümlich mißbilligte — hierzu war die Fakultät formell unstreitig befugt. Allein sie ging noch weiter und suchte durch Vermittlung der Stadtbehörde beim König das Verbot des Vortrags jener Sätze sowie der freien Predigt durchzusetzen. Das erstere bewilligte König Wenzel; das letztere verweigerte er. Aber auch durch das königliche Verbot, welches am 16. Juli auf dem Rathause der Altstadt eröffnet wurde, ließ Hus sich nicht abhalten, die Wiclifschen Sätze im theologischen Hörsaal des Karlskollegiums zu ver-

teidigen. Jedenfalls sah er in diesem Verbot einen Uebergriff der Staatsregierung in die Autonomie der Universität.

Andererseits bemühte sich die Pfarrgeistlichkeit der Hauptstadt, den Papst zum thatkräftigen Einschreiten gegen Hus und Genossen zu bewegen. Zu diesem Behufe sandten sie mit Umgehung des Erzbischofs ihren Anwalt, Michael von Deutsch-Brod, (später nur Michael de Causis genannt) an Johann XXIII. mit einer Vorstellung des Inhalts: der Magister stehe schon über zwei Jahre unter dem Kirchenbann, trage aber dessen ungeachtet die verurteilten Sätze Wiclif's öffentlich vor, neuerdings trete er sogar gegen den päpstlichen Ablaß feindselig auf, seine verderblichen Schriften darüber seien in Böhmen und Mähren, in Ungarn und Polen verbreitet.[101])

Die letzten Ereignisse führten eine Krisis innerhalb der bisherigen Gesamtpartei der Husiten herbei: Männer wie Stanislaus von Znaim, Stephan von Paletz und andere, lauter richtige Tschechen und bisher eines Sinnes mit Hus, standen jetzt still, besannen sich und gingen von da an rückwärts, ja sie wurden bald die heftigsten Gegner ihres bisherigen Führers. Hus nannte sie höhnisch nur „Krebse“ (cancrisantes).

Papst Johann XXIII. bedurfte kaum so starker Mittel, wie sie in Anwendung gebracht wurden, um gegen diesen einzuschreiten. Er beauftragte den Kardinal Peter von Sant Angelo sofort schonungslos vorzugehen. Dieser verfügte alsbald, daß der schon früher über Hus verhängte Bann in allen Prager Kirchen aufs neue abgekündigt, falls derselbe jedoch bei seinem Trotz beharren sollte, nach 20 Tagen an Sonn- und Festtagen in der furchtbarsten Weise, unter Glockengeläut, mit Anzünden und Auslöschen der Lichter, ausgesprochen werde; von da an dürfe ihm niemand mehr Speise, Trank, Herberge gewähren, ein gutes Wort gönnen u. s. w.; jeder Ort, an dem er weile, solle unter dem Interdikt stehen. Gleichzeitig wurden alle Gläubigen angewiesen, Hus gefangen zu nehmen, ihn dem Erzbischof oder dem Bischof Johann von Leitomischl auszuliefern, überdies die Bethlehemskapelle dem Erdboden gleich zu machen.

Die Umstände nahmen eine äußerst bedrohliche Gestalt an: König Wenzel ließ die Sachen gehen, wie sie gingen. Die Magistrats-

mitglieder der Altstadt waren meist Deutsche und Gegner von Hus; mit ihrem Vorwissen sammelte sich am 2. Oktober eine Menge um die Bethlehemskapelle, während er eben in derselben predigte, um den Gottesdienst zu stören und ihn festzunehmen. Allein das Vorhaben wurde durch die Entschlossenheit der versammelten Gemeinde vereitelt; auch der Plan, die Kapelle selbst zu zerstören, kam vorerst nicht zur Ausführung; treue Böhmen widersetzten sich demselben. Hingegen die meisten Pfarrer in Prag beobachteten das inzwischen verhängte Interdikt: der Gottesdienst hörte auf, den Lebenden wurden die Sakramente, den Verstorbenen kirchliches Begräbnis verweigert. Unheimliche Erregung bemächtigte sich der Gemüter, so daß es dem König zu arg wurde, und er Hus ersuchen ließ, freiwillig die Stadt eine Zeit lang zu verlassen; inzwischen wolle er die Beilegung des Streits und die gegenseitige Aussöhnung möglichst betreiben.

Hus fügte sich dem hohen Wunsche, den er als Befehl auffaßte, nicht ohne schweren Seelenkampf (wir kennen das aus einer seiner tschechischen Predigten), und begab sich (November oder Dezember 1412) freiwillig in das Exil, nachdem er zuvor noch eine Denkschrift veröffentlicht hatte, worin er von der Kurie, ihrer ungerechten Verfolgung und ihrem Bann, an Christum als den gerechten Richter appelliert hatte.[102])

Der König hielt Wort. Er bemühte sich unermüdlich, den Kirchenstreit innerhalb seines Landes beizulegen, teils um Hus die Rückkehr nach Prag zu ermöglichen, teils um den guten Ruf des Landes in kirchlicher Hinsicht zu retten. Zuerst beriet die höchste Staatsbehörde unter Zuziehung der Bischöfe von Olmütz und Leitomischl über Mittel und Wege, den Streit zu schlichten. Man war bald darüber einig, daß zu diesem Zweck eine Landessynode zu halten sei. Inzwischen hatte Erzbischof Albik, der sich den stürmischen Zeitläuften Alters halber nicht mehr gewachsen fühlte, freiwillig auf seine hohe Würde verzichtet. Der Bischof von Olmütz Konrad von Vechta, wurde zum Administrator des Erzbistums bestellt. Die Synode wurde von Konrad als Administrator von Prag, in Gemeinschaft mit Johann dem Eisernen, am 6. Febr. 1413 im erzbischöflichen Palast zu Prag eröffnet. Hus selbst konnte derselben natürlich nicht beiwohnen, aber er war durch seinen rechts-

gelehrten Freund, Johann von Jesenitz, vertreten. Beide Parteien reichten der Synode ihre Gutachten über Herstellung des Friedens ein in Gestalt von Denkschriften: die theologische Fakultät, mit Stanislaus von Znaim und Stephan von Paletz an ihrer Spitze, überreichte eine doppelte Urkunde, deren eine die Gründe des bestehenden Gegensatzes erörterte, während die andere Vorschläge machte über die Bedingungen, unter welchen allein eine Versöhnung bewirkt werden könne[103]). Andererseits gab Hus seine Vorschläge, kurz und bündig gefaßt, schriftlich ein, während Magister Jakob von Mies (Jacobellus) sich mit unumwundener Freimütigkeit aussprach.[104]) Nun folgten von beiden Seiten Repliken und Streitschriften. Das Gutachten der theologischen Fakultät lief einfach darauf hinaus, in den drei Hauptpunkten, um die es sich handle, müsse jedermann den Grundsätzen der römisch-katholischen Kirche sich anschließen; wer dies schlechterdings verweigere, solle des Landes verwiesen werden. Hus hingegen schlug eine wirkliche Verhandlung und Untersuchung vor über die ihm schuldgegebenen Irrlehren. Das Ende war aber, daß diese Synode vollständig ohne Ergebnis blieb. Auch dieser Vergleichsversuch war gescheitert.

Dessen ungeachtet machte der König nach Auflösung der Synode einen anderweiten Ausgleichsversuch. Er ernannte eine Kommission von vier Mitgliedern, denen er Vollmacht erteilte, alle zur Erzielung der Eintracht dienlichen Mittel zu ergreifen. An der Spitze dieser Kommission stand der Propst der Allerheiligenkirche, Zdenjek von Labaun. Allein sobald die Verhandlung zwischen den beiderseitigen Parteien den Hauptfragen näher trat, stieß man auf Differenzen, welche sich durch unbestimmte Formeln nicht verschleiern ließen. So zerschlugen sich die Unterhandlungen, und als schließlich die Vertreter der römischen Gesinnung, die Doktoren Stephan Paletz, Peter und Stanislaus von Znaim, Johannes Eliä gar nicht mehr erschienen, weil die Kommission parteiisch zu Werke gehe, so scheiterte auch dieser letzte Versuch zum Ausgleich. König Wenzel war über diese Mißerfolge seiner Bemühungen außer sich, verbannte die vier so eben genannten Doktoren aus dem Königreich, während er der Universität befahl, sie auszustoßen und für deren Präbenden und Collegiatstellen ihm andere zu präsentieren. Ein Halbjahr später erfolgte eine andere Maßregel, durch welche

auch im Stadtregiment das bisherige Uebergewicht der römischen Partei gebrochen wurde: bis dahin waren die Ratsherren der Altstadt größtenteils Deutsche und Gegner des Husitismus gewesen; am 21. Oktober 1413 erließ der König ein Patent, wodurch in dem Magistratskollegium die Parität zwischen Deutschen und Tschechen begründet werden sollte. Durch alle diese Maßregeln wurde wenigstens die äußere Ruhe in der Hauptstadt gesichert. Die innere Kluft, welche die Parteien trennte, konnte durch solche Akte, die den Charakter eines Staatsstreiches an sich trugen, selbstverständlich nicht ausgefüllt werden.

Inzwischen war Hus in seiner halb freiwillig übernommenen Verbannung aus Prag geblieben. Aber unthätig war er auch während dieser Zeit nicht. Er führte einen sehr lebhaften Briefwechsel mit seinen Freunden in Prag[105]); und diese Briefe sind so seelenvoll und herzinnig, so tröstlich und voll freudiger Glaubenszuversicht, daß sie nicht verfehlen konnten, die Gemüter nachhaltig zu stärken. Es spricht aus ihnen eine rührende väterliche Liebe, eine wahrhaft apostolische Salbung und Kraft, sei es daß er zur Treue gegen das Evangelium vermahnt oder seine liebe Bethlehemskapelle dem Schutz der Gläubigen empfiehlt, sei es daß er zum Ernst in der Heiligung auffordert angesichts der Wiederkunft Christi und des Weltgerichts, sei es daß er zur Standhaftigkeit und Geduld unter Verfolgungen und Leiden ermuntert. So diente seine Entfernung aus Prag unverhofft dazu, seine Sache innerlich zu fördern, seiner Partei zur Selbständigkeit zu verhelfen. Aber nicht nur Briefe, sondern auch größere Abhandlungen, z. B. seine Hauptschrift, De ecclesia, hat Hus gerade während jener unfreiwilligen Muße geschrieben, und zwar auf der Burg Kosi hrádek bei Austi (10 geogr. Meilen südlich von Prag), wo ihm Johann von Austi Schutz gewährte. Je und je hielt er sich auch auf der Burg Krakowetz, unweit Prag, auf, predigte vor Scharen, die ihm zuströmten, trat auch da und dort in Marktflecken und Dörfern als Reiseprediger auf. So gewannen seine Grundsätze eine größere Verbreitung im Lande, seine Partei erlangte überdies einen selbständigen von Prag unabhängigen Stützpunkt südlich von der Hauptstadt, in der Gegend, wo später die Stadt Tabor sich erhob; in Prag selbst aber wurde die husitische Partei, gerade

in Folge seiner Abwesenheit, von ihrem Führer unabhängig und gewöhnte sich selbständiger zu handeln als bisher. Die Gegner, die durch ihre Anstrengungen die Verdrängung des Mannes aus Prag durchgesetzt, hatten zu vernichten gehofft, was er vertrat; aber seine Entfernung diente im Gegenteil zur Hebung und Stärkung der Sache, an welcher er arbeitete.

Neuestens war übrigens die Sache des Husitismus an der römischen Kurie wieder auf die Tagesordnung gesetzt worden. Im Januar 1413 hatte ein „Generalkonzil“ zu Rom getagt; auf diesem wurden gemäß dem Gutachten einer Kommission von Kardinälen, Bischöfen und Doktoren mehrere Schriften von Wiclif, namentlich sein Dialogus, Trialogus rc., als Irrtümer enthaltend, endgültig verurteilt. Nun erging an alle Bischöfe die Weisung, nach diesen Büchern zu fahnden und sie verbrennen zu lassen; wolle jemand Wiclif's Andenken in Schutz nehmen, so habe er sich binnen 9 Monaten vor dem apostolischen Stuhl zu stellen. Allein dieses Dekret hatte schlechterdings keine Wirkung. Um so tiefer griff das Konzil von Constanz ein.

Viertes Kapitel.

Konzil zu Constanz und das erhebende Ende.

Die seit 1378 bestehende Spaltung der abendländischen Christenheit zwischen zwei, schließlich sogar drei Päpsten, dieser empörende und unerträgliche Notstand, hatte längst die besten Männer und treuesten Christen in allen Landen angelegentlich beschäftigt. Man erkannte nach und nach, daß die Wurzel dieses verheerenden Uebels in einer tiefen, weit verbreiteten, Entartung der Kirche selbst liege, und daß um dem Mißstand gründlich abzuhelfen, die Eintracht inmitten der Christenheit dauernd herzustellen, eine „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern" erforderlich sei. Mannigfache bittere Erfahrungen hatten überdies zu der Ueberzeugung geführt, eine rechtschaffene Reform der Kirche, oben und unten, könne nur durch eine allgemeine Kirchenversammlung zu Stand und Wesen gebracht werden.

Wenzel's Bruder, König Sigismund von Ungarn, erwählter römischer König, war es, der den widerstrebenden Johann XXIII. durch vollendete Diplomatie und Politik so weit brachte, daß im Oktober 1413 Kirche und Reich unter sich vereinbarten, ein allgemeines Konzil auf den 1. November 1414 und zwar in eine deutsche Stadt, nach Constanz, zu berufen. Damals, Ende des Jahres 1413, dachte allerdings kaum jemand daran, daß neben den großen brennenden Zeitfragen, Wiederherstellung der kirchlichen Einheit und Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, auch der Husitismus auf die Tagesordnung des Konzils gesetzt werden könnte. Allein ehe ein Jahr verging, schon im August 1414, war man darüber an maßgebender Stelle vollständig im Reinen. Nur über die Frage, wie das gekommen, und wer dazu

mitgewirkt hat, sind wir aus Mangel an urkundlichen Zeugnissen noch nicht völlig im Klaren. Zunächst fiel der Umstand, daß die öffentliche Meinung auch außerhalb Böhmens selbst, in dem übrigen Deutschland, ja sogar außerhalb Deutschlands, durch die husitische Bewegung beunruhigt wurde, schwer in die Wagschale und führte mit dazu, die Sache zur Entscheidung vor das allgemeine Konzil zu bringen.

Thatsache ist, daß schon im Jahr 1413 ein Doktor an der Wiener Universität, Johann Sybart, Prager Studenten, welche nach Wien kamen, wegen angeblicher Ketzerei gemaßregelt hat, worüber der damalige Rektor der Universität Prag D. Malenitz, sich in Wien beschwerte[107]). Von noch größerem Belang war der Umstand, daß die Universität Paris sich bewogen fand, dem Erzbischof von Prag in's Gewissen zu reden und ihn aufzufordern, er möge doch den in seinem Sprengel um sich greifenden Irrlehren nachdrücklicher als bisher, nötigenfalls unter Anrufung des weltlichen Arms, steuern. Dieses Schreiben beantwortete Erzbischof Konrad von Vechta am 2. August 1414 mit einer empfindlichen, auffallend kurzen Erwiderung des Inhalts, er werde auch künftig, wie bisher, allen Fleiß daran wenden, Irrümer auszurotten. Allein schon nach wenigen Wochen erwiderte Gerson, er könne nur wünschen, daß der Herr Christus den Erzbischof in seinem Vorsatz bestärke; zugleich aber übersandte er ihm etliche Sätze aus Hus' Buch „von der Kirche“, welche er selbst ausgezogen und mit kurzem Hinweis auf ihre Irrtümlichkeit versehen hatte. In gleichem Sinn richtete in denselben Tagen auch der Erzbischof von Rheims ein Schreiben an den Prager Erzbischof.[108]) Wenn so von allen Seiten auf Böhmen, als ein mit Ketzerei angestecktes Land mit Fingern gewiesen wurde, so läßt sich begreifen, daß König Sigismund, als nächster Agnat Wenzels und als Erbe der böhmischen Krone, zumal er überhaupt die Berufung des Konzils erzielt hatte, die Ueberzeugung gewann, die kirchlichen Wirren in Böhmen seien gleichfalls von europäischer Bedeutung und würden am zweckmäßigsten gleichfalls durch das Konzil mit geschlichtet werden können.

So trat denn Sigismund, im Einverständnis mit König Wenzel, in Verhandlungen mit Hus und ließ diesen durch Ver-

mittlung zweier Böhmischer Edelleute, Heinrich Lefl von Lažan und Mikesch Diwótschek von Jemnischt, beide ihm befreundet, noch von der Lombardei aus auffordern, sich persönlich vor dem Konzil in Constanz zu stellen, damit der Kirchenstreit im Lande beigelegt, und die kirchliche Ehre Böhmens gerettet werde. Um jede Besorgnis zu beseitigen, ließ Sigismund gleich damals in seinem und des Reichs Namen Schutz und Schirm versprechen. Auf das hohe Ansinnen ging Hus ohne das mindeste Bedenken sofort ein; war er doch jederzeit bereit gewesen sich zu verantworten; ja er hatte früher selbst vom Papst an ein Konzil appelliert; und, davon abgesehen, hatte er stets nichts sehnlicher gewünscht, als sich öffentlich und vollständig verteidigen zu können. Sein erstes Bemühen richtete sich jetzt darauf, die Frage, ob er selbst rechtgläubig oder ein Ketzer sei, im voraus ins Klare zu bringen. Demgemäß begab er sich nach Prag zurück, um angesichts des von Erzbischof Konrad einberufenen Provinzialkonzils über seinen Glauben und seine Lehre Rede und Antwort zu geben. Daher ließ er am Vortag der Eröffnung dieses Konzils, dem 26. August, an den Thüren des Doms, der Pfarr- und Klosterkirchen, sowie an vielen andern Orten der Stadt Anschläge machen in lateinischer, tschechidher und deutscher Sprache, des Inhalts: er sei bereit, vor dem Erzbischof, vor der Versammlung aller Prälaten und der Geistlichkeit Böhmens über den Glauben und die Hoffnung, die in ihm sei, Rechenschaft zu geben; wer ihn eines Irrtums oder gar hartnäckiger Ketzerei beschuldigen wolle, möge sich dort einschreiben, wie es Rechtens sei, und den Beweis für seine Anklage führen; sei er dazu außer Stande, so möge er die gegen ihn selbst beantragte Strafe zur Wiedervergeltung erleiden.

Zu der Landessynode selbst erhielt Hus begreiflicher Weise keinen Zutritt, obgleich er am 27. August in Begleitung seiner Freunde, der Magister Johann von Jesenitz, Simon von Tischnow, Prokop von Pilsen, Johann von Prschibram und anderen vor dem erzbischöflichen Palaste erschien und Einlaß begehrte. Der Marschall des Erzbischofs, Ritter Schwab von Schwabenitz wies ihn am Portal mit dem Bedeuten zurück, die hochwürdige Versammlung habe soeben über eine königliche Eröffnung zu verhandeln und dürfe darin nicht gestört werden

Die Thatsache, daß ihm das Erscheinen vor dem Konzil, von dessen Sitzung der Erzbischof selbst sich ferne gehalten hatte, verweigert worden war, machte Hus gleichfalls bekannt durch einen in tschechischer Sprache abgefaßten Anschlag an dem Portal des königlichen Schlosses, worin er sich an den König und die Regierung wendet, um zu bestätigen, daß ihm und seinen Anwälten der Zutritt zu der Landessynode zum Behuf seiner Rechtfertigung verweigert worden, daß aber auch niemand als Kläger wider ihn aufgetreten sei. Er selbst werde sich aber nun vor dem allgemeinen Konzil in Constanz stellen; wer ihn der Ketzerei bezichtigen wolle, möge es dort thun.[109]) Günstiger, als das Landeskonzil, verhielt sich ihm gegenüber der päpstliche Landesinquisitor, der Titularbischof Nicolaus von Nazareth. Als Hus am 30. August seine Anwälte beauftragte, letzterem in der Wohnung eines hohen Staatsbeamten, die Frage vorzulegen, ob er irgend eine Irrlehre oder Häresie bei Hus entdeckt habe, so erklärte derselbe von freien Stücken, vor Johann von Jesenitz und mehreren Zeugen, größtenteils Edelleuten, in tschechischer Sprache: „Ich habe mit Mag. Johann Hus „zu wiederholten Malen mich unterhalten, seinen Predigten öfters „beigewohnt, über verschiedene Punkte der heiligen Schrift mit ihm „verhandelt, aber niemals einen Irrtum oder Ketzerei bei ihm „gefunden, ihn vielmehr in allen seinen Worten und Werken als „einen rechtschaffenen und rechtgläubigen (catholicum) Mann „erfunden". Auf weitere Befragung erklärte derselbe ferner, daß in dem ganzen Zeitraum, seit er zum Inquisitor hier bestellt sei, niemand je den Magister Hus bei ihm einer Ketzerei beschuldigt oder überführt habe. Beides bestätigte der genannte Prälat auch in einer schriftlichen Urkunde.[110])

Am gleichen Tage, den 30. August, fand eine zahlreiche Versammlung von Großen des Reichs, Baronen und Würdenträgern der Kirche, im Kloster St. Jakob statt. An diese Versammlung richtete Hus ein Schreiben mit dem Ersuchen, die Herren möchten den Erzbischof öffentlich interpellieren, ob er ihm irgend einen Irrtum oder Ketzerei schuld gebe; wo nicht, so möge er ihm ein Zeugnis darüber ausstellen; dessen ungeachtet werde er sich nach Constanz begeben, um dort seinen Glauben zu bezeugen. Der Erzbischof erklärte, als diese Anfrage in der Ver-

sammlung an ihn gerichtet wurde, öffentlich, er kenne keinen Irrtum oder Ketzerei an ihm und gebe ihm nichts dergleichen Schuld, nur habe derselbe, weil er vom Papst selbst mit dem Bann belegt sei, sich dem gegenüber zu reinigen. Diese Erklärung gab der Erzbischof zwar nicht selbst schriftlich ab, wohl aber stellten drei hochgeborne Herren eine Urkunde darüber aus und fügten ihre Siegel bei. Die Barone richteten dieses Schreiben an König Sigismund, den sie um kräftigen Schutz für Hus beim Konzil ersuchen.[111])

Nunmehr richtete Hus unter dem 1. September 1414, noch von Prag aus, ein Schreiben direkt an König Sigismund, worin er ihm für seine bisher erwiesene Huld ehrerbietig dankt und seine Bereitwilligkeit erklärt, nach Constanz zum Konzil zu kommen; wobei er nur um den königlichen Schutz zur Reise und dazu ersucht, daß er vor dem Konzil in öffentlichem Verhör seinen Glauben bekennen und verteidigen dürfe; er werde sich nicht scheuen, den Herrn Christum zu bekennen und, wenn es sein solle, für sein wahres Gesetz den Tod zu erleiden.[112])

Er begab sich jetzt von Prag aus wieder nach der Burg Krakowetz, wo er die letzten Wochen vor seiner Reise zubrachte. Hier erfuhr er, wie thätig seine Gegner waren, in Voraussicht der Verhandlung über ihn vor dem Konzil: sie hatten ihre Anschuldigungen wider ihn bereits formuliert und festgestellt, und bereiteten alles vor, was für das Untersuchungsverfahren erforderlich war; alle Personen, welche in der Lage waren, ein Zeugnis gegen ihn abzulegen, wurden vorgeladen, beeidigt, und ihre Aussagen zu Protokoll genommen. Zur Bestreitung der zu erwartenden Prozeßkosten legte sich die meist zu den Gegnern zählende Geistlichkeit in Böhmen und Mähren eine Kollekte auf, deren Ertrag den persönlich nach Constanz gehenden Bevollmächtigten überantwortet wurde. An der Spitze dieser letzteren stand Bischof Johann „der eiserne" von Leitomischl, dem vier klerikal gesinnte Edelleute, und Stephan von Paletz, nebst drei andern Doktoren der Theologie aus Böhmen zur Seite standen. Aber auch Hus erhielt durch einen Freund eine Abschrift sowohl der neu aufgestellten Klagepunkte als der zum Erweis dafür gesammelten Zeugenaussagen; außerdem aber auch der früheren Anschuldigungen,

welche 1409 dem Erzbischof Sbynko, und 1412 durch Michael de Causis der päpstlichen Kurie vorgelegt worden waren; er fand noch Muße, dieselben Satz für Satz zu beantworten und sich dadurch für die Verhandlungen in Constanz vorzubereiten.[113]) Zur Bestreitung seiner Reisekosten wurde er durch freiwillige Beiträge seiner Freunde und Verehrer unterstützt, die ihm so reichlich zuflossen, als er sich nur wünschen mochte.[114]) Hus bestellte sein Haus in der Ahnung, daß er dem Tod entgegengehe; er machte sein Testament in der Form eines Briefs an einen geliebten Schüler Namens Martin, welchem er denselben versiegelt übergab mit der Weisung, ihn nicht eher zu öffnen, als bis er sichere Kunde von seinem Tode würde erhalten haben. Die Warnungen und Ermahnungen, welche er in diesem Schreiben mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit dem jungen Mann erteilt, ja auch die Beichte, die er selbst vor ihm ablegt, sind in hohem Grade ergreifend. Und vollends der Abschiedsbrief an alle mit ihm im Glauben verbundenen Freunde in Böhmen, Männer und Frauen, welchen er vor Antritt der Reise abgefaßt und für sie zurückgelassen hatte! Da vermahnt und tröstet er sie, und ersucht sie, selbst voll Todesahnung, um ihre beständige und treue Fürbitte, damit er fest und beharrlich bleiben, sich wohl verantworten und, wenn es sein müsse, den Tod ohne Furcht erdulden möge. Dieses Schreiben ist vom wärmsten Hauch reiner Frömmigkeit durchweht und von echt apostolischer Salbung. —

Wie er selbst, so konnten auch seine Freunde sich banger Ahnungen nicht erwehren. Ein aus Polen gebürtiger Schuster in Prag, Namens Andreas, nahm von ihm persönlich Abschied mit den Worten: „Gott sei mit Dir! ich meine, Du werdest nicht wieder kommen. Lieber, treuer und standhafter Ritter, Herr Johannes, möge der himmlische König, nicht der ungarische, Dir den ewigen Lohn geben für Deine Treue und Bemühung, die Du an mich wendest!“, Worte der Liebe und des Segens, an welche Hus noch in der letzten Woche vor seinem Tode zu seinem eigenen Trost sich erinnert hat.[115])

König Sigismund hatte schon bei der ersten vorläufigen Unterhandlung mit Hus diesem durch seine Vertrauensmänner freies Geleite zum Konzil und seine Mitwirkung, um dort seine

Sache zu erwünschtem Ziele zu führen, anbieten lassen. Allein die Anfertigung einer **Urkunde** über das freie Geleite, welche er schwarz auf weiß in die Hand bekommen sollte, verzögerte sich, und Hus entschloß sich endlich, im Vertrauen auf das gegebene Fürstenwort, die Reise in Gottes Namen anzutreten, ohne daß er den Geleitsbrief in Händen hatte. Letzteren hat er in der That nicht früher in seinen Besitz bekommen, als am 5. November, d. h. nachdem er bereits in Constanz angekommen war. Jedoch hatten drei böhmischen Edelleute von König Sigismund den Auftrag erhalten, für seine Sicherheit auf der Reise und während des Konzils Sorge zu tragen. Es war dies Johann von Chlum genannt Kepka, Wenzel von Duba auf Lestno, und Heinrich von Chlum auf Latzenbock, auch einfach Latzenbock genannt. Hier ist der Ort, ein Wort aber das freie Geleite zu sagen. Ueber diesen Begriff und das Wesen des sicheren Geleites ist in den letzten Jahrzehnten helleres Licht verbreitet worden.[116]) Früher dachte man bei „sicherem Geleite" fast ausschließlich nur an einen Geleits**brief**, und den hat auch Hus selbst im Auge, wenn er wiederholt betont, daß er ohne freies Geleite (sine salvo conductu) die Reise nach Constanz angetreten habe.[117]) Allein wir müssen laut neuerer Forschungen unterscheiden zwischen „**lebendigem**" und „**totem Geleite**". Die vorhin genannten böhmischen Barone, welche kraft ausdrücklichen Auftrags von König Sigismund den Magister von Prag bis Constanz begleiteten und auch dort ihm zur Seite standen, um ihn im Notfall wirklich zu schützen, bildeten das „**lebendige Geleite**" für ihn. Schon **damit**, auch ohne schriftliche Urkunde, war das königliche Wort für Hus verpfändet, zum Schutz und Schirm für seine Person gegen etwaige Unbill und Gefährdung.

Am 11. October 1414 reiste er in Prag ab, in Begleitung der zu seinem Schutz vom König bestimmten Barone Johann von **Chlum** (Kepka) und Wenzel von **Duba**, auf Lestno; der dritte, Heinrich von Latzenbock, stieß erst in Constanz zu ihnen. Außer den beiden Edelleuten befanden sich in seiner Umgebung einige seiner gelehrten Freunde, so der Magister Johann von **Reinstein**, genannt „der Kardinal"; dieser war der Pfarrer eines Städtchens Janowitz, dessen Patron Herr Johann von Chlum

war; weil er früher von König Wenzel zu diplomatischen Verhandlungen mit der Kurie verwendet worden war, mit den Kardinälen oft und viel verkehrt hatte, so gab man ihm den Namen „Kardinal", der bald so stehend wurde, als wäre er in der That sein richtiger Zuname. Ferner gehörte zu der Begleitung des Magisters der Baccalaureus Peter von Mladenowitz, Secretär im Dienste des Barons Johann von Chlum; außerdem mehrere andere mit 30 Pferden. Mladenowitz fing schon beim Antritt der Reise an, genaue Aufzeichnungen über alle Erlebnisse zu machen, eine Art Tagebuch zu führen, welchem er aber auch einschlagende Urkunden einverleibte. Diese Denkschrift ist litterarisch betrachtet von geringem Wert, aber als Materialiensammlung ist sie unschätzbar. Als später die Husiten den Todestag des Johann Hus als kirchlichen Feiertag begingen, pflegte man im Gottesdienst einen Auszug aus Mladenowitz vorzulesen.[118])

Die Reisegesellschaft nahm ihren Weg nach Constanz über Sulzbach, Hersbruck und Nürnberg.[118a]) Die Erlebnisse dieser Reise waren geeignet, ein Vorurteil, welches sich bei Hus seit Jahren unbewußt festgesetzt hatte, vollständig zu entwurzeln und sein tschechisches Nationalgefühl zu berichtigen. Als er 1410 von Papst Johann XXIII. zur Kurie nach Bologna vorgeladen wurde, fürchteten seine Freunde, er möchte unterwegs seinen Gegnern in die Hände fallen; dabei dachte man aber vorzugsweise an die Deutschen, welche seit der Katastrophe an der Prager Universität von Haß und Rachgier gegen ihn erfüllt schienen. Und von da an stand es, wie aus mehreren brieflichen und schriftstellerischen Aeußerungen hervorgeht, bei Hus fest, daß in deutschen Landen Mißstimmung und Feindschaft gegen seine Person herrschend sei. Freilich, daß erklärte Gegnerschaft, ja persönliche Feindschaft gegen ihn bei einzelnen Böhmen und namentlich bei solchen, welche früher innig mit ihm befreundet gewesen, aber seit Jahren ihm und seinen Bestrebungen entfremdet waren, obwalte, das konnte er sich nicht verhehlen, sprach es auch hie und da offen aus. Dennoch erschien ihm die deutsche Nation als ihm und seiner Sache grundsätzlich feindlich gesinnt.[119]) Aber wie groß war seine Ueberraschung, als er nach Ueberschreitung der deutschen Grenze nirgends eine Unannehmlichkeit zu erfahren hatte und keinen einzigen Menschen antraf, der gegen

ihn sich feindselig benommen hätte. Von Nürnberg aus schreibt er am neunten Reisetag: „ihr sollt wissen, daß ich bisher keinen Feind gespürt habe!" Im Gegenteil, er wurde überall gut aufgenommen, an manchen Orten sogar mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit und Ehrerbietung begrüßt. Das hatte seinen Grund vielfach in bloßer Neugier, weil man wußte, daß der böhmische Magister vor dem Konzil erscheinen müsse, und der Name Hus in Aller Munde war. Aber vielfach begegnete er doch auch einem tieferen Interesse für die Sache und für seine Lehre. Denn in größeren Städten ließ er Anschläge an den Kirchthüren machen in deutscher und lateinischer Sprache, worin er der Bevölkerung kund that, er reise nach Constanz, um von seinem Glauben Rechenschaft abzulegen; er sei entschlossen, seinen Glauben bis zum Tode zu bekennen; wer ihn eines Irrtums bezichtigen wolle, möge dies vor dem Konzil thun, dort werde er ihm Rede stehen. Diese Anschläge fanden Beifall, er ließ sich in Unterredungen mit den Bürgern ein, und diese, ja sogar einzelne Geistliche, erklärten sich befriedigt. Die beiden adligen Begleiter aber machten es sich zur Aufgabe, wo sie nur konnten, Zeugnis abzulegen von der Schuldlosigkeit des Magisters. Zum Beispiel in der oberschwäbischen Reichsstadt Biberach beteiligte sich der Ritter Johann von Chlum an den Unterredungen mit Priestern und Klerikern so lebhaft, daß es in der Stadt hieß, das müsse ein Doktor der Theologie sein; weshalb ihn Hus von da an scherzweise nur den „Doktor von Biberach" nannte.[120]) Dagegen machte Hus schon unterwegs und je und je, vollends aber in Constanz selbst, die erneute Erfahrung davon, daß die Feindschaft gegen ihn nirgends ärger sei, als bei seinen eigenen Landsleuten. Schon von Nürnberg aus schreibt er, am 20. October 1414, seinen Freunden in Böhmen: „So bekenne ich denn, daß es keine größere Feindschaft gegen mich gibt, als diejenige von Seiten der Angehörigen Böhmens". Diese Erfahrung machte offenbar einen tiefen Eindruck auf ihn. Sie hatte die Wirkung, daß die nationalen Vorurteile, von denen er bisher eingenommen gewesen war, durch das Leben selbst widerlegt und beseitigt wurden, daß seine Gesinnung gewisser enger partikularistischen Schranken entledigt, und er selbst auf die Höhe einer ökumenischen Anschauung gehoben wurde.

In Nürnberg trennte sich Herr Wenzel auf Lestno von Hus und reiste dem König Sigismund nach, um die Ausstellung des zugesagten Geleitsbriefs zu betreiben und die Urkunde selbst, den inzwischen am 18. October von der königlichen Kanzlei in Speier ausgefertigten Geleitsbrief, in Empfang zu nehmen. Von Nürnberg aus wandte sich Hus unter dem schützenden Geleite des Herrn Johann von Chlum direkt nach Constanz. Auf diesem Wege reiste ein deutscher Prälat, der Bischof von Lübeck, der gleichfalls nach Constanz ging, ihm eine Tagereise voraus und warnte überall das Volk vor ihm. Das hatte aber keine andere Folge, als daß die Leute nur um so begieriger auf die Ankunft des außerordentlichen Mannes warteten und ihm, als er erschien, entgegenströmten. Als er am 3. November 1414 sich Constanz näherte, kamen ihm eine Menge Leute vor die Stadt entgegen und begleiteten ihn unter starkem Gedränge bis zu seiner Herberge, die er bei einer guten Bürgersfrau, einer Wittwe Namens Fida fand; Johann von Chlum nennt sie in einem Brief an Hus im Kerker eine „zweite Witwe von Sarepta“.[121]) Schon am nächsten Tage, dem 4. November, hatten die beiden Herren von Chlum, Johann und Heinrich, eine Audienz bei Johann XXIII. Sie meldeten ihm, daß der Magister Hus angekommen sei, verwendeten sich für ihn und baten um Schutz für ihn. Der Papst, welcher für seine eigene Person nicht ohne Besorgnis war, und es ohne Not mit niemand verderben wollte, versprach sogleich, Hus solle hier vollkommen sicher sein und wenn er sogar seinen, des Papstes Bruder, ermordet hätte. Auf die Eröffnung, König Sigismund habe ihn in seinen Schutz genommen, ging der Papst so weit ein, daß er erklärte, der Prozeß gegen ihn solle einstweilen ruhen, er suspendiere das Interdikt und den über ihn verhängten Bann. Jedoch am 9. November schickte der Papst in Gemeinschaft mit den Kardinälen den Bischof von Constanz mit einem Offizial und einem Juristen der Kurie zu Hus mit der Forderung, er möge, um alles Aufsehen und Aergernis zu vermeiden, nicht beim Hochamt erscheinen. Hus fügte sich dieser Weisung und hielt sich vollkommen still; er blieb stets in seiner Wohnung und benützte die gegebene Muße nur dazu, sich auf seine Verantwortung vor dem Konzil vorzubereiten.

Inzwischen war am 5. November Herr Wenzel von Duba und Lestno ebenfalls in Constanz eingetroffen und hatte dem Magister, der schon seit zwei Tagen in der Stadt war, den längst gewünschten Geleitsbrief eingehändigt. Aber auch seine Gegner trafen ein und arbeiteten ungehindert und unermüdlich wider ihn. Am thätigsten gegen ihn waren zwei seiner Landsleute, die wir bereits kennen, beide Tschechen von Geburt, nämlich Michaël von Deutschbrod und Stephan Paletz. Der erstere, vordem Pfarrer zu St. Adelbert in Prag, war schon 1412 im Auftrag der Prager Pfarrgeistlichkeit an den päpstlichen Hof gereist, um dort gegen Hus zu arbeiten. Er war inzwischen von Johann XXIII. zum Sachwalter in Glaubenssachen (procurator de causis fidei) ernannt worden; seither pflegten ihn Hus und Genossen nur Michael de Causis zu betiteln.[122]) Bald kam auch Stephan von Paletz in Constanz an; er schloß sich zu gemeinsamem Handeln an Michael an, welcher schon den Tag nach Hus' Ankunft Plakate, worin er ihn als einen gebannten Ketzer bezeichnete, an die Kirchthüren hatte anheften lassen. Paletz war von Jugend auf ein Freund und Gesinnungsgenosse von Hus gewesen; erst im Jahr 1412 nahm er eine andere Richtung, schließlich ging er völlig in das Lager der Päpstlichen über, und wurde nun sein bitterster Feind und Verfolger. Diese beiden Männer arbeiteten in Constanz mit vereinten Kräften daran, die Anschuldigungen wider ihn präzis zu formulieren nebenbei aber auch Stimmung gegen ihn zu machen, d. h. maßgebende Mitglieder des Konzils gegen ihn einzunehmen. Namentlich wandten sie sich an die einflußreichsten Kardinäle und Prälaten, an Doktoren der Theologie, an Dominikaner und andere Mitglieder von Mönchsorden, um sie gegen ihn zu stimmen.[123]) Hiebei bedienten sie sich verschiedener Zusammenstellungen von angeblichen Irrlehren, welche zum Teil auf Auszügen aus Hus' Schriften beruhten.

Diesen Umtrieben seiner Gegner mußte Hus gleichsam mit gebundenen Händen ruhig zusehen. Allein selbst das verdroß die Gegner, daß es dem Magister unbenommen blieb, vor Freunden, die ihn in seiner Herberge besuchten, seine Grundsätze auszusprechen und ihnen Anerkennung zu verschaffen. Auf einmal verbreitete

sich das Gerücht, Hus habe den Versuch gemacht in einem Heuwagen versteckt aus der Stadt zu entweichen. An diesem Gerücht war kein wahres Wort;[124]) dessen ungeachtet wurde dasselbe benützt, um die Notwendigkeit seiner Verhaftung zu begründen.

Am 28. November erschienen um die Mittagsstunde die Bischöfe von Augsburg und von Trient, in Begleitung des Bürgermeisters von Constanz und eines Ritters, Hans von Baden („Poden") in seiner Wohnung, angeblich um ihn zur Audienz vor den Papst und seine Kardinäle zu geleiten. Da entgegnete Baron Johann von Chlum, der offenbar die Absicht der Einladung durchschaute, in sehr erregtem Ton, er selbst sei nebst Herrn Wenzel von Lestno von König Sigismund, damals in Friaul, für die persönliche Sicherheit von Hus verantwortlich gemacht worden; vor der Ankunft des Königs dürfe, kraft seiner ausdrücklichen Willensmeinung, in dieser Sache nichts vorgenommen werden; man möge sich wohl hüten, der Ehre des Königs zu nahe zu treten! Da entgegnete der Bischof von Trient, man führe nichts Arges im Schild, sie seien in friedlicher Absicht gekommen. Inzwischen war Hus selbst vom Tisch aufgestanden und erwiderte, er sei zwar nicht dazu gekommen, um mit den Kardinälen zu verhandeln, sondern um sich vor dem gesamten Konzil zu verantworten; dessen ungeachtet sei er auf das Ersuchen der Kardinäle bereit, augenblicklich zu kommen und Red' und Antwort zu stehen; er sei aber auch gewillt, eher den Tod zu wählen, als die Wahrheit, von der er aus der Schrift oder sonstwie sich überzeugt habe, zu weichen. Uebrigens zeigte sich nachher, ungeachtet der angeblich freundschaftlichen Verhandlung, daß das Wohnhaus selbst und die benachbarten Häuser alle von bewaffneten Bürgern der Stadt besetzt waren. Als der Magister die Treppe herabstieg, trat ihm die Hausfrau entgegen; er verabschiedete sich von ihr mit den Worten: „Gott segne Dich!"; ihre Antwort waren Thränen. Nun bestieg er einen Pony und begab sich in Begleitung des Herrn von Chlum und der Gesandten, die ihn gerufen hatten, in den Palast des Papstes.

Hier fand er die Kardinäle versammelt, die ihm eröffneten, man wolle ihn darüber vernehmen, wie es sich mit den mancherlei Irrtümern verhalte, die er angeblich in Böhmen verbreitet habe.

Hus antwortete mit gebührender Ehrerbietung, viel lieber wolle er sterben, als an irgend einem Irrtum festhalten; er sei von freien Stücken zu dem heiligen Konzilium gekommen; wenn man ihm irgend einen Irrtum nachweise, so sei er bereit, ihn in aller Demut aufzugeben. Diese seine Erklärung wurde mit Beifall aufgenommen. Indessen entfernten sich die Kardinäle sofort und ließen ihn allein, unter militärischer Bedeckung; nur Herr von Chlum blieb ihm zur Seite. Erst Nachmittags von 4 Uhr an fanden sich die Kardinäle in der Wohnung des Papstes wieder ein. Jetzt erschienen daselbst auch die böhmischen Gegner des Magisters voller Schadenfreude, Michael, Stephan von Paletz und andere; aber auch seine Freunde, Johann von Reinstein und Mladenowitz, waren gekommen. Nach einigen Stunden waren die Kardinäle darüber schlüssig geworden, was mit ihm geschehen solle: der Haushofmeister des Papstes meldete dem Herrn von Chlum, er könne nun, wenn es ihm genehm sei, gehen, Magister Hus aber müsse dableiben. Da geriet der Baron in die höchste Entrüstung, ging rasch auf den Papst zu und hielt diesem Angesichts der Kardinäle, zwar in aller dem „h. Vater" gebührenden Form, aber sachlich ohne Rückhalt, seine Wortbrüchigkeit vor; als er, der Baron, ihm eröffnet habe (am 4. Nov.), daß er im Auftrag des römischen Königs den Magister unter sicherem Geleite hieher geführt habe, sei ihm vom Papst die Zusicherung erteilt worden, Hus könne sicher und unbehelligt hier leben — und nun werde er hier gefangen genommen; ein Kammerherr des Papstes sei in der Herberge des Magisters erschienen, um ihn hierherzuholen! Er, der Baron, werde seine Stimme laut erheben allen denjenigen gegenüber, welche das freie Geleit des Königs verletzt hätten! Dem gegenüber hatte der Papst nur Worte schwacher Entschuldigung: „meine Brüder (die Kardinäle, welche zugegen waren) wissen, daß ich nun und nimmermehr befohlen habe, ihn festzunehmen". Und nachher sagte er dem Baron vertraulich, daß er mit den Kardinälen bereits auf gespanntem Fuße stehe; *sie* hätten ihm den Gefangenen aufgedrungen. Allein es blieb dabei; noch denselben Abend wurde Hus in die Wohnung eines Constanzer Domherrn gebracht und dort 8 Tage lang durch Bewaffnete bewacht. Nachher (6. December) versetzte man

ihn in das Dominikanerkloster und brachte ihn in einem an die Kloake stoßenden, finstern Kerker unter. Kein Wunder, daß er in diesem ungesunden Aufenthalt nach etlichen Wochen erkrankte.[125])

Daß die Verhaftung des Magisters unter dem Vorwand einer harmlosen Konferenz auf eine wahrhaft hinterlistige Weise in's Werk gesetzt worden ist, läßt sich nicht verkennen. Der böhmische Baron hatte vollkommen Recht zu seiner Entrüstung über dieses falsche, treulose Verfahren. Die Schuld dieser unredlichen Handlung trifft allerdings — so weit war die vertrauliche Entschuldigung Johann's XXIII. begründet, nicht den Papst selbst, sondern die Kardinäle; denn ersterer stand bereits unter dem Vorgefühl des Strafgerichts, das über ihn heranzog, und hatte nicht den Mut oder auch nicht die Kraft, seinen Willen dem Kardinalskollegium gegenüber durchzusetzen. Nicht nur stand der Grundsatz bei den maßgebenden Männern des Konzils fest, daß das allgemeine Konzil über dem Papst stehe; sondern auch Johann XXIII., als Balthasar Cossa, war von einem furchtbaren Prozeß für seine Vergehen und Verbrechen bedroht. Es war das Kardinalskollegium, welches in dieser Sache handelte und die ganze Schuld der begangenen Hinterlist trug. Außerdem aber wurde, wie Baron Chlum stark genug betont hat, die verpfändete Ehre König Sigismunds und des Reichs gröblich verletzt. Sigismund hatte die Person des Hus in seinen und des Reichs Schutz und Schirm genommen, hatte auch alle Behörden angewiesen, ihm für seinen Aufenthalt allen Schirm und Schutz angedeihen zu lassen. Und dem zum Trotz, war er nun ohne vorhergegangene Vernehmung, ohne Verhör, einfach auf dem Verwaltungswege (polizeilich, nicht gerichtlich) festgenommen und eingekerkert worden. Das war ein schreiender Bruch des freien Geleites, damit war die Ehre des Königs aufs schnödeste blosgestellt. Allerdings schützte das zugesicherte freie Geleit den Magister nicht gegen kirchenrechtliches Gerichtsverfahren, eventuell gegen Verurteilung vor dem höchsten kirchlichen Gerichtshof und gegen Vollziehung der Straffentenz, im äußersten Falle gegen Hinrichtung als Ketzer. Die überzeugendste Untersuchung hierüber verdanken wir demselben Gelehrten, der den Unterschied zwischen „lebendigem" und „totem Geleite" klar gemacht hat.[126]) Darnach ist zu unterscheiden

zwischen politischem und gerichtlichem Geleite. Dasjenige Geleite, welches Sigismund Hus gewährte, hat kraft des Wortlauts der betreffenden Urkunde, verglichen mit ähnlichen Geleitsbriefen aus dem XIV.—XVI. Jahrhundert, allerdings nicht die Bedeutung eines gerichtlichen (processualischen), sondern eines politischen Geleites. So hat Hus selbst, so haben auch seine Freunde, die böhmischen Barone, den Geleitsbrief aufgefaßt. Nun war aber Hus ohne gerichtliches Verfahren und vollends ohne daß ein richterlicher Spruch gefällt war, im Wege der Verwaltung, und zudem auf heimtückische Weise seiner Freiheit beraubt, militärisch bewacht, ja in den Kerker geworfen worden. Das war ein offenbarer Bruch der königlichen Zusicherung, auch des päpstlichen Versprechens, eine unverantwortliche Verletzung der königlichen Majestät, ein Attentat auf die Ehre des Reichs.

Johann von Chlum hielt Wort. Er that, was er nur konnte, um seinen Schützling zu befreien. Laute Klage erhob er sofort gegen Papst und Kardinäle, daß sie Hus gefangen genommen hätten ungeachtet des ihm bewilligten sicheren Geleites. Er legte den königlichen Geleitsbrief verschiedenen Grafen- und Herren, Prälaten des Konzils und Bürgern der Stadt Constanz vor. Als er mit dem allem nichts ausrichtete, griff er zu dem Rechtsmittel des Protestes wider diese Verletzung der Reichsgewalt durch einen Anschlag in lateinischer und deutscher Sprache mit Beifügung seines Siegels an dem Portal der Domkirche zu Constanz, am 24. Dezember.[127])

Nun kam alles darauf an, ob König Sigismund seine Ehre und des Reichs Vollmacht zu retten gewillt und stark genug sei. Allein da waren viel Worte und wenig Thaten. Als er noch auf der Reise nach Constanz durch Herrn von Chlum von der Verhaftung des Magisters benachrichtigt worden war, flammte er in höchster Entrüstung auf, befahl sofort, Hus auf freien Fuß zu setzen, und drohte, seinen Kerker erbrechen zu lassen. Aber das waren Worte, keine Thaten. Als er endlich in der heil. Nacht (24.—25. Dezember) in Constanz angekommen war, ließ er in mehreren Konferenzen mit den Kardinälen und Prälaten des Konzils dieselben seinen ganzen Unmut fühlen über die ihm widerfahrene Kränkung, verließ mehr als einmal die Versammlung voller Zorn; einmal ging er sogar aus der Stadt,

als wollte er das Konzil sich selbst überlassen. Aber das war mehr Affekt, als Entschlossenheit des Willens. Als man ihm entgegnete, die Kirche habe das Recht, einen Häretiker nach den Kirchengesetzen zu richten, und dieses Recht könne durch das Recht des Königs, einen Unterthanen zu schützen, nicht aufgehoben werden; und als man seine Drohung, Constanz zu verlassen damit beantwortete, wenn er die rechtmäßige Wirksamkeit des Konzils hindern wolle, dann werde das Konzil sofort sich auflösen: da war es mit seiner Logik und seiner Thatkraft zu Ende. Ihm lag alles an dem Konzil, an dessen Fortdauer und Erfolg; war doch das Zustandekommen dieses Konzils wesentlich sein Werk. Somit verzichtete er auf ferneren Widerstand gegen das Kardinalskollegium in Hus'ens Sache; vom 1. Januar 1415 an ließ er dem Proceß gegen diesen seinen Lauf; und wieder einige Monate später war er es, der das Konzil gegen Hus sogar anstachelte. Es war auch hier nur „der erste Schritt" gewesen, der etwas gekostet hatte. Hus wurde von Sigismund dem Konzil geopfert. Er blieb gefangen, zunächst in Untersuchungshaft; damit war aber auch sein Schicksal bereits besiegelt. Sigismund hatte damit eine Wahl getroffen, die ihm schon während des Konzils böse Stunden bereitete, die aber auch sein Charakterbild für die Nachwelt, für die Geschichte mit dem Makel der Schwäche und Wortbrüchigkeit befleckt hat.

Am 4. Dezember 1414 hatte der Papst einen Ausschuß von drei Bischöfen zur Voruntersuchung über Hus ernannt; es waren dies der lateinische Patriarch Johannes von Constantinopel und die Bischöfe Johann von Lübeck und Bernhard von Citta di Castello im Kirchenstaat. Diese luden alle Belastungszeugen vor sich und verhörten sie, nachdem sie zuvor zu Hus in sein Gefängnis geführt worden waren, um in seiner Gegenwart beeidigt zu werden. Das geschah, ungeachtet er eben damals sehr krank war, rücksichtslos mit nicht weniger als 15 Zeugen an einem Tage. Er bat die Kommissare mündlich um einen Anwalt, zumal einige der Zeugen, wie Stephan von Paletz, seine persönlichen Feinde waren; das wurde ihm sofort zugesagt, nachträglich aber abgeschlagen, weil es rechtswidrig sei; einem der Ketzerei Verdächtigen dürfe Niemand beistehen.[129]) Sobald er sich etwas

besser befand, legten ihm die Kommissare ein Schriftstück zur Verantwortung vor, worin 42 Punkte der Anschuldigung gegen ihn zusammengestellt waren. Die Arbeit war von Stephan Paletz gemacht. Die meisten der Artikel (1—37) waren aus seiner Schrift „von der Kirche“ entnommen; die 5 letzten (38—42) beziehen sich auf Aeußerungen in anderen Schriften, ja selbst in Predigten, Briefen u. s. w. Er verfaßte sofort eine Verantwortung, in der er die Anschuldigungen wörtlich wiedergiebt, aber auch Punkt für Punkt sofort beleuchtet. Er weist bei einigen Punkten nach, daß man seine Aussprüche teils verstümmelt, teils durch Zusätze gefälscht, aus dem Zusammenhange gerissen und entstellt habe. Bei anderen Sätzen beweist er, daß die vermeintlichen Irrlehren vielmehr Wahrheiten seien; dieses Urteil begründet er aus der h. Schrift, so wie aus den Kirchenvätern, namentlich Augustin, Gregor dem Großen, und aus hochgeachteten Lehrern des Mittelalters, z. B. Bernhard von Clairvaux, Grosseteste (Lincolniensis) und anderen.[130])

Die von Paletz vorbereitete Grundlage zur Anklage wider Hus hatte vorzugsweise dessen Ansichten von Kirche und Hierarchie zur Zielscheibe. Inzwischen kam von Böhmen her ein neuer Punkt hinzu, welchen man begierig ergriff, um ihn gegen Hus zu verwerten. In Prag hatte Magister Jacob von Mies, seiner kleinen Statur wegen gewöhnlich Jakobell genannt, ein vertrauter Freund von Hus, und seit dessen Abreise namhaftester Führer der Partei, Ende des Jahrs 1414 angefangen, die Spendung des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt, d. h. die Gewährung des Kelchs an alle Kommunikanten, in der Lehre zu verteidigen, was in einer akademischen Disputation geschah; ja er schritt sofort zur That, im Einverständnis mit einer großen Zahl von Freunden und Genossen, zur wirklichen Spendung des Kelchs an die Laien (communio sub utraque). Schnell kam es so weit, daß in mehreren Kirchen der Kelch regelmäßig mit gespendet wurde. Fortan wurde der Kelch das unterscheidende Sinnbild der Partei. Das Einschreiten des erzbischöflichen Ordinariats blieb fruchtlos. Jakob von Mies wurde vorgeladen; er stellte sich gebührend, war aber weit entfernt irgend einer Weisung sich zu fügen; selbst

der Kirchenbann richtete nichts aus, man bot ihm Trotz. Uebrigens waren die Prager Husiten unter sich nicht einig über die Frage vom Kelch. Es kam darauf an, wie Hus selbst sich darüber aussprechen würde. Deshalb bat Johann von Chlum, der in Constanz geblieben war, in einem an Hus in's Gefängnis gesandten Brief um seine Entscheidung, „weil zwischen den Brüdern noch einige Spaltung hierüber obwalte". Dieser gab seine Ansicht in mehreren Briefen zu erkennen. Sie ist besonnen und maßvoll: es sei nicht geradezu Pflicht und heilsnotwendig, das h. Abendmal unter beiderlei Gestalt zu genießen und zu spenden; wohl aber sei es erlaubt und heilsam, die Kommunion auch unter der Gestalt des gesegneten Kelchs zu empfangen. Zugleich forderte er vom Gefängnis aus seine Freunde in Constanz auf, dahin zu arbeiten, daß durch eine Bulle die Spendung des Kelches für diejenigen zugelassen werde, welche ihn aus Andacht begehren.[131]) Diese Ueberzeugung stimmt mit der Ansicht von der Frage, welche Luther eine Zeit lang gehegt und ausgesprochen hat. — Freilich einen ganz anderen Ton schlug Hus einige Monate später an, nachdem das Konzil am 15. Juni 1415 geradezu ein Verbot wider die Kommunion unter beiderlei Gestalt erlassen hatte. Das erschien ihm als ein großartiger Wahnwitz, und er ruft voll Entrüstung aus: „das heißt ja den Brauch und das Herkommen über Gottes Wort, über die Einsetzung Christi und die Weisung des Apostels Paulus stellen"! Nun bat er den Prediger an der Prager Bethlehemskapelle, Hawlik, um Gottes willen dem Jakobell fortan nicht mehr entgegenzutreten, damit nicht zur hellen Freude des bösen Feindes eine Spaltung unter den Gläubigen einreiße.[132])

Die Forderung des Laienkelchs und die utraquistische Kommunion war den Gegnern willkommen, als eine neue Zielscheibe für die Angriffe auf Hus und seine Partei. Dennoch stand es nicht so, daß, wie man gemeint hat, jetzt erst eine Lehrfrage in's Auge gefaßt, die Reform auf den christlichen Lehrbegriff ausgedehnt worden wäre.[133]) Vielmehr war schon bisher die Lehre, namentlich der Kirchenbegriff, und was mit ihm zusammenhängt, in Frage gezogen worden, während außerdem nur das kirchliche Leben und Gegenstände der kirchlichen Ordnung

in Betracht kamen. Jetzt aber griff die Reform in das Gebiet des Kultus ein, und das war von ausschlaggebender Bedeutung; die Kelchentziehung selbst war ja nur in der kirchlichen Praxis allmählich in Brauch gekommen, sie war im Grunde nur ein Stück der Gottesdienstordnung geworden, und die Lehre war blos als Mittel der Beschönigung, in der Form eines Hülfssatzes, dazu herbeigezogen worden.

Inzwischen gewann es den Anschein, als sollte die heranrückende Entscheidung über Johann XXIII. eine für Hus günstige Wendung herbeiführen. Die erste und dringendste Aufgabe des Konzils war, die ärgerliche Papstspaltung aus der Welt zu schaffen und der zerrissenen Gesammtkirche Europa's die Einheit wiederzugeben. Die Reform an Haupt und Gliedern kam nur in zweiter Linie als Mittel, um den Zweck zu sichern, in Betracht. In ersterer Beziehung drängte sich dem Konzil die Ueberzeugung auf, daß alle drei Päpste und zwar vornämlich Johann XXIII., nächst ihm auch Gregor XII. und Benedict XIII., abdanken müßten. Johann XXIII. erklärte sich (2. März 1415) geneigt, freiwillig zu verzichten, jedoch unter gewissen Bedingungen. Bald aber suchte er Ausflüchte, und schließlich entwich er in der Verkleidung eines Stallknechts am 20. März aus Constanz. Alle seine Diener verließen die Stadt ebenfalls, und so lieferten die bisherigen päpstlichen Wächter über Hus am 24. März die Schlüssel zu seinem Kerker an König Sigismund ab. Nun war es diesem ein Leichtes, sein königliches Wort einzulösen, seine Ehre zu retten: er durfte nur den Befehl geben, Hus auf freien Fuß zu setzen. Letzterer gab sich jedoch in diesem entscheidungsvollen Augenblick keinen sanguinischen Hoffnungen hin; indes hielt er es für möglich, daß ihn der König frei lasse.[134]) Ohne Zweifel wandten die böhmischen Barone in der Stadt alles daran, jetzt seine Freilassung zu erlangen. Hatte doch einige Wochen zuvor eine Versammlung von böhmischen und mährischen Baronen ein freimütiges Schreiben in tschechischer Sprache an Sigismund gerichtet, worin sie ihn bei seiner königlichen Ehre aufforderten, den aus seinem Kerker zu entlassen, welchem, unter frecher Mißachtung des von ihm feierlich zugesagten Schutzes, schreiendes Unrecht angethan worden sei. Andererseits befürchteten die erklärten Gegner sehr ernstlich,

daß Hus aus dieser Veranlassung ihren Händen entrissen werden könnte.[135])

Allein bei Sigismund war die anfängliche Entrüstung über die von Seiten der Kardinäle ihm zugefügte Beleidigung längst verraucht. Dagegen war ihm das Konzil desto werter geworden, je kräftiger es die Sache der Einigung in die Hand nahm. Deshalb war er weit entfernt, in die bereits eingeleitete Voruntersuchung gegen Hus einzugreifen. Im Gegenteil, er zog die Väter des Konzils darüber zu Rate, was mit Hus geschehen solle; und dem Gutachten derselben gemäß übergab er an demselben Tag, an welchem die Schlüssel zu dessen Kerker in seine Hand gekommen waren, den Gefangenen dem Bischof von Constanz. Und dieser ließ ihn die Nacht darauf in sein Schloß Gottlieben bringen, 3/4 Stunden unterhalb Constanz am Rhein im Kanton Thurgau gelegen; dort wurde ihm das oberste Geschoß des westlichen Schloßturms als Gefängnis angewiesen. Hier blieb er von 24. März bis 5. Juni 1415, 73 Tage lang. Er war aber in dem bischöflichen Schloß übler daran als bisher: im Dominikanerkloster hatten ihm seine Wärter, mit der Zeit freundlicher geworden durch den Umgang mit ihm und unter dem Einfluß seiner vornehmen Freunde aus Böhmen, immer mehr Freiheit eingeräumt; er hatte Briefe schreiben, hie und da sogar Besuche seiner Freunde annehmen dürfen. Auf Gottlieben dagegen mußte er bei Tage Fesseln tragen, bei Nacht wurden seine Hände an die Wand, an der sein Bette stand, angekettet; die Kost war schlecht, er hatte auf's neue an Krankheit zu leiden. Aus seinem Gefängnis bei den Dominikanern sind 16 Briefe von ihm vorhanden; aus den 10 Wochen der Gefangenschaft in Gottlieben haben wir nicht einen einzigen. Von außen kommende Briefe, Bücher und Besuche wurden ihm vorenthalten.

In Folge der Entweichung Johann's XXIII. war sowohl die von ihm, beziehentlich den Kardinälen in seinem Namen, verfügte Gefangenschaft als die von ihm erteilte Vollmacht zur Voruntersuchung gegen Hus erledigt. Die Haft wurde im Namen des Bischofs von Constanz fortgesetzt; statt der drei vom Papst beauftragten Kommissare betraute jetzt das Konzil vier andere Prälaten, an deren Spitze einer der Führer des Konzils, Kardinal

Peter d'Ailly, Erzbischof von Cambray, stand, mit der Voruntersuchung. Allein von den Verhören, welche diese Prälaten mit ihm auf der Burg Gottlieben anstellten, ist schlechterdings nichts bekannt, weil sie mit Ausschluß aller Oeffentlichkeit statt fanden, und er selbst keine Briefe schreiben durfte. Aber gerade diese Heimlichkeit des Verfahrens, nebst der strengen Haft, gab seinen Freunden in Böhmen, selbst in Polen, neuen Grund zu lauten Beschwerden. Das Verfahren der Kirche und des Reichs wider Hus wurde in dessen Heimat weit und breit von seinen Stammes- und Gesinnungsgenossen bitter schmerzlich empfunden; eine tiefe Erregung ergriff die Gemüter. Namentlich machte sich der tschechische Adel in Böhmen und Mähren zum Sprecher dieser Gefühle. Am 8. Mai vereinigten sich zu Brünn 10 Barone der Markgrafschaft Mähren zu einer Vorstellung an König Sigismund. Sie klagten nicht mehr blos über die widerrechtlich erfolgte Verhaftung des Magisters, sondern nunmehr auch über die unbillige und erbarmungslose Härte, womit er in Gottlieben behandelt werde, so wie über die Heimlichkeit des Verfahrens; sie forderten, daß er aus dem Kerker entlassen und öffentlich verhört werde. Vier Tage später, Sonntag den 12. Mai, unterzeichneten nicht weniger als 250 Freiherrn, Ritter und Edelleute aus Böhmen und Mähren in Prag eine ähnliche Denkschrift an König Sigismund, worin sie in noch nachdrücklicherem Tone die Freilassung des Magisters begehrten, indem sie die Forderung stellten, daß derselbe nicht mehr unbefugter Weise zur Schmach der böhmischen Nation angeklagt, sondern auf freien Fuß gesetzt werde, und in die Heimat zurückkehren dürfe. Diese Eingabe an den König war von einem Schreiben an die böhmischen und mährischen Herrn am Hofe Sigismunds begleitet, worin diese um nachdrückliche Verwendung für denselben Zweck angegangen wurden.[136]) Ein ähnlicher Schritt geschah am 13. Mai in Constanz selbst von den hier anwesenden Mitgliedern des böhmischen Adels, die mit Hus befreundet waren: Wenzel von Duba, Johann von Chlum, Heinrich von Latzenbock und andere, in Gemeinschaft mit mehreren Baronen aus Polen, überreichten einer Konferenz von Abgeordneten der vier Nationen des Konzils (deutsche, englische, französische und italienische), welche

in dem Franziskanerkloster stattfand, eine Denkschrift, worin sie über die, der königlichen Zusage zum Trotz, und ohne Verhör vorgenommene Verhaftung, auch über die ihm bisher widerfahrene Behandlung, Klage führten und Abhülfe verlangten. Ueberdies beschwerten sich die böhmischen Barone, für sich allein, daß Gegner der böhmischen Nation verleumderische Gerüchte beim Konzil in Umlauf gesetzt hätten, z. B. als ob in Böhmen das Sakrament des Blutes Christi in Flaschen umhergetragen würde, ferner als ob Schuster Beichte hörten und das h. Abendmahl spendeten. Man möge doch solchen Verleumdern keinen Glauben schenken, vielmehr dieselben namhaft machen, damit man sie Lügen strafen könne.[137])

Selbstverständlich erwiderten auf diese Beschwerden die Gegner und in ihrem Namen vorzüglich der Bischof von Leitomischl, Johann der „eiserne"; er that dies besonders in einer anderweiten Deputationssitzung des Konzils, am 16. Mai. Das Ende dieser Reden, beziehentlich Schriften, und der Gegenreden war, daß am 31. Mai der Patriarch von Antiochia eröffnete, das Konzil werde Hus unter keinen Umständen auf freien Fuß setzen, sollten auch tausend Bürgen für ihn einstehen wollen; was jedoch das Gesuch um öffentliches Verhör anlange, so werde demselben entsprochen werden.[138])

Noch ehe diese Verhandlungen statt fanden, hatte das Konzil, offenbar im Zusammenhang mit dem Prozeß wider Hus, die seit 1403 oft erwähnten 45 Artikel von Wiclif verurteilt, und ihn selbst für einen bis an sein Ende unverbesserlich gebliebenen Ketzer erklärt. Das geschah bereits am 4. Mai 1415 in der achten Plenarsitzung des Konzils, nachdem schon in der fünften Session, den 6. April, Vorbereitung dieser Angelegenheit und Berichterstattung in Sachen Wiclif's und seiner Lehre derselben Kommission aufgetragen worden war, welche mit der Voruntersuchung über Hus selbst betraut war. Das Konzil sah unstreitig beides als zusammengehörig an. In der sechsten Sitzung (17. April) wurde den Kommissaren Beschleunigung des Berichts anempfohlen. Am 4. Mai (8. Sitzung) wurde die Sentenz über Wiclif verlesen und vom Konzil angenommen. Dieselbe ging dahin, im gegenwärtigen Zeitalter sei Wiclif der Führer im Kampf wider das

Christentum und die heilige Kirche gewesen; demgemäß wurde die Verurteilung seiner Bücher (besonders des Dialog und Trialog) bestätigt, welche von den Universitäten Oxford und Prag, von den Erzbischöfen zu Canterbury, York und Prag, sowie von dem Konzil zu Rom 1412 ausgesprochen worden sei; insbesondere wurden 15 Artikel auf Grund der Prüfung durch eine Anzahl Mitglieder des gegenwärtigen Konzils als teils irrtümlich, teils sogar ketzerisch, teils anstößig und revolutionär, mißbilligt, verurteilt und verboten.[139])

Je unbedingter das Verdammungsurteil über Wiclif lautete, desto hoffnungsloser gestalteten sich die Aussichten für Hus selbst; galt er doch, und nicht ohne Grund, für einen Anhänger Wiclif's. Am 31. Mai wurde beschlossen, daß Johannes Hus am 5. Juni vom Konzil in öffentlicher Sitzung verhört werden solle. Deshalb wurde der Gefangene an jenem Tage aus der Burg Gottlieben nach Constanz zurückgeführt und in dem Franziskanerkloster, d. h. in einem mit dem Barfüßerkloster vereinigten Stadtturm, eingesetzt; hier verlebte er die letzten Wochen. Merkwürdig, zwei Tage vorher, am 3. Juni, war der abgesetzte und auf der Flucht ergriffene Papst Johann XXIII., nunmehr wieder „Balthasar Cossa“, in demselben Schloß Gottlieben eingebracht worden, so daß in demselben Gebäude beide Männer ein paar Tage lang als Gefangene des Konzils saßen, der fromme Prager Magister und der gewesene „heilige Vater“, welchen jetzt die öffentliche Meinung als „eingefleischten Teufel“ verabscheute.[140]) Der Unterschied war nur der, daß dem böhmischen Magister alle seine Freunde mit unerschütterter Anhänglichkeit, Verehrung und Treue zugethan blieben, als er im Kerker saß, und bis zum Scheiterhaufen, ja über den gräßlichen Tod hinaus; während dem gestürzten Papst alle bisherigen Verehrer und Freunde den Rücken kehrten und nicht einmal auf dessen Ansuchen eingingen, mit ihm einen Briefwechsel zu seinem Trost anzuknüpfen.[141])

Hus wurde, wie er ursprünglich schon gewünscht und wiederholt gefordert hatte, endlich vor dem Konzil in öffentlicher Sitzung verhört, und das nicht blos einmal, sondern an drei verschiedenen Tagen. Das erste öffentliche Verhör fand Mittwoch, den 5. Juni, im Refektorium des Franziskanerklosters

statt (der Saal dient jetzt als Speisesaal in dem „Insel-Hôtel", in welches das ehemalige Kloster umgewandelt ist). Die Versammlung der Kirchenfürsten und Mitglieder des Konzils war überaus zahlreich. Ehe Hus vorgeführt wurde, kam die Anklageschrift zur Verlesung nebst den Aussagen der Belastungszeugen und den aus seinen Schriften angeblich ausgezogenen Sätzen, die aber zum Teil nicht genau und ehrlich wiedergegeben waren. Nachdem er in die Versammlung eingeführt worden war, legte man ihm sein Buch „von der Kirche" und seine Streitschriften gegen Stanislaus von Znaim und Stephan Paletz, von seiner eigenen Hand geschrieben, mit der Frage vor, ob er dieselben als seine eigenen anerkenne. Hus nahm diese Handschriften in die Hand, sah sich dieselben genau an, dann hob er sie in die Höhe, bekannte öffentlich, sie seien von ihm, erklärte sich jedoch bereit, falls man ihm beweise, daß etwas unrichtiges oder irriges darin stehe, dasselbe demütig zu verbessern. Hierauf verlas man die aus seinen Büchern ausgezogenen Sätze und die Zeugenaussagen; als aber der Magister auf einzelne Punkte antworten wollte, unterbrachen ihn viele auf einmal. Suchte er nachzuweisen, man habe in den Auszügen einzelne seiner Ausdrücke mißdeutet, so hieß es: „Laß deine Sophisterei, und antworte: ja, oder nein!" Berief er sich auf Aussprüche von Kirchenlehrern, so riefen Viele; „das gehört nicht hieher!" Schwieg er, so schrieen andere: „Nun schweigst du! das ist ein Beweis, daß du wirklich diese Irrtümer hegst!" Bei all dieser Leidenschaftlichkeit und Aufregung in der Versammlung blieb er ruhig und mutvoll; als er wieder zum Wort kam, scheute er sich nicht laut zu bemerken: „Ich hatte gedacht, mehr Anstand und Güte, bessere Zucht in diesem Konzil zu finden!" Darauf erwiderte der Präsident der Versammlung, Johann von Brogni, Kardinalbischof von Ostia: „Redest du so? in der Burg (Gottlieben) hast du eine bescheidenere Sprache geführt!" Hus gab ihm zur Antwort: „weil dort niemand auf mich hineinschrie; hier aber schreiet ihr alle! Es scheint doch, man fühlte, daß man sich[142]) eine Blöße gegeben habe, und daß es nicht rathsam sei, diese Verhandlung fortzusetzen: die Sitzung wurde auf Freitag, den 7. Juni, vertagt. Hus wurde durch den Erzbischof von Riga abgeführt; da er hiebei seine Freunde sah, gab er ihnen die Hand,

segnete sie und das umstehende Volk, und stieg heiter die Treppe zu seinem Kerker hinauf. Noch am gleichen Tage tröstete er brieflich seine in Constanz weilenden Freunde: man habe bereits zwei der Klageartikel gegen ihn fallen lassen; er hoffe zu Gott, daß noch mehrere derselben würden gestrichen werden u. s. w.[143])

Bei dem zweiten öffentlichen Verhör, gleichfalls im Refektorium des Barfüßerklosters, am 7. Juni, nahm die Verhandlung einen anständigeren, maßvolleren Gang, wohnte doch diesmal König Sigismund selbst der Generalcongregation bei, und in seinem Namen sowie in dem des vorsitzenden Kardinals war die Warnung ergangen, daß jeder, der sich erlaube in Geschrei auszubrechen, aus dem Saale gewiesen werden solle. Wir wissen letzteres aus einer Aeußerung von Hus selbst im Laufe dieses Verhörs. Die Grundlage der diesmaligen Vernehmung bildeten gewisse Artikel, welche angeblich von Zeugen bestätigt waren und teils das Buch „von der Kirche", teils Prager Vorgänge seit dem Jahr 1408 betrafen. Hiebei erörterte man namentlich das Verhältnis Hus'ens zu Wiclif. Daß er Wiclif's Angriff auf die Lehre von der Wandlung im h. Abendmal sich angeeignet habe, bestritt er beharrlich, ließ sich auch durch den Präsidenten der Versammlung, Kardinal Peter d'Ailly und einige englische Doktoren nicht beirren, welche aus seinem realistischen Standpunkt in der Philosophie schließen wollten, daß er folgerichtig die Wandlung verneinen und das Bleiben des Brotes auch nach der Konsekration behaupten müsse. Die Verteidigung des Magisters machte doch solchen Eindruck, daß einer von den englischen Doktoren im Konzil selbst aussprach, diese philosophischen Fragen gehörten nicht zur Sache, und Hus sei in Betreff des h. Abendmahls rechtgläubig. Ferner hatte er sich darüber zu verantworten, daß er gegen die Verurteilung der 45 Wiclif-Artikel in Prag sich ausgesprochen habe. Er erwiderte, er habe für seine Person keinen der fraglichen Sätze hartnäckig behauptet, nur der Verurteilung derselben in Bausch und Bogen und ohne Beweis habe er sich widersetzt. Als ihm aber zum Vorwurf gemacht wurde, er habe tiefe Verehrung für Wiclif's Person geäußert, zog er keineswegs in Abrede, daß er Wiclif für einen frommen Mann halte und, wenn er auch keine Gewißheit habe, daß derselbe selig geworden

sei, doch nur wünschen könne, daß seine Seele einmal dahin gelange, wo Wiclif's Seele sei; ein Bekenntnis, worüber man in der Versammlung nur lachte und den Kopf schüttelte. Höchst bezeichnend für den im Konzil herrschenden Geist war auch der Umstand, daß man dem Magister aus seiner Appellation vom Papst an den Herrn Christum einen Vorwurf machte; als er aber seinerseits laut bekannte, es gebe gar keine gerechtere und wirksamere Appellation, als die an Christum, der ja der höchste Richter sei, und auch der gerechteste und mächtigste: da vernahm man diese Erklärung aus treuem, frommen Christenherzen mit höhnischem Gelächter. Offenbar sahen es die Väter des Konzils als eine gutmütige Selbsttäuschung eines Schwärmers an, daß der arme Magister vom Papst an Christum appelliere, als an das wahrhaftige Haupt seiner Kirche. Ferner wurde ihm vorgehalten, er habe das Zerwürfniß an der Prager Universität so wie die Gewalttätigkeiten verschuldet, welche daselbst gegen Prälaten und Kleriker begangen worden seien. Er lehnte indes jede persönliche Schuld an diesen Vorfällen ab unter Berufung auf Thatsachen, welche beweisen sollten, daß sowohl der Abzug der Deutschen von der Universität, als die Unbill, welche einzelnen Klerikern widerfahren sei, noch ganz andere Ursachen gehabt hätten. Schließlich kam zur Sprache, daß Hus, als er früher einmal versicherte, von freien Stücken zum Konzil gekommen zu sein, darauf gepocht habe, weder König Wenzel noch König Sigismund würden im Stande gewesen sein, ihn wider seinen Willen zur Reise nach Constanz zu zwingen. Hierauf erwiderte er, dem sei in der That so: er habe so viele und große Herren für sich, daß sie ihn auf ihren Burgen vollkommen zu schützen im Stande gewesen sein würden. Dies bestätigte auch auf der Stelle Baron Heinrich von Chlum, der dieser Verhandlung beiwohnte, für seine eigene Person und für seine Freunde unter dem böhmischen Adel. Am Schluß der Sitzung nahm König Sigismund das Wort und erinnerte den Magister, daß er ihm das „sichere Geleite“ noch vor seiner Abreise von Prag erteilt habe, was nur in Betreff des „lebendigen Geleites“ durch die Vertrauensmänner, die böhmischen Edelleute, zutrifft, während der „Geleitsbrief“ erst zu Constanz in die Hände von Hus gekommen ist; ferner bestätigte der König, daß er ihm ein

öffentliches Verhör zugesichert habe, damit er sich über seinen Glauben verantworten könne; diese Zusage sei jetzt verwirklicht, denn das Konzil habe heute dem Magister ein öffentliches, friedliches und anständiges Gehör gewährt. Ferner redete er ihm zu, sich dem Konzil auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wie in ähnlichem Sinn der vorsitzende Kardinalerzbischof d'Ailly ihn vorher vermahnt hatte. Hus antwortete, er sei nicht hieher gekommen, um irgend etwas hartnäckig zu verteidigen, sondern sobald ihm nachgewiesen worden wäre, daß er in irgend einem Stück geirrt habe, dasselbe demütig zu verbessern.[144])

Hierauf wurde die Sitzung auf den folgenden Tag vertagt; dann führte der Erzbischof von Riga ihn in sein Gefängnis zurück.

Am 8. Juni fand das dritte und entscheidende Verhör in dem gleichen Saale statt, in Gegenwart des Königs; die böhmischen Barone, Johann von Chlum und Wenzel von Duba nebst Peter von Mladenowitz durften gleichfalls beiwohnen Man las 39 Sätze vor, welche teils aus Hus' Buch „von der Kirche", teils aus seinen Streitschriften wider Stanislaus von Znaim und wider Paletz entnommen waren. Hier war er in der Lage mehrere dieser Sätze um deswillen abzulehnen', weil sie mit dem, was er selbst ausgesprochen hatte, nicht völlig übereinstimmten, während er andere Sätze, welche er als die seinigen anerkannte, zu begründen und zu verteidigen suchte. Man kam hiebei auf seine Lehre von der Kirche, als auf den Schwerpunkt der Sache zu sprechen. Es stellte sich aber heraus, daß den Vätern des Konzils nichts anstößiger war und grundstürzender erschien, als seine Behauptung, daß ausschließlich nur die Erwählten Mitglieder der wahren Kirche Christi seien, daß demnach nur wer in der Nachfolge Jesu wandle, ein wahrer Christ, ein wirklicher Priester u. s. w. sei. Hiebei verwerteten Kardinal d'Ailly und andere Prälaten begierig den Schein zu Hus' Nachteil, als ob dieser Grundsatz auch die Monarchie bedrohe; sie machten Sigismund darauf aufmerksam, der dem Gang der Verhandlung nicht aufmerksam folgte, sondern in diesem Augenblick in einer Unterhaltung über Hus mit einigen Fürsten begriffen war und gerade zum Fenster hinaussah.[145]) — Besonders ärgerlich erschien der letzte Satz, welcher aus der Streitschrift wider Stanislaus von Znaim gezogen war: die apostolische

Kirche sei trefflich bestellt gewesen ohne Papsttum; möglicherweise könne man auch jetzt und bis an's Ende der Tage, das Papsttum entbehren. Hier bemerkte ein Engländer, Stokes, nicht mit Unrecht, zu Hus gewandt, er wandle da ganz und gar auf den Pfaden Wiclif's und habe gar nicht nötig, sich seiner Schriften und Lehren zu rühmen; seine Lehren seien gar nicht sein, sondern Wiclif's Eigentum.[146])

Am Schluß der Sitzung stellte d'Ailly, dem Magister die Wahl: entweder sich dem Konzil vollständig zu fügen, dann werde man schonend mit ihm verfahren, oder aber an einzelnen seiner Sätze festzuhalten und sie zu verteidigen, wozu man ihm ferneres Gehör gewähren werde; allein dieser Weg dürfte für ihn gefährlich werden. Hus gab in ehrerbietiger Haltung zur Antwort, er sei hieher freiwillig gekommen, nicht in der Absicht, irgend etwas hartnäckig zu verteidigen, vielmehr falls er irgend etwas in mangelhafter Weise aufgestellt haben sollte, sich vom Konzil unterweisen zu lassen; indessen bitte er um ferneres Gehör, damit er in Betreff der ihm vorgehaltenen Sätze seine Meinung deutlicher machen und aus den Kirchenvätern begründen könne; sollten seine Gründe aus Vernunft und Schrift nicht ausreichend sein, so wolle er der Unterweisung, auch der Zurechtweisung und Entscheidung des Konzils sich aufrichtig und demütig unterwerfen. Den Ausdruck „Zurechtweisung und Entscheidung" fügte er erst nachträglich hinzu, weil das Wort „Unterweisung" als der Würde des Konzils minder entsprechend und vorbehaltsvoll beanstandet wurden.

Diese Erklärung nahm Cardinal d'Ailly an, als bedeutete sie so viel als die geforderte bedingungslose Unterwerfung, und eröffnete ihm nun, ein Ausschuß des Konzils von gegen 60 Doktoren habe im Vollmachtsnamen des Konzils entschieden: Hus solle 1. bekennen, in den Sätzen, die er bisher behauptet, geirrt zu haben; 2. diesen Sätzen für alle Zukunft eidlich entsagen; 3. dieselben öffentlich widerrufen; 4. das Gegenteil dieser Sätze künftig annehmen, behaupten und verkündigen. Hierauf entgegnete Hus mit aller Ehrerbietung, er sei bereit, dem Konzil Gehorsam zu leisten und sich weisen zu lassen; aber er bitte um Gottes willen, man möge ihn nicht zwingen Sätze abzuschwören, die er niemals

aufgestellt habe, die ihm — Gott sei sein Zeuge — niemals in den Sinn gekommen seien, namentlich den Satz, daß im heil. Abendmahl nach der Konsekration das Brod als Stoff noch bleibe. Hingegen Behauptungen, die er wirklich aufgestellt, wolle er, wenn man ihn eines Besseren belehre, gerne demütig widerrufen. Wenn er aber sämtliche ihm schuldgegebene Sätze, deren viele ihm mit Unrecht beigemessen würden, abschwören sollte, so würde er eine Lüge begehen und die ewige Verdammnis verwirken: das gehe wider sein Gewissen.

Diese herzbewegende Aussprache, der man den Ernst des Gewissens anfühlt, fand aber keine gute Statt. Die meisten hatten für das Anliegen des Gewissens eben so wenig Verständnis und Mitgefühl, wie für die Zuversicht christlicher Frömmigkeit, welche dem Papst und Konzil gegenüber an den Herrn Christum selbst appellierte. Viele dachten wie Sigismund, welcher leichtfertig sagte: „Höre, Hus, warum willst du nicht alle irrigen Sätze abschwören, welche die Zeugen dir, wie du behauptest, mit Unrecht zugeschrieben haben? Ich wollte doch alle Irrtümer abschwören; deshalb muß ich nicht einen früher gehegt haben!“ Und der Kardinal-Erzbischof von Florenz, Franz von Zabarella, versprach, ihm eine wohl bemessene Abschwörungsformel vorzulegen; dann möge er erwägen, was er thun wolle. Unversehens war man wieder mitten in der Streitunterredung drin, wobei der eine Mann der ganzen zahlreichen Versammlung gegenüber stand. Namentlich hielten ihm seine Gegner aus Böhmen diesen und jenen Prager Vorgang vor; englische Mitglieder des Konzils brachten zur Sprache, daß Hus eine angebliche Urkunde der Universität Oxford, ein rühmliches Zeugnis für Wiclif enthaltend, einmal in einer Predigt vorgelesen und das Siegel vorgezeigt habe; diese Thatsache bestätigte Hus allerdings mit dem Bemerken, zwei Studenten hätten die Urkunde aus Oxford mitgebracht.[147]) Als eine Pause entstanden war, nahm Stephan Paletz das Wort, um zu beteuern, daß er in der Anklage wider Hus nicht aus Fanatismus oder persönlichem Haß gehandelt habe, sondern nur um seinem Doktoreide nachzukommen; offenbar eine Aeußerung, welche sein eigenes Gewissen beschwichtigen sollte. Diesem Bekenntnis schloß sich auch Michaël von Deutschbrod („de Causis“)

an. Darauf antwortete Hus mit Gelassenheit: „Ich stehe vor „dem Gerichte Gottes; er wird mich und Euch mit Gerechtigkeit „richten, wie wir's verdienen!"

Hierauf nahm der Erzbischof von Riga, Johann von Wallenrod, Hus in Empfang und führte ihn in seine Gefängniszelle zurück. Noch im Refektorium drückte ihm Johann von Chlum beim Vorübergehen die Hand und richtete einige tröstliche Worte an ihn. Wie wohl ihm dieses Zeichen treuer Liebe gethan, bezeugt Hus in einem Brief an seine Freunde zu Constanz mit den Worten: „Wie lieb war mir der Händedruck des Herrn „Johann, der sich nicht scheute, mir Armen die Hand zu reichen, „einem so verworfenen, gefesselten Ketzer, auf den alle hinein „geschrien hatten!"[148]

Werfen wir noch einen Blick auf alle drei Verhöre, so haben wir einzuräumen, daß die beschränkenden Deutungen, welche Hus bei einzelnen ihm vorgehaltenen Sätzen anbrachte, nicht von durchschlagender Kraft waren. Er hatte somit keinen Grund, derartige Sätze nicht als die seinen anzuerkennen. Allein die Mehrzahl der ihm schuldgegebenen Punkte war wirklich der Art, daß er sie entweder mit Fug und Recht ablehnen oder, falls er sich zu ihnen bekannte, dieselben als in der Wahrheit begründet verteidigen konnte. Ersteres gilt von seiner vermeintlichen Opposition gegen die Lehre von der Wandlung, letzteres von seiner Appellation an Christum und von der Behauptung, daß Christus allein, und nicht Petrus mit seinen angeblichen Nachfolgern, das Haupt der Kirche sei.

Das Konzil seinerseits hat im Prozeß wider ihn ganz und gar nicht sachgemäß, gerecht und unparteiisch gehandelt. Das endgültige Urteil stand schon vor dem ersten öffentlichen Verhöre fest, die Vernehmung des Angeschuldigten war mehr nur Form und Schein. Des Mannes Verantwortung redlich zu prüfen, zeigte sich auf keiner Seite irgend eine Geneigtheit. Nicht einmal in untergeordneten Fragen ließ man seine Rechtfertigung gelten. Von Unbefangenheit und echtem Rechtsgefühl nicht eine Spur.

Nach dem dritten Verhör stand die Verurteilung zum Feuertode sowohl dem Konzil als Hus selbst außer Zweifel, zumal König Sigismund nach dem letzten Verhör die Strafbarkeit des-

selben unumwunden behauptet, ja vor der Annahme eines etwaigen Widerrufs gewarnt hatte; er machte kein Hehl daraus, daß für ihn in der Sache politische Erwägungeu maßgebend seien: er hoffte, das Strafgericht an Hus werde die Neigung zu Irrlehren in Böhmen und sonst zu dämpfen vermögen.[149]) Hus selbst gab sich keiner Täuschung hin; seine Briefe zeigen unverkennbar, daß er seiner Verurteilung und Hinrichtung entgegensah; trägt doch von diesem Augenblick an sein Briefwechsel den Stempel feierlichen Abschieds und des letzten Willens an sich. Daß man ihn dessen ungeachtet noch vier Wochen im Kerker ließ, hatte seinen Grund unfraglich in dem Bemühen, ihn doch noch zum Widerruf zu bewegen. Man legte ihm den Entwurf eines Widerrufs vor, welcher doch einigermaßen darauf zugeschnitten war, seinen geäußerten Bedenken gerecht zu werden. Allein er erklärte, daß er den Widerruf selbst in dieser Fassung zu leisten, Gewissens halber sich weigern müsse, denn er würde hiemit doch 1. viele Wahrheiten verwerfen, 2. einen Meineid begehen (durch das indirekte Bekenntnis, Irrtümer gehegt zu haben, die ihm ferne gelegen), 3. vielen frommen Seelen Anstoß geben. Das ungenannte Konzilsmitglied, welches darüber schriftlich mit ihm verhandelte, bemühte sich redlich, ihn zur Annahme der Formel zu bewegen, freilich nicht ohne den echt römischen Hinweis darauf, daß eine etwaige Schuld nicht auf seinem, sondern auf seiner Oberen Gewissen lasten würde; ein Gedanke, den Hus schlechterdings ablehnte.[150]) Das war in der That die gewichtigste Frage, bei der es sich entscheiden mußte, ob er der Mann sei, die evangelische Wahrheit zu vertreten. Entweder das eigene Gewissen fremder Autorität opfern, sei es auch die der Gesamtkirche in einem Konzil vertreten, oder dem eigenen Gewissen unbedingt folgen, — das war die Frage für Hus, wie später für Luther in Augsburg vor Cajetan, in Worms vor Kaiser und Reich, wie für die evangelischen Stände in Speier 1529.

Man gab sich alle erdenkliche Mühe bei wiederholten Besuchen im Gefängnis seine Bedenken zu beseitigen, sein Gewissen zu beschwichtigen. Man stellte ihm vor, es sei in der That unbedenklich, ja es sei Pflicht und sogar verdienstlich, sich der Entscheidung der heiligen Kirche zu unterwerfen. Hus entgegnete

regelmäßig: „Versetze Dich doch in meine Lage! was würdest „Du thun, wenn Du überzeugt wärest, einem gewissen Irrtum „niemals gehuldigt zu haben, und man würde Dir zumuten ihn „abzuschwören?“ Dann hatte doch keiner den Mut, kurz und gut zu antworten: ich würde den Schwur leisten. Selbst Stephan von Paletz, sein Ankläger und erklärter Gegner, wurde bis zu Thränen gerührt, als ihn Hus sogar um Verzeihung bat, falls er ein Wort des Vorwurfs gegen ihn gebraucht habe, und ihm dabei an's Herz redete.[151]) In der Sache wurde dadurch freilich nichts geändert.

Die persönliche Herzensstellung, wie sie aus seinen Briefen nach dem letzten Verhör hervorleuchtet, kann jedes unbefangene Christengemüt nur für ihn stimmen; man muß ihn hochachten und lieb gewinnen. Seinen persönlichen Widersachern verzeiht er, bittet sie um Verzeihung und thut Fürbitte für sie in seinem Gebet, z. B. für Michaël de Causis, welcher weniger Herz zeigte, als Paletz; im Hinblick auf Jugendfreunde, die seine Todfeinde geworden, schreibt er den 27. Juni an die Universität Prag: „Gott, der allmächtige, vergebe ihnen, denn sie wissen nicht was „sie thun; ich bete für sie mit redlichem Herzen, daß er ihrer „schone“. Wer so echte christliche Feindesliebe übt, der beweist sicher auch seinen Freunden herzliche Liebe. Namentlich leuchtet aus diesen Briefen seine tief empfundene Dankbarkeit hervor für alle Liebe und Treue, die ihm erwiesen worden, namentlich für die wahrhaft ritterliche Beständigkeit und sittliche Tapferkeit der Barone, die ihn nach Constanz geleitet hatten, und die trotz aller Schmach und Gefahr, in welcher er sich befand, unentwegt zu ihm standen. Sein Herz strömt über von Dank und Segenswünschen für Johann von Chlum und Wenzel von Duba; seine Freunde in der Heimat ermahnt er, dieselben hoch zu halten und ihnen kein Leides widerfahren zu lassen. Bei alle dem aber steht ihm nicht sein oder der Freunde persönliches Interesse im Vordergrund, sondern die Ehre Christi und seiner Wahrheit, das unverletzte Gewissen und das ewige Heil für sich und die Seinen. Daher die herzandringenden, wahrhaft seelsorgerlichen Vermahnungen zu rechtschaffenem Wandel in Gottes Geboten und zur Nachfolge Christi, zu unverrücktem Festhalten an „Gottes

Gesetz" und zum Bleiben im Dienste Christi, der ein liebevoller Herr sei und den Seinen vergelte über Bitten und Verstehen.

Freilich über das Konzil äußert er sich seit dem letzten Verhör, wodurch seine Hoffnung auf gerechtes Verfahren geschwunden war, bitter und absprechend: er klagt über Simonie und Habsucht, Hochmut und Heuchelei des Konzils. Unfehlbar sei dasselbe wahrlich nicht; habe es doch in Papst Johann XXIII. sich gründlich geirrt; anfänglich habe es ihm unter Kniebeugung seine Verehrung bezeugt, als sei er der allerheiligste Vater; schließlich aber habe es denselben als einen Mörder und Knabenschänder, als Simonisten und Häretiker verurteilt und abgesetzt. Diese Thatsache besitze aber eine Tragweite, welche über jede persönliche Frage weit hinausreiche: wo sei der Grundsatz geblieben, daß der Papst das Haupt und das Herz der Kirche sei, die unversiegbare Quelle aller Autorität und geistlichen Vollmacht? In diesem Augenblick sei die gläubige Christenheit ohne Papst, habe nur Jesum Christum zu ihrem Haupt und Herzen, zur Quelle aller Geistesgaben und Gnaden. Ferner seine, des Hus, Schriften anlangend habe das Konzil offenbar mehrfach geirrt: habe Sätze aus denselben unrichtig ausgezogen und entstellt, oder mit Unrecht verworfen. In all diesen Irrtümern und sittlichen Verkehrtheiten sieht er die Arglist und Bosheit des Antichrist, den „Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte". Aber weit entfernt angesichts dieser apokalyptischen Anschauung der Lage zu verzagen, fordert er seine Freunde auf, mutig fortzufahren; er meint, die Väter des Konzils werden auseinanderflattern wie Schmetterlinge, was sie beschlossen haben, werde so dauerhaft sein wie Spinneweben. Dagegen ist er der Zuversicht voll, Gott werde stärkere Männer als er geben, welche die Bosheit des Widerchrists besser an den Tag bringen und für die Wahrheit des Herrn Jesu ihr Leben opfern werden.[152])

Das waren Zukunftsahnungen und weissagende Blicke, welche zum Teil durch den Erfolg rasch erfüllt wurden. Die Reformbemühungen des Constanzer Konzils wurden ja ganz zu Wasser, und stärkere, erfolgreichere Kämpfe brachte das 16. Jahrhundert.

Für seine eigene Person setzte Hus seine Hoffnung einzig und allein auf Gottes Gnade und Beistand. Angesichts dessen,

was ihm bevorstehen könne, getraut er sich nicht, mit Petrus zu sagen: „ich werde mich nimmermehr an Christo ärgern“; er hofft nur zu Christo Jesu, bei der Wahrheit bis an den Tod zu beharren. Zwar ist er willig im Geist, vergißt jedoch nicht: „das Fleisch ist schwach“; es tröstet ihn, daß der Erlöser selbst in seiner letzten Nacht gesprochen: „meine Seele ist betrübt bis in den Tod“! Wenn er, am Gestade des gegenwärtigen Lebens stehend, in Erwartung einer grauenhaften Todesart dennoch der Krone des Lebens entgegensieht, so thut er das nicht in blindem Selbstvertrauen, sondern in der demütigen Hoffnung, der erbarmungsreiche Gott, der ihm bisher beigestanden, werde ihn in seiner Gnade erhalten bis zum Tod, Christus werde nach seinem Erbarmen ihn bei seinem bisherigen Vorhaben festhalten. Deshalb ersucht er alle Freunde zu Constanz und in der böhmischen Heimat um ihre Fürbitte. Ja auch auf die Fürbitte der Heiligen im Himmel hofft er, denn in diesem Stücke weicht er von dem Gemeinglauben der damaligen Christenheit nicht ab. In demselben Schreiben, worin er sich der Fürbitte des Täufers Johannes getröstet, geht seine Betrachtung über das Leiden in der Nachfolge Jesu in ein inniges Gebet über, folgenden Inhalts: „O gütiger „Herr Christus! ziehe uns Schwache dir nach, denn wenn du uns „nicht ziehest, so können wir dir nicht folgen; gib einen starken „Geist, der willig sei; und wenn das Fleisch schwach ist, so laß „deine Gnade vorangehen, begleiten und nachfolgen; denn ohne „dich können wir nichts thun, am wenigsten in einen grausamen „Tod um deinetwillen gehen. Gib willigen Geist, ein uner„schrockenes Herz, rechtschaffenen Glauben, festes Hoffen, voll„kommene Liebe, damit wir um deinetwillen geduldig und mit „Freuden unser Leben daran geben! Amen“.[153])

Dieses Gebet und die Fürbitten seiner Freunde fanden Erhörung: bei den erschütternden Auftritten der letzten Tage, zumal bei der öffentlichen Verurteilung und feierlichen Degradation, schließlich auf dem Scheiterhaufen trat das unerschütterliche Gottvertrauen, die unverrückte Treue, die würdevolle Gelassenheit und der vielduldende Heldenmut des Mannes herrlich an den Tag.

Am 1. Juli schrieb Hus eine Erklärung nieder für das Konzil, worin er demselben so weit wie irgend möglich entgegen-

kam.[154]) In Folge dessen machte das Konzil noch einen letzten Versuch zur Güte. Vier Bischöfe und, auf Auftrag König Sigismund's, Herr Wenzel von Duba und Johann von Chlum, begaben sich in das Franziskanerkloster, um Hus noch einmal zu befragen, ob er an den oft erwähnten Sätzen aus seinen Büchern festzuhalten oder sie zu widerrufen gewillt sei. Johann Chlum sprach wie ein ganzer Ehrenmann, indem er Hus bat, falls er in irgend einem der ihm vorgeworfenen Punkte sich schuldig fühle, doch ohne Scheu zu widerrufen, falls er aber sich nicht schuldig wisse, nur ja nicht wider sein Gewissen zu handeln, sondern auf der erkannten Wahrheit bis in den Tod zu beharren. Darauf wiederholte Hus die schon oft abgegebene Erklärung, er wolle gern widerrufen, wenn man ihn eines Irrtums überweise; man möge ihn nur durch bessere Schriftbeweise, als seine eigenen, widerlegen; dann werde er sofort widerrufen. Da er wesentlich dieselbe Erklärung auch gegenüber einem der abgesandten Bischöfe wiederholte, so war dieser gütliche Versuch gescheitert.

Sonnabend, den 6. Juli 1415 fand die feierliche öffentliche Plenarsitzung (die 15. Session) im Dom zu Constanz statt, in welcher das Urteil über Hus gefällt wurde. Den Vorsitz führte der Kardinalbischof von Ostia, Johann von Brogni; König Sigismund und viele Fürsten und Herren wohnten der Sitzung bei, nebst einer großen Menge Volks. Hus wurde erst nach Beendigung des Hochamts und der Liturgie eingeführt und auf eine Erhöhung in der Mitte der Kirche gestellt, neben einem Tisch, auf welchem der Ornat eines Meßpriesters lag, welcher ihm angelegt und abgezogen werden sollte. Hus warf sich auf die Kniee und betete stille. Nun hielt der Bischof von Lodi eine kurze und, wie Bischof Hefele urteilt, ziemlich wertlose Rede nach Röm. 6, 6, über die Pflicht der Kirche und des römischen Königs, jede Ketzerei auszurotten. Hierauf wurden vor allem einige der von Wiclif und Hus aufgestellten Sätze (58) verlesen, die übrigen 202 sah das Konzil als verlesen an. Dann wurde ein Bericht über seinen Prozeß von Anfang an verlesen; als aber Hus gleich gegen den ersten Satz, der ihm darin beigemessen war, Einsprache erhob und seinen Satz richtig stellen wollte, wurde ihm das Wort entzogen; er bat um Gottes willen, man möge ihm Gehör geben,

damit nur die Anwesenden nicht glauben möchten, er habe Irrlehren vorgetragen; als man ihm dessen ungeachtet Stillschweigen gebot, kniete er wieder nieder und hob die gefalteten Hände still gen Himmel, um seine Sache Gott, dem gerechtesten Richter, zu befehlen. Aber trotz dem Verbot versuchte er mehr als einmal sich zu verteidigen, immer vergebens; mit lebhafter Entrüstung widersprach er namentlich, als ihm (wovon bisher niemals die Rede gewesen) vorgeworfen wurde, er habe sich selbst für die vierte Person in der Gottheit ausgegeben; daß dies lediglich auf einer sophistischen Konsequenzenmacherei der Widersacher beruhte, erkennt Bischof Hefele in ehrenwerter Weise an.[155]) Als ihm vollends seine Appellation an Christum als verabscheuungswürdiger Irrtum ausgelegt wurde, erwiderte er mit feurigem Eifer und lauter Stimme: „Herr Gott! siehe, nun verdammt dieses Konzil „gar dein Thun und Gesetz als einen Irrtum, der du doch selbst „deine Sache deinem Vater, als dem gerechten Richter anheim„gestellt hast uns zum Vorbild, wenn wir schwer bedrängt werden!" Auch die Thatsache bestätigte er noch einmal laut und öffentlich, daß er von freien Stücken vor das Konzil gekommen sei, im Besitze sicheren Geleites vor dem hier gegenwärtigen König, um seine Schuldlosigkeit an den Tag zu legen und von seinem Glauben Rechenschaft abzulegen. Das erzählt Peter von Mladenowitz, der treue Schüler von Hus, als Augen- und Ohrenzeuge; davon aber, daß Hus bei der letzten Aeußerung den König scharf angesehen habe, und dieser errötet sei, sagt er kein Wort.[156])

Jetzt verlas ein italienischer Bischof das schließliche Strafurteil des Konzils 1. über die Lehre, 2. über die Person von Hus. Auch hier erhob er wider einzelne Punkte laut Widerspruch; z. B. als seine sämmtlichen Bücher, weil der Ketzerei verdächtig, zur Verbrennung verurteilt wurden, protestierte er: man habe nicht ein Wort in seinen Büchern des Irrtums überwiesen, und seine tschechischen Schriften habe das Konzil nicht einmal gesehen. Als aber er selbst für einen hartnäckigen Ketzer erklärt wurde, widersprach er laut: niemals sei er hartnäckig gewesen u. s. w.; dann aber fiel er auf die Kniee nieder und betete still den Blick nach oben gerichtet; endlich betete er laut um Vergebung für seine Widersacher, falsche Zeugen und dergleichen. Bei dieser

ergreifenden Fürbitte wußten viele Kirchenfürsten nichts besseres zu thun, als Blicke des Unmuts auf Hus zu werfen oder ihn auszulachen! Das Urteil war gesprochen und öffentlich verkündigt. Die Vollziehung folgte auf der Stelle. Hus mußte das Gerüste besteigen und wurde mit dem vollen Ornat eines Messe haltenden Priesters bekleidet, um hernach feierlich entkleidet und des Priestertums entsetzt zu werden. Zuvor wurde noch eine letzte Aufforderung zum Widerruf an ihn gerichtet. Diese beantwortete er mit einer herzbewegenden Rede an die versammelte Gemeinde; er sagte unter Thränen: „Siehe, diese Bischöfe ermahnen mich zu widerrufen und abzuschwören; aber ich fürchte mich dies zu thun, um nicht vor dem Herrn ein Lügner zu werden, auch gegen mein Gewissen und Gottes Wahrheit zu verstoßen, endlich den Vielen, denen ich gepredigt und anderen treuen Predigern des Wortes Gottes ein Aergernis zu werden. Dies erklärten die zur Vollziehung berufenen Prälaten für einen Beweis, daß er in seiner Bosheit verhärtet und ein hartnäckiger Ketzer sei.

Man schritt sofort zu seiner Entkleidung und Degradation als Priester, unter den hergebrachten Verwünschuugen bei jedem Teil dieses furchtbaren Aktes, worauf er indes einige Male ruhig und voller Zuversicht zu Gottes Gnade erwiderte. Zum Beispiel der Kelch wurde ihm mit den Worten aus der Hand genommen: „o verfluchter Judas, der du den Rat des Friedens verlassen „und mit den Juden beratschlagt hast, wir nehmen dir den Kelch „der Versöhnung ab!“ Hierauf entgegnete Hus mit lauter Stimme: „Ich vertraue dem Herrn, dem allmächtigen Gott, um dessen „Namens willen ich diese Lästerung geduldig erleide, daß er selbst „den Kelch der Versöhnung mir nicht entziehen wird, vielmehr „hoffe ich festiglich, denselben heute noch mit ihm in seinem Reiche „zu trinken!“ Richental in seiner Konzilskronik gibt an: „do macht er ein gespött daruß“: aber unter den uns überlieferten Worten, die Hus hiebei gesprochen, ist keines anderer Art, als von großem Ernst beseelt. Auf andere mit der Entkleidung verknüpfte Verwünschungen erwiderte er, er nehme diese Lästerungen demütig und gerne auf sich um des Namens unseres Herrn Jesu Christi willen. Nachdem ihm jedes Stück des Priesterornats abgenommen, nnd auch die Tonsur ihm zerstört worden war, lautete der Spruch:

„Nun hat die Kirche alle kirchlichen Rechte von ihm genommen, „sie hat nichts mehr mit ihm zu thun; deshalb ist er dem welt„lichen Arm zu übergeben!" Ehe sie ihm die ellenhohe Papiermütze aufsetzten, worauf zwei Teufel gemalt waren, die an einer Seele hin und her zerren, mit der Unterschrift: „Ein Erzketzer" sagten sie: „deine Seele befehlen wir dem Teufel!", worauf er die Hände zusammenschlug und mit einem Blick zum Himmel erwiderte: „und ich befehle sie dem gnädigen Herrn Jesu Christo!" Als er die Ketzermütze sah, sagte er: „mein Herr Jesus Christus „hat für mich Armen eine viel härtere, drückendere Dornenkrone „schuldlos zu seinem allerschmählichsten Tode getragen; darum „will ich armer sündiger Mensch diese viel leichtere, wenn auch „lästernde Krone, demütig tragen um seines Namens und seiner „Wahrheit willen!" Die vielen kurzen Aeußerungen von Hus bei diesem öffentlichen Schlußakt sind meist so treffend, so mannhaft, demütig und gottesfürchtig, daß an ihm in der That die Verheißung erfüllt scheint: „Es soll euch zu der Stunde gegeben „werden, was ihr reden sollt" (Matth. 10, 10); eine Verheißung, deren Hus schon in seinem ersten Kerker sich getröstete, als er an Herrn von Chlum schrieb: „möget Ihr auch zugegen sein und hören, was der Herr Jesus Christus, — mein gnadenvoller Anwalt und Richter, mir in den Mund geben wird".[157])

Als das Konzil ihn dem „weltlichen Arm", d. h. dem König, übergab, geschah das mit dem heuchlerischen Beifügen, er möge ihn nicht töten, sondern gefangen halten. Allein Sigismund übergab ihn dem Pfalzgrafen Ludwig, damit er ihm thue „als einem Ketzer"; und Ludwig rief den Vogt von Constanz, Hans Hagen, zu sich mit den Worten: „nimm ihn und verbrenn' ihn als einen Ketzer!" Nun setzte das Konzil seine Sitzung ruhig fort, Hus aber wurde unter Bedeckung von einigen tausend Bewaffneten aus der Kirche geführt. Auf dem Kirchplatz vor dem Dom war man eben dabei, seine Bücher zu verbrennen; er lächelte nur im Vorbeigehen, sagte aber zu denjenigen, welche um ihn waren und hinter ihm drein gingen, sie möchten doch nicht glauben, daß er wegen Irrlehren sterben müsse, solche seien ihm mit Unrecht schuldgegeben durch persönliche Todfeinde und falsche Zeugen. Unterwegs betete er lateinisch: „Jesu Christe, du Sohn

des lebendigen Gottes, erbarme dich mein!“ Fast ganz Constanz begleitete ihn zur Richtstätte auf dem Brühl, außerhalb des Thors und der Stadtmauer zwischen Gärten, nach der Burg Gottlieben zu gelegen. Dort angekommen, kniete er nieder, breitete die Hände aus und betete laut, den Blick zum Himmel gerichtet: „Mein „Gott, erbarme dich mein! Auf dich hab ich gehoffet, Herr! In „deine Hände befehle ich meinen Geist!“ u. dgl. Die Seinen sahen, daß sein Gesicht dabei einen heiteren Ausdruck hatte. Als ihn der Henker aufstehen hieß, erhob er sich und sprach mit lauter vernehmlicher Stimme: „Herr Jesu Christe, diesen grauenhaften, „schmachvollen Tod will ich um deines Evangeliums willen und „wegen der Predigt deines Wortes demütig und geduldig aus„stehen!“ Hierauf entkleideten ihn die Henker und banden seine Hände rücklings an eine starke, in den Grund gespießte Diele, seine Füße standen auf einem Schemel; rings um ihn her wurde Holz, mit Stroh gemischt, bis zur Kinnhöhe aufgeschichtet. Die Vorbereitungen waren beendigt. Ehe das Feuer angezündet wurde, richtete der Reichsmarschall von Pappenheim nochmals die Ermahnung an Hus, sein Leben durch Widerruf zu retten; was derselbe unter Beteurung seiner Unschuld ablehnte. Nun zündeten die Henker den Holzstoß an. Laut Bericht des Mladenowitz fing Hus in diesem Augenblick an zu singen: „Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein!“ Als er dies wiederholte und weiter singen wollte, schlug ihm die Flamme in's Gesicht, so daß er nach kurzer Qual lautlos verschied. Richental dagegen sagt: „Do gehůb er sich mit Schreyen vast ubel und was bald „verbrunnen.“ Alle zurückgebliebene Asche wurde sorgfältig gesammelt und in den vorbeifließenden Rhein geschüttet, damit nichts von ihm übrig bleibe, was seine Freunde dereinst als Reliquie eines Märtyrers verehren könnten.

Was die Verurteilung und die an Hus vollzogene Todesstrafe anbelangt, so ist billig, daß wir nicht das Richtmaß der

Gegenwart, unserer jetzigen Anschauungen und Rechtsbegriffe, an dieselbe anlegen, sondern sie nach dem Recht und den Rechtsbegriffen jener Zeit beurteilen. Nach diesem Maßstab, welchen Hus selbst vollständig anerkannte, stand es fest, daß ein der Irrlehre überwiesener und in derselben hartnäckig beharrender Mann die Todesstrafe verwirkt habe.[159]) Auch der Umstand ist nach den damaligen Anschauungen zu beurteilen, daß das Konzil als es mit Hus nichts mehr zu thun haben wollte und ihn dem „weltlichen Arm" übergab, die Bitte beifügte, ihn nicht töten, sondern mit lebenslänglichem Kerker strafen zu wollen. Das geschah um den Schein zu retten, daß die Kirche nicht blutdürstig sei. Allein die weltliche Gewalt damaliger Zeit wußte recht wohl, daß ein der Ketzerei schuldig erkannter nach dem bestehenden Strafgesetz mit dem Feuertod zu strafen sei. Demnach wurde von Sigismund, von dem Pfalzgrafen u. s. w. gehandelt. Folglich ist doch das Konzil für die Verbrennung verantwortlich zu machen. Es handelt sich nur um die Frage: ob er mit Recht für einen Ketzer erklärt, ob er wirklich einer Irrlehre überwiesen worden sei? Wir antworten mit einem runden Nein. Die nach damaligen Begriffen gravierendste Anklage, er habe nach Wiclif's Vorgang die Lehre von der Wandlung im h. Abendmahl bestritten, war thatsächlich nicht erwiesen worden und konnte nicht erwiesen werden. Sein Kirchenbegriff, und was damit zusammenhängt, konnte um deswillen nicht für ketzerisch erklärt werden, weil er auf Augustin beruhte, noch mehr aber, weil ein offiziell sanktioniertes Lehrstück über die Kirche damals überhaupt noch nicht vorhanden war. Somit bleibt nichts übrig als die Thatsache, daß Hus eine Reform der Kirche nicht, wie das Konzil, durch die kirchliche Autorität erwirken wollte, sondern sich dabei auf die Schrift und auf sein Gewissen stützte. Daß aber diese Gesinnung nach damaligem Recht ein todeswürdiges Vergehen gewesen, ist schlechterdings unerweislich. Die Rechtfertigung des Konzils, welche Bischof Hefele versucht hat, kommt teils auf eine blose Entschuldigung der Väter des Konzils hinaus, teils auf die Anschuldigung wider Hus, als sei er mit seinem Schriftprinzip und dem Prinzip des Subjektivismus ein „wahrer Vorläufer des Protestantismus" gewesen.[160]) Zu einer Verurteilung wider Hus hatte das Konzil ein moralisches

Recht um so weniger, als es in derselben Sitzung über geradezu unsittliche und rechtswidrige Grundsätze, anlangend die Zulässigkeit, ja gar Pflichtmäßigkeit des Tyrannenmordes von Seiten der Unterthanen, mit überlegter Schonung und diplomatischer Vorsicht geurteilt hat.[161]) Hus'ens Verbrennung war, mit dem Maßstab des damaligen Rechts gemessen, ein wahrer Justizmord

Fünftes Kapitel.

Lehre und Charakter von Hus.

Die Verurteilung ist erfolgt seiner Lehre wegen. Man hatte dabei ausschließlich seine reformatorischen Lehrgedanken im Auge und legte dasjenige, worin er mit der Kirche seiner Zeit einig war, gar nicht in die Wagschale. Und doch steht fest, daß er, wie Bischof Hefele als unverwerflicher Zeuge bestätigt, „in einer Reihe von dogmatischen und kirchlichen Punkten — den Altgläubigsten beigezählt werden kann".[162])

Seine reformatorischen Gedanken haben einen doppelten Angelpunkt: einerseits „Christi Gesetz" d. h. die h. Schrift, das Wort Gottes, andererseits die wahre Kirche Christi. Beide hangen innerlich mit einander zusammen. Ihre Einheit liegt in der Wahrheit: in Christo allein das Heil, Christus allein der Heiland. Weil dem so ist, so ist „Christi Gesetz", die h. Schrift, die maßgebende Norm und Auktorität; und weil Christus allein der Heiland ist, darum ist Christus auch das alleinige Haupt seiner Kirche. Wir wollen damit nicht sagen, Hus selbst sei sich der Einheit und des innern Zusammenhangs seiner beiden Grundgedanken bewußt gewesen. Dies war wohl nicht der Fall.

Es liegt mehr als eine Aeußerung von Hus vor, woraus der Schluß gezogen werden könnte, daß die Wahrheit: Gottes Wort die alleinige Norm und Autorität, der richtige und ausschließliche Mittelpunkt seines christlichen Denkens, Lebens und Strebens gewesen. Schon in der Schrift: „Vom Blute Christi" aus dem Jahr 1405, stellt er den Satz auf, ein rechtschaffener Christ habe gar nicht nötig, Zeichen und Wunder zu suchen, er habe sich an der Schrift genügen zu lassen; ferner spricht er

dort die Ueberzeugung aus: wenn die Priester, statt fehlerhafter Wunder, dem Volke lieber Christi Wort kund thun wollten, so würde der Erlöser beide, Priester und Volk, von dem bösen Wege der Lüge und Sünde abbringen.[163]) In dem frühesten Briefe, den wir von ihm haben, dem Schreiben an Erzbischof Sbynko vom Jahr 1408, liegt ihm die „stete Predigt des Evangeliums, das fromme Evangelisieren", immer im Bunde mit wahrer Nachfolge Christi, um des Wohls der Kirche willen vor allem am Herzen. Das ganze Schreiben hat keinen anderen Zweck, als seinem Oberen die Bestellung treuer Prediger und die Sorge für Verkündigung des Evangeliums an das Herz zu legen. Und in dem allerletzten Briefe, den er nur eine Woche vor seinem Tode geschrieben hat (29. Juni 1415), sagt er von seinen Fesseln, er trage sie „um des göttlichen Gesetzes willen"; in den Schlußzeilen ermahnt er den Priester an der Bethlehmskapelle, Hawlik: „predige Gottes Wort!" Er bittet darin alle seine Freunde in Böhmen, sie möchten beständig bleiben bei Gottes Wahrheit.[164]) In einem der Schriftchen, die er in Constanz verfaßte, bezeichnet er seine Lebensaufgabe im Anschluß an das Bekenntnis des Apostels Paulus, Ap. Gesch. 26, 22, mit den Worten: „Ich stehe, mit Gottes Hülfe bis auf den heutigen Tag, und bezeuge Großen und Kleinen, und sage nichts außer dem, was das Gesetz unseres Herrn Jesu Christi lehrt. — Ich habe gewünscht und wünsche noch, mein armes Leben daran zu geben für Christi Gesetz, von dem ich glaube, daß es in allen seinen Teilen von der heiligen Dreieinigkeit gegeben sei; und ich glaube, daß dasselbe wahr ist und ausreichend zur Rettung des Menschengeschlechts!"[165]) Noch auf dem Richtplatz, ehe der Holzstoß angezündet wurde, erklärte er, wie Mladenowitz bezeugt, mit lauter Stimme, er wolle bei der Wahrheit des Evangeliums, die er in Schriften, Predigten und Lehren nach den Aussprüchen der heiligen Lehrer vorgetragen, beständig verbleiben und in ihr mit Freude sterben.

Andererseits hat es den Anschein, als sei nicht Gottes Wort, sondern die wahre Kirche der richtige Mittelpunkt seines Dichtens und Trachtens. Die Synodalpredigten, welche er als Beauftragter des Erzbischofs vom Jahr 1404 an zu halten pflegte,

und welche vorwiegend Strafpredigten sind über die Versäumnisse und Uebertretungen, Unsitten und Laster der Geistlichkeit, arbeiten auf sittliche Reinigung und Hebung der vaterländischen Kirche hin. Sein Auftreten gegen die Wallfahrten zu dem „heiligen Blute von Wilsnack“ hatte keinen anderen Zweck als die Kirche vom Aberglauben, Priestertrug und Mißbräuchen zu säubern (s. oben S. 37 f.). Das war noch die Zeit, worin er eine Reform und sittliche Hebung der Kirche im Einverständnis mit seinen Oberen zu bewirken hoffte. Aber auch später, als er eine Oppositionsstellung einnahm gegen Erzbischof und päpstliche Kurie, ja zuletzt gegen ein allgemeines Konzil, blieb es sein höchstes Ziel, die Kirche zum rechtschaffenen Gehorsam, zur Nachfolge Christi und zu einer gewissen Hoffnung des ewigen Lebens zurückführen zu helfen. Ueberschauen wir seine sämtlichen Schriften, namentlich seine Streitschriften, so bekommen wir den Eindruck, daß dieselben ihren gemeinsamen Mittelpunkt in der Lehre von der Kirche haben.

In Gemäßheit dieser Vorbemerkungen glauben wir daran festhalten zu dürfen, daß „Christi Gesetz“ und die wahre Kirche Christi die beiden Angelpunkte des reformfreundlichen Denkens und Arbeitens von Hus waren. Beide Punkte stehen bei ihm nicht isoliert neben einander, er setzt sie vielmehr in einen gewissen inneren Zusammenhang und erkennt die Rückwirkung des einen auf den andern an. Wenn er in seiner Hauptschrift „von der Kirche“ angesichts der Anschuldigungen seiner Gegner sagt: „Es ist nicht die Absicht unserer Partei, das Volk vom wahren Gehorsam abzubringen, sondern zu bewirken, daß das Volk von Christi Gesetz einmütig geleitet werde und sich nicht durch widerchristliche Satzungen von Christo losreißen lasse:“[166]) so setzt er voraus, daß der Gehorsam gegen Gottes Wort auch der wahre Gehorsam gegen die Kirche, das echte kirchliche Leben bedinge. Hiermit harmoniert vollkommen sein letztes Bekenntnis, als er bereits an den Pfahl gebunden war; denn er giebt darin zu erkennen, er habe es mit all seiner Predigt des Evangeliums, seinen Schriften u. s. w. darauf abgesehen gehabt, die Leute von der Sünde abzubringen.

Treten wir diesem doppelten Grundgedanken näher, zuerst dem Grundsatz: „**Christi Gesetz**“ soll maßgebend sein!

Hus bekennt sich von früh an zu wiederholten Malen und in nachdrücklicher Weise zu dem Grundsatz: „Christi Gesetz“ d. h. die Offenbarung Gottes im Neuen Testament, wie sie durch Christum zur Zeit seines Erdenlebens und zur Zeit der Apostel dargelegt worden, ist maßgebend und vollständig zureichend, um das Leben der Christen zu regeln, die Kirche zu regieren und zum Ziel der Seligkeit zu führen. Nicht als wäre die heilige Schrift die **einzige** Quelle der Wahrheit. Er erkennt außer der unmittelbaren göttlichen Offenbarung, auch die Sinneswahrnehmungen oder die Erfahrung, und die Vernunft oder die geregelte Denkarbeit als Quellen der Wahrheitserkenntnis an.[167]) Aber in Sachen des Glaubens und der Seelen Seligkeit ist nach ihm die heilige Schrift mit unbedingter und allein unfehlbarer Autorität begabt; denn Christus ist der beste Lehrer und höchste Richter. Daraus folgt, daß man weder etwas ab- noch etwas zuthun darf. Vielmehr ist jeder Christ verpflichtet, jede Wahrheit zu glauben, welche der heilige Geist in der Schrift niedergelegt hat, und dem Gesetze Christi unbedingten Gehorsam zu leisten. Anders verhält es sich mit Aussprüchen der Heiligen oder mit Bullen der Päpste: diesen ist kein Mensch Glauben schuldig, es sei denn, sie sprechen etwas aus, was unmittelbar aus der Schrift geschöpft oder mittelbar auf die Schrift gegründet ist. Der heiligen Schrift darf man weder Glauben versagen, noch ihr widersprechen; denn Gott kann weder irren noch irre führen; wohl aber darf man päpstlichen Bullen nach Umständen den Glauben versagen und ihnen widersprechen; denn der **Papst** und seine Kurie **kann irren** und irre leiten; ihn leitet irre der Gewinn, nnd er selbst irrt durch Unwissenheit.[168])

Die Gegner waren sich darüber klar, daß **dieses** Schriftprinzip mit dem römischen Prinzip der kirchlichen Autorität unvereinbar sei; daher machten sie ihm und seiner Partei einen doppelten Vorwurf:

1. er schreibe ausschließlich der heiligen Schrift richterliches Ansehen zu, verkenne deshalb die Autorität der allgemeinen Kirche, der heiligen Väter und Kirchenlehrer;

2. er deute die Schrift nach seinem eigenen Geist und Belieben, anstatt sich nach der Auslegung der Kirche zu richten. Die Prager theologische Fakultät sagt in einem Gutachten vom 6. Februar 1413: „Einige von der böhmischen Geistlichkeit wollen die Schrift allein als Richterin anerkennen, — und legen die Schrift nach ihrem Kopfe aus" u. s. w.[169])

Allein Hus entgegnet, beide Vorwürfe seien unbegründet: 1. er verkenne das Gewicht der Kirche und der Kirchenväter keineswegs, verehre vielmehr alle Konzilien, Dekrete und Dekretalen, alle Gesetze, Kanones und Bullen, — so weit sie unmittelbar oder mittelbar mit Gottes Gesetz zusammenstimmen.[170]) In der That beruft er sich in seinen Schriften außerordentlich oft auf Kirchenväter des Altertums wie Augustin, Gregor d. Gr. und andere, auf Doktoren des Mittelalters wie den heiligen Bernhard, Thomas von Aquino, Robert Grosseteête u. s. w.

Auf den 2. Vorwurf erwidert er, er habe nicht die Absicht, die heilige Schrift anders auszulegen, als nach demjenigen Sinn, welchen der heilige Geist fordert, und die heiligen Kirchenlehrer, denen der heilige Geist das Verständnis verliehen hat, darlegen.[171])

Dieses Schriftprinzip, wie es Hus geltend macht, ist unstreitig von Wiclif entlehnt, der es zuerst aufgestellt, begründet und verteidigt hat, indem er zwischen „Gottes Gesetz" und jeder anderen Autorität prinzipiell eine scharfe Linie zog. Wiclif hat die ausschließliche und unbedingt maßgebende, die „unendliche" Autorität der heiligen Schrift eingehend begründet und wissenschaftlich verteidigt, namentlich in seinem Werk „Von der Wahrheit der heiligen Schrift". Hus aber hat diesen Grundgedanken von Wiclif überkommen, sich ihn innig angeeignet, festgehalten und seinerseits in Schutz genommen. Nicht den Grundsatz selbst, sondern nur eine Anwendung desselben, eine Folgerung aus demselben, nämlich den Satz, daß die heilige Schrift zur Regierung der Kirche hinreichend sei, hat er mit umständlicher Beweisführung, in einer kleinen Schrift dargestellt.[172])

Sein zweiter reformatorischer Grundbegriff ist die wahre Kirche. Seine Lehrgedanken sowohl, als seine sittliche Lebensarbeit, bewegen sich um diesen Angelpunkt.

Seine Lehre von der Kirche liegt keimartig eingeschlossen

in der Definition des Begriffs: „Kirche ist die Gesamtheit der Erwählten". Diesen Begriff, der ursprünglich von Augustin aufgestellt worden ist, hat er von Wiclif überkommen und schon zu einer Zeit ausgesprochen, als er von dem Gedanken an Opposition gegen Hierarchie und Papsttum noch weit entfernt war. In einer Ansprache, die er als Synodalprediger und Vertrauensmann des Erzbischofs im Jahre 1405 an die versammelte Geistlichkeit der Prager Kirchenprovinz hielt, definiert er bereits die „Kirche" als die „Gesamtheit der Erwählten".[173]) Aber erst seit 1410 zieht er mit Bewußtsein die Konsequenzen, welche in jenem Kirchenbegriff liegen. Er hat dieselben in mehreren Streitschriften, insbesondere in seiner reformatorischen Hauptschrift: „Von der Kirche" (1413) entwickelt und den Widersachern gegenüber verteidigt.[174]) Ist die Kirche Christi die Gesamtheit der Erwählten, so gehören zu ihr alle diejenigen nicht, welche nicht aus Gnaden zur ewigen Seligkeit bestimmt sind. Eben damit wird ein Unterschied gesetzt, welchen schon Augustin macht, nämlich zwischen dem wahren und dem scheinbaren Leibe Christi. Alle Gerechten von Weltanfang an, alle aus Gnaden zur Seligkeit Erwählten, sind wirkliche Glieder der Kirche. Die Mitgliedschaft an dem wahren Leibe Christi, an der wahren Kirche, wurzelt in der ewigen Gnadenwahl. Daraus folgt, daß äußere Mitgliedschaft an der Kirche, ja sogar Aemter und Würden in derselben, keine Bürgschaft bieten für Mitgliedschaft an der wahren Kirche. Es kann jemand in der Kirche sein, ohne daß er von der Kirche ist. Dann gleicht er der Spreu unter dem Korn auf der Tenne, dem Unkraut auf dem Weizenacker.

Diejenigen aber, welche nur in der Kirche sind, nicht aber wahrhaft zur Kirche Christi gehören, sind in Wahrheit Glieder des Widerchrist. Erst am jüngsten Gericht wird Christus scheiden. Derzeit sind alle unter einander gemengt, die im Kern und Wesen grundverschieden sind. Ferner weil die Kirche nichts anderes ist als die Gesamtheit der um Christi willen aus Gnaden Erwählten, so ist Christus der Grund, auf den die Kirche gebaut ist; Christus das Haupt, das alleinige Haupt seiner Kirche. Eines anderen Hauptes neben ihm bedarf die Kirche nicht. Stanislaus von Znaim und Stephan von Paletz behaupteten,

der Papst sei das Haupt, das Kardinalskollegium der Leib der römischen Kirche; jener als Nachfolger des Petrus, diese als Nachfolger des Apostelkollegiums, besäßen die Vollmacht des Kirchenregiments und die letzte Entscheidung in allen Lehrfragen. Dieser romanistischen Theorie gegenüber führt Hus in Gemäßheit obiger Grundbegriffe folgendes aus:

1. Nicht der Papst, sondern Christus allein ist das Haupt der allgemeinen Kirche. Wäre irgend ein Christ das Haupt der allgemeinen Kirche, so müßte er entweder selbst Christus sein oder über Christo stehen.

2. Lediglich nur dann, wenn er in Christi Fußtapfen einhergeht und nach Christi Gesetz wandelt, apostolisch lehrt und lebt, ist der Bischof von Rom Christi Stellvertreter, des Apostes Petrus Nachfolger und des „apostolischen Stuhls" Inhaber. Hingegen ein Papst, der Christo zuwiderlebt, heißt gemeiniglich ein „Widerchrist"; in solchem Falle steht „der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte" (Matth. 24, 15). Wenn der Papst die Lehre der Apostel hintansetzt, so ist er nicht „apostolisch", sondern „pseudo-apostolisch"; ein habsüchtiger Papst ist ein Stellvertreter des Judas Ischarioth, der den Heiland verkauft hat. Das **Kardinalskollegium** ist entweder der wahre oder der scheinbare Leib der römischen Kirche: jenes ist der Fall, wenn sie in Lehre und Leben den Aposteln nachfolgen; dieses, wenn sie unapostolisch lehren und leben.

3. Demgemäß ist die päpstliche Vollmacht und die entsprechende Pflicht kirchlichen Gehorsams eine bedingte und beschränkte. Päpstliche Gebote sind nur dann zu befolgen, wenn sie in dem Gesetze Christi gegründet sind; falls sie demselben zuwider sind, muß man ihnen sich widersetzen, wie einst der Bischof von Lincoln dem Papst Innocenz IV.; dann ist es Pflicht, trotz päpstlichen Befehls, ja Banns, Christi Befehl zu befolgen. Um aber dessen gewiß zu sein, ob die päpstlichen Erlasse schriftgemäß sind, ist der Untergebene, auch der Laie, verpflichtet und berechtigt, die Vorschriften seiner Oberen zu prüfen. Einer angemaßten Gewalt widerstehen, heißt aber nicht der Ordnung Gottes, sondern dem Mißbrauch der Gewalt sich widersetzen.

4. Der Bischof von Rom stand ursprünglich den übrigen

Bischöfen an Vollmacht und Würde gleich. Erst 300 Jahre nach Christo hat Kaiser Constantin durch seine Schenkung ihn über andere Bischöfe gestellt, ihm päpstliche Vollmacht verliehen, welche im Laufe der Zeit noch gesteigert wurde. Nachdem aber ein Jahrtausend seit Christo verflossen war, ist der Teufel los geworden; seitdem ist z. B. das Interdikt aufgekommen und in immer erweitertem Maße angewandt worden; der Widerchrist treibt es jetzt aufs höchste. Gott kann aber das vom Kaiser verliehene Vorrecht wieder aufheben und die Kirche zu der ursprünglichen Gleichheit zwischen den Bischöfen zurückführen. Dies wird um so notwendiger, als die verderbliche Spaltung zwischen nunmehr drei Päpsten (NB. im Jahre 1413 geschrieben) ihre Ursache eben in dem durch Constantin verliehenen Vorrecht des Papstes hat. Kleriker sollen durch Aufdeckung der Schäden und durch unerschrockene Predigt des Werks Christi zur Besserung beitragen. Fürsten und Herren, die das Schwert von Gott haben, sollen die Feinde Gottes strafen, die Bosheit des Klerus züchtigen, die Kirche reinigen, böse Priester, welche den Tempel entweihen, hinaustreiben, wie Christus Käufer und Verkäufer aus dem Tempel getrieben hat. Namentlich sollen sie gewissenlosen Klerikern die Kirchengüter entziehen, um sie dadurch zu züchtigen und zu bessern.

Was Husens Lehre von der Heilsordnung betrifft, so urteilen die einen, er lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben vollkommen evangelisch; die andern behaupten, seine Rechtfertigungslehre sei vollkommen römisch-katholisch.[175] Wir können nur letzteren Recht geben. Faßt man die fraglichen Aeußerungen im Zusammenhang, und unterscheidet man zwischen den verschiedenen einschlagenden Fragen sorgfältig, so kann man nur urteilen, daß Hus der damals geltenden römisch-katholischen Lehre von der Rechtfertigung huldigt. Zwar einzelne Sätze klingen, wenn man sie isoliert betrachtet, evangelisch; z. B.: „Niemand wird durch das Gesetz gerecht, sondern nur durch den Glauben an Christum;“ oder: „Gottes Gnade wird nicht durch euer Verdienst erworben, sondern frei geschenkt.“ Allein der erstere Satz ist Gemeingut des römischen und des evangelischen Lehrbegriffs. Und der zweite Satz tritt nur der Ansicht ent-

gegen, daß der Mensch durch sein sittliches Streben und Verhalten die zur Bekehrung erforderliche Gnadengabe verdienen könne, keineswegs aber dem Satze, daß der bereits im Gnadenstande befindliche Christ im Stande sei, das ewige Leben, die Seligkeit durch eigene Werke zu verdienen. Zu letzterem Satz bekennt sich Hus vielmehr öfters, und zwar mitunter gerade im Zusammenhang mit Aeußerungen, welche völlig evangelisch klingen. Z. B. wenn er in der neunten lateinischen Predigt ausspricht: „Der Herr Christus ist der Grund jeglichen Verdienstes der Glieder seiner Kirche", so ist ja sonnenklar, daß er den Gedanken an ein wirkliches Verdienst der Gläubigen nicht verwirft, sondern aufrecht erhält und voraussetzt. Die Annahme, daß der durch Gottes unverdiente Gnadenwirkung bekehrte Sünder nunmehr mit Hülfe der Gnade Gottes des heiligen Geistes so zu handeln vermöge, daß er Gottes Wohlgefallen und das ewige Leben wirklich verdiene, hat in seiner Denkart so tiefe Wurzeln, daß sich sogar in Abschnitten, worin die Rechtfertigung durch den Glauben allein bezeugt scheint, der echte römisch-katholische Begriff des Verdienstes nachweisen läßt. In allen Auslassungen über Gnade, Glauben und Werke ist bei Hus nichts zu entdecken, was über die Lehre eines Thomas von Aquino hinausginge. In dem Lehrstücke von der Rechtfertigung hat Hus in der That nicht reformatorisch, nicht evangelisch, sondern römisch-katholisch gedacht.

In Betreff des Lehrstückes von den Sakramenten erhoben die Gegner den Vorwurf gegen ihn, er wolle nicht glauben, daß Wiclifs Lehre von den sieben Sakramenten falsch sei. Diese Anschuldigung ist offenbar mit Vorsicht ausgedrückt. Sie sagt nicht, daß Hus sich gegen die angebliche Siebenzahl der Sakramente erklärt habe, sondern nur, daß er Wiclifs Ansicht von den sieben Sakramenten nicht für irrtümlich halte. Es scheint in der That, als habe er Wiclifs Urteil über diesen Punkt sich nicht angeeignet, nämlich dessen Kritik der in der scholastischen Wissenschaft seiner Zeit angenommenen Satzung von der Siebenzahl der Sacramente, welche ja erst 1439 durch das Konzil zu Florenz wirklich sanktioniert worden ist.

Anlangend die Lehre vom heiligen Abendmahl wurde

Hus einer doppelten Irrlehre bezichtigt: 1. er bekämpfe die Lehre von der Wandlung, 2. er fordere die Spendung unter beiderlei Gestalt.

Der letztere Punkt war ursprünglich nicht von ihm selbst, sondern von seinem Freund in Prag, Jakob von Mies, in Anregung gebracht worden. Hus befand sich bereits in Constanz, als „Jakobell“ anfing, den Laienkelch lehrhaft zu verteidigen, und sofort auch den Kelch regelmäßig zu spenden. Erst in Folge von Anregungen aus der Heimat sprach sich Hus teils in Briefen, teils in einem Aufsatz über die Frage aus. Wir besitzen nicht weniger als vier Abhandlungen, in welchen Hus die Lehre vom heiligen Abendmahl zum Gegenstand nimmt.[176]) In der ersten Abhandlung, vom Jahre 1402, hält er sich ganz an die römisch-katholische Lehre vom Sakrament des Altars unter Berufung auf die Fronleichnamssequenz des Thomas von Aquino: „Lauda Sion Salvatorem“, Str. 11, und unter Beibringung vieler Zeugnisse von Kirchenvätern und scholastischen Doktoren; das einzige, was er ablehnt, ist ein sinnliches Mißverständnis, das von manchen an die Lehre von der wahren Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl nach der Konsekration geknüpft wurde. Der zweite, sehr kurze Aufsatz, beschäftigt sich mit einer rein scholastisch spitzfindigen Frage, setzt aber ausdrücklich die römische Lehre von der Wandlung im heiligen Abendmahl voraus. Dagegen glaubt man einen „klaffenden Widerspruch“ zwischen der dritten und vierten Abhandlung konstatieren zu müssen.[177]) Allein in ersterer Abhandlung, zu Constanz in den ersten Wochen, noch vor der Verhaftung, 1414 geschrieben, will Hus nichts weiteres beweisen, als, daß es einem gläubigen Gemeindeglied („Laien“) erlaubt und heilsam sei, das heilige Abendmahl auch in der Gestalt des gesegneten Kelches zu empfangen; hiefür spreche die Einsetzung Christi, apostolische Aussprache, sowie die Zeugnisse von Kirchenvätern und von Doktoren des Mittelalters, auf die er sich beruft. Auch den Erlaß des Papstes Gelasius I., welcher willkürliche Enthaltung vom Kelch untersagt und „Teilung des Sakraments für eine großartige Heiligtumsschändung“ erklärt, verwertet Hus nicht für die Pflicht den Kelch zu empfangen, sondern nur für die Befugnis der

Laien zum Genuß des Kelches.[178]) Ganz in derselben Weise sprach er sich brieflich über die Kelchentziehung aus, z. B. in einem Brief vom 21. Juni 1415. Nachdem das Konzil in einer Sitzung vom 15. Juni die Kelchentziehung, welche bis dahin nur Brauch gewesen, zum Kirchengesetz erhoben, die Kommunion unter beiderlei Gestalt den Priestern bei Strafe des Banns untersagt hatte: sprach sich Hus nachdrücklich dagegen aus. Aber er legt hiebei weniger auf die Vollständigkeit des Sakraments, als auf die maßgebende Autorität der Bibel den Nachdruck. Er ist darüber aufgebracht, daß das Konzil das Herkommen über die Wahrheit, über Christi Einsetzung und das Verfahren der Apostel stelle.[179]) Wenn er aber in dem vierten Aufsatz, den er für seinen Gefangenwärter schrieb, sich eng an die Kultussitte und die damals geltende Lehre anschließt, so ist das bei dem Zweck dieser Niederschrift sehr naheliegend und begreiflich; und wenn er in diesem populär gefaßten Aufsatz die lehrhaften Begriffe streift, daß unter der Gestalt des Brodes nicht nur Christi Leib gereicht, sondern auch sein Blut „begleitender Weise" gespendet werde, so ist dabei nicht zu übersehen, daß er auch in dem dritten Aufsatz dieselbe lehrhafte Voraussetzung zustimmend erwähnt.[180]) Wir können demnach einen Widerspruch zwischen den verschiedenen Aussprachen über Kelch und Kelchentziehung nicht einräumen.

Der andere Punkt, nämlich daß Hus angeblich die Lehre von der Wandlung im heiligen Abendmahl bekämpft habe, ist in hohem Grade fraglich. Zwar er selbst hat vom ersten Augenblick an, als dieser Vorwurf erhoben wurde, bis zu seinem letzten Hauche, beharrlich dagegen protestiert, jener Lehre jemals entgegen getreten zu sein; er behauptete im Gegenteil, sich stets zu der Kirchenlehre von der Wandlung bekannt zu haben. Allein seine Ankläger und seine Richter, die Mitglieder des Konzils, gaben ihm Schuld, er habe dennoch jene Lehre angegriffen. Ja bis auf den heutigen Tag teilen manche Gelehrte, nicht blos Katholiken, auch Protestanten, diese Ansicht, lassen ihn wenigstens in seinem Glauben an die Wandlung durch Wiclif schwankend geworden sein und erst seit 1403 (Verurteilung von Artikeln Wiclifs, durch die Prager Universität) sich von Wiclifs Abendmahlslehre entschieden losmachen (so besonders Palacky). Andere For-

scher (von Katholiken am unumwundensten Bischof Hefele) erkennen an, daß Hus in diesem Stücke Wiclif nicht beigetreten sei.[181]) Prüfen wir! Wenn Palacky es für wahrscheinlich hält, daß Hus vor 1403 über die Frage von der Wandlung mindestens geschwankt habe, so kann er nur auf die Aussagen seiner Widersacher und einiger von diesen herbeigezogener Belastungszeugen sich stützen. Allein dem steht die Thatsache im Wege, daß selbst die Gegner vor dem Jahr 1412 niemals seine Abendmahlslehre beanstandet haben, also gerade in den Jahren nicht, in welchen er auf diesem Gebiete geschwankt oder gar die Lehre von der Wandlung bestritten haben soll. Wir kennen zwei Beschwerden wider ihn aus jener früheren Zeit, die eine vom Jahr 1408, die andere von 1409.[182]) Die erstere Klageschrift an den Erzbischof hebt vornehmlich hervor, daß er in seinen Predigten die Achtung vor der Geistlichkeit untergrabe; nebenbei kommt jedoch zur Sprache, daß er eine tiefe Verehrung vor Wiclif bezeuge, und der habe doch eine notorische Irrlehre über das Sakrament des Altars aufgestellt. Das bezieht sich zweifellos auf Wiclifs Opposition gegen die Lehre von der Wandlung. Wie nahe lag es da, falls Hus über diesen Punkt auch nur schwankend sich geäußert hatte, ihm vorzuwerfen, er sei selbst in dieser Frage nicht rechtgläubig. Aber nicht die Spur einer solchen Andeutung findet sich in der Urkunde. Auch in der zweiten Beschwerde hören wir, obgleich darin angebliche Irrlehren des Hus erwähnt werden, nicht ein Wort davon, daß er selbst die Wandlung im heiligen Abendmahl bezweifelt oder auch nur nicht klar und fest zu derselben sich bekannt habe. Wenn es sich wirklich so verhielte, daß er vor 1403 in Hinsicht der Lehre von der Wandlung schwankend gewesen wäre, so sollte man billig erwarten, seine Gegner würden eher vor 1403 oder wenigstens einige Jahre danach, als 9—10 Jahre später, nämlich 1412 ff. den Vorwurf zur Sprache gebracht haben, daß er über die Wandlung nicht stets rechtgläubig gelehrt habe. Nun aber tritt diese Anschuldigung 1412 erstmals auf, indem Michael de Causis in seiner Johann XXIII. eingereichten Klageschrift zuerst erwähnt, Hus habe in Predigten auf der Kanzel der Bethlehmskapelle unter anderen Irrlehren auch die vorgetragen, daß nach der Konsekration auf dem Altar natürliches Brod bleibe.[183])

Näheres über den Zeitpunkt und Wortlaut der fraglichen Aeußerung giebt die Zeugenaussage des Pfarrers von St. Clemens in Prag, Johann Protiwa: derselbe giebt an, Hus habe ungefähr im Jahr 1399 in einer Gesellschaft beim Pfarrer der Michaelskirche im Laufe des Gesprächs die Meinung ausgesprochen, daß nach der Konsekration das Brod zwar Christi Leib werde, aber doch substantiell Brod bleibe. Allein Hus erklärt in seiner Erwiderung zwischen den Zeilen, das Wort, worauf es ankommt, für lügenhaft. Die Aussage eines anderen Zeugen, des Predigers Benesch, hat um deswillen kein Gewicht, weil er zugestandenermaßen nicht Ohrenzeuge war, sondern nur durch einen dritten von der fraglichen Predigt etwas erfahren hat. Einem dritten Zeugen gegenüber bemerkt Hus, so wie dieser angiebt, könne er sich garnicht ausgedrückt haben, denn seine Predigt sei tschechisch gewesen, und in der böhmischen Sprache gebe es für die gelehrten Kunstausdrücke, deren er sich bedient haben solle, gar keine entsprechenden Worte. Sollten dergleichen Entgegnungen auf jemand den Eindruck machen, als seien sie leere Ausflüchte, so berufen wir uns auf die feierliche Beteuerung, welche Hus im dritten und letzten Verhör vor dem Konzil, am 8. Juni 1415, ausgesprochen hat, in dem er um Gottes willen bat, ihn nicht zu einer Lüge zu zwingen, indem man ihn nötigen wolle, gewisse Artikel abzuschwören, „von denen ich — Gott ist mein Zeuge und mein Gewissen — nichts weiß, da Zeugen gegen mich Dinge aussagen, die mir niemals in den Sinn gekommen sind, namentlich daß nach der Konsekration im Sakrament des Altars das Brod als Stoff noch bleibe!“ (s. oben S. 94 f.). Wesentlich dieselbe Erklärung wiederholte er an seinem Todestage in der feierlichen Sitzung im Dom, den 6. Juli 1415. Solch heiligen Versicherungen gegenüber, welche angesichts des Todes abgelegt sind, müßten wir die überwältigendsten Beweise für das Gegenteil haben, wenn wir auch nur so viel behaupten wollten, Hus habe in früheren Jahren eine Zeit lang hin und her geschwankt zwischen der römischen Kirchenlehre von der Wandlung einerseits und Wiclifs Opposition gegen dieselbe andererseits.

Allein wir können uns noch auf positive Aussprachen von Hus berufen, namentlich auf seine Schrift vom Jahre 1402,

„vom Leibe Christi“. Er bekämpft darin eine krasse, sinnliche Vorstellung vom heiligen Abendmahl, indem er unter häufiger Berufung auf Kirchenväter wie Augustin, Hieronymus und Gregor d. G., so wie auf scholastische Lehrer, behauptet, daß im Abendmahl Christi Leib nur mit dem Glauben, nicht mit den leiblichen Sinnen wahrgenommen, nur geistig, nicht leiblich genossen werde. Allein obwohl Hus hiemit eine roh sinnliche Vorstellung vom Abendmahlsgenuß bekämpft, so hält er doch an der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Sakrament unbedingt fest und setzt sogar die sanktionierte Kirchenlehre von der Wandlung als richtig voraus. Er verwendet wiederholt und so arglos, als könnte es gar nicht anders sein, den ganzen Begriffsapparat, welcher dem scholastischen Dogma von der Wandlung angehört.

Wir können somit behaupten und erweisen, daß Hus zu keiner Zeit seines Lebens die Lehre von der Wandlung im heiligen Abendmahl bekämpft, ja daß er in diesem Stück auch nicht einmal je geschwankt hat. Die Thatsache aber, daß einige Zeugen aussagten, Hus habe die Lehre von der Wandlung bestritten und behauptet, das gesegnete Brod bleibe auch nach der Konsekration immerhin noch Brod, — diese Thatsache können wir uns nur so erklären: als Wiclifs Schriften und Lehren in Prag bekannt und beliebt wurden, fand auch dessen Kampf gegen das Dogma von der Wandlung bei namhaften Männern Anklang. Da nun Hus anerkannter Führer und Sprecher der Wicliffreunde in Prag wurde, so konnte man sichs gar nicht anders denken, als daß er auch diese Ansicht des Meisters sich angeeignet haben müsse. Indessen war Hus in der fraglichen Zeit, nämlich an der Schwelle des XV. Jahrhunderts, noch einer von den jüngeren Gelehrten. Unter den älteren, welche für Wiclif eintraten, waren Nicolaus von Leitomischl, Stanislaus von Znaim, und Stephan von Paletz die namhaftesten. Nicolaus (mindestens 15 Jahre älter als Hus) trat nebst diesem bei der Disputation am 28. Mai 1403 gegen die Verurteilung der 45 Wiclif-Sätze auf. Hingegen Stanislaus, welchen Hus als seinen ehemaligen Lehrer mit aufrichtiger Dankbarkeit nennt, war derjenige, welcher am feurigsten für Wiclifs Kampf gegen die Lehre

von der Wandlung Anhänger geworben hat. Hus selbst sagt in einem Brief vom Jahr 1413 an seinen Freund Christian von Prachatitz: „Ich weiß gewiß, daß Stanislaus die Ansicht gehegt und schriftlich kund gegeben hat, daß das Brod bleibe; er hat auch an mich die Frage gerichtet, ehe noch die Irrung anfing, ob ich seine Ansicht teilen wollte.“ Später änderte Stanislaus seine Ueberzeugung und versicherte eidlich, er habe den betreffenden Traktat nicht verfaßt.[185]) Hat nun Stanislaus, der anfängliche Sprecher und Führer der Wiclif-Partei in Prag, namentlich auch in Betreff der Lehre von der Wandlung Wiclifs Standpunkt vertreten, so ist begreiflich, daß man mehr als ein Jahrzehnt später, als Hus an der Spitze der Partei stand, durch eine Art optischer Täuschung zu der Annahme geführt wurde, daß auch er diese Lehre bekämpft habe. Allein wir wissen, dem war nicht so; Hus hat niemals Wiclifs Opposition in diesem Punkte sich angeeignet.

Aber wie kommt das? Die Beantwortung dieser Frage führt uns zur Würdigung des Charakters von Hus. Es steht doch fest und ist mehrfach nachgewiesen, daß er als theologischer Denker und als kirchlich praktischer Reformfreund so zu sagen, auf den Schultern Wiclifs steht. Nun aber war der Protest gegen die Lehre von der Wandlung die Seele alles Sinnens und Trachtens von Wiclif, wenigstens in den vier letzten Jahren seines Lebens, und seine englischen Anhänger Ende des XIV. Jahrhunderts, sodann das ganze XV. Jahrhundert entlang, ja bis zu der Schwelle der englischen Reformation, haben jenen Protest festgehalten. Wie kam es, daß gerade Magister Hus diesen hervorragenden Zug Wiclifscher Lehre und Reformgesinnung stillschweigend fallen ließ, und im Gegenteil die Lehre von der Wandlung im heiligen Abendmahl von Anfang an bis zu seinem Ende festhielt? Hat er etwa durch die kirchliche Lehrautorität, Zucht und Macht, welche gegen Wiclif und Genossen nur dieses Lehrstücks willen aufgeboten worden war, sich einschüchtern lassen? Allein Hus war nicht der Mann, welcher der blosen Gewalt und Rücksichten persönlicher Art einen maßgebenden Einfluß auf seine Ueberzeugung und sein Bekenntnis eingeräumt hätte. Rügt er es doch so nachdrücklich an seinen ehemaligen Freunden und Ge-

sinnungsgenossen, einem Stanislaus von Znaim und Stephan Paletz, daß sie sich haben einschüchtern lassen, so daß sie sich aus standhaften Verfechtern der Wahrheit in Schmeichler der Kurie und Verteidiger absoluter Papstmacht umgewandelt haben. Es war gewiß nur sachliche Prüfung und wirkliche Ueberzeugung, welche den Magister bewogen, der Opposition Wiclifs gegen die römische Kirchenlehre von der Wandlung nicht beizutreten. Hus ist sich bewußt, dem Lehrbegriff Wiclifs ganz unabhängig gegenüber zu stehen, keinen einzigen seiner Gedanken darum anzunehmen, weil Wiclif ihn ausgesprochen habe, sondern darum, weil die heilige Schrift oder die Vernunft für denselben zeugt und ihn bestätigt; sollte er einen Irrtum aufstellen, so sei er nicht gewillt, ihm darin beizutreten und zu folgen, selbst wenn der Irrtum noch so geringfügig wäre. Ja einmal erklärt er: wenn Wiclif, oder wenn ja ein Engel vom Himmel herniederkäme und anders lehrte, als die heilige Schrift lehrt, so würde er ihm seine Zustimmung versagen.[186]) Immerhin bezweifeln wir nicht, daß die kirchlichen Censuren wider Wiclifs Abendmahlslehre insoweit Eindruck auf Hus gemacht haben, daß er um so mehr zu ernster sachlicher Prüfung der Gedanken Wiclifs vom heiligen Abendmahl bewogen wurde. Ohne Zweifel stand bei ihm die Ueberzeugung von der wahren Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl fest; diese wußte er sich aber nicht anders zurechtzulegen, als mit Hülfe des herkömmlichen Begriffs der Wandlung. So kam er zur Mißbilligung der Wiclifschen Bestreitung dieses Begriffs.

Im übrigen erschienen ihm die Grundgedanken Wiclifs von der heiligen Schrift („von Gottes Gesetz"), als der über alles erhabenen maßgebenden Norm für Glauben und Leben des einzelnen Christen und der Kirche, und Wiclifs Begriff von der Kirche, als der Gesamtheit der Erwählten, als biblisch gut begründet und vernunftgemäß. Deshalb hat er sich diese Grundgedanken von frühe an dermaßen angeeignet, daß sie bei ihm, so zu sagen, in Fleisch und Blut übergingen. Nicht blos in gelehrten Abhandlungen und in lateinischen Predigten vor dem Klerus, sondern selbst in Predigten, die er in der Bethlehemskapelle vor dem Volk in tschechischer Sprache hielt, stoßen wir

nicht selten auf jenen von Wiclif überkommenen Kirchenbegriff.[187]) Demnach ruht bei ihm, wie bei Wiclif, die Kirche auf dem ewigen Grund göttlicher Gnadenwahl. Die Ueberzeugung, daß die kirchliche Gliedschaft an der Kirche, als dem Leibe Christi, nicht durch ein äußeres Merkmal erkennbar und bedingt sei, so daß selbst Amt und Würde in der Kirche keine Bürgschaft biete für wirkliche Zugehörigkeit zur Kirche: alle diese centnerschweren Gedanken von reformatorischer Tragweite teilt er mit Wiclif. Gleich ihm zieht er eine starke Scheidungslinie zwischen der wahren Kirche Christi und der falschen Kirche des Widerchrists, zwischen Gliedern Christi und Gliedern Satans, zwischen dem Klerus Christi und der Klerisei des Widerchrists. Demgemäß hat Hus, wie Wiclif, einen ganz anderen Begriff von kirchlicher Autorität und kirchlichem Gehorsam, als die offizielle Kirche seiner Zeit. Wiclif hat beim ersten Anfang der großen Papstspaltung, Hus beim Ende derselben eine innere Emancipation vom Papsttum erlangt. Er teilt mit jenem die Anschauung des Gangs der Christenheit durch die Jahrhunderte: der päpstliche Primat über die Kirche ist nicht ursprünglich, er beruht auf Verleihung durch den Staat (auf der „Constantinischen Schenkung", nach den Papstfabeln des Mittelalters); dadurch sei die Kirche verweltlicht und gesunken, und vollends seit das erste Jahrtausend der Christenheit verstrichen, sei „der Teufel los" u. s. w. Endlich stimmt Hus mit Wiclif in der Ueberzeugung überein von der dringenden Notwendigkeit einer Reform der Kirche, deren Mittel und Wege in steter und treuer Predigt des Wortes, in Züchtigung und Besserung der Geistlichkeit durch Fürsten und Herren, in Aufhebung der päpstlichen Vorrechte und in Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichberechtigung der Bischöfe, zu finden seien.

Es besteht aber nicht blos eine geistige Familienähnlichkeit zwischen beiden Männern, sondern das Verhältnis zwischen beiden ist wie zwischen Vater und Sohn. Wiclif ist der Meister, Hus der Schüler. Das Gedankenkapital, welches letzterer verwertet, ist von Wiclif ursprünglich errungen, von Hus gleichsam ererbt, wie wohl nicht ohne eigene Arbeit und selbständige Prüfung, wohl auch nicht ohne inneren Kampf. Ja nicht blos die Gedanken hat der böhmische Magister von dem englischen Doktor,

dem Doctor evangelicus, überkommen und entlehnt, sondern auch die Ausführung und Darstellung, vielfach bis auf die Sätze und die Wortfassung hinaus, beruht bei Hus, wie dies Loserth unwidersprechlich nachgewiesen hat, auf Wiclifs Vorgang. Geistige Originalität können wir dem Magister nicht zuerkennen. Diese ist ganz und gar auf Wiclifs Seite. Hus war nicht ein urkräftiger Denker, nicht von origineller Initiative, nicht ein schöpferischer Geist. Um dies zu sein, fehlte es ihm an spekulativer Gabe, an dialektischem und systematischem Talent. Als christlicher Denker ist Hus ein Stern zweiter oder dritter Größe, der sich wie ein Planet um Wiclif, als seine Sonne, dreht; aber beide schwingen sich um die Centralsonne, welche Christus selber ist. Ferner Hus ist nicht ein Charakter, doppelt gehärtet und scharf wie Stahl; er ist nicht eine innerlich starke Natur, unbedingt gerade ausgehend, seine Ueberzeugung bis zur äußersten Konsequenz thatkräftig durchführend, sei es auch zuweilen mit einer verletzenden Schroffheit und anstößigen Herbe. Hus war vielmehr von Hause aus eine weiche Persönlichkeit, eine zart besaitete Seele, mehr empfänglich geartet, als zu geistesmächtigem Eingreifen und heldenmütigem Erobern und schöpferischem Neugestalten berufen. Aber darum war er doch keineswegs ein Schwächling, eine charakterlos nachgiebige Persönlichkeit. Im Gegenteil, er verband mit Weichheit des Gemüts, mit Zartheit der Seele sittliche Zähigkeit, unwandelbare Treue, unbeugsame Festigkeit, Züge, welche eben in dieser Verbindung unter sich einen liebenswürdig gewinnenden Eindruck machen, ja die reinste Achtung und die innigste Verehrung ihm erringen. Dazu nehmen wir die sittliche Reinheit seines Wandels und seine vollkommene Uneigennützigkeit, welche von seinen Freunden laut bezeugt, aber auch von seinen Widersachern niemals in Zweifel gezogen und beanstandet worden ist, seine fast asketisch zu nennende Strenge gegen sich selbst, seine aufrichtige Demut und zarte Gewissenhaftigkeit, vermöge welcher er in öffentlicher Predigt einmal, als von rechtschaffener Andacht im Gebet die Rede war, offen das Bekenntnis ablegte: „Ich weiß nicht, ob ich in meinem ganzen Leben auch nur ein „Vater unser" so andächtig und ehrerbietig gebetet habe, wie sichs gebührt."[188]) Was die Freunde und Verehrer

des Mannes zu seiner Ehre sagen, dürfen wir selbstverständlich nicht ohne weiteres für bare Münze nehmen. Dessen ungeachtet ist es Pflicht auch darauf zu achten. Wir besitzen eine Gedächtnispredigt zum Andenken an die „neuen Märtyrer", Johann Hus und Hieronymus, welche in der Bethlehemskirche, also jedenfalls in tschechischer Sprache gehalten worden ist, aber in Latein nur vorliegt. Die Predigt ist jedenfalls schon in einem der nächsten Jahre nach der Verbrennung beider gehalten.[189]) Der ungenannte Prediger ruft seine Zuhörer zum Zeugnis auf dafür, daß Hus in seinem Leben und seinen Worten wahrhaftig und durchaus trefflich gewesen sei. „Der Herr hat ihm eine geübte Zunge gegeben, daß er wußte, wann er sprechen sollte; er hatte eine Liebe und Erbarmen gegen alle Menschen, auch gegen seine Feinde und Verfolger; er hat wie ein zweiter Elias die überschwengliche Ungerechtigkeit des Antichrist und seiner simonistischen Klerisei mit Eifer angegriffen; indem er seinen Leib aufrieb durch stete Arbeit, strengte er sich zum Heil des Volkes so sehr an, daß es alle Menschenkraft und Stärke des Fleisches überstieg, denn er war beständig damit beschäftigt, bald Beichte zu hören, bald Sünder zu bekehren, bald Angefochtene zu trösten, bald zu predigen, bald zu schreiben. Er war keusch, sittsam, nüchtern, stets gottesfürchtig von Anfang seines Studierens an. Da war kein Hochmut, keine Habsucht, kein Neid, keine Heuchelei u. s. w. Alles verwendete er und sich selbst verzehrte er für das Heil der Seelen. Sein treues Lehren und Evangelisieren erschallt und währet fort nicht nur durch Böhmen und Mähren, sondern fast durch die ganze Christenheit. Er war eine laut schallende Posaune, ein unermüdlicher Prediger der Wahrheit, ein Herold des Evangeliums, ein göttlicher Mund. Dieser Gerechte hat uns alle in dieser argen Welt zurückgelassen und ist zu dem Herrn, seinem Gott, eingegangen. Er hat durch die Klugheit seiner Antworten und mittelst der Gnade von oben, die ihn unterwies, seinen Hausgenossen und Freunden Genüge geleistet. Wer ist je mit leeren Händen von ihm gegangen? Wenn ein Reicher kam, so erhielt er guten Rat, war's ein Armer, so trug er Unterstützung davon, er suchte auch nicht das Seine, arbeitete mehr als alle andern und empfing weniger als alle andern, trug aber anderes davon. Ach nun ist

er hinweggenommen, und was ich hier aufgezählt, ist für uns gleichfalls dahin, und alle Freude. — — Wie viele Schmähungen hat dieser Mann erduldet, der den Herrn Jesum Christum angezogen hatte! Wie viele Gehässigkeiten von der unendlichen Menge der Bösen, wie große verkehrte Verdächtigungen seiner Person und falsche Vorladungen, Bannstrahlen, unbillige, mutwillige und widerchristliche Bedrückungen hat er geduldig ertragen von der simonistischen Klerisei wegen seiner treuen Predigt voll großen Eifers" u. s. w. Am Schluß der Besprechung über die Verhöre vor dem Konzil und seiner Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen, und ehe der Prediger auf Hieronymus von Prag zu sprechen kommt, sagt er: „Sein Geist ist, wie wir fromm glauben, im Feuer, wie Elias, gen Himmel gefahren zur Gemeinschaft mit den Engeln Gottes."

Um diese Charakterzeichnung richtig zu würdigen, haben wir nicht blos auf dasjenige zu achten, was dieselbe sagt, sondern auch auf dasjenige, was sie nicht sagt. In dieser Richtung ist sehr wichtig, daß der Redner, bei aller Verehrung vor Hus, nicht ein Wort davon sagt, daß er ein Mann von überlegener Geistesmacht und hervorragenden Gaben als Denker und Gelehrter gewesen sei. Er spricht in Beziehung hierauf mit einer, wie uns scheinen will, bedeutsamen und wohl erwogenen Zurückhaltung. Alles, was er an Hus, und zwar in vollen Tönen, rühmt, beschränkt sich auf die sittliche Seite seiner Person, seines Thuns und Lassens. Er hebt hervor seinen keuschen Sinn, seine Uneigennützigkeit, Gewissenhaftigkeit und unermüdete, Menschenkraft fast übersteigende Arbeitskraft im Beruf eines Predigers und Seelsorgers. Das sind in der That lauter Züge, die durch einen Ueberblick der Thatsachen seines Lebens, so wie durch einen Blick in sein inneres Leben, wie es in seinen Briefen sich offenbart, allenthalben bestätigt werden, und zwar um so mehr, je klarer sein furchtbares Ende seinem eigenen Bewußtsein nahe rückt.

Es ist zweifellos: die Größe von Hus war sittlicher, nicht intellektueller Art. Und zwar ist das das Große an ihm, daß er bei aller Demut und Kindlichkeit, bei allem Mißtrauen gegen sich selbst, ungeachtet er eine zart besaitete Seele war, doch seiner Ueberzeugung treu blieb bis in den grauenhaften Tod. Je weniger

er ein Mann von überlegener Geistesmacht und hervorragender Willenskraft war, um so tieferen Eindruck macht die unerschütterliche Festigkeit, die er im Leiden und Sterben bewies. Ist es doch kein geringerer als der Papst Pius II., der in einem Buch, das er kurz vor seiner Erhebung auf den römischen Stuhl, im Jahr 1458 schrieb, ausgesprochen hat: „keiner von den Philosophen hat, laut der Ueberlieferung, mit solcher Seelenstärke den Tod erlitten, als diese (Hus und Hieronymus) den Feuertod."[190]) Aeneas Sylvius drückt sich hier ganz wie ein echter Humanist des XV. Jahrhunderts aus, der er auch als Papst geblieben ist. Aber die Bewunderung der Seelenstärke eines Hus auf dem Scheiterhaufen ist denn doch bei einem Kardinal, dem kurz darauf die Tiara zu Teil wurde, aller Achtung wert. Und ähnlich spricht ein Kirchenhistoriker der Gegenwart, Bischof Hefele, sich aus, wenn er bekennt: „Daß Hus für seine Ueberzeugung in den Tod ging, dieser Heroismus kann uns mit manchen Schattenseiten seines Charakters wieder einigermaßen versöhnen."[191]) Aber nicht den letzten Tag seines Lebens allein, nicht ausschließlich seine Freudigkeit und Fassung, womit er den Feuertod erduldete, haben wir ins Auge zu fassen. Sein Thun und Lassen in Constanz, zumal während seiner mehr als siebenmonatlichen Gefangenschaft, will in Betracht gezogen sein. Es handelte sich im innersten Kern nicht um gewisse Sätze, um diese oder jene Lehre, um gewisse Wahrheiten, sondern um das Gewissen. Oft genug und eindringlich genug wurde, namentlich von einem Mitgliede des Konzils, dessen Name uns nicht genannt ist, in Hus gedrungen, daß er eine ermäßigte Widerrufsformel annehmen möchte. Und zwar geschah das mit der echt römisch-katholischen Hinweisung darauf, daß eine etwaige Schuld in diesem ihm zugemuteten Handeln nicht auf seinem eigenen, sondern auf seiner Oberen Gewissen lasten würde. Aber eben das war ein Gedanke, auf den sich Hus schlechterdings nicht einlassen konnte. Hier war der Punkt, an dem es sich endgültig entscheiden mußte, ob er der Mann sei, die evangelische Wahrheit zu vertreten. Entweder das eigene Gewissen fremdem Gewissen unterordnen, sei dies auch das der Gesamtkirche, in ihrer vollberechtigten Vertretung durch ein allgemeines Konzil, — oder dem eigenen Ge-

wissen unbedingt und schlechthin folgen, — das war hier die Frage für ihn. Und daß er in der Lage, worin er sich befand, er der einzelne Mann, zudem angegriffen an Leib und Seele durch langwierige Kerkerhaft, geschwächt durch mehrere Krankheitsanfälle, ohne Sachwalter und Verteidiger gegenüber den höchsten Autoritäten in Kirche und Staat, die Hand in Hand ihm gegenübertraten, samt all der Fülle von Geist und Gelehrsamkeit, die das allgemeine Konzil in sich vereinigte, sich nicht unterwerfen, sich nicht beugen ließ: daß er lieber die drückende Schmach, als hartnäckiger Ketzer, als Erzketzer zu gelten, ja schließlich den Feuertod auf sich nahm, als die Befleckung seines Gewissens durch einen Widerruf, der der Wahrheit und seiner Ueberzeugung zuwider war, — das war wahre Seelengröße. Daß Hus als christlicher Denker nicht selbständig und schöpferisch dasteht, daß er nicht nur in den Grundwahrheiten, sondern vielfach auch in der Ausführung und Begründung derselben sich von Wiclif abhängig zeigt, das ist nur ein Beweis dafür, daß seine Bedeutung überhaupt nicht auf dem Gebiete des Denkens, nicht auf der intellektuellen Seite liegt. Aber gerade weil er nicht der Urheber eines neuen Lehrbegriffs, nicht der Schöpfer eines ihm eigentümlichen Bekenntnisses ist, weil er durchaus kein persönliches Interesse für den Sieg seiner Lehre hatte, weil in seinem Herzen die Liebe zur Wahrheit sich nicht mit Eigenliebe mischte, so steht seine Gesinnung und sein Charakter, seine Ueberzeugungstreue und seine unerschütterliche Standhaftigkeit, sein „vielduldender Heldenmut" (mit Eusebius zu reden) um so freier vom Egoismus, um so reiner und strahlender vor unseren Augen da.[192])

Johannes Hus mit seinem bei aller Weichheit doch in aller Anfechtung treuen, bis zum schauerlichsten Tode unerschrockenen Herzen, mit seiner unüberwindlichen, ja mit seiner alle Widerwärtigkeit weit überwindenden Geduld und Seelenstärke hat im Unterliegen gesiegt, hat in seinem Bekenntnis evangelischer Wahrheit, in seiner unentwegten Treue gegen das Gewissen, die Gemüter erobert und den nachhaltigsten Eindruck auf Mitwelt und Nachwelt ausgeübt. War es ihm doch ganz und gar nicht um sich selbst und die eigene Ehre, sondern vor allem um die Ehre Gottes und seines Heilandes, nebenbei wohl auch um die Ehre

seines Vaterlandes und um den unverletzten Ruf rechtgläubiger Frömmigkeit seines Volkes zu thun. Vollständig dessen gewiß, daß seine Ueberzeugungen mit der echten Lehre der Kirche, wie sie in der heiligen Schrift begründet und durch die Schriften der ehrwürdigsten Väter bezeugt ist, keineswegs in Widerspruch stehe, hält er sich in seinem Gewissen verpflichtet, dabei zu beharren, bis er durch Schriftbeweis eines besseren belehrt würde. Da dies nicht erfolgte, so hat er furchtlos und treu lieber den Tod eines Ketzers erduldet, denn wider besseres Wissen und Gewissen einen Widerruf geleistet. Durch diese seine Seelenstärke, welche durch den Umstand um so heller in die Herzen leuchtete, als er auf dem Konzil, dieser glänzenden Vertretung der Gesamtkirche, in seiner Treue zur erkannten Wahrheit allen anstürmenden Verlockungen und Drohungen gegenüber unerschütterlich standhielt, ist sein Bild für alle Zeiten der Geschichte mit unauslöschlichen Farben eingeprägt. Er lieferte durch sein charaktervolles Unterliegen den Thatbeweis, daß das Gewissen eines rechtschaffenen Christen stärker ist, als alle Mächte der Erde. Hiermit hat er eine Bahn gebrochen, welche ein Jahrhundert später Luther betrat, als er in Augsburg vor dem Kardinallegaten Thomas de Vio von Gaëta und in Worms vor Kaiser und Reich einen Widerruf zu leisten schlechterdings verweigerte; das war dieselbe Bahn, welche die evangelischen Reichsstände beschritten, als sie am 19. April 1529 in Speier feierlichen Protest einlegten gegen den Reichstagsabschied, „weil in den Sachen Gottes Ehr und unserer Seelen Heil und Seligkeit belangend, ein jeglicher für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben muß.“ Hus hat, nach der geistreichen Bemerkung von Bonnechose, wie Columbus eine neue Welt entdeckt hat, so ein neues Reich entdeckt oder besser, ein Gebiet wieder entdeckt, welches seit Jahrhunderten vergessen und verschollen war, das Gebiet des Gewissens in Glaubenssachen. Er hat im Herzen der Menschen das Gewissen wieder auf den Thron gesetzt, von dem es nie hätte herabgestoßen werden sollen. Und das soll ihm unvergessen bleiben.

Erläuterungen und Belege.

Anmerk. 1. (S. 1). Der Begleitbrief, lateinisch, abgedruckt in der Erlanger Ausg. der Werke Luthers opp. var. arg. IV, 78; in Luthers Briefwechsel, bearb. von Enders, II, 1887, S. 78 f. Vergl. Luthers Brief an Staupitz den 3. Okt. 1519: de Wette I, 341; Enders II, 183.

2. (S. 1). In einem Brief an Spalatin, vom Februar 1520: de Wette I, 424; Enders II, 345.

3. (S. 2). Vergl. die Separatausgabe dieser Schrift von Benrath, Halle 1884, bes. S. 62 ff.

4. (S. 2). Epistolae quaedam piissimae et eruditissimae Joannis Hus etc. Wittenbergae 1537, 12°.

5. (S. 2.) Joannis Hus et Hieronymi Pragensis confessorum Christi historia et monumenta, Norimbergae 1558, 2 Foliobände; wiederholte Aufl. Frankf. 1715.

6. (S. 4). Wenzel Rosdalowsky an Luther, Enders II, 79.

7. (S. 4). Colmar Grünhagen, Hussitenkämpfe der Schlesier, Breslau 1872; Vorrede S. V.

8. (S. 5). Anton Frind (gestorben als Bischof von Leitmeritz), Kirchengeschichte Böhmens, II. Band, Prag 1866, S. 93 u. 103.

9. (S. 5). Frind a. a. O., I, 51 ff., 59 ff.

10. (S. 6). Vergl. Palacky, Geschichte von Böhmen II, 2., (1842) S. 254 ff. Frind a. a. O. II, 87 ff. Wilh. Berger, Joh. Hus und König Sigmund, Augsb. 1871, S. 9 ff. Emil Werunsky, Geschichte Kaiser Karls IV. und seiner Zeit, I. Innsbruck, 1880. S. 348 ff.

11 u. 12. (S. 7). Von Ottokar II. sagt ein Chronist Neplach bei Pez, Thesaurus Anecdotorum II, 1034: Rex — terras — — Teutonicis tradidit, suos posttergando. Vergl. Palacky, Geschichte von Böhmen II, 1, S. 149 ff.; II. 2. S. 35 ff. Const. Höfler, Magister Johannes Hus, Prag 1864, S. 23. 57. 62. Vergl. Werunsky a. a. O. I. S. 111 und den Excurs I über die Sprachkenntnisse Karls IV., S. 442 ff.

13a. (S. 7). Frind, Kirchengeschichte Böhmens, II, S. 99.

13b. (S. 8). Concilia Pragensia, 1353—1413, herausgeg. v. Const. Höfler in den Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissen-

schaften, Prag 1862. 4°. V. Folge, 12. Band, 1—8. Vergl. XXIV ff. Ferner: Hefele, Konziliengeschichte VI, 1867. S. 594 ff.

14. (S. 9.) Gemeint sind wohl die „6 Werke der Barmherzigkeit", welche im Mittelalter den 10 Geboten an die Seite gestellt wurden; vergl. Geffcken, Der Bilderkatechismus des XV. Jahrhunderts und die katechetischen Hauptstücke, 1855; S. 20 ff.

15. (S. 9.) Vergl. Frind a. a. O. II, 95.

16. (S. 10.) In seiner uns erhaltenen Verantwortung auf einige gegen ihn erhobene Anklagen bezeichnet er sich so: Ego Conradus in Walthausen etc., Responsio in „Geschichtschreiber der husitischen Bewegung", herausgegeben von C. Höfler, II, Wien 1865, S. 22. Es ist willkürlich und irreleitend, wenn nicht nur Frind, Kirchengeschichte Böhmens, II, 370; III, 1, 26, sondern selbst Palacky, a. a. O. III, 1, S. 161 ff. den Mann „Waldhauser" nennt, als wäre dies sein Familienname. — Briefe von Konrad oder an ihn (16 Stücke) hat Ferdinand Mentschick in tschechischer Sprache 1882 in den Abhandlungen der Prager königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. 11, S. 1—33 veröffentlicht. Von der hohen Achtung, welche Konrad bei allen Urteilsfähigen genoß, zeugt ein Schreiben des Adelbert Ranconis, welches Loserth, „Hus und Wiclif", 1884, S. 267 ff. auszugsweise mitteilt.

17. (S. 11.) Responsio in Höflers Geschichtschreiber der husitischen Bewegung, II, S. 22 ff.

18. (S. 11.) Responsio a. a. O. II, S. 31.

19. (S. 11.) Ebendaselbst S. 23 ff.

20. (S. 12.) Militsch (tschechisch Milič), wird je und je als Johann Militsch aufgeführt, mit Unrecht; Militsch ist Taufname und bedeutet „Liebling", im heutigem tschechisch Milec geschrieben.

21. (S. 13.) Palacky, Gesch. v. Böhmen, III, 1, S. 165, Anm. 197, deutete die Motivierung des Befremdens: propter incongruentiam vulgaris sermonis (Vita in Balbin's Miscellanea, IV. Buch, 2. Teil, Bl. 45) auf den minder reinen mährischen Accent, mit welchen Militsch das Tschechische gesprochen habe. Ihm folgt darin Neander, Kirchengeschichte, 3. Aufl., 1856, II, 2, S. 768. Allein diese Deutung scheint in die Worte etwas hineinzulegen, was nicht darin liegt. Der Biograph will wohl nur die Ansicht ausdrücken, die „gemeine Volkssprache" sei an und für sich nicht geeignet zum Ausdruck so heiliger Wahrheiten, d. h. zur Predigt des Evangeliums.

22. (S. 13.) Janow b. Höfler, Geschichtschreiber, II, S. 43.

23. (S. 13.) So in einer Denkschrift, welche Höfler, Geschichtschreiber d. husitischen Bewegung, Band II, S. 40 ff. aus einer Handschrift des böhmischen Museums veröffentlicht hat. Hier vergleicht Janow den Militsch wiederholt mit dem Propheten Elia und sagt z. B. S. 40: Iste veluti alter Helias in omnibus se prorsus exhibuit. S. 45: Venit Myliczius in spiritu et virtute Helyae etc.

24. (S. 15.) Dies bezeugt Matthias von Janow, s. Höfler, Geschichtschreiber der husitischen Bewegung, II, S. 42.

25. (S. 16.) Vita Milicii in Balbin, Miscellanea, Decas I, lib. IV, pars. 2, 1682, fol. 50.

26. (S. 16.) Vita bei Balbin, a. a. O. fol. 51.

27. (S. 16.) In Höfler, Geschichtschreiber der husitischen Bewegung, II, S. 42.

28. (S. 17.) Art. 8: respondit, quod si papa eum excommunicaret, ipse per imperatorem se defenderet. Vgl. Palacky, Gesch. von Böhmen, III, 1, S. 171; derselbe hat die Klageartikel in einer gleichzeitigen Handschrift der Prager Kapitelsbibliothek entdeckt und in dem von J. P. Jordan angeblich verfaßten, jedoch nur aus der tschechischen Handschrift übersetzten Schriftchen: Die Vorläufer des Hussitentums, Leipzig 1846, S. 30 ff. veröffentlicht. Vergl. Palacky, Geschichte des Hussitentums und Prof. Höfler, Prag 1868, S. 2, Anm. Im Jahre 1869 ist die kleine Schrift, genau wie 1846 unter Jordans Namen, unter dem Namen Franz Palacky in Prag erschienen.

29. (S. 18.) Matthias sagt bei Höfler, Geschichtschreiber II, S. 4: „Ich gestehe, daß ich nicht im Stande bin, auch nur den zehnten Teil von demjenigen zu sagen, quae tempore brevissimo ibi commorans egomet oculis vidi, auribus audivi et manibus meis contrectavi.

30. (S. 19.) Palacky, Geschichte von Böhmen III, 1, S. 175. In den Handschriften ist der Titel ein anderer: Regulae veteris et novi testamenti. Dieses umfassende Werk in 5 Büchern, welche je in eine Anzahl Traktate zerfallen, ist in Handschriften nirgends vollständig vorhanden, ließe sich aber aus verschiedenen Handschriften zusammenstellen. Im Druck erschienen ist das Werk vollends noch nie als Ganzes. Nur Teile desselben sind, aber vermeintlich als Schriften von Hus, unter dessen Werken herausgegeben worden, z. B. der Traktat De abominatione in loco sancto, in Jo. Hus ... historia et monumenta, Nürnberg 1558. I, fol. 473 ff. Mehrere Auszüge aus dem Hauptwerk hat Palacky (angeblich Jordan) „Vorläufer des Husitentums", S. 59—81, gegeben. Einige kleine Stücke hat Höfler, Geschichtschreiber II, S. 40—47, abdrucken lassen. Abgesehen von dem Hauptwerk kennt man von ihm etliche lateinische Homilien und einen Traktat De praeceptis Domini.

31. (S. 19.) Reducere Christi Jesu ecclesiam ad sua primordia salubria et compendiosa, bei „Jordan", Vorläufer, S. 69.

32. (S. 20.) Jordan, Vorläufer, S. 60.

33. (S. 21.) De sacerdotum et monachorum carnalium abominatione, c. 22 in Hus' Werken, Nürnberg 1558, Vol. I, f. 398b.

34. (S. 21.) Neander behauptet dies, Kirchengesch. II, 798, 3. Aufl. 1856. Allein die Worte, welche er Anm. 3 und 4 in diesem Sinne versteht, haben nicht diese Tragweite; Matthias hat dort nur den Brauch der apostolischen Kirche im Auge.

35. (S. 22.) Palacky konstatiert, Gesch. von Böhmen III, 1, S. 179, Anm., daß Matthias in der zweiten Rezension des ersten Buches von seinem Hauptwerk den Synodalbeschluß selbst erwähnt mit der Bemerkung: da scheint

es, als sei hiermit juge sacrificum ablatum (buchstäblich nach Daniel 12, 11 Vulgata).

36. (S. 22.) Vergl. Palacky, a. a. O. S. 179, Anm.

37. (S. 22.) Wenn Frind a. a. O. II, 26 behauptet, Matthias sei demütig genug gewesen, „förmlich und feierlich zu widerrufen", so verträgt sich das mit der Urkunde selbst nicht.

38. (S. 22.) Kirchengeschichte, 3. Aufl. 1856, II, S. 777, Col. b. Neander hat S. 777—800 die ausführlichste Darstellung der Gedanken Janow's gegeben.

39. (S. 23.) Stiftungsurkunde (goldene Bulle) vom 7. April 1348, abgedruckt bei Frind, Kirchengeschichte Böhmens, II, 1866. Anhang S. 423. Vgl. Emil Werunsky, Geschichte Kaiser Karls IV. und seiner Zeit, Innsbruck 1886. II. Band, 2. Abteilung, S. 330 ff.

40. (S. 24.) Vergl. Palacky, Gesch. v. Böhmen, III, 1, S. 182, Anm.

41. (S. 25.) Chronica Universitatis Pragensis, bei Höfler, Geschichtschreiber der husitischen Bewegung, Teil I, S. 14.

42. (S. 25.) Vergl. Höfler, Anna von Luxemburg, eine der Wiener Akademie der Wissenschaften vorgelegte Abhandlung, Separatabdruck, Wien 1871. 4°.

43. (S. 26.) Hus selbst erwähnt in einer Streitschrift gegen den Engländer Stokes in Opera, Nürnberg 1558, Vol. I, f. 108a, daß er selbst und andere Mitglieder der Prager Universität seit mehr als 20 Jahren Bücher von Wiclif besessen und gelesen haben. Da jene Streitschrift im Jahre 1411 abgefaßt ist, so führt obige Angabe bis ins Jahr 1391, ja auf einige Jahre früher zurück. Somit dürften schon Ende der achtziger Jahre des 14. Jahrhunderts studierende Böhmen nach Oxford gewandert sein.

44. (S. 26.) Hieronymus erklärte am 27. April 1415 im Verhör zu Constanz auf den Vorhalt, er habe Irrlehren und Bücher Wiclifs in Böhmen verbreitet: „Ich bekenne, daß ich in meinen Jugendjahren aus Lernbegier nach England ging und, weil ich von Wiclif hörte, er sei ein Mann von gediegenem und ausgezeichnetem Geist gewesen, seinen Dialog und Trialog, von denen ich Handschriften erlangen konnte, abschrieb und mit nach Prag brachte." Von der Hardt, Corpus actorum et decretorum Constantiensis Concilii, 1699, Vol. IV, f. 635. Die Zeitfrage betreffend vergl. die Erörterung Palacky's in Geschichtschreiber d. Husitismus, 1868, S. 115 ff.

45. (S. 27.) In der Matrikel der philosophischen Fakultät zu Prag lauten die Einträge, Hus betreffend, vor seiner Promotion zum Magister immer nur: Jo. Hussynecz oder Hussinecz oder Hussenicz rc. Liber decanorum Facultatis philosophicae Univ. Prag. in Monumenta historica Universitatis Pragensis I, 1, 1830, S. 286. 309. Erst seitdem er Magister geworden (1396), fing er, wie es scheint, an, sich Joannes Hus zu schreiben, wie denn auch der Ort Husinetz im Munde des Volkes hie und da in der Abkürzung Hus genannt wurde. Jedoch nennt sich auch später noch Hus je und je

Jo. de Hussynecz, z. B. im Jahre 1401. Ja selbst im 16. Jahrhundert wird er noch Mag. Joannes Hussynecius genannt, z. B. im Jahre 1563.

46. (S. 28.) Frind, Kirchengeschichte Böhmens, III, 1, S. 67, Anm. 7, schließt so. Allein er setzt dabei offenbar die Verhältnisse unserer jetzigen Universitäten voraus, und übersieht völlig, daß die Universitäten des 13. u. 14. Jahrhunderts nebenbei auch die Stelle unserer Lateinschulen und Gymnasien vertraten und daß nicht blos Jünglinge, sondern eigentliche Knaben der Universität angehörten. Vergl. Thurot: de l'organisation de l'enseignement dans l'université de Paris au moyen-âge. 1850, S. 37. Werunsky, a. a. O. II, 2, S. 332. — Den Geburtstag betreffend vergl. Loserth, Hus und Wiclif, 1884, S. 75.

47. (S. 28.) Opera, Nürnberg 1558. Vol. II, f. 41b.

48. (S. 28.) Monumenta historica Universitatis Pragensis, I, 1, S. 336.

49. (S. 29.) Dudik, Forschungen in Schweden für Mähren's Geschichte. Brünn 1852. S. 198 f.

50. (S. 30.) Chronica Universitatis Pragensis in Geschichtschreiber der husitischen Bewegung, herausgegeben von Höfler, I, S. 15.

51. (S. 30.) Documenta Mag. Joannis Hus vitam doctrinam — — illustrantia ed. Palacky, Prag 1869. (Eine vortreffliche Sammlung und kritische Ausgabe von Urkunden, Hus betreffend.) S. 74 f. Die Zeit der inneren Wandlung bezeichnet er S. 74 mit den Worten: ante sacerdotium meum.

52. (S. 31.) Opp. 1558, Vol. I, fol. 105, Col. a.

53. (S. 31.) In einer seiner Predigten ruft Hus aus: „O, diejenigen betrügen sich, welche vor dem Papst niederfallen und alles für gut halten, was er thut; wie ich selbst es auch für gut hielt, als ich die heilige Schrift und das Leben meines teuren Heilandes noch nicht kannte." Vergl. Nowotny, Joh. Hus' Predigten. Görlitz 1855, II, S. 91.

54. (S. 31.) Urkunden, welche sich auf die Bethlehemskapelle beziehen, 14 an der Zahl, sind in den Monumenta Universitatis Pragensis, II, 1, Codex diplomaticus, S. 297—308 abgedruckt.

55. (S. 33.) Die Konfirmationsurkunde, vom 14. März 1402 datiert, und vom Prager Generalvikar unterzeichnet, findet sich abgedruckt in Monum. Univ. Pragensis, II, 1, Nr. 50, S. 397 ff.

56. (S. 33.) Ein taboritischer Chronist des 15. Jahrhunderts, Nicol. von Pelhrimow, bezeugt, wie mehrere glaubwürdige Männer aus Hus' eignem Munde vernommen haben, „daß die Bücher des evangelischen Doktors Johann Wiclif ihm die Augen geöffnet haben, während er sie, nebst etlichen seiner Anhänger, las und immer wieder las." Vergl. Höfler, Geschichtschreiber der husitischen Bewegung, Bd. II, c. 20, S. 593.

57. (S. 34.) Das von einem kaiserlichen Notar augenblicklich aufgenommene, kurz und rein formell gefaßte Protokoll über die Verhandlung ist auf Grund mehrerer Handschriften veröffentlicht in Palacky, Documenta,

(s. Anm. 52) S. 327—331. Die Mitteilung über die Aeußerungen von Hus selbst und Nicolaus von Leitomischl steht in einem Zeugenverhör aus dem Jahre 1414, wobei Aeußerungen von Hus aus dem Jahre 1403 nebenbei zur Sprache kommen, s. gleichfalls Palacky a. a. O. S. 178 ff. Hingegen die Erzählung betreffend Stanislaus von Znaim kommt in einer späteren Streitschrift von Hus gegen den ihm untreu gewordenen Stanislaus vor: Responsio ad scripta Stanislai etc. Diese Erwiderung ist in Opp. 1558 abgedruckt und die fragliche Bezeichnung findet sich Vol. I, f. 265, Col. b. Ueber den Vorgang selbst vgl. Palacky, Gesch. v. Böhmen, III, 1, S. 195 ff.

58. (S. 36.) In doctrina sacra nullus, sagt von ihm eine Prager Universitäts-Chronik, die ihn im übrigen lobt, b. Höfler, Geschichtschreiber, a. a. O. I, S. 20.

59. (S. 36.) In einem Schreiben an Erzbischof Sbynko vom Juli 1408 erinnert Hus denselben an den Auftrag, welchen jener ihm vor Jahren erteilt habe, in principio vestri regiminis, Palacky, Documenta, S. 3.

60. (S. 36.) Einige seiner Synodalpredigten sind uns in Opp. 1558, Vol. II, S. 25 ff. erhalten. Uebrigens sind nicht sämtliche neun Predigten, welche dort als conciones Synodicae zusammengestellt sind, wirkliche Synodalpredigten, sondern nur die vier ersten. Drei dieser Synodalansprachen giebt Krummel, Geschichte der böhmischen Reformation im 15. Jahrhundert, 1866, im Anhang S. 591 ff. deutsch.

61. (S. 38.) Daß Hus zum Mitglied des Ausschusses ernannt worden, der den Thatbestand erörtern sollte, wissen wir aus seiner eigenen Erklärung in der Schrift: de omni sanguine Christi glorificato (Opp. 1558, Vol. I, f. 154—162). Aus dieser Schrift allein kennen wir den vollständigen Inhalt des erzbischöflichen Mandats. Aber erst mit Veröffentlichung der Concilia Pragensia durch C. Höfler, 1862 läßt sich der Zeitpunkt sicher bestimmen, in welchem das Mandat erging: es war, laut S. 47 der Concilia Pragensia der 15. Juni 1405. Seine Denkschrift über die Sache hat Hus entweder in diesem oder spätestens in dem folgenden Jahre geschrieben. — Ueber die angebliche Reliquie in Wilsnack erteilt Kawerau Auskunft in dem Artikel: Wilsnack, Theol. Real-Encyklopaedie, 2. Aufl., XVII, S. 183 ff. 1886.

62. (S. 38.) Opp. Vol. I, f. 158, Col. b., sowie f. 161, Col. b.

63. (S. 39.) Opp. Vol. II, S. 47 ff. Uebersetzt bei Krummel, a. a. O. S. 617 ff.

64. (S. 39.) Die Klagschrift s. bei Höfler, Geschichtschreiber a. a. O. II, 1865, S. 143, und mit korrekterem Text bei Palacky, Documenta 1869. S. 153 ff.

65. (S. 39.) Vergl. Höfler, a. a. O. S. 145 ff. Palacky, a. a. O. S. 155 ff. Wahrscheinlich gab Hus aus dieser Veranlassung auch die Denkschrift heraus: Quaestio de arguendo clero pro concione, Opp. Vol. I, f. 149 ff.

66. (S. 39.) Vergl. Krummel, S. 613 ff.

67. (S. 40.) Das Schreiben ist die erste Nummer unter den Briefen von Hus bei Palacky, Documenta, S. 3 ff.

68. (S. 42.) In Hus'ens Schreiben v. Sept. 1411 an das Kardinals-kollegium, bei Palacky, Documenta, S. 21. — Gegen die Suspension erhob Hus Einsprache in einem ebenso ehrerbietigen als würdevollen Schreiben, woraus sich die Frage, um die es sich zwischen beiden handelte, mit Sicherheit ergiebt. Vergl. Höfler, Geschichtschreiber, II, S. 186 ff.; Palacky, Documenta, S. 5 ff.

69. (S. 43.) Laut des Zeugnisses von D. Johann Nas vor dem Konzil in Constanz am 7. Juni 1415. D. Nas war bei der Audienz in Kuttenberg zugegen gewesen. Vergl. von der Hardt, Acta Concilii Constanc., Vol. IV, f. 312; genauer Mladenowitz, Tagebuch; b. Palacky, Documenta, S. 269.

70. (S. 43.) Der Wortlaut des Dekrets b. Palacky, Documenta, S. 347 ff.

71. (S. 44.) Palacky, Documenta, S. 348 ff.

72. (S. 44.) Siehe meine Monographie „Joh. v. Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation" 1873, II, S. 151 ff.

73. (S. 44.) Abgedruckt bei Palacky, Documenta, S. 350 ff.

74. (S. 44.) Böhmische Chronisten geben die Zahl der Ausgewanderten so hoch an, daß die Ziffer 20 000 schließlich erreicht, wo nicht überschritten wird. Das sind jedenfalls fabelhafte Ziffern. Professor Drobisch hat auf Grund der urkundlich beglaubigten Zahl jährlicher Promotionen zu Baccalaureen und Magistern mittelst sinnreicher Combination wahrscheinlich gemacht, daß Prag in seiner Glanzperiode etwa 4000, im Jahre 1409 aber nicht viel über 2500 Studierende gezählt habe; ferner, daß die Ausgewanderten höchstens $^{5}/_{6}$ der damaligen akademischen Bevölkerung betragen mochten, so daß etwa 2000 auszogen und 500 blieben. Vergl. Beiträge zur Statistik der Univ. Leipzig innerhalb der ersten 140 Jahre, in Verhandlungen der Ges. der Wissenschaften zu Leipzig, 1849, I, S. 83 ff.

76.*) (S. 44.) Beschuldigungen dieser und ähnlicher Art hat unter anderem C. Höfler mehrfach gegen Hus ausgesprochen, z. B. in: Magister Johann Hus 2c. 1864, S. 145; Geschichtschreiber der husitischen Bewegung, III, 1866. S. 17 f., 146.

77. (S. 45.) Hic verum dicit; ego enim libenter procuravi — — literas a rege etc. b. Höfler, Geschichtschreiber I, 1, S. 199; Palacky, Documenta, S. 181.

78. (S. 45.) Palacky, Husitentum und Prof. Höfler, S. 94 ff. wird dem Zugeständnis von Hus nicht völlig gerecht.

79. (S. 45.) Vergl. Höfler, Geschichtschreiber a. a. O. II, 162; bei Palacky, Documenta, unter dem Titel: Defensio mandati etc, S. 360.

---

*) Durch ein Versehen ist im Text die Zahl 75 bei den Anmerkungeu übersprungen.

80. (S. 45.) Christus scit, quod plus diligo bonum Teutonicum, quam malum Boëmum etc., Höfler, Geschichtschreiber, I, 187.

81. (S. 46.) Palacky, Die Geschichte des Husitentums und Professor Höfler, S. 96.

82. (S. 48.) Palacky, Documenta, S. 164 ff.

83. (S. 48.) Das behauptete Hus öffentlich in einer tschechischen Predigt, von der Palacky, Documenta, S. 716, einen Abschnitt im Original giebt; lateinisch S. 724: Papa Alexander V. pecunia accepta bullam edidit etc. Die Bulle selbst ist eben daselbst, S. 374 ff., vollständig abgedruckt.

84. (S. 49.) Diesen Vorgang erzählte Hus in seinem zweiten öffentlichen Verhör zu Constanz am 7. Juni 1415 zu seiner Verteidigung, vergl. von der Hardt, Conc. Const., Vol. IV, S. 310; Palacky, Documenta, S. 280.

85. (S. 49.) Concilia Pragensia ed. Höfler, 1862, S. 65 ff.

86. (S. 50.) In einer offiziellen Urkunde der Universität vom 21. Juni, worin die feierliche Einsprache niedergelegt ist, bei Palacky, Documenta, S. 386, ist der 15. Juni als Tag jener Versammlung genannt. Hingegen in einer notoriellen Urkunde über die Appellation Hus'ens, datiert vom 25. Juni, wird der 14. Juni als Tag der Universitätsversammlung a. a. O. S. 393 angegeben.

87. (S. 50.) Appellation und Protest umfassen bei Palacky, Documenta, S. 387 ff., volle 10 Seiten.

88. (S. 50.) Der Erlaß des Erzbischofs vom 18. Juli 1410, worin er der gesamten Geistlichkeit seiner Kirchenprovinz die Verhängung des Bannes eröffnet und Bekanntmachung darüber von der Kanzel anordnet, ist von Palacky, Documenta, S. 397 ff. Wort für Wort mitgeteilt.

89. (S. 51.) Vgl. Stephanus, Karthäuserprior von Dolein b. Olmütz; Anti-Hussus c. 6 bei Pez, Thesaurus, Vol. IV, 2, f. 386; Höfler, Geschichtschreiber, I, 622.

90. (S. 51.) Höfler, Geschichtschreiber, I, S. 21 ff.; Stephanus von Dola, Anti-Hussus, b. Pez, Thesaurus, IV, 2, c. 16 f., fol. 417.

91. (S. 52.) Der wahre Charakter dieser „Disputationen" erhellt z. B. aus dem Vortrag von Hus selbst, welcher in Opp. 1558, I., f. 105 ff. steht. Vergl. Palacky, Geschichte von Böhmen, III, 1, S. 255. — Einige hochinteressante bisher unbekannte Mitteilungen aus den Verteidigungsreden der Freunde von Hus hat neuerdings Prof. Loserth, Hus und Wiclif, 1884, Beilage b, S. 270—290 aus Handschriften zum Druck gebracht.

92. (S. 52.) Wir kennen diese Vorgänge, zum Teil wortgetreu, aus einer Eingabe an Johann XXIII. gegen Hus, welche Kardinal Otto von Colonna (später Papst Martin V.) seinem Schreiben an Erzbischof Sbynko als Beilage einverleibt hat, b. Palacky, Documenta, S. 404 ff.

93. (S. 53.) Die Schreiben des Königs sowie der Königin Sophie, s. b. Palacky, Documenta, S. 422 ff.

94. (S. 55.) Höfler, Geschichtsschreiber I, 164 ff.

95. (S. 57.) Palacky, Documenta, S. 451, (in Nr. 45).

96. (S. 57.) Hus' Werke, Nürnberg 1558. I, f. 174 ff.

97. (S. 59.) Die Hauptgedanken, welche in dieser Disputation ausgesprochen wurden, lassen sich ersehen aus der von Hus selbst bald darauf verfaßten Abhandlung: Quaestio M. Johannis Hus disputata — — de indulgentiis etc., abgedruckt in Opp. I, f. 174—189. Die Form ist scholastisch und gelehrt; aber der Inhalt ist vielfach mit Frische, ursprünglicher Kraft und Wärme vorgetragen.

98. (S. 61.) Notiz der Chronik von Benesch, bei Palacky, Documenta, S. 736.

99. (S. 61.) Das Lied steht im römischen Brevier, als erste Antiphone der zweiten Vesper im Commune plurium martyrum.

100. (S. 61.) Laut einer tschechischen Chronik, von welcher Höfler, Geschichtsschreiber, Bd. III, S. 227 ff, bes. 233, nach Jungmann einen Auszug in deutscher Uebersetzung gegeben hat.

101. (S. 62.) Supplicatio cleri etc. bei Palacky, Documenta, S. 460 f.

102. (S. 63.) Appellatio, bei Palacky, Documenta, S. 464 ff.

103. (S. 64.) Beide Urkunden sind sowohl in lateinischer als tschechischer Sprache in Palacky's Sammlung abgedruckt, erstere S. 475 ff., letztere S. 486 ff.

104. (S. 64.) Palacky, Documenta, S. 491 f. (Hus). S. 493 f. (Jakobell).

105. (S. 65.) Palacky, bringt in den Documenta nicht weniger als 13 Briefe von Hus aus dem Exil, gerichtet teils an seinen vertrauten Freund, den gelehrten Pfarrer Christann von Prachatitz, teils an die ihm zugethanen Prager Einwohner im Ganzen, S. 34—66.

106. (S. 66.) Palacky, Documenta, S. 467 ff. Scharfe Glossen über und gegen diese Beschlüsse, angeblich von Hus, aber in keinem Falle von ihm selbst verfaßt, ebendaselbst S. 470 f.

107. (S. 68.) Dieses Schreiben des Prager Rectors, vom 8. Juli 1413, s. bei Palacky, Documenta, S. 512 f.

108. (S. 68.) Das Schreiben Gerson's, als Kanzlers der Universität, und Dekans der theol. Fakultät in Paris dat. 27. Mai 1414 bei Palacky, Documenta, 523 ff. den 24. Sept. a. a. O. S. 527 f.; die Sätze aus Hus S. 185 ff.; vergl. Schwab, Gerson, Würzburg 1858. S. 578. Das Schreiben des Cardinal-Erzbischofs Simon von Rheims, den 26. Sept. 1414 aus Paris bei Palacky, Documenta, S. 529 f.

109. (S. 70.) Die Anschläge vom 26. August in lateinischer und tschechischer Sprache (letztere mit lateinischer Uebersetzung) s. bei Höfler, Geschichtsschreiber, I, S. 116 ff., bei Palacky, Documenta, S. 66 ff. Den deutschen Text s. b. Höfler, III, 71 f. Anm. Die Anschläge lauten in den drei Sprachen allerdings nicht wörtlich gleich, namentlich heißt es in der deutschen Fassung, er wolle in Constanz „bei der heiligen Schrift Ordnung — seine Unschuld beweisen", während im tschechischen sowohl als

im lateinischen Text diese Worte fehlen; hingegen in der lateinischen Fassung steht, er wolle juxta sanctorum patrum decreta et canones, d. h, in Gemäßheit der kirchenrechtlich feststehenden Ordnung kirchlicher Gerichtsbarkeit, seine Unschuld beweisen. Daß dies die Meinung sei, beweist der Zusammenhang mit dem unmittelbar vorangehenden juri stare. Demnach lasse ich es ganz dahingestellt, ob es gerecht und billig ist, um dieser Abweichungen willen, mit Höfler a. a. O. III, 74 Hus „Doppelzüngigkeit" vorzuwerfen, was auch Hefele's Meinung zu sein scheint, Konziliengeschichte VII, S. 60 f. — Den Anschlag, etwa vom 30. August, den Hus an dem Portal des königl. Schlosses machen ließ, s. d. Palacky, Documenta, S. 68 f., während die juristische Urkunde des Sachwalters, Johann von Jesenitz, der im Namen von Hus Einlaß zu dem Konzil gefordert hatte, in lateinischer Sprache, von Palacky, Documenta, S. 240 f. gegeben ist.

110. (S. 70.) Die notarielle Urkunde über die mündliche Erklärung des Inquisitors s. bei Palacky, Documenta, S. 242 f. die schriftliche Beurkundung desselben a. a. O. S. 243 f.

111. (S. 71.) Documenta, S. 239 die Relation über den Vorgang, von Mladenowitz; die Urkunde der Barone, tschechisch abgefaßt, mit angefügter lateinischer Uebersetzung, ebendaselbst S. 531 f.

112, (S. 71.) Documenta, S. 69 ff.

113. (S. 72.) Die Artikel von 1409 mit Hus' Erwiederung vom Jahr 1414, bei Palacky, Documenta, S. 164 ff., die Artikel von 1412, daselbst S. 169 ff., die protokollierten Zeugenaussagen, nebst deren Beleuchtung, a. a. O. S. 174—185.

114. (S. 72.) Vergl. Palacky, Geschichte von Böhmen, III, s. S. 314. Hefele, Konziliengeschichte VII, S. 62.

115. (S. 72.) Der Brief an Mag. Martin (vgl. oben S. 30) bei Palacky, Documenta, S. 74 f., das Abschiedsschreiben, in tschechischer Sprache, mit nachfolgender lateinischer Uebersetzung, a. a. O. S. 71 ff., die Abschiedsworte des frommen Handwerkers aus Polen gibt Hus selbst tschechisch in einem lateinischen Briefe vom Juni 1415, Documenta, S. 111, während eine Anmerkung Palacky's dieselben lateinisch wiedergibt.

116. (S. 73.) Namentlich durch Wilhelm Berger, Johannes Hus und König Sigmund, Augsburg 1871.

117. (S. 73.) z. B. in dem tschechisch geschriebenen Abschied an seine Freunde, vom Oktober 1415, worin die betreffenden Worte, in lateinischer Uebersetzung, so lauten: Jam vero iter ingressus sum sine salvo conductu, Documenta, S. 73.

118. (S. 74.) Die deutschen Herausgeber der Opp. Nürnberg 1558, gaben in der Historia sanctissimi martyris Jo. Hus, Vol. I, f. 1a—29a eine freie Ueberarbeitung des Werkes von Mladenowitz, jedoch mit Interpolationen und noch häufigeren Streichungen. Höfler, Geschichtsschreiber der husitischen Bewegung, I, S. 111—315, gab zum erstenmal die Arbeit des Mladenowitz vollständig, jedoch nicht allenthalben in korrekter Gestalt,

f. Palacky, Geschichte des Husitentums u. Prof. Höfler, 1868. S. 22—37. Schließlich gab Palacky selbst in den Documenta, 1869, S. 237—324 die Niederschrift des Mannes in sorgfältigem und zuverlässigem Abdruck.

118a. (S. 74) Vergl. „Joh. Hußens Aufenthalt zu Nürnberg im J. 1414" in Waldau, Vermischte Beyträge zur Geschichte der Stadt Nürnberg. 4. Bd. Nürnberg, 1789 S. 114 ff.

119. (S. 74.) In dem Buch „von der Kirche", welches er 1413 schrieb, sagt er angesichts der Vorladung zur Kurie: „Die Entfernung ist für mich eine weite (von Prag nach Rom) und rings von feindseligen Deutschen umgeben" (inimicis teutonicis undique circumsepta) im 21. Kapitel, Nürnberg. Ausg. 1558. Vol. I. f. 244 b.

120. (S. 75.) „Doctoralis de Pibrach" zweimal im Brief Nr. 53 und 54, S. 94, vergl. die Vorbemerkung zum ersteren Brief, Documenta, S. 93.

121. (S. 76.) Documenta, S. 96. Das Haus, Paulsgasse 328, steht noch, war noch 1838 durch ein Brustbild von Hus in Stein ausgezeichnet Das Bild von Hus ist, wenn ich nicht irre, vor Jahren erneuert worden.

122. (S. 77.) Es ist ein wunderlicher Einfall von W. Berger, Joh. Hus und König Sigmund, S. 117, Anm. 1, der Titel sei in dem Munde von Hus als eine Art Spitzname gemeint, etwa wie „Prozeßmichel".

123. (S. 77.) Dies erzählt von Michael Hus selbst schon im ersten Brief aus Constanz, den 4. November 1414, Documenta, S. 77: und Johann „der Cardinal" in einem Briefe vom 10. November, a. a. O. S. 80. Vergl. den Bericht von Mladenowitz, a. a. O. S. 246 f.

124. (S. 78.) Mladenowitz erwähnt das Gerücht, samt den Umständen, welche zur Entstehung desselben Veranlassung gegeben haben mochten, stellt aber jede Begründung desselben glaubhaft in Abrede, Documenta, S. 247 f. Das Gerücht wurde anscheinend bestätigt durch die Chronik des Constanzer Bürgers Ulrich Richental, welcher in seiner Konzilschronik über den Fluchtversuch umständlich berichtet hat, S. 128 f. Die beste Ausgabe, nach der Aulendorfer Handschrift, hat in der „Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart" 1882 Mich. Rich. Buck besorgt. Allein dieser Mann schrieb 20 Jahre nach der Begebenheit aus der Erinnerung, und seine Angabe ist vielfach ungenau, insbesondere chronologisch falsch (er nennt als Tag den Sonntag Oculi d. h. den 3. März 1415, was ca. 4 Monate zu spät wäre), er irrt sich auch in Betreff des Charakters eines in der Sache mithandelnden Mannes, des Herrn von Latzenbock, auf ganz unglaubliche Weise. Dennoch haben neuerdings Aschbach, Gesch. König Sigmunds, II, S. 32 u. 452, und Höfler, Geschichtsschreiber II, S. 400, III, S. 76, 190, die Erzählung Richentals in Schutz genommen. Hingegen sind seine Angaben eingehend geprüft mit dem Ergebnis, daß sie völlig grundlos seien, von W. Berger, Joh. Hus und König Sigmund, S. 119 f. Vergl. Palacky, Geschichte v. Böhmen, III, S. 321 f. Anm. Geschichte des Husitentums und Prof. Höfler, S. 104 f. Selbst Bischof Hefele, Konziliengeschichte VII, S. 70 erklärt jene Behauptung für ein grundloses, von Hus' Gegnern in Umlauf gesetztes Gerücht. Ebenso

erklärt sich Helfert, Hus und Hieronymus, 1853. S. 180 gegen die Wirklichkeit des Fluchtversuchs.

125. (S. 80.) Wir folgen in dem Bericht über die Ereignisse des 28. November 1414 der ausführlichen und glaubhaften Erzählung des Peter Mladenowitz, bei Palacky, Documenta, S. 247—252.

126. (S. 80.) W. Berger, Joh. Hus und König Sigmund, 1871. S. 177—208.

127. (S. 81.) Den lateinischen Wortlaut des Protestes giebt Mladenowitz bei Palacky, Documenta, S. 253 ff.

128. (S. 82.) Laut der eigenen Mitteilung König Sigismunds in einem tschechisch abgefaßten Schreiben an die hussitischen Barone in Böhmen, d. Paris 21. März 1416. Documenta, S. 609 ff.; die lateinische Uebersetzung S. 612 ff.

129. (S. 82.) Dies berichtet Mladenowitz b. Palacky, Documenta, S. 253. Hus selbst erwähnt es in einem Briefe an Herrn von Chlum, a. a. O. S. 88. Bischof Hefele fühlt offenbar die Härte jener Weigerung, wenn er, Konziliengeschichte VII, 1, S. 72, sagt: „nach den Gesetzen jener Zeit sei ein Anwalt nicht gestattet worden."

130. (S. 83.) Dieses Schriftstück, welches sowohl die Anklagen wörtlich enthält, als die Verteidigung von Seiten des Magisters, ist aus einer Wiener Handschrift, sowie aus dem Bericht von Mladenowitz, b. Palacky, Documenta, S. 204—224, vollständig gegeben.

131. (S. 84.) Der betreffende Brief von Chlum b. Palacky, Documenta, S. 86. Hus selbst spricht sich in Briefen und in einer kurzen Denkschrift aus: De sanguine Christi sub specie vini a laicis sumendo, in Opp. Vol. I, f. 42a—44a. Sein Standpunkt liegt schon im Thema selbst vor: Utrum expediat laicis fidelibus, sumere sanguinem Christi sub specie vini? Ein Brief, in welchem er sich zur Sache äußert, ist Nr. 51, S. 91 in Documenta.

132. (S. 84.) Documenta, S. 126 u. 128.

133. (S. 84.) Palacky, Geschichte von Böhmen, III, 1, S. 334 ff.

134. (S. 85.) Vgl. seinen Brief vom 24. März 1415 an seine Freunde in Constanz, Documenta, S. 100.

135. (S. 86.) Das Schreiben der böhmischen Barone giebt Palacky, mit beigefügter lateinischer Uebersetzung, Documenta, S. 534 ff.; der Brief eines ungenannten Gegners in Constanz, d. 2. April 1415, a. a. O. S. 541 ff.

136. (S. 87.) Diese drei Schreiben giebt Palacky, Documenta, S. 547 ff. sämtlich, sowohl im tschechischen Original, als in lateinischer Uebersetzung.

137. (S. 88.) Diese Eingabe war von Mladenowitz verfaßt, und ist in seinem Bericht bei Palacky, Documenta, S. 256 ff. richtiger wiedergegeben als in von der Hardt, Constant. Concilium, Vol. IV, f. 188 ff.

138. (S. 88.) Das Nähere über diese Verhandlungen giebt Mladenowitz in seinem Bericht b. Palacky, Documenta, S. 258—270.

139. (S. 89.) Von der Hardt, Conc. Const., Vol. IV, f. 99 f.; 118; 153 ff.; Mansi, Conciliorum nova et amplissima collectio, XXVII„ f. 632.

140. (S. 89.) Es ist ungenau, wenn Palacky, Geschichte v. Böhmen, III, 1, S. 346, und nach seinem Vorgang Böhringer, Kirche Christi, II, 4, 2, 1858, S. 436 und Krummel, Gesch. d. böhmischen Reformation, 1866, S. 508, angeben, Balthasar Cossa sei erst am 5. Juni nach Gottlieben transportiert worden, so daß er Hus'ens Stelle daselbst eingenommen habe. Allein aus den bei v. d. Hardt, IV, 296, abgedruckten Urkuuden erhellt mit Sicherheit, daß Johann XXIII. schon am 3. Juni daselbst eingebracht wurde. Dies hat Hefele, Konziliengeschichte, 1874, VII, 1, S. 141, anerkannt, nur glaubt er, Hus sei schon nach Constanz zurückgeführt gewesen, ehe der abgesetzte Papst dort ankam; was durch v. d. Hardt, IV, 306 widerlegt wird.

141. (S. 89.) Von der Hardt, IV, 297.

142. (S. 90.) Hier beruht unsere Erzählung teils auf dem Bericht von Mladenowitz, bei Palacky, Documenta, S. 275 ff., teils auf den brieflichen Aeußerungen von Hus selbst, z. B. S. 104 ff., 106 ff., a. a. O.

143. (S. 91.) Documenta, S. 104 ff.

144. (S. 93.) Den ausführlichen Bericht über dieses zweite Verhör, am 7. Juni, aus der Feder des Peter Mladenowitz, s. b. Palacky, Documenta, S. 276—285, bes. 280 ff.

145. (S. 93.) Mladenowitz, in Palacky, Documenta, S. 299 ff.

146. (S. 94.) A. a. O. S. 307 ff.

147. (S. 95.) Nach Mladenowitz, b. Palacky, Documenta, S. 313. Ueber die Urkunde selbst und über die Frage ihrer Echtheit, vergl. mein Buch, Joh. v. Wiclif, II. Band, S. 69 ff.

148. (S. 96.) Palacky, Documenta, S. 110.

149. (S. 97.) Mladenowitz, Documenta, S. 314 ff.

150. (S. 97.) Sein Ende in den Flammen sieht Hus klar vor sich, wenn er ein Billet an Mag. Christann von Prachatitz (gegen Ende Juni 1415) mit den Worten schließt: Scriptum in vinculis in expectatione combustionis, b. Palacky, Documenta, S. 129. Die im Text erwähnten Verhandlungen berühren die Briefe a. a. O. S. 121—124.

151. (S. 98.) Die Belege zu diesem Bericht in den Briefen b. Palacky, Documenta, z. B. S. 135 f., vergl. 102 f.; ferner S. 136, und 129, 136.

152. (S. 99.) Vergl. Briefe, Documenta, S. 125, 134 f., 139.

153. (S. 100.) Documenta, S. 103, 140, 120, 131.

154. (S. 101.) Mansi, Vol. XXVII, f. 764.

155. (S. 102.) Konziliengeschichte, VII, 1, 1874, S. 199.

156. (S. 102.) Vergl. Palacky, Documenta, S. 319. Die erste Quelle, aus welcher diese Ausmalung geflossen ist, besteht in einem kurzem tschechischen Bericht über das Ende von Hus, wovon eine lat. Uebersetzung Opera 1558, Vol. II, fol. 344—348 sich befindet, die betr. Stelle fol. 345a. Das Original stammt jedenfalls aus dem 15. Jahrhundert und ist vielleicht nicht lange nach Hus' Tode abgefaßt. Die Uebersetzung trägt schon sehr

rhetorische Färbung. Dessen ungeachtet nahm Palacky in seiner Geschichte von Böhmen, III, 1, S. 364, die Sage als Wahrheit auf. Vergl. Hefele, Konziliengeschichte, VII, 1, S. 200 u. 223.

157. (S. 104.) Documenta, S. 88 (Ep. 49).

158. (S. 105.) Die Geschichte seines Todes, nach Mladenowitz, Documenta, S. 321 ff. Richental, Chronik, Ausgabe 1882, S. 80 f. HS. CXXXIII f.

159. (S. 106.) In einem öffentlichen Anschlag zu Prag, tschechisch abgefaßt, vom 30. August 1414, sagte Hus laut Palacky's lat. Uebersetzung, Documenta, S. 69, (vergl. 67): „Werde ich in einem Irrtum oder einer Ketzerei erfunden, so weigere ich mich nicht, die Strafe eines Ketzers zu erleiden.

160. (S. 106.) Konziliengeschichte, VII, 1, S. 216 ff.

161. (S. 107.) Ein Franzose, Jean Petit, hatte die betreffenden Sätze aufgestellt. Vergl. v. d. Hardt, J., IV, 439 f. Hefele, a. a. O. S. 181.

162. (S. 108.) Konziliengeschichte, VII, 1, S. 217.

163. (S. 109.) Opera, I, f. 158b — 161b.

164. (S. 109.) Palacky, Documenta, S. 3 f., 147 f.

165. (S. 109.) De fidei suae elucidatione, Opp. I, f. 48b.

166. (S. 110.) De ecclesia, cap. 17, Opp. I, f. 231a.

167. (S. 111.) Responsio ad scripta Stanislai, Opp. I, f. 265b.

168. (S. 111.) De ecclesia, cap. 8, Opp. I, f. 209a.

169. (S. 112.) Vergl. Palacky, Documenta, S. 476.

170. (S. 112.) De fidei suae elucidatione, Opp. I, f. 48b.

171. (S. 112.) De ecclesia, cap. 16, Opp. I, 227a.

172. (S. 112.) Vergl. über Wiclifs Schriftprincip meine Monographie: Johann von Wiclif, 1873, I, S. 170—190. Ueber das Hauptwerk, das bis jetzt noch nicht gedruckt ist: De Veritate scripturae sacrae, a. a. O. S. 471, Anmerk. 2. — Hus selbst hat seine Ueberzeugungen über die Auktorität heil. Schrift vorzüglich in der Denkschrift niedergelegt: De sufficientia legis Christi ad regendam ecclesiam. Diese hat er erst in Constanz abgefaßt, um, wenn ihm dazu Gehör gewährt werden sollte, seine Ueberzeugung hierüber dem Konzil darzulegen. Die kleine Schrift würde in anderem Druck und in Oktavformat etwa einen Druckbogen füllen. In der Nürnberger Ausgabe der Opera Husi, 1558 steht die Abhandlung Vol. I, f. 44b — 48a. Aber vielfach hat er schon Jahre vorher gelegentlich denselben Grundsatz ausgesprochen. Daß er denselben von Wiclif übernommen hatte, unterliegt keinem Zweifel. Schon der Ausdruck „Gottes Gesetz", dessen er sich für die heil. Schrift in der Regel bedient, ist von Wiclif entlehnt; aber ebenso die Gedanken selbst. Vergl. Schwabe, in der Friedberger Denkschrift: „Reformatorische Theologie des Joh. Hus." 1862. S. 115 ff. Friedrich: Die Lehre des Joh. Hus, Regensburg, 1862. S. 62 ff.

173. (S. 113.) Ecclesia est praedestinatorum universitas et illa vocatur corpus Christi mysticum. Opp. II, fol. 28a. Hierbei beruft er

sich ausdrücklich auf Augustin, aber auch auf das kanonische Recht. Diesen Begriff verknüpft er daselbst mit der bei den Scholastikern beliebten Dreiteilung der Kirche: triumphierende (im Himmel), streitende (auf Erden) und schlummernde (im Fegefeuer). Von der Einteilung der Kirche auf Erden in Geistlichkeit, weltliche Herren und Volk oder arbeitende Klasse, sehen wir hier ab.

174. (S. 113.) Daß Hus' Lehre von der Kirche dem Grundbegriff und dem Gedankengange nach von Wiclif abhängig sei, war schon längst nicht unbekannt, wurde namentlich in meinem Werk: Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation, II, z. B. S. 238 ff., 266 ff. urkundlich nachgewiesen. Was aber hier nur in Hinsicht der Gedanken selbst nachgewiesen war, das hat Loserth durch Vergleichung der beiderseitigen Schriften ergänzt und überzeugend erwiesen. In seiner Schrift: Hus und Wiclif, 1884, hat er, vorz. S. 161 ff. durch genaue Parallelen zwischen mehreren Traktaten von Hus und Wiclif, insbesondere zwischen Hus' Schrift De ecclesia und der gleichnamigen Schrift Wiclif's nachgewiesen, daß Hus seiner aus England stammenden Vorlage nicht nur dem Gedankengang nach, sondern oft wörtlich sich angeschlossen hat. Letztere ist inzwischen im Druck erschienen, von Loserth nach den Handschr. kritisch bearbeitet für die Wiclif. Society, Lond. 1886, 587 S., 8°, während der Traktat von Hus De ecclesia in Opp. 1558, Vol. I, f. 196b bis 255 b zu finden ist. Das Buch von Hus ist dem Umfange nach ungefähr die Hälfte des Originalwerkes von Wiclif, während die Kapitelzahl beiderseits die gleiche ist (23). Neuerdings hat Loserth in einer Abhandlung: „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen", 24. Jahrgang, 1886, S. 381 ff., seine Untersuchung ergänzt und nachgewiesen, daß Hus in der zweiten Hälfte seines Buches „von der Kirche" sich an Wiclif's (noch ungedruckten) Traktat De potestate papae gehalten, und vielfach Wort für Wort abgeschrieben hat.

175. (S. 115.) Das erstere behauptet Schwabe, reformatorische Theologie des Joh. Hus, Friedberger Denkschrift, 1862, S. 125 ff.; ihm folgt: Krummel, Geschichte der böhmischen Reformation, 1886, S. 387 ff. Das letztere stellt Friedrich auf, die Lehre des Joh. Hus, 1862, S. 79; und ihm tritt Ritschl bei, Christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung 2. Aufl., I, 1887, S. 133.

176. (S. 117.) Diese Aufsätze sind folgende:

1) Tractatus de corpore Christi, 1401 abgefaßt, wie Hus selbst später im Kerker meinte, in der That 1402; Opp. I, f. 163a—167a.

2) De corpore Christi in sacramento altaris, quod non creetur neque incipiat esse etc. Opp. II, f. 340a und b.

3) De sanguine Christi sub specie vini a laicis sumendo. Zu Constanz, vor seiner Verhaftung verfaßt, 1414. Opp. I, f. 42a—44a.

4) Tractatus de sacramento corporis et sanguinis domini (auch „De coena domini" betitelt), Frühling 1415 für den Kerkermeister Robert geschrieben, Opp. I, f. 38b—41b. — Vergl. Schwabe, a. a. O. S. 132 ff.

177. (S. 117.) Loserth, Hus und Wiclif, 1884, S. 254 f.

178. (S. 118.) Das debent, opp. I, f. 42a unten, bezieht sich nur auf die apost. Verfügung an die Korinther, nicht auf die jetzigen Gemeinden!

179. (S. 118.) Brief 78 u. 80 b. Palacky, Documenta, S. 126 u. 128.

180. (S. 118.) Opp. I, f. 43b: licet corpus et sanguis Christi sit sub utraque specie sacramentali etc.

181. (S. 119.) Helfert, Hus und Hieronymus, 1853, S. 65. Höfler, Magister Johannes Hus, 1864, S. 185. Palacky, Geschichte von Böhmen, III, 1, 197 f. Oskar Jäger, Joh. Wycliffe, 1854, S. 84. Böhringer, Vorreformatoren, 1858, S. 562 ff. Hefele, Konziliengeschichte, VII, 1, 1874, S. 34. Neander, Allgem. Geschichte der christlichen Religion und Kirche, 3. Aufl., 1856, II, S. 804, Anm. 4. Schwabe, Friedberger Denkschrift, 1862, S. 141 ff.

182. (S. 119.) Bei Palacky, Documenta, S. 153 ff. u. 164 ff.

183. (S. 119.) Documenta, S. 169 ff.

184. (S. 119.) Opp. I, f. 163b, 166a. Böhringers Urteil (Vorreformatoren; S. 568), Hus lasse hier die Frage der Transsubstantiation im unbestimmten, ist irrig; Hus setzt diese Lehre positiv voraus, er braucht zwar nicht den Ausdruck transsubstantiatio, wohl aber das Verbum transsubstantiare, im Particip des Passiv.

185. (S. 122.) Palacky, Documenta, Ep. 27, S. 56.

186. (S. 123.) Erwiderung gegen Stephanus Paletz, Opp. I, f. 264a, und Schreiben von 1412 an den Konvent des Karthäuserklosters Dolein bei Olmütz, dessen Prior Stephan eine Streitschrift wider Hus, als Wiclifiten, hatte erscheinen lassen, b. Palacky, Documenta, S. 32. Hier schreibt Hus, er würde einen schriftwidrigen Irrtum niemals annehmen, non dico, si Wiclef, sed nec si angelus de coelo descenderet et aliter quam scriptura docuit, doceret.

187. (S. 124.) Synodalpredigt, Opp. II, f. 28a. Joh. Hus, Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien. Aus der böhmischen in die deutsche Sprache übersetzt von D. Joh. Nowotny, Görlitz 1855, z. B. I. Abteilung, S. 19; II. Abteilung, S. 2.

188. (S. 125.) Joh. Hus, Predigten, übersetzt von Nowotny, I. Abteilung, S. 22.

189. (S. 126.) Opera II, 260 ff., bes. f. 262a ff.

190. (S. 128.) Aeneas Sylvius, Historia bohemica, 4°, eine Incunabel, ohne Orts- und Jahresangabe des Druckes C. 7b, c. 36: Nemo philosophorum tam forti animo mortem pertulisse traditur quam isti.

191. (S. 128.) Konziliengeschichte, VII, 1, 1874, S. 217.

192. (S. 129.) Vergl. de Bonnechose, Lettres de Jean Hus, Paris 1846, Introduction, p. XII—XVI, b. Palacky, Geschichte d. Hussitentums und Prof. C. Höfler, Prag, 1868, Anhang, S. 165 ff.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Verzeichnis der bisher erschienenen Vereinsschriften.

Erstes Vereinsjahr: Ostern 1883—1884.

1. Kolde, Th., Luther und der Reichstag zu Worms 1521.
2. Koldewey, Friedr., Heinz von Wolfenbüttel. Ein Zeitbild aus dem Jahrhundert der Reformation.
3. Stähelin, Rudolf, Huldreich Zwingli und sein Reformationswerk. Zum vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis dargestellt.
4. Luther, Martin, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Bearbeitet sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen von K. Benrath.

Zweites Vereinsjahr: Ostern 1884—1885.

5/6. Bossert, Gust., Württemberg und Janssen. 2 Teile.
7. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. I.
8/9. Buddensieg, Rud., Johann Wiclif und seine Zeit. Zum fünfhundertjährigen Wiclifjubiläum. (31. December 1884).

Drittes Vereinsjahr: Ostern 1885—1886.

10. Schott, Th., Die Aufhebung des Ediktes von Nantes im Oktober 1685.
11. Gothein, Eberh., Ignatius von Loyola.
12. Iken, J. F., Heinrich von Zütphen.
13. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. II.

Viertes Vereinsjahr: Ostern 1886—1887.

14/15. Holstein, Hugo, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts. (Vergriffen)
16. Sillem, C. H. Wilh., Die Einführung der Reformation in Hamburg 1521 bis 1532. (Vergriffen)
17. Kalkoff, P., Die Depeschen des Nuntius Aleander vom Wormser Reichstag, übersetzt und erläutert. (Vergriffen)

Fünftes Vereinsjahr: Ostern 1887—1888.

18. Benrath, K., Geschichte der Reformation in Venedig. (Vergriffen)
19. Erdmann, D., Luther und seine Beziehungen zu Schlesien, insbesondere zu Breslau.
20. Vogt, W., Die Vorgeschichte des Bauernkrieges.
21. Roth, F., W. Pirkheimer. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

Sechstes Vereinsjahr: Ostern 1888—1889

22. Hering, H., Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
23. von Schubert, H., Roms Kampf um die Weltherrschaft. Eine kirchengeschichtliche Studie.
24. Ziegler, H., Die Gegenreformation in Schlesien.
25. Wrede, Ad., Ernst der Bekenner, Herzog von Braunschweig u. Lüneburg.

Siebentes Vereinsjahr: Ostern 1889—1890.

26. Kawerau, Waldemar, Hans Sachs und die Reformation.
27. Baumgarten, Hermann, Karl V. und die deutsche Reformation.
28. Lechler, D. Gotth. Viktor, Johannes Hus. Ein Lebensbild aus der Vorgeschichte der Reformation.

Nr. 29. Preis: Mk. 2,40.

Schriften
des
Vereins für Reformationsgeschichte.
Siebenter Jahrgang. Viertes Stück.

Kunst und Künstler

am Vorabend der Reformation.

Ein Bild aus dem Erzgebirge.

Von

Cornelius Gurlitt.

Mit 16 Abbildungen.

Halle 1890.
In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

Kiel,
Jul. Ernst Homann,
Pfleger für Schleswig-Holstein.

Quakenbrück,
Edm. Eckhardt,
Pfleger für Hannover u. Oldenburg.

Stuttgart,
G. Pregizer,
Pfleger für Württemberg.

Verzeichnis der bisher erschienenen Vereinsschriften.

Erstes Vereinsjahr: Ostern 1883—1884.

1. Kolde, Th., Luther und der Reichstag zu Worms 1521.
2. Koldewey, Friedr., Heinz von Wolfenbüttel. Ein Zeitbild aus dem Jahrhundert der Reformation.
3. Stähelin, Rudolf, Huldreich Zwingli und sein Reformationswerk. Zum vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis dargestellt.
4. Luther, Martin, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Bearbeitet sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen von K. Benrath.

Zweites Vereinsjahr: Ostern 1884—1885.

5/6. Bossert, Gust., Württemberg und Janssen. 2 Teile.
7. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. I.
8/9. Buddensieg, Rud., Johann Wiclif und seine Zeit. Zum fünfhundertjährigen Wiclifjubiläum (31. December 1884). **(Vergriffen.)**

Drittes Vereinsjahr: Ostern 1885—1886.

10. Schott, Th., Die Aufhebung des Ediktes von Nantes im Oktober 1685. **(Vergriffen.)**
11. Gothein, Eberh., Ignatius von Loyola.
12. Iken, J. Fr., Heinrich von Zütphen.
13. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. II.

Viertes Vereinsjahr: Ostern 1886—1887.

14/15. Holstein, Hugo, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts. **(Vergriffen.)**
16. Sillem, C. H. Wilh., Die Einführung der Reformation in Hamburg 1521 bis 1532. **(Vergriffen.)**
17. Kalkoff, P., Die Depeschen des Nuntius Aleander vom Wormser Reichstag, übersetzt und erläutert. **(Vergriffen.)**

Fünftes Vereinsjahr: Ostern 1887—1888.

18. Benrath, K., Geschichte der Reformation in Venedig. **(Vergriffen.)**
19. Erdmann, D., Luther und seine Beziehungen zu Schlesien, insbesondere zu Breslau.
20. Vogt, W., Die Vorgeschichte des Bauernkrieges.
21. Roth, F., W. Pirkheimer. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

Sechstes Vereinsjahr: Ostern 1888—1889.

22. Hering, H., Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
23. von Schubert, H., Roms Kampf um die Weltherrschaft. Eine kirchengeschichtliche Studie.
24. Ziegler, H., Die Gegenreformation in Schlesien.
26. Wrede, Ad., Ernst der Bekenner, Herzog von Braunschweig u. Lüneburg.

Kunst und Künstler

am Vorabend der Reformation.

Ein Bild aus dem Erzgebirge.

Von

Cornelius Gurlitt.

Mit 15 Abbildungen.

Halle 1890.
Verein für Reformationsgeschichte.

Inhalt.

I. Das Erzgebirge.

1. Der Bergbau.

„Erzgebirge" heißt der Höhenzug zwischen dem nordwestlichen Böhmen einerseits und der Mark Meißen wie dem Vogtlande andererseits. Man nannte ihn nicht nach seinen Bewohnern, nach seiner äußeren Erscheinung, nach den Gottheiten, die der Volksglaube auf seine Spitzen träumte, sondern nach den Stoffen, die im Innern der Berge schlummern, deren vielfach verzweigten Gängen der Bergmann nachspürt.

Der Bergbau ist denn auch für das geistige Leben jener Lande entscheidend geworden. Die Cisterzienser-Mönche[1]) von Altzella, welche Markgraf Otto von Meissen 1162 mit einem großen Landgebiete an der Freiberger Mulde beschenkte, kamen vom Harz ins Meißener Land, vom Harz, wo damals vor anderen deutschen Gebirgen der Bergbau gepflegt wurde. Die Cisterzienser aber waren zu jener Zeit Pioniere der Kultur. Man rief sie dorthin, wo Landwirtschaft und Gewerbe noch im Argen lagen, wo das Volk der Lehrer bedurfte, um dem Boden besser seine Schätze zu entlocken. Von Walkenried kamen die frommen Brüder über Schulpforta in jenes stille Thal, in dem noch heute die Ruinen ihres Klosters stehen: von jenem harzischen Stifte, in dessen Nähe schon seit 968 die Silbergruben des Rammelsberges eröffnet waren und in welchem die Baukunst eine besonders rege Pflege gefunden hatte.

Und wenn nun die Cisterzienser kurz nach ihrem Eintreffen den Grubenbau auf Silber eröffnen,[2]) wenn schon 1185 Markgraf Otto Teile der geschenkten Gebiete von ihnen zurückkauft, um

für die einwandernden Bergleute eine Stadt zu bauen, wenn diese Stadt in ihrem ältesten Viertel die Stadt der Sachsen, die Sächsstadt, heißt — so drängt sich die Frage auf: waren es die Cisterzienser, welche das Silber fanden, oder war es der Silberfund, welcher Markgraf Otto veranlaßte, jene kundigen Mönche in das breite Muldenthal und auf die sturmumrauschten Höhen der Vorlande des Erzgebirges zu rufen?

Auch das Bergrecht, welches auf der neuen Fundstätte gültig wurde, war vom Harz gekommen. Später wurde es in Kulm, weiterhin in den mährischen Bergorten mächtig. Nach Schlesien übertrug es wieder der Abt eines Cisterzienserklosters, der Schwester von Altzella, des Stiftes Leubus an der Oder. Ebenso übernahm Kamenz, die Tochterstiftung von Leubus, dessen Bergrecht, welches dann in Iglau seine weitere Ausbildung erhielt. In Venedig und Spanien und sogar weit über die Meere fand es in dieser Gestalt Anerkennung und Nachtrachtung.

Der Landesherr, sagt das Freibergische Recht, erteilt Jedem die Befugnis, nach nutzbaren Stoffen zu „schürfen“, d. h. an der Oberfläche des Bodens zu graben, um bergmännische Schätze zu suchen. Er galt der Idee nach als der Herr aller unterirdischen Werte und er mußte darauf bedacht sein, daß alle Kraft angeregt werde, die verborgenen Güter zu heben. So hatte der Schürfer das Recht, ohne, ja gegen den Willen des Grundbesitzers, auf dessen Acker oder in dessen Wald zu graben. Der Bergbau war frei in der Mark Meissen. Fand ein Glücklicher einen Erzgang, so trat dieser in seinen Besitz über. Er war nur verpflichtet, dem Grundeigentümer eine Entschädigung zu zahlen und dem Landesherrn gebührenden Gewinnanteil zu sichern. Das Bestreben der Gesetzgebung ging also dahin, das Schürfen und somit die Aufschließung neuer Berggebiete zu erleichtern. Sie war ein Aufruf an alle Unternehmungslustige, nach den Schätzen zu greifen, welche der Boden barg, die Wünschelrute zu schwingen, die dem Auge den Blick in die innersten Gänge des Berges öffnet. Schnell strömte eine ungeheure Menschenmenge herbei.

Das kleine Christiansdorf auf der Höhe des für den Bergbau freien Berges erweiterte sich in wenig Jahren zu einer Stadt, die man Freiberg nannte. Im Jahre 1185 noch ein Dorf, um-

schloß sie 1225 fünf Pfarrkirchen, drei Klöster und ein Hospital. Zum ersten Mal öffnete die Mark Meissen ihre Pforten jener Schaar, die der Silberblick der Berge herbeilockte, zum ersten Mal entstand eine Stadt in wenig Jahren auf dem Platze, auf welchem die neckischen Kobolde der habgierigen Menschenwelt ihre Schätze zeigten.

Nun ging es an ein Schürfen und Graben, wie heute in den Goldfeldern von Californien. Ein hastiges Suchen, ein Ab- und Zulaufen hierhin und dorthin, wo sich die Aussicht schnellen Erfolges bot. Das Bergrecht mußte in seinen weiteren Bestimmungen bald in Anwendung kommen, denn es ordnete an, daß, wenn ein Säumiger auch nur einen Tag in seinem Schurf nicht arbeite, dann „falle er ins Freie," d. h. dürfen andere, Fleißigere oder Beharrlichere anstatt des Eröffners der Grube, die Arbeit aufnehmen. Der Bergbeamte des Fürsten, der Zehenter, hatte aber für Einhaltung dieser Rechte zu sorgen, er probte das Erz, welches ihm vorgelegt werden mußte, sobald es „angebrochen" worden war; er vollzog die „Vermessung" des Schurfes, durch welche dieser Besitz desjenigen wurde, der ihn eröffnet oder wiederaufgenommen hatte. Wenn dann die Ader nicht wieder verschwand, „vor sich ging," wie der Fachausdruck lautete, stellte der Zehenter die „Maßwürdigkeit" fest und bestimmte den „Frohnteil" des Landesherrn, d. h. er untersuchte, ob der Erzgang reich genug zur erfolgreichen Förderung sei und setzte fest, ob der Landesherr sich am Abbau beteiligen wolle oder, wie es später die Regel war, sich damit begnüge, sich das Kaufrecht für das Silber zu sichern und eine bestimmte Abgabe, den Zehnten, zu fordern.

Das Augenmerk der Bergleute war auf die Mark Meißen gerichtet und nun hub ein eifriges Suchen im ganzen Lande an. Schon 1241 begann man in der Umgegend des neugegründeten Cisterzienserklosters Grünhain nach Zinn zu schürfen. Im Anfang des 14. Jahrhunderts wurden bei Frauenstein Silbergruben eröffnet, vorher war dies schon um Wolkenstein geschehen, wo der Bergbau im 14. u. 15. Jahrhundert lebhafter wurde. 1339 ward Silber bei Hartenstein bergmännisch gewonnen. In den Jahren 1364—1368 erhielten die „Walen" Nicolaus und Augustin von Florenz Einfluß auf das sächsische Bergwesen.

Dieses erhob sich aber erst zu höherer Stufe, seit die hussitischen Wirren überwunden waren. Zu Mitte des 15. Jahrhunderts fand man dazu noch reiche Zinnadern bei Altenberg, deren Ergebnisse das englische Zinn verdrängten. Aber auch der Silberbau nahm nunmehr immer größere Verhältnisse an.

2. Die Silberfunde des 15. Jahrhunderts.

Im Jahre 1470 hatte einer jener Gewürzkrämer, die noch in diesem Jahrhundert Kräuter sammelnd, Tränke bereitend und quacksalbernd vom Erzgebirge aus ganz Europa durchwanderten, Leute, die von allerhand Dingen besondere geheime Kenntnisse hatten, in der Nähe des Berghammers von Oberschlem eine fündige Silbergrube auf dem Schneeberge aufgedeckt.[3]) Am 6. Febr. 1471 wurde in derselben ein reiches und mächtiges Erz gefunden. Die Kunde dieser Entdeckung verbreitete sich blitzartig über die Hüttengebiete. Die Hoffnung auf schnellen Gewinn war erregt! Wem es das Glück beschied, an rechter Stelle den Boden anzuschlagen, der konnte unermeßlich reich werden, rascher Erwerb konnte ihn für lange Jahre erfolgarmer Bergarbeit entschädigen. Es fehlte ja nicht an klugem Wünschwort und an geheimer Beschwörung, den rechten Fleck zu finden, an wohl für das Seelenheil bedenklichen, aber dafür um so untrüglicher gehaltenen Maßregeln, um die Kobolde zur Dienstbarkeit zu zwingen.

Ein wilder Raubbau begann im Erzgebirge.[4]) Ein „seltsames Volk aus allerlei Landen, das keine Ordnung noch Regiment leiden wollte und seltsam wüste, widersinnig und aufrührerisch gewesen,“ ergoß sich über den Schneeberg. Die Staatsgewalt war nicht stark genug, dem Andrange zu widerstehen, das Bergrecht mit fester Hand zu führen. Wie man den Boden durchwühlte ohne Recht, ohne Plan, ohne Stätigkeit, so drängten sich auch die Wohnungen an einander ohne Ordnung, ohne regelrechte Straßen. Niemand dachte an die Zukunft, an die Dauer der Verhältnisse. Noch heute ist der Plan der Stadt Schneeberg, welche sich aus den Wohnstätten der Schürfenden bildete, Zeuge der Ziellosigkeit bei seiner Anlage, noch heute zeigt er, wie jeder silberdurstige Abenteurer seine Hütte dort aufgerichtet hatte, wo es ihm am be-

quemsten war, und wie später dem Wirrnis Dauer gegeben werden mußte. Denn niemand hatte „an einen Bestand, oder daß eine bleibende Stadt hier werden sollte, gedacht," sondern ein jeder gemeint, er wolle „sein Körblein heben und wieder anheim ziehen." Schnell war das zu Tage liegende Silber abgeschürft und schon um 1476 beabsichtigten viele, den Schneeberg wieder zu verlassen und den durchwühlten Boden wieder dem Winde und dem Regen zu überlassen, damit diese ihm Busch und Wald wieder zuführen und die Fichten wieder über den frischen Gräbern so vieler brennender Hoffnungen aufschießen!

Nun erst kam die Zeit derjenigen Fundgrübner, deren Mittel eine sachgemäßere Bebauung des Berges gestatteten, jetzt erst griffen die großen Mächte in das wirre Getriebe ein: der Staat und die Kirche. Im Jahre 1477 wurde dem heiligen Wolfgang ein hölzernes Kirchlein errichtet,[5]) nun auch ein Bergmeister und ein Richter ernannt, 1479 erhielt der Schneeberg seine erste „Ordnung" vom Landesfürsten und wurde das herzogliche Berg- und Stadtgericht eingesetzt, welches „über Hals und Hand, Haut und Haar, ebenso über Hader und Schulden, Unfrieden und Morden" zu entscheiden hatte und dem „ungeheuren, wilden Wesen und Leben" steuern sollte.

Aber erst 1481 erhielt der neue Ort städtische Freiheiten, das Recht, eigene Richter und Schöffen für die niedere Gerichtsbarkeit zu wählen. Die Zeiten leichten Gewinnes waren dahin, die Gruben mußten tiefer und tiefer getrieben werden, um den Silbergängen zu folgen. Alle Feinde des Bergmannes begannen gegen ihn sich zum Kampfe zu rüsten, namentlich das Wasser, dessen Adern den Berg durchziehen, die Gruben füllen und nur durch endlose Schöpfarbeiten bekämpft werden konnten. Auch in Freiberg hatte man mit den Grubenwassern schon längst zu kämpfen, hatte man begonnen, Stollen zu treiben, d. h. von den Gruben nach dem Grunde der Thäler Abzugsgänge zu bauen, soweit dies möglich war, um so in leidlicher Trockenheit der harten Arbeit obliegen zu können. Aber ein solcher Stollen war ein Werk, welches das Zusammenwirken vieler, ein bedeutendes Anlagevermögen erforderte, eine langwierige Arbeit, die erst nach Jahren Nutzen bringen konnte. An ihr erlahmte die Thatkraft des Raub-

baues; die großen Geldmächte nahmen Besitz von den Anteilen am Bergwerk, den Kuxen.

Man war in Schneeberg schon genötigt, bis zu 200 Meter Tiefe die Stollen zu teufen, um reichere Erzgänge zu finden, als man 1484 den großen „Tiefe Mark Sammler Stollen" anzulegen begann. Trotzdem „ersäufte" 1491 ein Durchbruch alle Bergwerke, dem 1511 ein zweiter folgte. Die Schöpfvorrichtungen waren nicht im stande, die Massen des einbrechenden Wassers zu bekämpfen, die Naturgewalten vernichteten in kurzem Ansturm das Werk fleißiger Jahre, die Hoffnung kommender Zeiten.

Nur zu oft überstiegen in solchen Fällen schon jetzt bei minder großen Betrieben die Ausgaben die Einnahmen. Die kleinen Gruben konnten sich nicht mehr halten. Immer häufiger wurde die Ausnutzung des Bergbaues durch geldmächtige Gesellschaften. So war es in dem Bergstädtchen Geyer schon gewesen, ehe in seiner Nachbarschaft der Schneeberg erschlossen wurde. Bürger aus Chemnitz, Zwickau und namentlich auch aus Nürnberg hatten fast alle Gruben belegt, viele waren verfallen und eingegangen, ie Stollen gebrochen, die Wassernot unbekämpft. Dazu wurde das Leben im Gebirge immer teurer, um 1476 zahlte man dem Häuer für die Woche einen halben Gulden, während er vorher nur ein Dritteil eines solchen erhielt, die Haspeler, welche an der Haspel des Förderungswerkes arbeiteten, die Anschläger, Wasserknechte, Stürzer und Jungen forderten steigende Löhne, das Holz im Walde wurde seltener und der Schlaglohn teurer, immer mehr zeigte sich unter den kleinen Leuten ein Notstand, während andererseits die großen Fundgrübner gewaltige Vermögen sammelten, die Bergwerke mehr und mehr in die Hand der großen Betriebs-Gesellschaften übergingen.

Der Krösus unter den Grubenbesitzern war der Zwickauer Martin Römer.[6]) Er war schon ein reicher Mann, ehe die Schneeberger Silberadern entdeckt wurden. Kaum war dies geschehen, als er zugleich mit einer Reihe anderer Zwickauer Familien sich zu regen begann. Er brachte das dortige Bergwerk in geregelten Betrieb. Für seine Silberbarren hatte er in Nürnberg und Augsburg, ja in Venedig eigene Niederlagen. Er lieh der Stadt Nürnberg 10,000 Gulden und schenkte 1473 die Zinsen

derselben dem Rat seiner Heimatstadt für eine milde Stiftung. Schon 1470 wurde er Zehenter in Schneeberg, 1475 Amtshauptmann zu Zwickau. Er zog mit Herzog Albrecht zu Sachsen 1476 nach Palästina[7]) und scheint wesentliche Teile der von 120 Personen unternommenen Reise aus eigenem Säckel bezahlt zu haben. Am heiligen Grabe schlug ihn sein Herr zum Ritter. Gegen 34,000 fl. betragen die bekannt gewordenen Stiftungen, welche er Zwickau machte, eine Summe, die sich den größten Schenkungen der neueren Zeit an Umfang anreiht, wenn man die Kaufkraft des Geldes in jener Zeit in Berechnung zieht.

Der Schneeberger Bergbau ergab nicht die einzige Silberquelle jener Zeit. Immer noch waren die Gruben von Geyer und Ehrenfriedensdorf ergiebig. Unweit des Klosters Grünhain begannen im 15. Jahrhundert die Ansiedelungen, aus denen sich später die Stadt Buchholz entwickelte. Unter den jungen Städten der Umgegend galt sie bald für ehrwürdig: „Du bist so alt als Buchholz," sagte man nach einer Quelle von 1855 noch zu jener Zeit. Im Jahre 1492 begann man dort nach Silber zu schürfen, 1496 fand man edles Metall, und wenn das Ergebnis auch nicht so reich war, als zu Schneeberg, so wuchs die Stadt doch bald heran. Das Erzgebirge war aber erfüllt von einer leicht beweglichen Menge, die stets neuer Kunde von überraschenden Funden gewärtig war und sich sputete, früh am Platze zu sein, wo das Glücksrad so reiche Loose auswarf.

So entstand ein neuer Sturm, als sich die Nachricht verbreitete, Kaspar Nietzel habe am 27. Oktober 1492 am Schreckenberge einen Lettengang aufgedeckt, der im Centner 2 Lot Silber führe.[7a]) Bald kamen andere herbei, ihm seinen glänzenden Fund streitig zu machen. Mit jener Gewalt, die in Freiberg wie in Schneeberg sich äußerte, drängte die abenteurende Menge der neuen Silberquelle zu.

Ein altes Bild[8]) von 1521, welches in der Annaberger Kirche sich befand, zeigt uns diese Frühzeit des Grubenbaues auf dem Schreckenberg. Ein Engel verkündet einem Bergknappen, er werde unter einem bestimmten Baume goldene Eier finden. Er gräbt und schlägt einen Erzgang an. Bald entstehen ringsumher Hütten, wird geschürft und gegraben, gewaschen und gepocht, geschmolzen

und verwogen und, ehe an Stelle der Notbauten, in denen im rauhen Gebirge und unter rauhen Gefährten der Bergmann sich und sein Gut birgt, feste Häuser entstehen, ist auf weithin sichtbarer Höhe schon der Rabenstein aufgerichtet.

Schon 1497 wurde die Umgegend der neuen Fundstelle „mit Gewalt volkreich.“ Man begann zu backen und zu schlachten, zu bauen und zu handeln. Mit Kopfschütteln sah man dem ungeregelten Treiben zu. Alles Volk bewegte sich frei, schuf und wirkte, wie es wollte. Nicht die Innung, nicht das Bannrecht hielt die Menge in den gewohnten Bahnen. Jeder betrieb, was er wollte, ob er es gelernt hatte oder nicht. Man fand es zu unbequem, nach Geyer zwei Stunden weit zum Markt zu gehen. Bald gab die Siedelung am Schreckenberge ein ähnliches Bild wie jene am Schneeberge, als der Landesfürst, Herzog Georg der Bärtige, in Vertretung seines Vaters, Herzog Albrecht, der als Statthalter des Reiches in Friesland weilte, sich schnell entschloß, von Anfang an das Leben auf dem Bergorte auf geregelte Geleise zu führen. Schon 1495 erschienen seine Räte auf dem Schreckenberge, um zunächst den Bau einer Stadt zu betreiben.

Die politischen Verhältnisse auf dem Schreckenberge waren die denkbar verwickeltsten. In der Teilung der Wettiner Lande zwischen Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht (1485) erhielt Ernst die thüringische, Albrecht die meissnische Reichshälfte. Die Grenze zog dicht am Schreckenberge hin. Noch heute stehen dort die Grenzsteine mit den beiden fürstlichen Wappen. Das eine Viertelstunde entfernt liegende Städtchen Buchholz gehörte demnach der ernestinischen, Annaberg der albertinischen Linie an. Aber es war ausgemacht, daß „alle Bergwerksnutzungen in beiden Ländern, der Schneeberg mit dem Neustädtel und allen Gebirgen eine Meile im Umkreis“ gemeinschaftlicher Besitz bleiben sollten. Dazu kam, daß die Söhne Albrechts 1505 einen „brüderlichen Vertrag“ machten, nach welchem Heinrich, dem jüngeren Bruder Georgs, die Städte und Aemter Freiberg und Wolkenstein zugesprochen wurden. In diese gehörte eigentlich Annaberg. Georg blieb aber trotzdem Landesherr der Stadt, die mit einigen Nachbardörfern und der „Herrenmühle“ das „Mühlenamt Annaberg“ bildete und als solche von der Grafschaft Wolkenstein abgetrennt wurde.

Annaberg und Schneeberg gewannen durch diese Verhältnisse in Zukunft eine gewisse Freiheit, weil sie zu jedem poltitischen Schritte die Billigung zweier Fürsten bedurften, von denen der eine später für Luther und seine Lehre ein starker Schutz, der andere ein erbitterter Gegner wurde.

Die leitende Gewalt blieb aber in der Hand Herzog Georgs. Dieser Fürst gehörte zu den bestverleumdeten seiner Zeit. Er war ein ehrlicher Mann und eine unentwegt fleißige und wohlwollende Arbeitskraft, als Verwalter einer der tüchtigsten Fürsten seiner Zeit, ein Herrscher voll guten Willens und klaren Strebens, der in den Stürmen der Zeit nie schwankend mit achtunggebietender Folgerichtigkeit für seine Ueberzeugung eintrat, ein hart geprüfter Dulder, den zu den Lasten des Regierens in so schwerer Zeit die bittersten Schicksalsschläge in der Familie trafen. Seine Söhne starben vor ihm dahin, selbst den letzten, Friedrich, verlor er, den er mit der schönen Herzogin von Mansfeld verheiratete, um Kinder zu erzielen, obgleich er, wie die Zimmer'sche Chronik sagt, so thöricht war, daß er Nüsse auf der Straße knackte.

3. Der Bau der Stadt Annaberg.

Es ist ein uns eigenartig dünkendes Beginnen, eine Stadt zu bauen. Dergleichen geschieht wohl in Amerika, aber nicht mehr in unsern Landen. Die Männer, die sich im Thale der Zschopau zusammenfanden, um in einer uralten Mühle zu beraten, wo die neue Stadt stehen sollte, waren auch zu ihrer Zeit nicht mehr geübt in solchen Dingen. Aber die alte Form erhielt sich wohl noch, von der uns der Chronist von Zittau erzählt. Nachdem Feldmark und Stadtmauer nach den Gesetzen der Befestigungskunst und nach der Ortsgelegenheit wohl erwogen, der ungefähre Umfang nach den Beispielen anderer Bergstädte vorsichtig ermessen war, zog der Vornehmste mit dem Pfluge die Umfassungslinie, die Straßen wurden angelegt, der Marktplatz bestimmt, die Hofstätten verteilt, Bäume in der Umgegend geschlagen, und nun war die Bahn geöffnet, durch die die Baulust über die noch wüste Fläche einströmen sollte. Das geschah am 21. September 1496. Das Frühjahr 1497 sah schon neue Häuser, wohl Bauten von jenen

Formen, wie sie noch heute im Erzgebirge heimisch sind, eine Mischung von Bauernhaus und Stadtwohnung, teils in Bruchsteinmauerwerk, teils aus Balken in Blockverband. Im größten Raume der jungen Stadt konnte schon 1497 die Messe gelesen werden, im folgenden Jahre entstand eine Holzkirche, in der der Priester eines benachbarten Dorfes das Hochamt feierte. Schon 5 Jahre nach dem ersten Funde gab Herzog Georg der neuen Gemeinde Stadtrecht, so daß sie nun ihren eigenen Rat und ihr Gericht, Zoll- und Geleitsfreiheit, Markt und Wage besaß. Auch für Röhrwasser war schon gesorgt. Hatte die Regierung doch freies Bauholz bewilligt, Bier und Wein von Steuer befreit und das junge Anwesen nach jeder Richtung gefördert.

Eins fehlte dem Orte noch, der Name! „Neue Stadt" nannte sie Herzog Georg in seinen Urkunden, „Schreckenberg" hieß sie der Volksmund nach dem Fundorte des Silbers. Aber schon 1498 wurde sie feierlich getauft, nachdem das hölzerne Kirchlein vollendet war. Wie man dieses der heiligen Anna geweiht hatte, so nannte man auch die ganze Stadt St. Annaberg. Kaiser Maximilian gab ihr ein Wappen: Ueber gekreuzten Schlägeln stehen zwei Bergleute, welche die heilige Anna auf ihrem Throne tragen. Auf den Knien derselben sitzen zwei Kinder. Eins derselben stellt die heilige Jungfrau, das andere Christus dar. Es ist das „Selbdritt", die unbefangene Darstellung der Großmutter Christi, welche zu jener Zeit weit und breit beliebt wurde. Den Helmschmuck des Wappens bildet Sonne, Mond und ein Stern.

War mithin die Stadt begründet, so galt es nun, für ihren Bestand zu sorgen. Früh wurden alle jene Anstalten beschaffen, deren ein mittelalterliches Gemeinwesen bedurfte. Neben der Annenkapelle, welche auf der höchsten Stelle der an der Berglehne sich hinziehenden Stadt lag, wurde 1502 auf dem rechtwinkeligen Markte eine Bergkapelle angelegt. In demselben Jahre wurde der Bau eines Franziskanerklosters begonnen. 1512 trafen die Mönche in größerer Anzahl ein, die gewiß schon früher bettelnd die reiche Ausbeute versprechende Gegend vielfach durchwandelt hatten. Die Schule entstand neben der Kirche, ein Spital wurde erbaut, eine Badestube und bald darauf eine zweite sorgte für das rege Reinlichkeitsbedürfnis der Zeit, ein Kornhaus mit seinen

Vorräten bot Sicherheit gegen Hungersnot, ja schon 1501 wurde eine warme Quelle eine Stunde unterhalb Annabergs von einem reichen Fundgrübner gefaßt, jenes Warmbad in der Rosenau, welches noch heute gern von jenen besucht wird, die von den Mühen der winterlichen Festmahle sich zu erholen gedenken. Inzwischen hatte man in harter Frohn die Landbevölkerung zum Bau des Stadtgrabens gezwungen, waren die Werkleute eingezogen, welche Stadtmauer und Thore errichteten und 10 Jahre nach Beginn der Stadt, 1507, den Ring der Ummauerung schlossen, so daß man in feierlicher Weise zum ersten Mal die Stadt am Abend schließen konnte.

Die bürgerliche Sicherheit nach außen war geschaffen, denn die Mauer umschloß in ihrer Länge von 1500 Schritt bereits eine Bürgerschaft, die sich stark genug fühlte, sie auch zu verteidigen. Man hatte je auf Bogenschußweite, also alle 70 Schritt, eine Bastion errichtet, man hatte die Straßen zwar unmittelbar auf den Markt zugeführt, doch leicht gekrümmt, daß ein feindlicher Schuß nicht die Sammelplätze der Mannschaften erreichen könne, man gab sich schon den Forderungen der Bequemlichkeit hin, pflasterte die Straßen, errichtete neue steinerne Häuser und begann, sich des großen Kunstbaues, der neuen Annenkirche, zu erfreuen, welche sich langsam aus dem Grunde erhob.

Mächtig wuchs die Volkszahl. „Stadtbau und bürgerliche Nahrung gingen mit Gewalt fort," sagt die Stadtchronik vom besonders glückreichen Jahre 1500. Bald zählte man gegen 1300 Häuser. Annaberg erhob sich wie vor dreihundert Jahren Freiberg in raschem Aufschwunge. Als der Bischof von Meißen 1519 zur Firmelung der Kinder in die Stadt kam, war die Kirche zum Erdrücken überfüllt. Nachdem er 2336 Kindern die Hand aufgelegt hatte, brach er ohnmächtig zusammen. Es mußten 400 ungefirmelt bleiben. Wir besitzen ein Lied aus der ersten Zeit der Stadt, welches ihre Erbauung schildert; es sagt:

„Siebentausend menschen seynd genennt
Die ierlich gehn zum sakrament!"

Aber nicht alle mögen diesen Weg zur Kirche eingeschlagen haben, aus welchen Gründen es auch immer sei, denn der Dichter fragt weiter: „Wie viel der andern mögen seyn?"

II. Die Zeitverhältnisse.

1. Politische Lage.

Es war eine schlimme Zeit, in welche die Gründung der beiden erzgebirgischen Städte fiel.

Maximilian herrschte, der letzte Ritter. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, die alte Herrlichkeit des deutschen Reiches wieder erstehen zu lassen, die unter den luxemburgischen Kaisern und seinem trägen Vater so kläglich verfallen war. Er kämpfte einen schweren, aussichtslosen Kampf, er kämpfte ihn mit redlichem Bemühen, aber ohne den Geist der Zuversicht. Er schaute nicht nach den kommenden Dingen, sondern suchte sich am Vergangenen aufzurichten. Die Selbstsucht der Fürsten, die Unbotmäßigkeit der den gesellschaftlichen Wandlungen erliegenden Ritter, der Schachergeist der Städte, die eben ihre Selbständigkeit erfochten und in dieser ihr einziges Heil sahen, die Widerspänstigkeit des unter hartem Druck doch üppigen Bauernstandes — alle Gewalten im deutschen Volke sträubten sich gegen die Oberherrschaft eines starken Willens. Jeder fühlte, daß es not thue, zusammenzustehen, sich zu einigen, die Zwietracht niederzuringen — aber keiner wollte zuerst Opfer bringen, jeder mißtraute dem Nachbar, weil jeder von ihm zu gewinnen hoffte, keiner wollte von verbrieften Rechten oder von mit starker Hand erfaßtem Besitz ablassen. Die Fülle des deutschen Volkstumes strömte nicht in tiefem Bette, sondern in unzähligen, an sich machtarmen Rinnsalen über steiniges Feld dahin, hier und da lebhaft aufschäumend, wo sich ihr feste Mächte entgegenstellten, doch ohne Kraft das Mühlwerk seines Staatswesens in gleichmäßigem Gange zu erhalten. Des Kaisers Auge

umschleierte sich mehr und mehr, er blickte rückwärts auf alte bessere Zeiten, er vertiefte sich in seine lebensfrohe Jugend, in die Tage des frischen Schwertklanges und der brechenden Turnierstangen, er liebte es, Künstler und Gelehrte um sich zu sammeln, welche vergangene Dinge ihm wieder beleben sollten. Aber wenn er der Welt Lauf mit sorgendem Blicke prüfte, sagte er: „Mir ist auf der Welt keine Freude mehr, armes deutsches Land!"

Freilich in der Mark Meißen fühlte man die üble Lage des Reiches weniger als sonst wo. Hier herrschte eine starke, zielbewußte Macht, seit Kurfürst Friedrich 1464 gestorben war. Die Not der Kriege in der ersten Hälfte des Jahrhunderts war überwunden, jener unglückselige Bruderstreit zwischen Kurfürst Friedrich dem Sanftmütigen und seinem jüngsten Bruder Herzog Wilhelm. Es ist bezeichnend, daß die Erzählung Spalatins, der Kurfürst habe einen Schützen verhindert, seinen Bruder über den Haufen zu schießen, noch heute als Beweis besonderer „Sanftmut" in allen Schulbüchern Sachsens gepriesen wird. Die Roheit, mit welcher der Krieg von beiden Seiten geführt wurde, war unsagbar. Wilde Zerstörungssucht paarte sich mit Landesverrat. Der Kurfürst brach den Vertrag von Zerbst, der eine Versöhnung mit seinem Bruder anbahnen sollte. Dieser rief 1448, unbesorgt um die religiösen Fragen und um die 1443 den sächsischen Herzögen von Papst Felix V. erteilten Ehren als „Bekämpfer der Hussiten", 9000 Zabracken, jene furchtbaren hussitischen Krieger ins Land, welche, Freund und Feind gleichmäßig brandschatzend, die katholischen Lande mit Brand und Mord erfüllten. Ja Wilhelm scheute sich nicht, sich 1450 mit dem böhmischen Könige Georg Podiebrad selbst dann noch zu verbünden, als dieser, auf weite Grenzgebiete Anspruch erhebend, mit schonungsloser Grausamkeit seine ketzerischen Scharen über die sächsisch-meißnischen Lande wälzte, Döbeln, Mittweida, Altenburg, Borna zerstörte und, nachdem er sich bei Pegau mit Wilhelm vereinigt hatte, an Gera ein mörderisches Strafgericht vollzog.

Damals waren die deutschen Fürsten an der mittleren Elbe sich wieder klar geworden, daß ihr Land nicht umsonst den Namen einer Mark Meißen trage. Mit ungestümer Hand hatten die Slaven, gegen die der Staat einst errichtet war, aufs neue an den

Südgrenzen angeklopft, als in Böhmen der furchtbare Sturm der hussitischen Bewegung losbrach. Bis tief in das Land hatten sie den Streit getragen, der ein nationaler Kampf, ein Religionskrieg und eine gesellschaftliche Umwälzung zugleich war. Die hussitischen Heere, durch und durch revolutionäre Horden, die den Reichen die Vernichtung androhten, indem sie reich und arm hinmordeten, hatten zu lange Zeit im Lande gehaust und mit dem Schrecken ihres Namens die Lehre in demselben verbreitet, daß den Volksmengen, wenn sie nur einig sind, die Staatsgewalten jener Zeit nur schwer zu widerstehen vermöchten. Aber auch die Fürsten, ja die Kirche lernte mit diesen Gewalten rechnen. Die Prager Kompaktaten von 1433, der Friede, welchen das Baseler Konzil mit den Ketzern machte, haben ihr Gegenstück in der Versöhnung, welche die sächsischen Fürsten mit den politischen Mächten ihrer südlichen Nachbarn suchten.[9])

Die heftige Anspannung des Hasses gegen die Hussiten während des Krieges, namentlich aber die Uebereinstimmung aller in diesem Hasse hatten im Laufe der Jahrzehnte nachgelassen. Die deutschen Herren und Städte des streitdurchwühlten Königreiches bildeten die Vermittler an den Grenzen, um den Zwiespalt auszugleichen. Suchten sie selbst doch, bedrängt durch den großen König Georg Podiebrad und seine utraquistischen Getreuen, in Deutschland Bundesgenossen, ja einen Gegenfürsten. Die Politik setzte auch hier sich in entschiedenen Gegensatz zu dem harten Verdammungseifer der Kirche, im Lande begann man mit mehr Ruhe die Lehre der Ketzer zu besprechen, sehr zum Aerger der Geistlichkeit, welche nicht ermüdete, zum Kampfe aufzurufen.

Die Bürger und Bauern, über welche die Zwietracht der fürstlichen Brüder solches Elend gehäuft hatte, konnten also keineswegs von ihren Fürsten eine zielbewußte katholische Politik lernen. An den Höfen der großen Herren stieß man sich sichtlich nicht an Podiebrads Ketzerei und den Fluch der Kirche, wenn man seiner Macht sich bedienen zu können glaubte. Ja im Vertrag zu Eger 1459 erkannten die deutschen Fürsten Georg als König an, Wilhelm nicht ohne zum Dank die von diesem besetzten meissnischen Städte und Schlösser als ein böhmisches Lehen anzunehmen. Es kam selbst zu einer Doppelheirat des sächsischen Hauses

mit Georg Podiebrad. Der Braut Herzog Albrechts, des Sohnes Kurfürst Friedrichs, einer Tochter Markgraf Albrechts von Brandenburg wurde mit kaltem Hohn mitgeteilt, man habe eine vorteilhaftere Verbindung gefunden und dem sächsischen Herzog Zedena, die Tochter des Ketzerkönigs, 1459 zugeführt. Sie wurde die Stammmutter des albertinischen Hauses. Podiebrads Sohn, Heinreich, heiratete gleichzeitig die Tochter Herzog Wilhelms.

2. Reformatorische[9a]) Bestrebungen.

Das Beispiel der beiden sächsischen Herzöge Ernst und Albrecht, welchen 1482 mit dem Tode ihres Oheims Wilhelm das ganze Wettinische Reich zufiel, wirkte auch auf tiefere gesellschaftliche Kreise: Es war die Verbindung mit Georg Podiebrad die erste That der Auflehnung gegen Rom gewesen, welche nicht so leicht wieder vergessen wurde. Im Volke wirkte die Erregung unverkennbar im Sinne einer Reform weiter.

Die Quellen, welche uns ein Bild des geistigen Ringens in den Volksmassen Sachsens zu jener Zeit zu schaffen ermöglichen, sind sehr wenig ergiebig. Aber einige grelle Blitze hier und da erleuchten doch ungefähr die Lage. Man sieht deutlich ein Gähren und Wogen, dessen Fortwirken man auch dort annehmen muß, wohin der offenbarende Lichtstrahl nicht gerade fällt. Der erste Beweis dafür, daß die Stellung der Geistlichkeit in den Meißner Landen nicht eben eine sichere war, ist ein mittelbarer: Die ungeheuren Anstrengungen, welche das Papsttum durch seine Klostergeistlichkeit gerade an den Grenzen Böhmens machte, um die Begeisterung für den katholischen Glauben zu entflammen, kann nicht nur aus dem Bestreben hervorgegangen sein, die böhmischen Ketzer zu vernichten, angreifend vorzugehen, sondern macht vielmehr meist den Eindruck der Verteidigung, des Aufrufens eines Teiles der Bevölkerung, und zwar zumeist der wohlhabenderen Kreise mit ihren Hintersassen gegen die von Rom sich mehr und mehr abtrennende, hussitisch-sozialen Lehren zugängliche Menge.

Das Mönchtum, diese stärkste Wehr der Kirche, beruht nicht nur auf der Sehnsucht der einzelnen, sich aus einer schlimmen Welt in eine friedliche Einsamkeit zurückzuziehen, es ist vielmehr

zugleich ein Versuch zur Lösung der gesellschaftlichen Fragen. Namentlich das Gelübde der Armut ging aus dem Gedanken hervor, durch Selbstentziehung die Werte der Welt geistig zu vernichten; durch die Aufforderung zum Wohlthun sollte das Elend thatsächlich gemindert und durch Selbsterniedrigung die Mißachtung der Bedrückten aufgehoben werden. Das Uebermenschliche wurde an Selbstentsagung von den Ordensmitgliedern gefordert; die Franziskaner[10]) mußten sich erst das Recht, in ihrer Ordnung zu leben, von Rom erkämpfen. Aber die Mönche waren und blieben selbst innerhalb der strengsten Regel Menschen. Es ist eine Unmöglichkeit, bei einer Menge und auf längere Zeit eine solche Anspannung in der Bußübung aufrecht zu erhalten, wie sie die Ordensstifter wünschten. Bald trat Niedrigkeit an die Stelle der Erniedrigung. Die Bettelorden mischten sich den unteren Volksschichten bei, dort fanden sie Boden, dort verbreitete sich auch die Brüderschaft der Tertiarier. Bot sie doch ihren Mitgliedern Anteil an dem Segen, der Gnade und dem Verdienst des Ordens, ohne sie zur Entsagung von der Welt, zur Ehelosigkeit zu verpflichten, wenn sie nur den 20 Regeln folgten, die ihnen leichtfertiges Gezänk, Schwören, den Besuch von Schauspielen, das üppige Leben u. dergl. verboten. Gern nahmen gewaltige Massen des Volkes die einfache Kleidung des Tertiariers an, die sie ehrte, ohne sie zu mehr als zu einem schlicht tugendhaften Leben zu verpflichten. Es bildete sich so ein weit verbreitetes Halbmönchtum heraus, das den Orden überall die Wege bahnte.

Aber man ruft die Massen nicht ungestraft auf. Diese breitere Form der Gemeinschaft, diese Laienbrüderschaften haben dem Papsttum in kritischen Zeiten manche Sorge bereitet. Ihr Augenmerk war auf kirchliche Dinge gerichtet, ohne daß sie einer festen Aufsicht unterzogen werden konnten. Sie waren im Sinne des Mittelalters bußfertig und demütig. Aber sie wurden sich ihrer Demut bewußt, sie wurden stolz auf dieselbe, wenn sie sich mit den Mönchen verglichen, welche der Opfersinn der um ihr Seelenheil Besorgten immer aufs neue, oft wider Willen der Besseren unter ihnen, zu Besitz, zu Wohlstand und somit zum Wohlleben führte. Die wirklich Armen hatten es leichter, das Gelübde der Armut zu halten, als die Insassen reich belehnter Klöster.

Die Ketzereien, welche Rom seit dem 14. Jahrhundert beunruhigten, gingen vielfach von den Laienbrüdern aus.[11]) Schon 1299 mußte Papst Bonifaz VIII. Inquisitoren gegen die Irrlehren unter den Fraticellen im südlichen Italien aussenden. Sie hielten sich, als buchstäbliche Bekenner der Regel des heil. Franz, für besser als die Mönche. Tugendstolz ist am schwersten zu beugen. Die Kirche hatte einen harten Kampf mit ihnen zu bestehen. Schon 1317 verfielen die Anhänger derselber Brüderschaft auch in Deutschland dem Bannfluche. Der Bischof von Straßburg mußte „die Brüder des freien Geistes und der freiwilligen Armut" verfolgen, weil sie die Sakramente verachteten, außerhalb der Kirche in vollkommenem Pantheismus einen ungesetzlichen, erheuchelten Orden bildeten. Es ist die alte Form des Abfalles: Die Fehler der Lehrer öffnen das Auge für die Mängel der verkündeten Lehre. Gerade gegen die Stifter ihrer Gemeinschaft, gegen die Minoriten, richtete sich der Spott der „parvi fratres vel sorores" von Ankona, gegen welche die Kirche 1373 zu den Waffen greifen mußte. Gerade weil sie zur strengeren Regel hielten, mußten viele Bettelmönche, denen es ernst war um die Armut, und deren Leben eine Anklage gegen die Verweltlichung des Ordens darstellte, unter Papst Johann XXII. die bittersten Verfolgungen erdulden. Viele starben den härtesten Tod dafür, daß sie auf Erden nichts besitzen wollten.

Es waren die Fraticellen nicht die einzige Gemeinschaft dieser Art. Zahlreiche andere Brüderschaften sind uns dem Namen nach und teilweise auch hinsichtlich der Form ihres Wirkens bekannt. Wie sie sich unter einander gliederten, wie sie von einander abhingen, wie die Lehre hier und dort sich entwickelte — das wird wohl schwer je mit Sicherheit ergründet werden. Geheimnisvoll breiteten sich die Gemeinschaften am Boden aus, bis die Geistlichkeit ihr Wirken bemerkte, bis die Inquisition mit mächtiger Sense über die aufsprießende Saat niedersauste, um niederzumähen, was das Haupt zu erheben gewagt hatte!

Ueberall zeigte sich der Gedanke der Bußfertigkeit im 15. Jahrhundert verquickt mit den gesellschaftlichen Zuständen, überall sahen Kirche und Staat sich gezwungen, die Uebertreibung oder Fortbildung ihrer Lehren, ja die selbständige Befolgung derselben mit den strengsten Strafen zu belegen. Verfielen doch auch die

thüringischen Geißler und Veitstänzer, welche die Ruhe der Landschaft durch ihre lärmende Selbstzüchtigung störten, dem Feuertode, weil sie die Bluttaufe der Geißel über die Sakramente stellten und in der Abtötung des Fleisches nach ihrer Weise ein besseres Gnadenmittel erblickten, als ihnen die im Wohlleben versunkene Kirche bieten könne.

Alle jene ketzerischen Bestrebungen hatten sich in Böhmen zu einem wirren Knoten von Meinungen und Thaten zusammengeballt. Sie brachten daselbst den Hussitismus zu Wege. Die Begharden und Waldenser, die Fraticellen und Lollharden und wie die Brüderschaften alle heißen mögen, bildeten in den Nachbarländern eine Kette von Gemeinden, welche zwischen hingebender Frömmigkeit gegen die katholische Kirche und ketzerischer Selbstgenügsamkeit schwankten. Man thäte unrecht, wollte man an eine feste innere Gemeinschaft denken, man würde sie überschätzen, traute man ihnen zielbewußten Kampf, planmäßige Agitation zu. Sie erschienen und gingen, sie verbreiteten sich und wurden gemindert, je wie die Strömungen im Volksleben hin und her wogten. Aber die von ihnen ausgesprochenen Gedanken waren unauslöschbar. Das Streben, die Volksmassen für das Mönchstum zu gewinnen, hatte auch in Meißen für dieses nur so lange gute Früchte getragen, als die Orden ihrem eigentlichen Zwecke noch genügten. Die wahrhaft Armen verachteten aber bald jene, die nur von ihrer Armut zu predigen wußten; die von des Lebens Notdurft Bedrängten entfachte es zu wildem Grimme, wenn die üppigen Mönche ihrer Bußkünste und der durch dieselben erworbenen Heilsmittel sich rühmten; die in gesittetem Volkstume Aufwachsenden konnten von den in verfallender Zucht lebenden Klosterleuten sich die Gesetze der Keuschheit nicht ohne Lächeln vortragen lassen. Immer feindseliger stellten sich die Brüderschaften gegen die Geistlichkeit, der sie ihre Verbrechen vorhielten, während diese sie als Frömmler, Sektierer verhöhnten und den Namen Begharde zum Schimpfwort umstempelten.

Die breiten Massen des Volkes aber waren immer noch geneigt den Sendboten der Kirche Glauben zu schenken, welche sie zum Kampf gegen den Drachen der Ketzerei aufriefen.

Gegen diesen zogen vorzugsweise die großen Bußprediger des

15. Jahrhunderts aus. Johannes Capistranus [15]), der Mann der flammenden Beredtsamkeit, aber auch der blutigen That, war 1426 der Inquisitor gegen die Fraticellen, die Abkömmlinge seines eigenen Ordens, gewesen. Ihn machte Papst Nikolaus V. zu seinem Legaten, als es galt, den Lehren des Hus gegenüber zu treten, jene Brüderschaften zu vernichten, die unter dem Deckmantel der Heiligkeit das Unkraut der Ketzerei säen. Sichtlich fand er in Sachsen besonders viel zu thun.

Die Ketzer hinterließen aus jenen Zeiten selten andere Urkunden als ihre Gerichtsakten. Ihrem Leben ist viel schwerer nachzuspüren als dem der kirchlichen Würdenträger. Aber es erscheinen doch schon aus jener Zeit Anzeichen, daß in den Volksmengen, auch im Meißenschen, die kirchliche Erregung sich zu rühren begann, welche später der Reformation zum Sieg verhalf. Geheimnisvoll schlossen sich die Verbindungen unter den Gleichgesinnten, doch mit dem grausamsten Tode Bedrohten. Peter von Dresden [16]) war der Freund des Johannes Hus gewesen, scheint aber seines Volkstums wegen 1409 die Hochschule von Prag verlassen zu haben, an der er lange Jahre neben dem tschechischen Reformator lehrte. Er wirkte trotz dieser Vergangenheit in Chemnitz und Zwickau, seit 1412 in Dresden als Lehrer an der Kreuzschule neben Nikolaus, einem zweiten Anhänger der Wiklef'schen Anschauungen. Es wurde beiden Ketzern von der geistlichen Behörde der Proceß gemacht, Peter verwies man aus der Meißner Diöcese. Er starb 1421 auf dem Scheiterhaufen als ein verstockter Anhänger und eifriger Verbreiter der Lehre seines englischen Meisters.

Sein Schüler scheint Johannes Drändorf [17]) gewesen zu sein, der 1425 in Worms vom Inquisitionsgericht dem Feuer übergeben wurde, ein sächsischer Edelmann, der gegen das Papsttum und gegen das Abendmahl in einer Gestalt predigend, Süddeutschland durchzog und den Bann des Bischofs von Würzburg gegen die Stadt Weinsberg dazu benutzte, diese zu offenem Abfall von der Kirche zu bereden. Auch er bekannte sich freimütig zu ketzerisch-hussitischer Lehre. Auf der Synode der Brüdergemeinden zu Augsburg 1424 werden Sebastian von Freiberg und Max Meier von Beiersdorf, also zwei Sachsen, mit aufgeführt. Hans von Plauen,

ein Nürnberger „Waldenser", verhandelte 1418 über den Anschluß der deutschen Wanderprediger an die Hussiten.

Waren doch auch sonst während des Krieges zahlreiche Deutsche zum Feinde übergetreten, um den hussitischen Beutezügen sich anzuschließen. Der Boden, welchen Ziska mit Blut düngte, nahm zugleich die Ansichten auf, welche seine erbitterten Horden in den Kampf trieben, jene merkwürdige Lehre des Johannes Hus, daß, wer eine Todsünde begangen habe, nicht im Besitz der geistlichen und weltlichen Obrigkeit bleiben dürfe, ja daß für ihn jeder Besitz, jedes Gut zum Raub, zum Diebstahl an den Gerechten werde. Diese Lehre faßte den Aufschrei von Millionen grausam unterdrückter Höriger zusammen, welche mit harter Faust zur Frohn getrieben wurden, während sie die Fürsten, die Geistlichkeit, ihre Gutsherren in rücksichtslos roher Genußsucht dahin leben sahen.

Die Bauern, die verarmten Bürger, die nachgeborenen unseßhaften Adeligen — sie hatten am Hussitenkriege den Rausch des Sieges, der Rache an den vom Glücke Begünstigten kennen gelernt, sie hatten gesehen, welcher Wucht die Volksfaust fähig sei wenn sie sich gegen die Verlotterung der großen Herren, gegen die Sünden der übersatten Geistlichkeit, gegen den herzlosen Druck eifriger Beamten erhebe und das Schwert der Vergeltung selbst in die bluttriefende Rechte nehme. Der Kommunismus in seiner rohesten Form hatte einmal eine kurze Zeit die Oberhand gehabt. Der Eindruck dieses Sieges auf die Unzufriedenen ließ sich nicht so bald verwischen. Noch lebten Gemeinden in Böhmen nach den Gesetzen der Gütergemeinschaft, noch konnte man in der Stadt Tabor jene zerlumpten, harten, bäurischen Gesellen sehen, welche in Ziska ihren Helden verehrten und dem Papste kein Recht über sich zugestanden, die Heiligenbilder verwarfen und in trotziger Selbstgenügsamkeit und ächt tschechischem Schmutze ein kirchlich freies Dasein führten.

In Rom war man sich der Gefahr wohl bewußt, welche jene der Kirche bereiteten. Auf dem Baseler Konzil besprach man die Gefahren für die Grenzlande Böhmens, die Sorge, daß das „hussitische Gift" auf Reichsboden übertragen werden könne. Kardinal Cäsarini schrieb 1432 an Papst Eugen IV., die böhmischen Ketzer hätten ihre Schriften in ganz Deutschland verbreitet. Wollte

man doch das Konzil nach Bologna verlegen, weil „die böhmische Pest über viele Teile Deutschlands ihr Gift verbreitet hatte und viele Städter nach dem Vorbilde der böhmischen Ketzer den römischen Klerus verfolgten und grausam mordeten.“ Waren doch „die Bösen aus allen Ländern“ in großen Scharen dem Taboritenheere zugezogen, verwendeten doch deutsche Fürsten böhmische „Kriegsbrüderschaften“, „die Bettler und Buben“, in ihren Fehden, die überschüssige Volksgewalt der Hussiten sich selbst zu Nutze machend.[18]) Wanderprediger zogen umher, im Böhmerwald, im Vogtland, bis nach Unterfranken, Schwaben und in den Schwarzwald und fanden in den Begharden und Lollharden eine Stütze und willige Hörer. Die Bauern vernahmen die wunderbar kühne, befreiende Rede und steckten die Köpfe zusammen bei den Bedrückungen der Herren, die Städter suchten außer der Innung verbotene Gemeinschaften, weil jene ihnen nicht mehr den Ansporn zum Fortschreiten bot, ja sie hinderte und beengte, allerlei Brüderschaften und geheime Einungen verbanden die jungen Männer und lebhafter denkenden Köpfe.

Es ist kein Zufall, daß Johannes Capistrano auf seiner Rundreise durch Deutschland die Grenzlande Böhmens vorzugsweise aufsuchte. Er predigte gegen die Türken. Als er 1451 in Kärnthen seine Bekehrungsarbeit begann, war die Gefahr vor dem Erbfeinde groß. Er hatte 1444 bei Warna, 1448 auf dem Amselfelde die Christenheere vernichtet, der Fall von Konstantinopel (1453) stand dicht bevor. Aber wenn Capistrano auch durch den Tod an der türkischen Grenze den Ernst seines Aufrufes zum Kreuzzuge besiegelte, so lag ihm doch die Vernichtung eines anderen Feindes viel näher: der Ketzerei. An ihr hatte er die Macht seiner Rede kennen gelernt. Im Süditalischen und in Mailand hatte er seine erschlaffenden Ordensgenossen, die Observanten, wieder aufgerichtet und deren Verspötter, die Fraticellen, durch Wort und Schwert vernichtet. Die Schwestern der h. Clara und die Tertiarier, alle jenen, welche von der Auffrischung des Ordenswesens, von der Bußfertigkeit das Heil der Welt erwarteten, strömten ihm zu. Und dies war weitaus die Mehrzahl. Mit dem Verbrennen der Schminkbüchsen, der Schuhschnäbel und des Geschmeides, mit der Hingabe der äußeren Zeichen verderblicher

Ueppigkeit glaubte man schon die Sünden der Welt beseitigt zu haben. Man war noch weit von der inneren Zerknirschung entfernt, welche die Männer der Reformationszeit empfanden. Die gewaltige Rednergabe des feurigen kleinen Mannes erfocht leichte Siege. Ging ihm doch der Ruf der Wunderthätigkeit voran, zählte man doch die von ihm vollbrachten Heilungen nach Tausenden, wußte man doch, daß er hartes Brot aß und dabei nicht einmal am Tische Platz nahm, sondern am Boden kauerte, daß er Fleisch und warme Speisen verschmähte, verdünnten Wein trank und wenn unter dem härenen Gewande Hunger und Geißel nicht die sündigen Gelüste ertöteten, sich nackt im Koth und Schnee wälzte, um im Schmutz seine Seele zu reinigen. Mit Verwunderung sah man die Selbstkasteiung vor sich, welche die Geistlichkeit als das hohe Verdienst der größten Heiligen aller Orten anpries, ohne sie selbst zu üben.

Capistrano aber rief auf zum Gehorsam gegen den heiligen Stuhl, dessen „apostolischer Kommissar und General-Inquisitor ketzerischer Verderbtheit“ er war, er rief die vom Hussitismus Angekränkelten zum Eintritt in den Franziskaner-Orden auf und versprach ihnen das zukünftige Heil durch die Gnade, welche diese Gemeinschaft vor Gott erlangt habe. Auch er wußte eben kein besseres Mittel, die Welt von ihren Gebrechen zu heilen, als Buße und Mönchstum. Immer wieder von neuem drängte man in der Ratlosigkeit, wie die gesellschaftlichen und kirchlichen Schäden zu beseitigen seien, die Menge diesen beiden Mitteln zu. Man wollte sie Selbstbeschränkung lehren, weil ja doch alle Welt sah, daß es in so nackter Selbstsucht nicht fort gehe; man wollte sie an die Kirche fesseln, mußte sie aber somit der unverbesserlichen Geistlichkeit verbinden. Es half Capistrano der augenblickliche Erfolg nichts. Auch wenn ganze Städte, mit Rat und Geistlichkeit an der Spitze, Tertiarier wurden, vermochte er sie nicht katholischer zu machen, führte er die noch Unbefangenen nur immer näher zur Erkenntnis der inneren Fäulnis der Kirche. Es nützten die Heilmittel nichts, wo die Aerzte selbst, den Krankheitsstoff von Haus zu Haus schleppten.

Freilich der äußere Erfolg war ein gewaltiger; die Berichte erzählen von dem Triumphzuge des eifernden Mönches. Es muß

der den Siebzigern sich nähernde Greis eine eigene Macht über die Geister besessen haben. So zog er beispielsweise am 16. Febr. 1452 in Chemnitz ein. Vier Ordensbrüder zu Pferde und vier zu Wagen folgten ihm. Am 4. März schon nahm er die ganze Stadt in die Laienbrüderschaft der guten Werke seines Ordens auf. Er predigte täglich 3—4 Stunden lang. Aber er predigte lateinisch und ein Ordensbruder verdolmetschte die Rede der Menge, den zur Heilung herbeiströmenden Kranken. Er forderte von den Gemeinden prunkvolle Einholung, schön geschmückte Kanzeln, damit seine Einfachheit desto kräftiger absteche. Tagelang vor ihm ritten seine Boten ein, seine Wunder verkündend. Er hatte einmal dem Donner geboten, zu schweigen und ein andermal dem Regen untersagt, seine Gemeinde zu stören. Die Vögel zwitscherten nicht, und die Heimchen zirpten nicht, wenn er sprach. Mit Staunen sahen die bedächtigen Deutschen des Südländers heftige Bewegungen, wie er „nach italienischer Sitte" mit Händen und Füßen gestikulierte, zu Leipzig auf der Kanzel einen Totenkopf schwang, um an ihm die Vergänglichkeit aller Dinge zu lehren. In Meißen redete er vom Dache eines Hauses am Markt herab, die Dresdner Bäcker führten Brot zu, um die Volksmassen in der Stadt zu speisen. Als man im März des „andächtigen Vaters" Ankunft in Dresden erwartete, zahlte der Rat an 12 Gesellen auf 3½ Tage Lohn für die Reinigung des Marktes, der Zimmermann baute einen Predigtstuhl — aber die Dresdner warteten vergeblich. Capistrano zog nach dem Süden, in die deutsch-böhmischen Lande. Er hütete sich vor den tschechischen Gebieten, denn er durfte sich der Gefahr eines Mißerfolges nicht aussetzen, er durfte nicht aufhören, der unwiderstehliche Wundermann zu sein. Daher kehrte er bald aus Böhmen zurück, um in Thüringen leichtere Erfolge zu erkämpfen, wo damals der Vernichtungskampf gegen die Geißler begann. Erst Ende Dezember kam er nach Dresden, wo er in einer Woche mit seinen 8 Gesellen 12 Schock 12 gl. auf Ratskosten verzehrte. Welscher Wein für den „andächtigen Vater" bildete dabei, trotz der Bußübungen, einen nicht geringen Posten. Jene Summe aber würde nach heutigem Gelde und Preisstande etwa 1200 Mk. ausmachen!

Der Kampf gegen den Unglauben, die Ketzerei war der Zweck der großen Anstrengungen. Man sieht dies an den Folgen von

Capistranos Reise. Die Breslauer wurden zu glühendem Haß gegen ihren utraquistischen König Georg Podiebrad aufgestachelt. Die Städte nahmen auch in der Lausitz eine drohendere Haltung an. Im Meißnischen und in Obersachsen begann das Volk sich zu regen. Capistrano umging das Ketzerland Böhmen, wie der Böttcher das Faß, um mit dem dröhnenden Hammer seiner Beredtsamkeit ihm die eisernen Bande Roms anzuschmieden. Aber als die Utraquisten ihm zu antworten begannen, als ihr Führer Rokyczana ihn zum Redeturnier herausforderte, machte er Bedingungen, welche beweisen, daß seine Klugheit größer war als seine Leidenschaftlichkeit, daß er der Kraft seiner Worte nur dann völlig traute, wenn auch die Macht ihnen zur Seite stand. Aber zwischen dem Schloß Krumau im Böhmerwald, wo er als Gast des großen deutschen Herrengeschlechts der Rosenberge lebte und der Taynkirche in Prag, wo Rokyczana herrschte, flogen Schimpfreden hin und her, als wenn homerische Helden sich bekämpften.

3. Strömungen im Volke.

Obgleich Tausende auch in Meißen, aufgeregt durch die eigenartige Erscheinung des italienischen Mönches, sich zu Tertiariern hatten anwerben lassen, waren sie den Mißständen der Kirche gegenüber nicht blinder geworden. Die Anfänge einer Umwälzung im Volke äußern sich nicht durch grundsätzlichen Bruch mit den bestehenden Gewalten. Man erkennt die Uebel, nicht aber alsbald ihre Ursache. Man schwankt in den Mitteln, den wachsenden Schaden im Volksleben zu bekämpfen. Jeder sieht in der Befriedigung seiner Wünsche das Heil der Allgemeinheit. Die durchgreifendsten Vorschläge finden den größten Anklang. Die Gefahr liegt nicht in der Klarheit, sondern im Schwanken der Meinungen, nicht in der Folgerichtigkeit der Führer, sondern in den Stauungen der Bewegung in den Volksmassen, die ihr Augenmerk den Nebendingen zuwenden, da sie das große Ganze nicht versteht. Die Zahl der bewußten Ketzer hatte in Sachsen wohl nicht zugenommen, wohl aber die Zahl der in geistige Bewegung Geratenen; der Volksstrom war in Fluß gekommen.

In Böhmen schien die Bewegung ihren Gipfelpunkt schon

überschritten zu haben. Dort waren die Taboriten in vereinzelte Städte zurückgedrängt. Die gemäßigtere Richtung der Utraquisten hatte mit Georg Podiebrad die Oberhand gewonnen, seit 1448 die katholische Partei, welche von Prag wieder Besitz ergriffen hatte, überrumpelt worden war. In Böhmen selbst standen jetzt die katholischen Barone dem Volkskönigstum, die Deutschen den Tschechen erbittert gegenüber. Das hielt aber Podiebrad nicht ab, die Sektiererei mit scharfer Geißel aus seinem Lager auszutreiben. Er trug die Macht in fester Hand, gestützt auf Rokyczana und die utraquistische Geistlichkeit. Aber durch den Ausgleich mit der katholischen Kirche, durch die Compactaten, war der hussitischen Sache die volkstümliche Schwungkraft genommen. Die Verteidigung des Kelches allein, die nun zur Aufgabe der Bewegung gemacht wurde, konnte die Massen zwar entflammen, aber nicht sie geistig erheben. Es blieb in Böhmen das Bewußtsein unter den Massen, daß sie einst für andere Dinge das Schwert ergriffen hätten, als für rein theologische Fragen. Der Kirche aber waren diese die entscheidenden. Sie bekämpften die Ketzer, während die Bücher der Neuerer mehr und mehr gelesen und bewundert wurden, sie wendeten sich gegen die Zerstörer der Kirche, während der Haß gegen die „Pfaffheit" im Volke täglich wuchs.

Die Parteien in der Menge hatten nicht die klaren Ziele der utraquistischen Führer. Sie sehnten sich nach Verbesserung ihrer Lage, sie hatten im Meißnischen bei Podiebrads Einfall erst 1450 die rohe Hand der tschechischen Krieger zu schwer gefühlt, um sich für diese begeistern zu können; sie horchten aber doch der Rede wandernder Agitatoren, welche ihnen die kommende glückliche Zeit der Befreiung vom Papst, dem Antichrist, verkündeten. Unerfahren in politischen Dingen, von der noch selten gehörten Rede gewandter Führer leicht hingerissen, schwankten sie zwischen den Versprechungen der Kirche und den aufreizenden Worten der Winkelprediger, leicht geneigt zu schneller That, schwer festzuhalten zu einheitlichem, folgerichtigem Wirken.

In den mittleren Gesellschaftskreisen überwog die konservative Richtung. Die Stände murrten darüber, daß die Fürsten durch ihre Verbindung mit Georg Podiebrad die katholischen Grundsätze aufgegeben hatten. Aber die politischen Vorteile, welche die Ver-

bindung mit dem König brachten, ließen auch sie verstummen. Also auch sie waren schlaff in der Verteidigung des allein seligmachenden Glaubens.

Auf diese Kreise im Sinne Roms zu wirken war vorzugsweise die Aufgabe eines andern päpstlicheu Abgesandten gewesen, der sich 1450—1458 in den hussitisch beeinflußten Landen aufhielt, des Enea Silvio de Piccolomini.[19]) Er war ein feingeistiger Mann, ein Dichter, ein Humanist, der auf der Höhe des Wissens seiner Zeit stand. Seine Aufgabe war, das religiöse Freiheitsbedürfnis auf politischem Wege zu zerstören, jenem Bündnisse zwischen Papst Nikolaus V. und Kaiser Friedrich III. zum Sieg zu verhelfen, welches der Welt die Ruhe und Ordnung nach dem Sinn der Kirche wiedergeben sollte. Auch er betonte stets die Türkenfrage und benutzte sie als Mittel, um das Geschrei nach kirchlichen Reformen einzulullen, auf kommende große, sittliche Thaten Roms zu vertrösten. Wie Capistrano auf offenem Plane in heftiger, erschütternder Beredtsamkeit, doch auch mit den Mitteln des Marktschreiers die Volksmassen gegen Böhmen aufzuregen suchte, so trachtete sein vornehmer Landsmann durch eine in Deutschland von den am höchsten Gebildeten viel bewunderte Wohlredenheit, durch die Feinheit diplomatischer Wendungen die Vornehmen in das Lager der streitbaren Kirche hinüber zu ziehen.

Als ein dritter stand neben ihnen Nicolaus Cusanus[20]), der berühmte deutsche Gelehrte und Kardinal — er stammte von Koes an der Mosel —, der ursprünglich neben Enea die Uebermacht des Papstes auf dem Konzil zu Basel bekämpft hatte, später aber, angesichts des Hussitismus, zur strengsten Reaktion übertrat und eifrig an der Reform des Klosterwesens und durch diese für die Zwecke der römischen Kirche arbeitete. Seine Agitationsreise durch Oesterreich, Bayern, Franken, Thüringen, Sachsen und die Niederlande, welche 1451 stattfand, zeigte ihn als Bahnbrecher des Capistrano. Denn auch er predigte vor dem Volk, rief zur Opferleistung auf, verteilte den Ablaß und brachte durch diesen so viel Geld auf, daß er dem Papste 200,000 Goldgulden abzuliefern vermochte.

Das Kreuz wurde nicht vergebens gepredigt. Wenn es auch die Fürsten über sich brachten, den „Aufgerückten“ wie sie Georg

Podiebrad spottend genannt hatten, den einfachen Edelmann, mit ihrem Geschlechte zu verbinden, so fanden sich doch Männer genug, die einen tiefen Haß gegen die Utraquisten im Busen trugen und den Sendlingen Roms Gehör schenkten. Inzwischen war Enea Papst geworden, saß als Pius II. auf dem Stuhle Petri, ein Mann, der die Gefahr des Hussitismus aus der Nähe kennen gelernt hatte. 1462 kam es zum Bruch mit Georg, der bisher zwischen den kirchlichen Parteien geschwankt hatte, in der Hoffnung, die Tschechen würden die nationale Frage von der kirchlichen zu trennen vermögen. Dann (1465) wurde Georg wegen Ketzerei, Rückfall in die Ketzerei, Meineid, Kirchenraub, Gotteslästerung und anderer todeswürdiger Verbrechen vor den Richtstuhl des Papstes geladen und endlich, weil er nicht erschien, am 6. August 1465 verdammt.

Der neue Legat, Rudolf, Bischof von Lavant, sollte gegen alle Anhänger Georgs mit geistlichen Processen vorgehen, alle Familienbündnisse und Verbindungen, die der Ketzer mit Katholiken geschlossen habe, aufheben, alle Eide, die ihm geleistet seien, für null und nichtig erklären und die deutschen Fürsten zum entscheidenden Kampf gegen die Ketzer, zu deren Vernichtung, aufrufen.

Den Bischofsstuhl zu Meissen nahm seit 1463 Dietrich von Schönberg ein, zwar ein durchaus kirchlich gesinnter Mann, doch ein Gegner jener allzu scharfen Maaßregeln Roms, von welchen er nur zu deutlich erkannte, daß sie verfehlte seien. Denn die Aussicht auf dauernden Erwerb des Plauen'schen Landes ließ Herzog Albrecht keinen Augenblick zögern, aufs neue seinem Schwiegervater den Lehnseid zu schwören „zu merklichem Verdruß, Schaden und Schmach unserm allerheiligsten Vater, dem Papst, und der heiligen römischen Kirche"; ja 1466 zogen Albrecht von Sachsen und Markgraf Albrecht von Brandenburg persönlich nach Prag, um sich mit Georg zu verbinden.

Damit war noch nicht genug geschehen. Bedeutende deutsche Männer begannen Georgs Recht öffentlich zu verteidigen. Gregor von Heimburg[21]) machte sich zum Anwalt des Königs, einst der Sekretär Eneas, als dieser in Basel noch der Führer der Reformpartei war, jetzt seit 1461 selbst ein feierlich Verbannter, der von Hof zu Hof ziehend überall mit leidenschaftlichem Ungestüm gegen

die Kurie zum Kampf antrieb. Damals, 1466, ging er aus sächsischen Diensten in böhmische über, blieb aber zugleich in sächsischem Sold. Seine Schriften, welche Haß gegen Rom atmeten, wurden überall eifrig besprochen. Auf die öffentliche Verlesung der Bannbulle, welche zum großen Aerger der sächsischen Fürsten selbst in ihrer Hauptkirche und Hauptschloß zu Meißen stattfand, antworteten die Böhmen durch viel gelesene Erklärungen ihres Rechtes.

So drängten auf die Volksmengen die widerstrebendsten Parteiungen ein. Der Bischof vermittelte, die Herzöge verbanden sich mit den Ketzern; dagegen hörten die Bußprediger nicht auf, zum Kampf aufzurufen. Der Dominikaner Heinrich von Schletstadt zog wieder durch die Lausitz und Meißen und verkündete allen, die gegen die Ketzer die Waffen ergreifen, Sündenerlaß und sonstige Gnaden; Sammelstellen für Beiträge zum heiligen Kriege wurden errichtet; von den Hinterlanden zogen schon ungeordnete Schaaren Abenteuerlustiger herbei, um im Kriege ihr Heil zu suchen, der in der Lausitz, in Schlesien wie in Böhmen zwischen der königlichen Macht und den katholischen Herren und Städten bereits ausgebrochen war.

Im Erzgebirge, unter der beweglichen Menge der Bergleute, blieb die planmäßige Bearbeitung des Volkes durch die kämpfenden Parteien nicht ohne tiefgehende Wirkung. Wieder sind wir über den Erfolg der kirchlichen Hetzerei gut, über jenen der Gegenpartei wenig unterrichtet. Freiberg wurde der Mittelpunkt einer neuen schwärmerischen Brüderschaft, welche 1465 Livinius von Wiersberg[22], ein Franziskaner, nach Eger übertrug, die dann bis nach Regensburg und Eichstätt sich ausdehnte und dem Klerus ernste Sorge bereitete. Die Lehre, daß der Papst der Antichrist sei, daß die Niedrigen erhöht und die Gewaltigen entsetzt werden müssen, kündet die Verwandtschaft mit den hussitischen Bestrebungen an. Die Sekte verschwand nicht, als 1467 Wiersberg in Regensburg gefangen wurde und seine Lehre abschwor. Noch auf der Mühldorfer Provinzialsynode süddeutscher Kirchenfürsten von 1490 mußten die Laienprediger und ihre Hörer verbannt werden. Im Jahre 1475 schreibt Matthias von Kemnat „der Verkehrer und Winkelprediger sind fast viel vor dem Böhmerwalde, besonders um

Eger und im Vogtland", Begharden und Lollharden, „unmäßliche große Bosheit, Schalkheit und Buberei" trieben dort ihr Wesen. Schon mag in den Arbeiterkreisen das 1438 von einem deutschen Weltgeistlichen verfaßte Buch der „Reformation Kaiser Sigismunds"[23]) abschriftlich verbreitet gewesen sein, welches die Buchdruckerkunst zu einem furchtbaren Kampfmittel in der Hand der Agitatoren machte. „Die Trompete des Bauernkrieges" hat man es genannt. Eine neue Ordnung sollte durch dasselbe aufgerichtet werden. Niemand setzt sich wider göttliches Gebot, so lehrt das Buch, „als die Gelehrten, Weisen und Gewaltigen; aber die Kleinen rufen und schreien zu Gott um Hülf und um gute Ordnung!" „Wenn die Großen schlafen, müssen die Kleinen wachen!" Freiheit und Gleichheit müsse auf Erden durchgeführt werden. Es sei eine unerhörte Sache, daß ein Christ vom andern sagen könne: „du bist mein!" während doch der Heiland um unser aller Freiheit willen gestorben sei. „Darum wisse Jedermann, wer der ist, der seinen Mitchristen eigen spricht, daß er nicht Christ ist und ist Christo wider!" Den soll man „ganz abthun", wenn er ein Weltlicher ist; ists ein Kloster, so soll man es „ganz und gar zerstören: das ist göttlich Werk!" Die Preistreiberei der Großhändler und die Handelsgesellschaften müssen ebenfalls abgeschafft werden, ebenso die Zünfte. Jeder solle sein Handwerk treiben und kein zweites, alle Preise sollen festgestellt werden, ebenso die Löhne. Geistlich und weltlich solle ganz geteilt werden. Wer sich aber der neuen Ordnung widersetze, solle vogelfrei sein: „denn die Ungehorsamen sind Gott nicht nutz!" Man solle nur fröhlich zuschlagen und das Schwert brauchen. „Gott verläßt die Seinen nicht." „Wenn nun die gemeine Welt bekennen wird unsere Freiheit, so ist den gewaltigen Häuptern die Kraft genommen!"

So lehrten die Socialisten des 15. Jahrhunderts in einer Sprache, deren glühender Hauch den wilden Haß gegen die bestehenden Zustände ebenso wie die felsenfeste Ueberzeugung ausströmt, daß der Welt zu helfen sei, wenn die bestehenden Mächte erst gefallen wären.

Der Bauernkrieg kündete sich an! Schon 1476 gings im Würzburgischen los unter Johann Böheim. Alle Obrigkeit, weltliche und geistliche, sollte abgeschafft werden, da alle Christen

Brüder seien. Wenn keiner mehr habe als der andere, dann haben alle genug. Die Pfründen der Geistlichen waren dem in Haufen sich sammelnden Volke ein besonderer Dorn im Auge, der Geiz, der Hochmut, die Wollust der Priester sollten gezüchtigt werden. Aus allen Nachbarlanden erhielten die Haufen Böheims Zuzug. Die Handwerksgesellen liefen aus den Werkstätten, die Bauernknechte vom Pflug, die Grasemägde von ihren Sicheln fort, alle ohne Urlaub von ihren Meistern, vielfach ohne Kleider und Zehrung, dem Apostel der Brüderlichkeit zu, dessen mystisch begeistertes Wort alle zu wildem Taumel hinriß. Aber der Bischof von Würzburg machte mit Gewalt dem Treiben ein Ende, Johann Böheim wurde verbrannt.

Aber auch die Sendboten Roms hatten im Erzgebirge Erfolge. Die Franziskaner fanden auch hier 1468 Kreuzfahrer, welche in den von ihnen gepredigten Krieg zu ziehen sich bereit zeigten. Es war dies nicht verlaufenes Volk, sondern Lehnsleute des Landesherrn, angesessene Bürger, Bergwerksbesitzer, namentlich aber Handwerker. In Freiberg allein schlossen sich dem Kreuzzug 400 Mann an. Der Dienst war nicht hart. Man verpflichtete sich nur, den Verkehr mit Böhmen zu verhindern, alle Güter der Einfuhr und Ausfuhr fortzunehmen. Es ging ein wüster Krieg gegen Fuhrleute auf der Landstraße und gegen Güter in den Speichern der Städte los, den die Herzöge nicht zu unterdrücken vermochten, ohne sich offen für die Ketzer zu erklären. Erst als die ganze Landschaft in Aufregung und Unruhe kam, als die Kreuzfahrer sich gegen die Anordnungen der herzoglichen Beamten zur Wehre setzten, machten sie Ernst gegen die „Straßenräuber und Landesbeschädiger“ und schufen mit bewaffneter Hand Ruhe unter den allzu dienstbereiten Vollstreckern des päpstlichen Bannfluches, sodaß diese mit demütigen Gesuchen sich entschuldigten.

Während zu den Winkelpredigern die unteren Massen hielten, sehen wir unter den der Kirche Folgenden große Fundgrübner, wie Lucas Schönberg, der sich rühmte, den Herzögen mehr Silber aus seinen Werken überantwortet und erbaut zu haben, als ein anderer in langer Zeit gethan, also ein reicher Mann, der viel Arbeiter beschäftigte. Noch 1470, als der Schneeberg aufkam, waren die Kreuzfahrer nicht allen Verpflichtungen nachgekommen, die man ihnen zur Strafe und als Ersatz für verursachte Schäden auferlegt hatte.

Mit den Kreuzpredigten und Kreuzzügen aber machten die Herzöge nun ein Ende. Sie wollten nicht, daß „das gemeine Volk und unendlich Pofel allein dazu bewegt werde." Die Politik des Hinhaltens, welche Sachsen eingeschlagen hatte, bewährte sich aufs beste. Es glimmte der Haß der Parteien im Lande freilich fort. Aber er verlor seinen Einfluß auf die große Politik, seit 1472 Georg Podiebrad starb und sich somit die Spannung von selbst löste, welche über den von den Bußpredigern wie von den Neuerern durchwühlten Grenzlanden Böhmens lag. Die Staatsgewalt trat siegreich aus dem Ringen hervor. Die Landesfürsten hatten verstanden, Rom hinzuhalten und seinem Drängen zu trotzen. Sie thaten es aber nicht, ohne ihrem Volke eine Lehre zu geben über den Wert des höchsten Richteramtes des Papstes und seines Bannfluches, welche unvergessen blieb und im folgenden Jahrhundert mächtig weiterwirkte.

Zwar vernahm man auch in der Folgezeit noch das „Murmeln" in den tieferen Kreisen des Volkes. Aber die Staatsgewalt hatte sich unter der kräftigen Regierung der sächsischen Fürsten zu sehr befestigt, als daß revolutionäre Bewegungen möglich gewesen waren. Selbst nach dem Eingreifen der Lutherschen Reformation, selbst im Wirkungskreise eines Carlstadt und Thomas Münzer kam es nur in jenen kleinen Reichsgebieten zu einem hellen Aufflackern des Socialismus, in welchen die Polizeimacht schwach war. Die erzgebirgische Revolte von 1520 erhielt nie eigentlich staatsgefährliche Bedeutung, obgleich sie in einem Gebiete ausbrach, das an Zündstoff außerordentlich reich war.

III. Der Profanstil der Spätgothik.

1. Der Humanismus und die Individualität.

Der Reichtum der Freiberger Bergwerke hatte sich schnell in künstlerische Thaten umgesetzt. Die berühmte goldene Pforte ist sein Denkmal; sie überdauerte die Jahrhunderte in unvergänglicher Jugendschönheit. Die Schätze aus jenen Gruben, welche im 15. Jahrhundert erschlossen wurden, äußerten sich auf minder formvollendete, doch gleich eigenartige Weise: sie schufen einen Profanstil der Gothik.

Als der Schneeberg sich aufthat, um 1470, begann gerade eine neue Zeit der Geister anzuheben, der Humanismus auch in sächsischen Landen wirksam zu werden, welcher der Geistlichkeit die Führung des Volkes entriß und die bürgerliche Wissenschaft und Kunst zu Ehren brachte. Erst mit dem Humanismus beginnt auch in Italien der Palastbau, wird aus dem festen Haus ein offener Fürstensitz, aus der Burg ein Schloß. Denn mit dem Humanismus kommt das Recht der Individualität, die Kraft des Staates als Gesetzesgeber und -wächter zur Geltung, verschwindet die Vorherrschaft der Faust und beginnt die Sicherstellung der Bürger im Staate durch den Staat. Mühsam hatten sich einzelne Köpfe von der Ueberlieferung losgerissen, von der bequemen Form, Dinge und Empfindungen nach den Aussprüchen und Funden längst vergangener Tage zu beobachten. Die Mystiker waren seit langer Zeit die ersten, welche wieder in sich selbst die Quelle der Anregung suchten. Wenn sie die Wahrheit auch noch vorzugsweise aus dem älteren Schrifttum hervorholen zu müssen glaubten, setzten sie ihr doch das eigene Empfinden als eine Bestätigung zur Seite. Nach und nach stählten

die Geister das Schwert des Denkens an dem Vorbilde der Antike. Es überkam sie eine junge Kampflust, die Sehnsucht nach geistigem Ringen, nach einem Strecken und Recken der Gedankenkräfte. Das Ich trat hervor, und wenngleich Alle im Christentum fest zu beharren entschlossen waren, spiegelte dieses sich doch sehr verschiedenartig in den Köpfen wieder. Das Suchen nach dem rechten Wege zur Erkenntnis der gleichen Wahrheit führte die Geister in den Streit. Der Streit aber gab ihnen Mut, ihre Kräfte zu brauchen und förderte die Selbständigkeit der Denkenden. Der Wert des Menschen wurde neu entdeckt, der nun den großen Einrichtungen gegenüber an Bedeutung gewann. Die Persönlichkeit der Volksführer, namentlich der Fürsten, trat immer mächtiger in den Vordergrund. Sie verlangte nach künstlerischer Darstellung.

Dazu kam die Ausbildung des Bürgertums zu steigendem Wohlstand. Die Städte wuchsen an Ausdehnung und Macht. Noch waren die Bürger wehrhaft, die Zünfte meist ein Förderungsmittel für ihre gesellschaftliche Lage, nicht ein Hemmschuh. Die Stände waren minder scharf getrennt. Wer Geld oder Macht erwarb, näherte sich dem Adel; wer Wissenschaft und Geschäftskenntnis erlangte, konnte sich am Hofe über die Ritter erheben. Die Städte lieferten den Fürsten jene Staatsmänner, welche die unglaublich schwierigen politischen Verhältnisse in der deutschen Kleinstaaterei mit einem gewissen meisterlichen Behagen zu bewältigen wußten.

Die Fürsten liebten es mehr und mehr, sich die Wohnlichkeit, die Hilfsmittel der Städte zu Nutze zu machen. Während Kaiser Sigismund noch von Burg zu Burg, von Land zu Land zog und sich, oft zum Gespötte seiner Zeitgenossen, dort fesseln ließ, wo ihm Vergnügen winkte, war Kaiser Friedrich III. völlig seßhaft geworden, mehr als es dem Reiche zum Heile war. Der Begriff der „Residenz“ bildete sich nun erst heraus, seitdem die Verwaltung eine verwickeltere geworden, die Feder zu höherem Rechte neben dem Schwert gelangt war, seit die Gliederung des Staates stärker sich nach der Person des Herrschers zuspitzte und die viel beschäftigten Hofämter an Arbeitskräften und an Aktenstücken reicher wurden.

In Sachsen macht sich um jene Zeit ein völliger Wandel des

Profanbaues geltend. Es giebt einige alte Burgen, die bis in romanische Zeit zurückzuweisen sind. Die Kapelle des Mildensteines bei Leißnig, der Schlösser Gnandstein und Kohren östlich von Altenburg, Scharffenberg bei Meissen, das Schloß zu Grimma seien als Beispiele genannt. Aber es hat sich in den Städten, wo noch der Fachwerkbau überwog, kaum ein Baurest erhalten, der über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinausreicht. Seit 1470 etwa entstanden nun in den sächsischen Städten große Steinhäuser, Zeugnisse gediegenen Wohlstandes, behäbigen Sinnes, kräftigen Unternehmungsgeistes. An der Spitze der Städte steht Zwickau mit einer Anzahl stattlicher Bürgerhäuser. Aehnliche finden sich in Leipzig, Reste in Dresden. Vieles zerstörte Brand und Neuerungseifer. Wie die Bürger dachten auch die Herren an die Umbildung ihrer Heimstätten. Es entstanden künstlerisch geschmückte Rittersitze.[24]) Seit die Fürsten begannen, an die Ausgestaltung ihres Wohnsitzes höhere Ansprüche zu stellen, bildeten sich auch festere stilistische Formen heraus. Bisher hatten sie kein Schloß besessen, welches ihrer Bedeutung auch nur einigermaßen entsprochen hätte. Noch war die sturmumtobte Burg auf der Höhe des Berges oder inmitten eines Wallgrabens, der enge, verteidigungsmäßig finstere Nutzbau, ihre gewöhnliche Heimat, sahen sie mit Neid auf die Klöster und deren mächtige Dormitorien und Refektorien, auf den Prunk jener, welche das Gelübde der Armut geleistet hatten.

Aber die Fürsten mußten sich auch zu künstlerischen Thaten angeregt sehen, wenn sie in andere Länder hinüberschauten. Der Wandergeist lockte auch jetzt in den Tagen der Herausbildung der Individualität. Einige halbverstandene Stellen aus älteren Schriften, also ein Stück Ueberlieferung, und einige zufällige Naturbeobachtungen, also ein Stück des neuen Geistes selbständiger Prüfung, gaben Kolumbus den Mut zu seiner Fahrt gegen den Westen; das wäre früher unmöglich gewesen. Man wollte selbst beobachten, man gefiel sich in kühnen Gedankenverbindungen. Die Unzufriedenheit mit der eigenen Welt steigerte die Sehnsucht, fremde Anschauungen kennen zu lernen. 1461 zog Herzog Wilhelm III. von Sachsen nach dem gelobten Lande, 1476 folgte sein Neffe Albrecht seinem Beispiele, 1493 Kurfürst Friedrich der Weise, 1498 Herzog Heinrich, der Sohn Albrechts. War es nur kirchlicher

Bußsinn, nur ein „gutes Werk", welches diese Fürsten, die Verbündeten und Verwandten Georg Podiebrads nach Palästina zog? Oder waren sie und ihr zahlreiches Gefolge Männer, welche beobachten, vergleichen und dann aus eigener Lebensbereicherung heraus fördernd wirken wollten?

Italien war das beliebteste Reiseziel der Deutschen, Rom die Sehnsucht der Frommen, wie der Lebenslustigen. Dort blühte schon längst eine städtische Kunst, dort hatte das kräftigere Hervortreten des Ich schon längst ein bürgerliches Bauwesen ins Leben gerufen. Herzog Wilhelm sah 1461 in Venedig den Dogenpalast und viele andere Bauwerke fertig, welche ihm eine höhere Profankunst boten, als sie in seinen Landen betrieben wurde. Aber er war allem Anschein nach weit davon entfernt, an eine Nachbildung dieser Werke zu denken. Die Kunde von derartigen Bauten war aber sicher in Deutschland verbreitet, wo die Kunst bisher eine vorzugsweise kirchliche gewesen war. Seine Neffen und Erben begannen zuerst in Sachsen etwas ähnliches zu planen. Die Schätze des Schneeberges gaben ihnen die Mittel dazu.

2. Das Schloß zu Meißen.

Meißen war der Lieblingssitz des Kurfürsten Ernst und des Herzogs Albrecht. Dorthin bauten sie ihr neues Fürstenschloß[25]), einen Bau, der an Größe alles überragt, was an ähnlichen Werken in den Nachbarlanden entstanden war seit den Tagen, in welchen Kaiser Karl IV. die Karlsburg bei Prag errichtet hatte. Die Lage des Baues ist bezeichnend. Er steht auf jener von steilen Felswänden umgebenen Hochebene, auf welcher der Dom der Meißner Bischöfe seit dem 12. Jahrhundert sich erhob. Von jeher war auf ihr die Kirche ansässig gewesen. Die Stadt lag zu Füßen des über stattliche Brücken zugänglich gemachten Berges. Es war das Ganze eine Burg, deren Mauern aber nicht einen engen Raum zur Verteidigung eines Hofgefolges, sondern auch die Landeskirche umschloß. Sie war nicht der Sitz eines fürstlichen Ritters, sondern als der Mittelpunkt eines Staates gedacht, dessen beide leitenden Gewalten, Fürstentum und Kirche, zu einem nur in sich getrennten, nach außen vereinten Ganzen verbunden, sich über Bürgerschaft

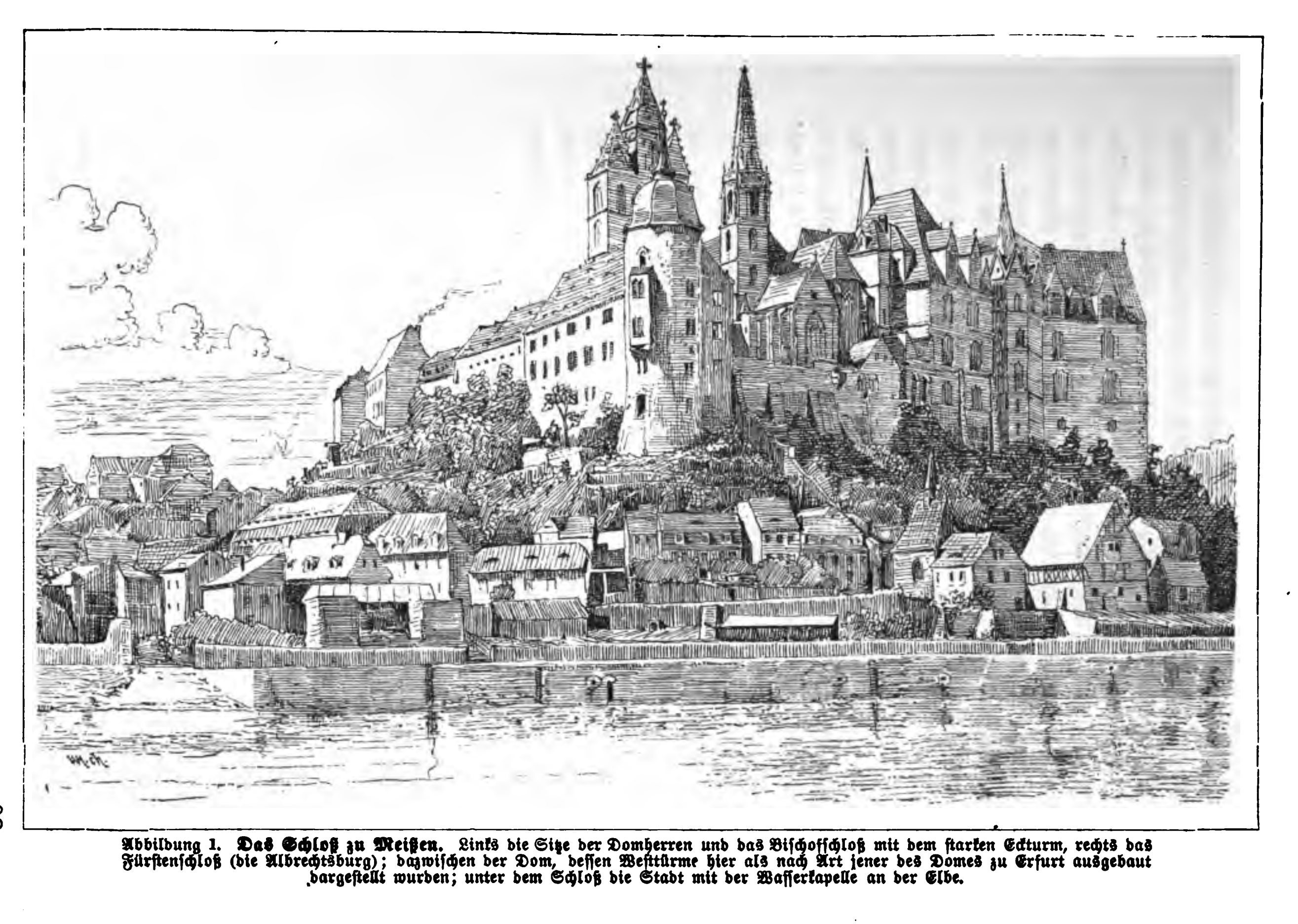


Abbildung 1. **Das Schloß zu Meißen.** Links die Sitze der Domherren und das Bischofschloß mit dem starken Eckturm, rechts das Fürstenschloß (die Albrechtsburg); dazwischen der Dom, dessen Westtürme hier als nach Art jener des Domes zu Erfurt ausgebaut dargestellt wurden; unter dem Schloß die Stadt mit der Wasserkapelle an der Elbe.

und Land zu freier Stellung erhoben. So ragt die Meißner Burg noch heute in die Lande (Abbild. 1). Der mächtige gothische Dom bekundet den mittelalterlichen Grundgedanken ihrer Lage, die Uebergewalt der Kirche. Aber der Staat hat diese im 15. Jahrhundert mit seinen Bollwerken umgeben und hat sein Heim neben die Kirche gestellt. Er schützt sie, schmiegt sich ihr an, aber er überwältigt ihre äußere Macht durch seine Umarmung.

Das Meißner Fürstenschloß enthält eine Menge großer Räume, deren Zweck zum Teil von alters her bekannt ist (Abbild. 2). Die großen Säle des Erdgeschosses waren die „Hofstuben" der beiden Fürsten, die Versammlungsräume für ihr Gefolge. Daneben fanden sich kleine Hofstuben als Amtsräume. Das Erdgeschoß hat also weite Gelasse für den großen Geschäftsverkehr. Zwei Treppen führen in den darüber liegenden Stock. In der Mitte zwischen diesen liegt die „Appellationsstube", jener Raum, welcher die Räte in nähere Verbindung mit den Fürsten brachte, deren Wohngelasse in den beiden Flügeln sich befanden. Das dritte Geschoß dürfte dem Gefolge zur Wohnung gedient haben, im Keller befanden sich mächtige Wirtschaftsräume. So umfaßte das Schloß Gelegenheit für den Hof beider Fürsten, der zugleich deren Regierung war. Die Räume sind noch sehr ausgedehnt. Das Leben spinnt sich in einer Gemeinschaft ab, die trotz der Zahl ihrer Angehörigen etwas vom Wesen eines Haushaltes im Sinne des Großgrundbesitzers hat; die Glieder derselben sind noch Diener, die Herren noch ihren Genossen menschlich nahe, ihr Leben liegt offen vor diesen, wie das des Hausherrn vor seinem Gesinde. Aber die Verhältnisse beginnen sich ins Weite zu recken; der gegliederte Staat beginnt sich aus der Fürstenherrschaft herauszuschälen.

Um dem neuen Bausinne der Fürsten, ihrem auf das Große gerichteten Streben und noch dazu der Vielseitigkeit der von ihnen gestellten künstlerischen Aufgabe zu genügen, bedurfte es eines hervorragenden Baumeisters. Denn die Aufgabe war neu. Nicht weit von Meißen finden sich die Reste des Cisterzienserklosters Altenzelle. Man benutzte die dort gegebenen Vorbilder aber nicht. Die Fürsten dachten nicht daran, sich einen Festsaal von jenen mächtigen Verhältnissen, von jener klaren Grundanlage zu bauen, als es das Refektorium der Mönche war. Diese aber hatten es dafür

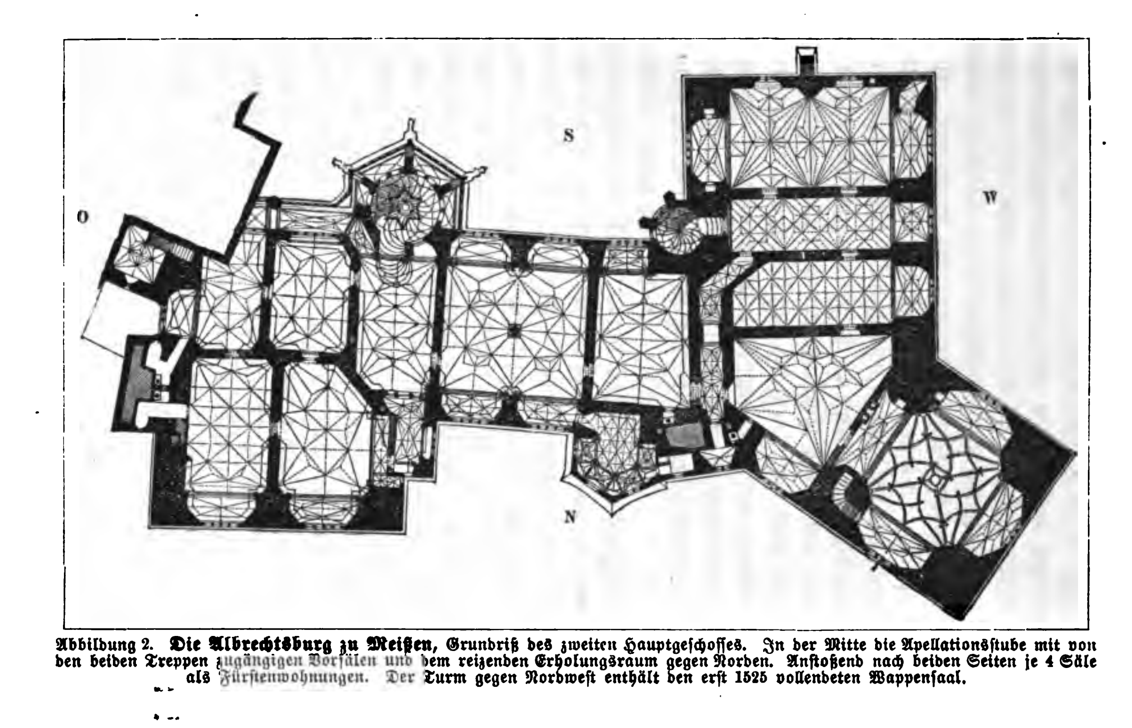


Abbildung 2. **Die Albrechtsburg zu Meißen,** Grundriß des zweiten Hauptgeschosses. In der Mitte die Apellationsstube mit von den beiden Treppen zugängigen Vorsälen und dem reizenden Erholungsraum gegen Norden. Anstoßend nach beiden Seiten je 4 Säle als Fürstenwohnungen. Der Turm gegen Nordwest enthält den erst 1525 vollendeten Wappensaal.

sich mit dem Plane leicht gemacht. Er ist eine fast sklavische Nachbildung jenes von Maulbronn und dieser geht zurück auf das Mutterkloster Citeaux. Der Orden hielt an der Ueberlieferung, er baute Raum neben Raum um den Kreuzgang herum, eine klare, prächtige, übersichtliche Anlage, die aber von außen den Eindruck einer kleinen Stadt, einer Häusergruppe machte. Der Meister, welcher für die sächsischen Fürsten baute, war bemüht, die ungleich vielseitigeren Zwecke in einem Bauwerk zu verbinden, den Teilen ihr Recht zu lassen, aber dabei sie als einem Willen unterthan, darzustellen. Die Mönche errichteten für ihren gemeinsamen Haushalt viele Einzelhäuser, die Fürsten vereinten zwei Haushalte und die Zwecke des Staates unter einem Dach; jene breiteten sich behäbig über dem Boden aus, diese strebten nach geschlossener, wohlabgewogener Verbindung. Dies aber ist es, was den Profanbau zum Palast macht: Erst wenn es gelingt, alle Anforderniße des fürstlichen Lebens in ein künstlerisches Ganze zusammenzufassen, wenn die Teile so verbunden sind, daß ein Grundzug alle gemeinsam beherrscht, jeder dem andern fördersam zur Darstellung der Hauptabsicht dient, dann wird aus dem mittelalterlichen Schloß der Palast.

Und der neue Bau in Meißen ist ein Palast im Sinne der Italiener. Er verbindet die vielgestaltigen Teile zu einem Kunstwerk (Abbild. 3). Freilich war sein Erbauer kein Brunellesco, ist Meißen nicht Florenz, Sachsen nicht Italien. Er hatte eine ungleich schwierigere Aufgabe zu lösen als der große Florentiner, welchem zuerst nach langer Zeit gothischer Kunstbestrebungen sich die Augen für die Schönheit der Antike wieder öffneten. Jener fand fertige Formen vor, um seine neuen Gedanken in diese zu hüllen. Die Befreiung von der zur Fortbildung ihm untüchtig erscheinenden, als barbarisch verhaßten mittelalterlichen Gestaltungsart der Kunst war ihm die Hauptsache. In Italien hatte man schon längst jene neuen Bauaufgaben des modernen Staates sich gestellt und hatte sie nur mit Widerstreben in die Formen des Nordens gehüllt. Man empfand dort den inneren Zwiespalt zwischen der nordischen Kunst und den Aufgaben des modernen Profanbaues. Als Brunellesco für diesen die entsprechenden Ausdrucksmittel in Rom wiederfand, in der Stadt, die sich nie mit der Gothik befreundet hat, in jenem

Rom der Republik und der Cäsaren, als die Steine der Ruinen wieder zu sprechen und die Italiener deren Sprache zu verstehen begannen, da war der Uebergang vom Alten zum Aelteren, von

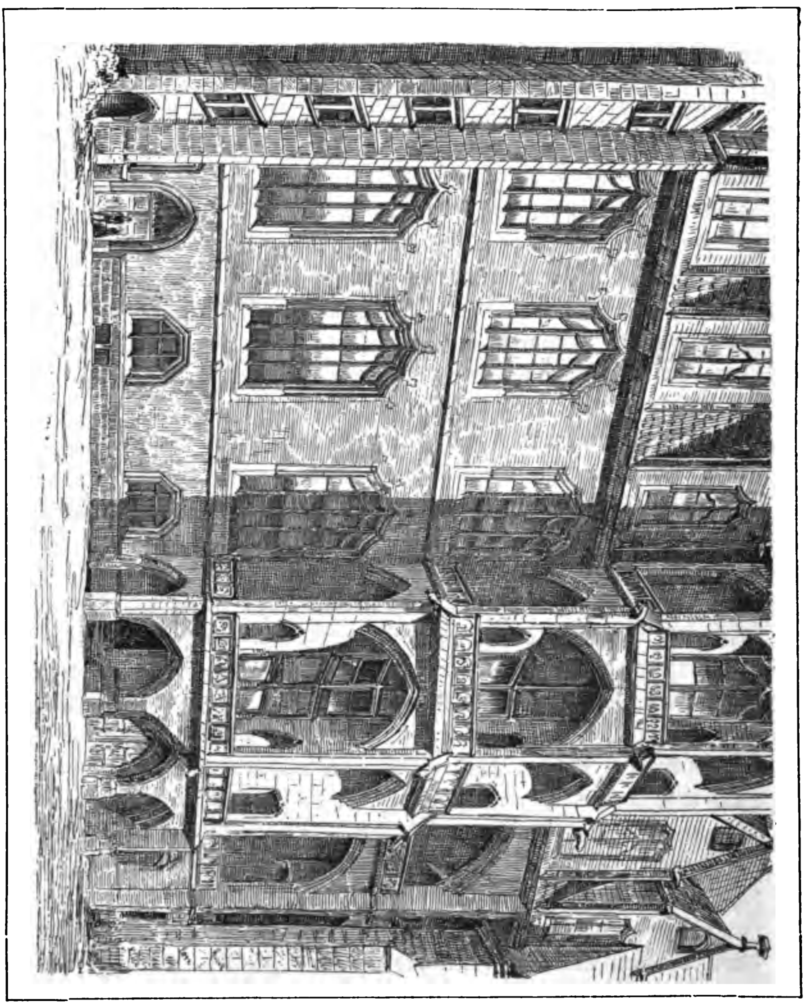


Abbildung 8. Das Schloß zu Meißen, Ansicht der Albrechtsburg gegen den Hof zu.

der Gothik zur Antike, die nun wieder in anderer Gestalt neu wurde, ein schneller, von allen freudig begrüßter.

Anders war es in Deutschland. Die Gothik war der Stil

des nordischen Kirchenbaues. Aber tausende lebten im Reiche, welche Rom kannten und wußten, daß die römischen Kirchen anders gestaltet seien als jene in Frankreich und Deutschland. Die Gothik mußte jenen, die zum Grabe der Apostelfürsten wanderten, nicht als die wahrhaft kirchliche Kunst erscheinen, seit sie zu beobachten, zu vergleichen gelernt hatten. Dazu war sie, wie die Kirche selbst, erschöpft, müde, verderbt. Der Schwung der Schaffenskraft war erlahmt. Schon griff man zu künstlichen Mitteln, sie zu beleben. Namentlich die Baukunst stockte. Trotz der außerordentlichen Aufgaben, welche ihr gestellt wurden, fehlte ihr der freie, große Zug, der sie früher belebt hatte. Sie hatte schon längst ihre Innerlichkeit eingebüßt, die Hingabe an die eigentlichen Aufgaben, die Darstellung des Bauzweckes, und war eine Zierkunst geworden, welche sich selbst genügte, jenes Mangels eines Zweckes sich zu rühmen schien, den auch Moderne als das Wesen der Kunst hinstellen. Aber was des Zweckes entbehrt, sich selbst Zweck ist, wird leicht zwecklos, unnütz.

Das 15. Jahrhundert ist die Zeit der großen Thurmbauten an den deutschen Domen, die Zeit der reich verzierten Altäre und Sakramentshäuser, des kirchlichen Prunkes und der künstlerischen Spitzfindigkeit. Im gesellschaftlichen Leben der Künstler ist es die Zeit der großen Brüderschaften, der Vereinigung zu gemeinsamer Vertretung der Lebensvorteile. Es bildet sich nun erst die Baukunst zum Handwerk heraus, erst jetzt treten die vornehmen Steinmetzen in Verbände, welche jenen andrer Gewerbetreibender ähnlich sind. Sie hatten, seit die Geistlichen nicht mehr selbst bauten, als deren Nachfolger, etwas von deren Würde mit überkommen. Von Schritt zu Schritt näherten sie sich aber nun den bürgerlichen Gewerben.

3. Der Hüttentag zu Regensburg und Torgau.

Es war ein ganz ungewohntes Unternehmen in den damals noch in künstlerischer Beziehung infolge der Kriege darniederliegenden Elblanden, als zu Bartholomäi 1462 und darauf nochmals zu Michaelis desselben Jahres in Torgau eine große Anzahl Meister und in Vertretung vieler Fehlender, deren Poliere zur Beratung zusammentraten, um eine Ordnung für die Steinmetz-

hütten aufzustellen.[26]) Vertreten waren zunächst geistliche Gebiete: Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Merseburg, dann „Müllburgk“, also wohl jene Herrschaft Mühlberg an der Elbe, welche seit 1443 dem reichen nordböhmischen Geschlechte der Berka von der Duba durch Tausch zugefallen war und im Vertrag von Eger böhmisches Lehen blieb, bis sie 1520 an Sachsen zurückfiel. Weiter waren auf dem Tage vertreten: Meißen, Vogtland, Thüringen, Harzland.

Ein Hüttenrecht gab es schon in den sächsischen Landen, jenes Hauptrecht, welches die kirchlichen Patrone der Steinmetzen selbst geschaffen haben sollten, die unter Kaiser Diokletian hingerichteten heiligen vier gekrönten Märtyrer. Als man eine neue Ordnung aufstellte, berief man sich auf die alte. Aber nichts deutet darauf hin, daß eine Verbindung unter den Hütten schon früher bestanden habe, vielmehr erkennt man aus der Hüttenordnung von 1462 deutlich, daß sie auf Anregung von außen zu Stande kam. Sagt sie selbst doch, „etliche Werkmeister im Oberland“ hätten eine Ordnung in ihre Lande gesendet und sie ermahnet, diese anzunehmen und zu bestätigen. Sie war also etwas neues für die Hütten des Unterlandes, die sich auch keineswegs geneigt zeigten, jene zugesendete Ordnung rundweg anzunehmen. Sie konnten es schon ihrer Landesherren wegen nicht, weil diese schwerlich eine weitgehende Gerichtsbarkeit der Hütten über deren Angehörige in ihren Landen geduldet hätten. Man beschloß also sofort, daß jene Bestimmungen, welche die „Herren“ nicht dulden wollen, abgethan werden dürften, und daß man den Werkmeistern und Gesellen nicht das „rechte Buch“ d. h. also nicht alle Bestimmungen der Ordnung in die Hand geben, sondern dieses für „Berufungen“ bewahren wolle. So wenig man also wußte, wie die Fürsten die Neuerung aufnehmen würden, so wenig war man geneigt, diesen Einblick in die eigenen Verhältnisse zu geben. Es wurde die Ordnung der Hütte als ein Teil ihres Geheimnisses betrachtet.

Es ist uns eine Hüttenordnung der Erfurter Steinmetzen von 1423 erhalten, die von einem allgemeinen Verbande nichts weiß, sondern ihre Verhältnisse unbekümmert um das, was sonst für Herkommen galt, in ihrer Weise ordnete. Eine zweite, etwa von 1500 stammende, zeigt die Verhältnisse keineswegs geändert, obgleich Thüringen den Hüttentag in Torgau beschickt hatte und obgleich der

Erfurter Dommeister Hans Phawe von Straßburg 1464 die Straßburger Ordnung unterschrieb. So wenig also die mitteldeutschen Meister in ihrer Gesamtheit die Straßburger Ordnung annahmen, so wenig dürften auch die Steinmetzen der einzelnen Lande geneigt gewesen sein, der Torgauer Neuerung allseitig beizupflichten. Die Verhältnisse gestalteten sich sichtlich auch in diesem Gebiete nicht so klar, wie die Schwärmer für das Mittelalter annehmen, welche zu glauben scheinen, es habe wirklich dort Ordnung geherrscht, wo eine „Ordnung" aufgerichtet wurde. Durch diesen Irrtum ist man meines Ermessens zu einer starken Ueberschätzung des Wertes der Hüttenverbände gelangt.

Die Sachlage ist wohl eine andere als gemeinhin dargestellt wird. Man empfand im Oberland, namentlich am Rhein, daß das Steinmetzenhandwerk dem Verfall entgegengehe. Man klagte über Zwietrachten, Mißhelle, Kummer, Kosten und Schaden, die durch unordentliche Handlung unter den Meistern beschwerlich geworden seien. Das alte, gute Herkommen und die Gewohnheit, welche die Altvordern und Liebhaber des Handwerks vor alten Zeiten in guter Meinung gehandhabt und hergebracht hatten, waren um ihre Macht gekommen. Daher traten eine Anzahl Meister „kapitelweise" zusammen, um das Herkommen zu erneuern und zu erläutern. Sie setzten eine Ordnung auf, an der zu halten sie sich feierlich gelobten.

Wäre die Ordnung nicht eine Neuerung gewesen, so würden die Meister sich sicher mehr auf die früher giltige als auf das in Schwanken geratene Herkommen berufen haben, würden sie nicht alsbald erklären, daß sie bereit seien, von den aufgerichteten Artikeln jene, welche zu schwer und hart ausgefallen seien, zu mildern nach der Ansicht der Mehrzahl und nach des Landes und der Zeit Notdurft. Dann hätten sie auch nicht gesagt, nur der solle verpflichtet sein, die Ordnung zu halten, der mit gutem Willen „in sie will". Nur solchen gegenüber solle die Ordnung auch Macht haben, zu strafen. Es war also nicht die Ordnung die Fortbildung eines bestehenden, für alle Steinmetzen giltigen Gesetzes, sondern ein wahrscheinlich erster Versuch, Uebelstände durch eine größere Einigung zu beseitigen.

Am 25. April 1459 fand in Regensburg der erste große Hüttentag statt, von dem wir Kunde haben. Hier wurde jene

Ordnung beschlossen, welche den in Torgau Versammelten drei Jahre später zur Beratung zuging. Wir wissen nicht, wie viel fremde „Meister Steinmetzen" in Regensburg beisammen waren. Das Domkapitel zahlte laut erhaltener Rechnung 3 Schock 6 Groschen für 12 Kannen Wein, den Kopf Welschen Wein zu 14, den Frankenwein zu 6 Pfennige. Es müßten also etwa 225 Kopf getrunken worden sein. Ich kenne nun den Durst der Steinmetzen jener Zeit nicht. Die bayrische Kanne mißt etwa 1,7 Liter. Also werden den Steinmetzen 20 Liter Wein bewilligt worden sein.

Die Ordnung unterschrieben 19 Meister; an ihrer Spitze stand Jost Dotzinger von Worms, der Meister des Straßburger Domes; als zweiter wird genannt Lorenz Spening, Meister des Steffans-Domes zu Wien. Vertreten waren zwar sehr tüchtige Künstler, jedoch nur solche aus Schwaben, Franken, Bayern, vom Oberrhein, der Schweiz und aus den Oesterreichischen Erblanden. Es fehlte das ganze Gebiet nördlich der Mosel, des Spessarts und des Thüringer Waldes. Unter den 25 Gesellen waren anscheinend Nikolaus von Ockel (Ackhl, Aachen?) und Sebastian Nyderländer die einzigen Norddeutschen.

Die Einigkeit, mit welcher die süddeutschen Meister in Regensburg auftraten, war das Ergebnis von Besprechungen, welche vorher in Speyer und Straßburg stattgefunden hatte. Eine weitere Versammlung folgte zur endlichen Feststellung der Beschlüsse von Regensburg in Speyer am 9. April 1464. Inzwischen sendete man die neue beschlossene Ordnung zur Eintragung von Hütte zu Hütte. In den Jahren 1465—1472 folgte noch eine Reihe von Einzeichnungen, welche geographisch über den Kreis der früheren hinausgingen.

4. Hüttengebiete.

Wenn man eine Ordnung haben wollte, bedurfte man auch einer Behörde, die sie handhabe. Man wählte auf dem Regensburger Tage Jost Dotzinger zum obersten Richter. Ein Nachtrag sagt, Lorenz Spening von Wien soll auch zu Wien in dem Lande oberster Richter sein. Ein Richter für Köln wird nicht gewählt, wohl weil die Vertreter hierfür nicht anwesend waren. Der Nachtrag,

daß Meister Konrad von Köln und seine Nachkommen dieses Amt einnehmen solle, ist, wie die Wahl des Steffen Hurder von Bern als Meister für die Schweiz, anscheinend später hinzugefügt, obgleich Hurder zur Stelle war. Es klingt durch die ganze Anordnung des Textes der Versuch durch, Straßburg über die andern Städte zu stellen. Dies ist beachtenswert, weil Straßburg den Mittelpunkt einer ganz bestimmten Schule bildet.

Jodocus Dotzinger war seit 1452 Werkmeister des Straßburger Münsters[27]) und als solcher Nachfolger des Mattheus von Ensingen, der etliche Bauten am Münster angefangen hatte, gleichzeitig aber am Ulmer Dom baute und, da ihm nicht erlaubt wurde, zwischen beiden Städten ab und zu zu reiten, das Straßburger Werk aufgeben mußte. Nun ist Dotzinger keineswegs ein Meister ersten Ranges gewesen. Es waren schwerlich rein persönliche Verdienste, welche Jobst die höchste Stelle unter den Steinmetzen einbrachte. Wohl aber waren es, neben dem hohen Ruhm des von ihm geleiteten Baues, freundschaftliche Verbindungen, die dabei mitsprachen. Hans von Landshut, der Mitunterzeichner der Regensburger Beschlüsse, war z. B. Jobsts Genosse von Jugend auf. Er wurde 1494—1509 Dommeister, nachdem er sich in Bayern einen bedeutenden Namen gemacht hatte. Sein Werk, die Laurentiuskapelle am Dom zu Straßburg, zeigt vollkommen die spielend reiche Architektur, welche die Steinmetzen von den Bildschnitzern erlernt hatten und bei der sich schon Fialen und Gesimse neigen und beugen, als seien sie schwankende Halme und Rohr. Ein dritter Meister war Vincenz von Konstanz. Das war der Sohn des Matthäus Ensinger, der 1463 gestorben war. Er leitete 1459 bis gegen 1484 den Münsterbau zu Konstanz. Meister Hans von Eßlingen gehörte einer anderen Steinmetzenfamilie an, er war ein Böblinger; die Ensinger und Böblinger aber wechselten an den südwestdeutschen Bauten sich gegenseitig ab, sie bildeten eine reine Dynastie. Steffan von Salzburg gehörte unter die Krumauer Meister, welche allem Anschein nach von den Pragern abstammten und in Wien zur Bedeutung gelangt waren — er baute die prächtige Kirche zu Braunau in Oberösterreich. Es ließen sich die Beziehungen unter den Unterschreibenden fortspinnen, so mangelhaft auch unsere Kenntnis jener Zeit ist. Wir sehen aber eines! Es war ein ganz

netter Rattenkönig von Freundschaft und Vetterschaft zwischen einigen leitenden Sippschaften in Regensburg beisammen, der sich um den Straßburger Dom gruppierte und die wichtigsten Bauhütten sich unterthan zu machen suchte. Dies gelang den Hauptfamilien auch in Schwaben in einer Weise, daß neben deren Mitgliedern kaum ein anderer Meister an den großen Bauten zu leitender Wirksamkeit gelangte.

Sichtlich traute man aber von Haus aus nicht der an die Haupthütten neu verliehenen Gewalt. Von vorn herein beugte man sich den politischen Notwendigkeiten. Man schuf nicht einen Mittelpunkt, wie die leitenden Köpfe wohl gewollt hatten, sondern deren vier. Straßburgs Machtbezirk wurde beschnitten durch die staatliche Sonderung gewisser Teile. Die österreichischen Erblande hielten sich zurück, sie bildeten ihre eigene Provinz. Die Eidgenossen, welche zur Kirchenprovinz Besançon gehörten, hatten damals gerade ihren Strauß mit Kaiser Maximilian, der sie völlig vom Reich trennte. Köln hatte das alte Vorrecht für den Niederrhein. Was aber sonst zur Kirchenprovinz Mainz gehörte, sprach sich Straßburg zu. Ja selbst auf das Erzbistum Magdeburg erstreckte es seine Wünsche, denn auch Thüringen und Sachsen, Meißen, Frankfurt und Hessen sollten nach Regensburger Ordnung der Haupthütte Straßburg unterstehen. Wirklich erfolgte eine ganze Reihe von Einzeichnungen in diesen Gebieten. Aber die 1462 in Torgau versammelten Meister dachten nicht daran, sich Straßburg unterzuordnen. Sie gründeten eine eigene Brüderschaft, wie es scheint ohne feste Haupthütte. Auch hier sprengten die politischen Verhältnisse den Plan der Straßburger. Kurfürst Friedrich der Sanftmütige gab 1464 eine eigene Ordnung heraus, die sich freilich nur auf die Arbeits- und Lohnverhältnisse bezog. Aber er faßte doch die Frage als eine landesrechtliche auf und dürfte mit seinen Meistern darin einverstanden gewesen sein, daß sie sich nicht an den Tagen im Oberland zu beteiligen hätten. Ebensowenig that dies Matthis Roritzer, der Dommeister von Regensburg, obgleich unter dem Schatten seines Domes die begründende Versammlung getagt hatte. Als die Passauer Hütte 1473 Meister Hans Phawe aus Erfurt vor ihren Stuhl forderte, erklärte der Erfurter Rat, er sei des Werkmeisters mächtig und bereit,

Klagen gegen ihn anzunehmen, niemand anders dürfe ihn nach den Rechten der Stadt vor seinen Richterstuhl fordern.

Es würde auffallend sein, wenn dem nicht so wäre. Auch unter den Steinmetzen des Reiches gabs Irrungen und Späne im 15. Jahrhundert in Menge. Die alte gute Zeit war auch in die Hütten nicht zurückzubringen. Auch diese waren morsch und verfielen in sich. Die Ordnungen vermochten den Zusammenbruch nicht aufzuhalten.

5. Die Hüttengeheimnisse.

Seitdem die Klosterbrüder selbst nicht mehr bauten, wie sie es im frühen Mittelalter gethan, war die Kunst der Architekten Laienhänden zugefallen. Es war dies in einer Zeit, in welcher eine völlige Umgestaltung des Bausystems durch die Einführung der Gothik sich vollzog. Jene Meister und Gesellen, welche die Bauherren eines Domes damals berufen mußten, sahen ihren Vorteil darin, daß die Lehre ihrer Baukunst nicht Gemeingut werde. Ganz entsprechend dem mittelalterlichen Geiste umhüllten sie ihr Können und ihr Wissen mit dem Schleier des Geheimnisses, das sie nur jenen übertrugen, welche ihrer Genossenschaft sich dauernd anschlossen. Soweit man die Namen der Baumeister verfolgen kann, liebte man es, die Kunst den eigenen Kindern vor allem anzuvertrauen. Meister Erwins, des berühmtesten Werkmannes von Straßburg, Söhne und Enkel waren Steinmetzen. Es blieb die Regel, daß die Söhne der Lehre des Vaters folgten. Zogen sie doch mit diesen von Bau zu Bau, wenn es hier und da zu arbeiten gab, bildete sich doch eine Genossenschaft von selbst, so lange die Zahl der tüchtigen, kunstverständigen Steinmetzen gering und die der baulustigen Herren und Konvente groß war. Aber mit der Zeit breitete sich das Wissen aus. Das Geheimnis konnte nicht vollkommen gewahrt bleiben, die Zahl der Eingeweihten mehrte sich in steigender Progression. Die Hütten wurden zahlreicher, sie begannen in den Städten, in denen es viel zu thun gab, angesessen zu werden, sich zu einer Innung auszubilden. Aber das Wandern erhielt sich. Die Steinmetzgesellen zogen zu ihrer Ausbildung hin und her, stolze Künstler, die sich für besser

hielten als alle andern Handwerker. War doch die Architektur die leitende Kunst der Zeit; konnten sie doch dereinst berufen werden, einen jener mächtigen Dome zu errichten, welche uns noch heute mit Staunen erfüllen; ists nicht ein geheimnisvolles Ding, daß ein kleiner Mensch so gewaltige Bauwerke erdenken kann, wie die Dome des Mittelalters? Die Wandernden hielten aber zusammen, wenn sie sich trafen, sie hatten in Rede und Gegenrede besondere Begrüßungsformen, an denen sie sich erkannten, sie hatten bedeutungsreiche Gebräuche, die der Lehrling auf der Hütte gelernt hatte, und deren Beobachtung ihn als ehrlichen Steinmetz bekundeten, sie hatten eine weitverbreitete Kenntnis der Vorgänge im Bauwesen, der Meister hier und dort, wie denn Wandernde sich nichts Besseres wissen, als ihre Kenntnis von Dingen und Menschen unter sich auszutauschen.

So bestand eine Verbindung unter den Steinmetzen, wie etwa unter den fahrenden Schülern. Sie hatten kein geschriebenes Gesetz, keine Obrigkeit, die die Einhaltung des Herkommens überwachte, keine hemmenden Bestimmungen, sondern jenes freie Künstlerdasein, aus dem das Große sich gestaltet.

Aber die Zeiten änderten sich. Der Wettbewerb begann Meister und Gesellen zu schädigen. Die Ueberzahl der Wissenden mußte dem Einzelnen erwünscht erscheinen lassen, mehr als andere zu vermögen. Das war einerseits möglich durch die Steigerung der Leistung in den Meisterfamilien. Aus der schlicht großen Kunst verstieg man sich zur Künstelei, die Konstruktion der Formen wurde mathematischer, gelehrter, das Wissen begann die Baukunst einseitig zu beeinflussen; und das Wissen, das Vorwiegen des Verstandesmäßigen, das Zurückdrängen der künstlerischen Unbefangenheit — das waren stets die verderblichsten Feinde der Kunst. Andererseits versuchten allem Anscheine nach jene Familien sich unter sich abzuschließen. Es bildete sich eine Sonderstellung vornehmerer Steinmetzen heraus, welche die Lehren kannten, nach welchen man große Dome baute. „Meister, die köstliche Bäue und Werke können und machen, da sie drauf gefreit sind und keinem Handwerk dienen, sie wollen es denn gern thun“, also Meister, die sich über die Hütten und das Handwerk erhoben und nur freiwillig sich ihm anschlossen.

Und dann gab es auch wieder viele Gesellen, die nicht eingeweiht waren in die letzten und feinsten Geheimnisse der Kunst, denen Kirchen und Städte aber doch zum Aerger der besser Unterichteten Bauten auftrugen. Es war eben ein schlimmes Ding, daß man noch zu der Zeit, in welcher ein Bramante und Rafael bauten, in Deutschland die Meister großer Dome in einen Stand mit den Handwerkern zusammenpferchen wollte. Damit hemmte man die freie Entfaltung des Könnens. Dürer wußte in seiner Kunst von dieser zünftigen Auffassung des Schaffens Trauriges zu erzählen. Die großen Dommeister aber gaben sich dazu her, die Baukunst durch Hüttengerechtsame regeln zu wollen. Sie mußten sich hier in eine Reihe mit den minder Befähigten stellen, denn all ihre Gesetze gehen auf die Beschränkung, auf die Hemmung der Individualität hinaus. Man muß in der zweiten Regensburger Ordnung von 1514 oder in der Erfurter von 1588 nachlesen, wie gering die Anforderungen waren, die man an einen Steinmetzmeister zu jener Zeit stellte. Die Erfurter Ordnung von 1423 kennt überhaupt keinerlei Prüfung, jene von Torgau begnügte sich damit, daß der junge Steinmetz zwei Meister als Zeugen seiner Tüchtigkeit aufzuführen habe. Es ist also ein Irrtum, zu glauben, im Mittelalter habe ein Gleichmaß des Könnens bestanden. Die Schwachen wollten vielmehr die Starken nicht aufkommen lassen, und den Starken fehlte der freie Blick, um eine echte, über das Handwerk sich erhebende Künstlerschaft zu erstreben, wie sie die Meister noch des 14. Jahrhunderts infolge der Seltenheit ihres Wissens und Könnens, oder früher die bauenden Geistlichen besessen hatten. Nicht die Hüttengemeinschaft mit ihrem Verbietungsrecht und ihren Streiten machte die Architektur des Mittelalters groß, sondern als der Baukunst der Schwung genommen war, blühte das Hüttenwesen; und als die Gothik zusammenbrach, erreichte dieses seine höchste Ausbildung. Es ist, soweit bisher nachweisbar, lediglich eine Schöpfung jenes 15. Jahrhunderts, welches die Schwärmer für die Gothik und ihre Brüderschaften als „Verfall" zu bezeichnen lieben.

Die Uebelstände, welche die Hütte beseitigen sollte, waren verschiedener Art. Je schwieriger und verwickelter die Aufgaben der Spätgothik wurden, desto mehr mußten die Dommeister darauf

sehen, gute Gesellen heranzubilden. Man kam zu einer immer längeren Ausdehnung der Lehrzeit, zur Erschwerung des Eintritts in die Hütte, zu Ausschließungen nicht zunftmäßig Vorgebildeter. Schon war im 15. Jahrhundert am Oberrhein die fünfjährige Lehrzeit im Gebrauch. Dazu kam die Wanderzeit. Je mehr man aber den Eintritt zu den Hütten erschwerte, desto breiter wurde die Menge jener, welche sich außerhalb dieser hielten. Unzweifelhaft entstand nach und nach ein Zwiespalt zwischen den großen Domhütten und den städtischen Meistern, der sich in vereinzelten Streitigkeiten und Versöhnungen nachweisen läßt.

Der Hüttengeselle führte mit Stolz sein „Zeichen". In neuerer Zeit hat man diesen Steinmetzzeichen mit Recht große Aufmerksamkeit zugewendet. Man hat ihre Entstehung folgendermaßen erklärt: Wie die Konstruktion der gothischen Bauformen auf der Durchdringung gewisser geometrischer Figuren sich aufbaut, so hatte man in den Hütten geometrische Grundgestalten gebildet aus Kreis, Viereck, Dreieck, Dreizack und Achteck, denen man eine symbolische Bedeutung beilegte. Jede Haupthütte bildete die Figuren anders aus. Wurde nun ein Geselle freigesprochen, so gab man ihm einen Teil dieser Figur, einige geometrische Linien, als Zeichen. „Man nahm" das Zeichen „aus dem Grunde", wie der technische Ausdruck lautet. Dann wurde das Zeichen in das Brüderbuch eingetragen. Jeder, der nun die Grundfiguren, die „Schlüssel" der verschiedenen Hütten kannte, vermochte aus dem Zeichen zu erkennen, woher dasselbe stamme. Es war also dieses nicht nur dazu da, jeden einzelnen vom Gesellen behauenen Stein für die Lohnabrechnung anzumerken, sondern hatte auch den Zweck einer Künstlerinschrift an demselben. Der Meister brachte sein Zeichen an gewissen Stellen am Bau oft in einem Wappenschilde an, wie er es auch als Siegel führte. Es war also das Ehrenschild des Steinmetzen.

Diese Darstellung der Entstehung der Zeichen hat sehr viel Wahrscheinliches für sich, wenn man sie auf das 14. und 15. Jahrhundert und die Folgezeit beschränkt. Erst mit der Vorliebe für geometrische Spielereien in der Spätgothik dürfte der „Schlüssel" sich gebildet haben. Die älteren Zeichen sind unverkennbar teils Buchstaben, teils sogar Darstellungen verschiedener Gegenstände, teils so einfach, daß sie sich oft wiederholen. Wenn

sich aber an einzelnen alten Bauten des Mittelalters, welche im Stil und der Entstehungszeit nahe zusammengehören mehrere ganz gleiche Zeichen finden, wie ich sie in der Zeit der Frühgothik in Sachsen nachzuweisen vermag —, so zeigt sich, daß schon damals in den wandernden Hüttengemeinschaften das Zeichen den Gesellen angiebt, der den Stein behaute; ohne daß man freilich dabei zu glauben hat, es sei seine Absicht gewesen sich von einem weiteren Kreise von Fachgenossen durch sein Zeichen zu unterscheiden. Erst infolge der dichteren Verteilung der Laienhütten über ganz Deutschland und namentlich erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts beginnen die Zeichen Formen anzunehmen, welche aus dem Grund genommen sein müssen.

Wie der „Schlüssel“ der Hütte, so waren deren geometrischen Künste überhaupt „Geheimnis“. Es ist uns das Vermächtnis eines rheinischen Steinmetzen an seinen Sohn erhalten [28]), in welchem dieser sein Wissen auf jenen zu übertragen strebt. Vergeblich suchen wir hierin tiefsinnige Offenbarungen. Was er zu lehren bemüht war, deckt sich mit dem, was wir heute Konstruktionskunde nennen würden. Wie man für jeden Fall die rechte Mauerstärke finde, wie man ein Gewölbe aufzureißen habe und dergleichen, — das sind die Kenntnisse, welche der Wissende vor Anderen voraus hatte. Wer die Baugeschichte der Zeit nach dem dreißigjährigen Krieg, des Verfalles der Hütten und ihres Wissens kennt, der weiß, wie viel Unfälle, ja Einstürze von Kirchen und Palästen die Folge der zurückgekommenen technischen Bildung waren und schätzt die baupraktische Lehre der Hütten nach ihrem rechten Wert. Keinesfalls sahen die Meister, welche sich zu den Ordnungen zusammenthaten, ihre Aufgabe darin, die Kunst des Bauens weiten Kreisen zu lehren. Es ist eine der großen Errungenschaften des Humanismus und der Renaissance, daß sie das Wissen einzelnen Genossenschaften entriß und es auf den Markt des Lebens brachten. „Es soll kein Werkmann, noch Meister, noch Polier, noch Geselle Niemanden, wie der auch genannt sei, der nicht unseres Handwerkes ist, aus keinem Auszuge unterweisen aus dem Grunde zu nehmen...“ heißt es in der Regensburger Ordnung. Und dann ferner wird Jedem, der nicht wisse aus dem Grunde zu nehmen und keinem Werkmann „um

Steinwerk gedient hat", d. h. der nicht als Steinmetz gelernt hat, noch der Hütte „Förderung gebraucht" hat, d. h. in der Hütte gearbeitet hat, verboten, sich „der Stücke", also der Haustein-Arbeit, „anzunehmen". Dieses Verbot wurde damit begründet, daß sonst die Bauherren leicht in Kosten kämen durch solche „unwissenen" Meister. Den Gesellen ward verboten bei solchen Meistern zu arbeiten. Auch sollte der Meister den Gesellen nicht um Geld etwas, was das Steinwerk betrifft, lehren, sondern die Lehre sollen sie „um des Gesellen willen" oder „ein Stück um das Andere" erteilen. Aus alledem geht hervor, daß man es keineswegs gern sah, wenn die Kunde von den Gesetzen der Baukunst sich zu weit verbreitete, daß vielmehr die Regensburger Ordnung nach dieser Richtung dem Grundgedanken der Abschließung diente, daß also Mathäus Roritzer, der Meister von Regensburg und Hans Schmuttermayer sich gegen die Hüttenordnung vergingen, als sie ihre mittelalterlichen Lehrbücher der Gothik zu Nutz und Frommen aller Baulustigen herausgaben.

6. Die Durchführung der Hüttenordnung.

Die Durchführung der Ordnung stieß natürlich auf zahlreiche Schwierigkeiten. Gesetz wäre sie erst geworden, wenn der Reichstag sie angenommen und die Reichsstände sie in ihren Landen verkündet hätten. An einen solchen Weg dachten die Hüttenmeister nicht. Ihnen war ein noch im 18. Jahrhundert vielfach von den Handwerkern angewendetes Strafmittel gegeben, der Verruf. Um diesem zu entgehen, ertrugen die Meister gern schwere Strafen. Der Verruf eines Meisters brachte nach sich, daß kein Geselle bei ihm arbeitete, und daß, wer es doch that, selbst nicht mehr auf anderen Hütten geduldet wurde. Die Macht dieses Kampfmittels war eine große. Man war auch bemüht, alle Vergehen, welche „Steinwerk" betrafen, und womöglich alle anderen auch, welche nicht dem öffentlichen Gericht unterstanden, in der Hütte zu richten, so einen Staat im Staate zu bilden, wie dies das Bestreben fast aller Einigungen jener Zeit war. Die öffentlichen Gewalten mußten es zwar gern sehen, wenn die Hütten für Eintracht, Sittlichkeit, tüchtige Ausbildung unter den Ihrigen sorgten, mußten

aber jede Ueberschreitung des Rechtsgebietes bekämpfen. Die Grenze, wo die Anmaßung der Hüttenmeister der staatlichen Rechtspflege gegenüber beginnt, brachte diese in Streit mit den Landesherren. Wiederholt haben die Akten uns von solchen Vorgängen berichtet.

Das zeigte sich auch schon bei dem zweiten wichtigen Erfolge, welche die Straßburger Hütte erlangte, bei der Bestätigung ihrer Ordnung durch Kaiser Maximilian I. am 3. Oktober 1498. Der Kaiser war den Hütten herzlich zugethan. Denn wie er bestrebt war, die Summe der Kenntnisse seiner Zeit in sich aufzunehmen, so hatte er sich auch den Steinmetzen „aggregieren" lassen. Er war in ihre Geheimnisse eingeweiht. Aber trotzdem war er nicht eben geneigt, allen Wünschen der Straßburger gerecht zu werden.

Vor der Bestätigung wurden zu Basel 1497 und Straßburg 1498 Tage abgehalten, in denen abgestellt werden sollte, was in der Ordnung von 1459 zu hart gewesen sei und die Brüderschaft gehindert habe. Man erkannte also den Mißerfolg an und hoffte von einer „verminderten" Ordnung bessere Erfolge, wenigstens im eidgenössischen und im straßburger Gebiet. Das erstere versagte, wie es scheint, gänzlich — wir wissen wenigstens nichts davon, wie es sich zur Bestätigung verhielt.

Was aber „minderten" die Straßburger, welches waren die Punkte, welchen sie ihren Mißerfolg zuschrieben?

Zunächst stellten sie die Grenzen ihres Gebietes neu fest. Die Bestätigung bezieht sich nur auf den Oberrhein, auf Schwaben und Franken, nicht mehr auf Sachsen, Meißen, Thüringen u. s. w. Es wird also ausdrücklich das Gebiet des Torgauer Steinmetztages frei gegeben. Aehnliche Tage mochten an anderen Orten, namentlich auch in Hessen stattgefunden haben. Der Kaiser dachte nicht daran, die Steinmetzen seiner Erblande unter Straßburg zu stellen, eine Oberherrschaft der Rheinlande hierin anzuerkennen, er dachte auch nicht daran, der Ordnung Gesetzeskraft zu geben, sondern überließ es den Meistern sich für ihre Satzungen die Hütten willig zu machen.

Zweitens stellt die Ordnung den Hüttenmitgliedern nun nicht mehr frei, in die Brüderschaft einzutreten, sondern fordert schon, jeder Steinmetz solle „gebrudert" sein, „der anders sich Steinwerkes

gebrauchen will.“ Es handelt sich in diesen beiden Fällen also darum, die Grenzen des Wirkungsgebietes zu beschränken, in diesem aber die Macht und das Verbietungsrecht um so stärker auszuüben.

Dagegen gab man den Satz auf, daß die Meister auch Streitsachen „die Steinwerk nicht berühren“ nirgends anders als in den Hütten erledigen sollten. Hierin erkennt man die Hand des Kaisers, welcher die Uebergehung der ordentlichen Gerichte nicht billigen konnte.

Alle inneren Fragen der Hütten, die nicht auf die Beziehungen derselben zum Bauherrn oder zum Staate Einfluß haben, wurden in der Bestätigung thunlichst fortgelassen. Nur in einer dieser Fragen sieht man die Absicht, vermittelnd einzugreifen.

Im Meißnischen und in den umliegenden Landen bestand eine vierjährige Lehrzeit, am Rhein eine fünfjährige. Es gab nun allerhand Streitigkeiten, ob jene minder lang ausgebildeten Gesellen für voll anzusehen seien. Nun setzt die Bestätigung fest, daß die Vierjährigen auf den Hütten der Fünfjährigen gefördert werden sollen, daß diese aber eine Strafe von 2 fl „in den Gottesdienst“ zu zahlen hätten. Der Lohn eines Gesellen betrug damals 8—14 Groschen in der Woche. Also sollten sie den Lohn von 4—6 Wochen fahren lassen, um die Lücke ihrer Ausbildung damit auszufüllen.

Sehr beachtenswert sind die Bestimmungen religiöser Art. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Kirchenbaumeister dem Gottesdienste nahe standen. Die Steinmetzen verehrten in den vier gekrönten Märtyrern ihre eigenen Heiligen. Die Torgauer bestimmten eine ganze Reihe von Messen, welche die Steinmetzen halten zu lassen hätten. Die Ordnung von 1459 thut den in Verruf, der nicht alle Jahre die heiligen Sakramente empfängt und christliche Ordnung hält. Vom Gesellen wird die jährliche Beichte gefordert Diese Forderungen fielen in der kaiserlichen Bestätigung von 1498 fort. In Erfurt forderte die Ordnung von 1423 zwar oft Wachs als Strafgeld, mithin Mittel zur Feier der Messe, jene von 1510 aber bestimmt unter Strafe, daß an Petri Stuhlfeier und am Tage der vier gekrönten Märtyrer nicht gearbeitet werden dürfe. Für erstere Zeit war die Unter-

ordnung unter die kirchlichen Feste selbstverständlich, später nicht. Dafür traf eine Bestätigung des Papstes für die Ordnung ein. Man hat viel von alten Bullen gefabelt, durch welche die Oberherrschaft Straßburgs schon im 13. Jahrhundert festgestellt worden sei. Aber jetzt steht so gut wie sicher fest, daß Alexander VI. der erste war, welcher dem Beispiele Kaiser Maximilians folgend, am 16. September 1502 durch Erzbischof Raimund von Gurk die Ordnung bestätigen ließ, dem dann im Januar 1517 Leo X. folgte. —

7. Meister Arnold und der Profanbau.

Es ist gewiß kein Zufall, daß uns aus der älteren Zeit Namen von Steinmetzen aus Sachsen durch Inschriften oder Chroniken so gut wie gar nicht genannt sind. Ja selbst die älteren Bauwerke entbehren fast ganz der Zeichen. Nun erst, seit dem Torgauer Tage, treten die Bauarbeiter mit mehr Selbstgefühl auf, zeigt sich ein Ruhmsinn unter den Künstlern, der auf eine Erhaltung ihres Namens dringt, der ihre Persönlichkeit mehr und mehr in den Vordergrund treten läßt. Wir werden diese Zeugnisse des neuerwachten Individualismus noch des näheren betrachten müssen. Glänzend äußert sich sein Wirken an dem Meister des neuen Schlosses auf der Albrechtsburg, des ersten Steinmetzennamen, den uns die ältere Geschichtsschreibung Meißens überhaupt erhielt.

Arnold hieß der Meister, er stammte aus Westphalen und wurde zu Pfingsten 1471 als Baumeister für alle fürstlichen Bauten bestellt. Eine nicht sichere Vermutung läßt annehmen, daß er vorher in Dresden thätig gewesen sei. Ich habe in Westphalen keine Anknüpfung dafür finden können, daß er seine Eigenart von dort entlehnt habe. Aber es ist immerhin von Bedeutung, daß er aus dem Lande kam, in welchem die Vertiefung des religiösen Lebens, die aus derselben hervorgehende freiere kirchliche Auffassung und die litterarische Durchbildung in Deutschland damals die größten Fortschritte gemacht hatte. Arnold war ein geachteter Mann, der sich über die zünftlerischen Kreise erhob, er heiratete Margarete, eine Tochter aus dem altadeligen Geschlechte der Rülcke, er besaß ein Gut in Langenau und ein Haus in

Leipzig. Um Pfingsten 1481, also nach etwa 10jähriger Thätigkeit im Dienste der sächsischen Fürsten, war er gestorben.

Arnold von Westphalen war es also, welcher dem Wunsche der fürstlichen Brüder entsprechend, das Schloß zu Meißen baute. Wir wissen nicht, ob er mit den Torgauer Hütten in Verbindung stand. Die Fürsten werden für die neue Aufgabe wohl nach einem Manne gesucht haben, der mehr war als ein bloßer Handwerker, der sich über die Menge erhob. Ein solcher war zweifellos Meister Arnold, denn sein Bau ist eines der kunstgeschichtlich merkwürdigsten Werke der Zeit. Er wurde lange nicht genug beachtet, weil er nicht eigentlich formvollendet ist. Jedoch nicht die Vollendung allein zeigt den Künstler: die Weite des Wollens, die Größe der Absicht, die Innerlichkeit des künstlerischen Dranges bringt ihn unserer Bewunderung kaum minder nahe, wie die fertige Reife.

Der Grundriß des Schlosses offenbart sich dem Kundigen als ein Werk des ernstesten Ringens. (Vgl. Abb. 2.) Die Grundfläche war gegeben. Noch wagte es Arnold nicht, sich von dem Gedanken der Burg völlig frei zu machen. Die gebrochenen Linien, welche der Felsenabhang gegen Norden darbot, glaubte er festhalten zu müssen. Das Schloß erhebt sich thurmartig über dem Thale, seine einzelnen Fenster sind derart gestellt, daß man die Mauerflächen mit Geschoß bestreichen kann. Anders gestaltete er den Bau schon nach der Hofseite. Hier wird die Grundlinie einfacher, hier sollten große klare Massen wirken. Nur die Treppenthürme beleben die in einem rechten Winkel zu einander stehenden Fronten.

Merkwürdig ist die Raumverteilung im Innern. Wenig Gelasse haben eine regelmäßige Gestalt. Man sieht, wie mühsam es dem Architekten wurde, in die zufällige Grundform des Bauplanes die geforderten Räume zu verteilen, dazu allen jenen Wünschen gerecht zu werden, welche die Bequemlichkeit des Lebens und des Wirtschaftens schon damals stellten. Da fehlt es nicht an verborgenen Ecken und heimlichen Gemächern, an zweckdienlichen Verbindungsgängen und tiefen Fensternischen. Und alles das ist geistreich in einander gefügt, ungleich verwickelter, als es etwa italienische Künstler gemacht hätten, voller Notbehelfe und nur halb verdeckter Unregelmäßigkeiten, das Werk einer halb mühsamen halb sorglosen Planung, ein bemerkenswerter Versuch, eine Lösung

an welcher die aus allen Teilen hervorschauenden, nur halb beseitigten Schwierigkeiten und die an sie gewendete geistige Anstrengung den Fachmann fast ebenso überraschen, wie den unbefangenen Beobachter die fast beabsichtigt erscheinenden Sonderbarkeiten der Planbildung.

Ebenso wie der Grundriß zeigt der Aufriß die merkwürdige Kunstrichtung Meister Arnolds. Zunächst fällt auf, daß namentlich in der äußeren Ansicht und in den sicher von ihm errichteten unteren Bauteilen eigentlich alles das fehlt, was wir als die Merkmale der Gothik kennen. Die Fenster sind nicht im Spitzbogen abgeschlossen, sondern zeigen eine gänzlich willkürliche Form, welche sich in der Zeit des wildesten Barockstiles wieder findet und mit Recht den Namen des Vorhangbogens trägt. Das Maaßwerk ist verschwunden bis auf einige dürftige Linien, welche wie Fangschnüre unter dem Vorhange sich hinziehen. Der Bau hat äußerlich keine Strebepfeiler. Die Mauerflächen sind senkrecht gar nicht, wagrecht aber um so kräftiger geteilt. Von den gothischen Ornamenten fehlt so gut wie Alles: Kein Maßwerk, keine Knaggen, keine Kreuzblumen, keine Fialen! Nur an den steil aufsteigenden Dachausbauten erscheinen fein gezeichnete Kreuzblumen. Ein Werk von besonderem Geiste ist der Treppenturm. Man beachte, dabei, daß sein oberstes Geschoß mit der Spitze neuen Ursprungs ist, daß die Verzierungen in den Brüstungen der drei Hauptgeschosse teilweise nachweisbar erst nach Arnolds Tode eingefügt wurden. Die Treppe ist von rundem Grundriß, dreht sich um eine Spille, welche aus drei schneckenförmig sich frei erhebenden Stützen gebildet ist und entwickelt sich nach außen im Sechseck, so daß an die fast völlig durchbrochene Außenwand sich drei breite Strebepfeiler legen, welche unter sich durch Spitzbogen verbunden in jedem Stockwerke einen Umgang tragen. Dieses geistvoll durchgebildete Werk ist ohne Vorbild in Deutschland. Wenn es gleich Wendeltreppen in großer Zahl gab, so wurde doch erst von Arnold und durch dessen Palastbau diese zu einem künstlerisch durchbildeten, weil vom Bedürfnis geforderten Prunkstücke. Es offenbart sich also auch hier ein Geist, der nicht am Ueberlieferten klebt, sondern selbständiger Entwicklung zustrebt. Mag sich der Meister der innersten Triebkräfte seines Handelns auch nicht bewußt gewesen sein — es wäre ein Irrtum, wollte man ihn auch hierin

über seine aller ästhetischen Grübelei so ferne stehende Zeit erheben — so war er darum doch nicht minder ein Mann der neuen Zeit, der sich mit ganzer Kraft aus dem überkommenen Alten heraus nach eigenartigen Gebilden sehnte, nicht im Geist der Verneinung, sondern in dem thatenfrischen Streben, sein Ich zu neuen Gestaltungen auszuprägen, selbst das zu schaffen, was

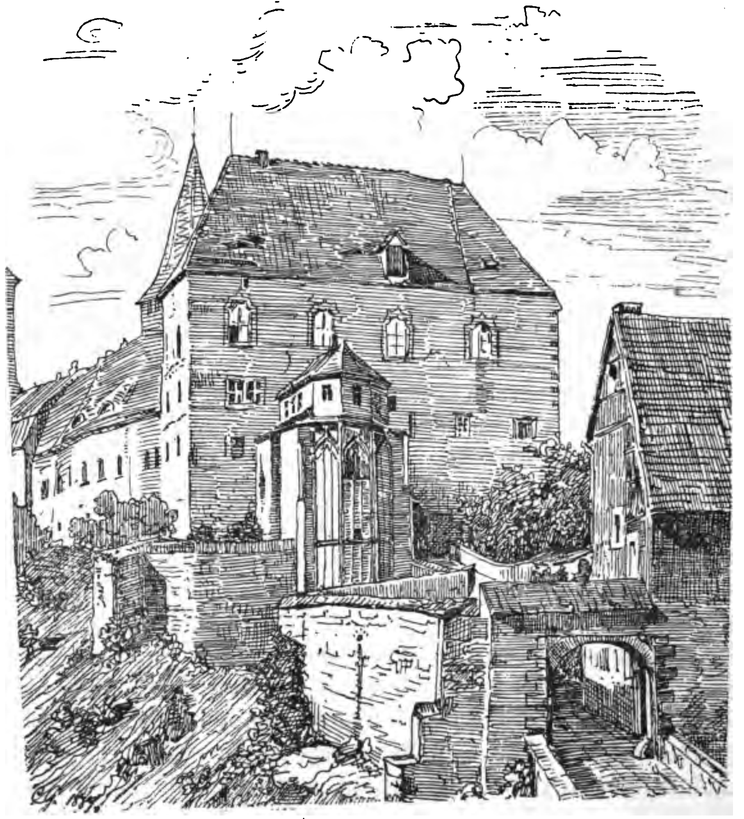


Abbildung 4. Schloß Rochlitz.

der Kunst der Hüttenmeister gebrach: nämlich die Befreiung der Form aus der Ueberlieferung und aus den herkömmlichen und erstorbenen Gesetzen.

Im Innern spricht sich der gleiche Geist aus. Die Netzgewölbe der Spätgothik haben hier besonders willkürliche Form,

die Stützen sind fast überzierlich. Aber bald wird die alte Wölbart über Rippen ganz aufgegeben. An deren Stelle treten scharfe, in Ziegel hergestellte Grate, zwischen denen die Kappen schluchtenartig hoch eingewölbt sind. Dies Gratgewölbe entwickelt sich zu einem erstaunlichen Reichtum, es zeigt sich willig, jedem Raume gerecht zu werden, es entbehrt jener Strenge der Linienführung, welche die Rippen notwendiger Weise haben mußten. Es beherrscht den ganzen zweiten Stock des Baues, es erscheint schon in den kleineren Räumen des ersten, wie des Erdgeschosses. Namentlich in der Kapelle, welche aus vier Seiten des Sechseckes gebildet wurde, derart, daß ein Pfeiler, wie an böhmischen Bauten, in der Achse des Raumes steht. Fünf Säulen bilden einen Umgang um den ebenso anmutigen, aber der Kirchlichkeit im gothischen Sinne entbehrenden Raum. Ich will auf die technischen Eigenschaften des Schlosses nicht weiter eingehen, nur die eigentümliche, kapellenartige Ausbildung der Fensternischen betonen, welche kleine Zimmer zwischen den tiefen Mauerpfleilern bilden; ich will ferner nur darauf hinweisen, daß diese Pfeiler als nach innen gezogene Streben erscheinen und in dem oberen Geschosse regelmäßig stärker gebildet sind, als die sie tragenden, weil dem Meister eine größere Belastung der Streben erwünscht war, je höher der Gewölbdruck einsetzte — kurz, es sei auch nach dieser Richtung darauf hingewiesen, daß in dem Meißner Schlosse ein Geist der Selbständigkeit und des Individualismus herrscht, wie in keinem andern deutschen Werke jener Zeit, daß es ein erstes mächtiges Auftreten der Renaissance ist, ehe die Formen derselben diesseits der Alpen bekannt wurden, ein wunderbares Denkmal dafür, daß die Gothik aus sich selbst heraus neue Formen zu einer Zeit anstrebte, in welcher Italien's Boden seinen Söhnen jene des alten Rom wiedergab, daß sich das Mittelalter aus sich selbst heraus den Garaus zu machen begann, ehe die antiken Gebilde Einfluß gewannen.

Das große Werk des Meißner Schlosses hat Arnolds Kraft nicht völlig mit Beschlag belegt. Er baute auch den Hauptteil des Schlosses Rochsburg, in dem er — verkleinert und bei der Enge des Raumes in die Grenzen der Umfassungsmauern seines Flügels hineingezogen — die Wendeltreppe wiederholte; ferner wahrscheinlich die Kapelle zu Rochlitz, welche im Grundriß einfach

gehalten, in den Aufrißformen den Geist des Meisters aufs neue bekundet. Die stattliche Ausbildung des das Thor überdeckenden Hauptbaues, namentlich das Obergeschoß zeigt wieder dem Palastbau zustrebende Absichten (Abbild. 4). In der Kapelle ist wenigstens den Spitzbogen ihr Recht gelassen und die Strebepfeiler sind in freilich verkümmerter Form erhalten (Abbild. 5). So bildet dieser Bau

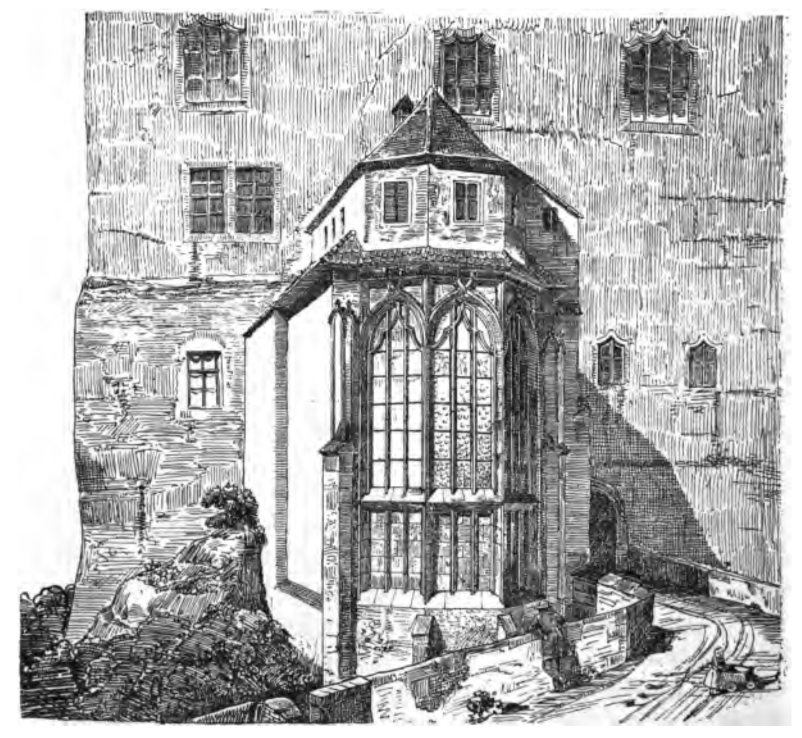


Abbildung 5. Schloß Rochlitz, Kapelle.

ein bemerkenswertes Zwischenglied zur alten Formenbehandlung. Was Arnold sonst an kleineren Schlössern nachweisbar schuf, ist ohne Belang. Auch von seinen eigentlich kirchlichen Bauten wissen wir wenig: An der Stadtkirche von Mittweida hat er wahrscheinlich nur die Wölbung gebaut; die kleine Wolfgangskirche bei Meißen ist in Ausstattung und Abmessung von großer Bescheidenheit, merkwürdig nur durch die enge Verbindung von Chor

und Schiff zu einem saalartigen Raume. Eigenartig sind die Obergeschosse der Türme des Domes zu Meißen durch die Massigkeit des Aufbaues und die fast rohe Willkür in der Behandlung der Ornamente, welche in freier Weise das Maßwerk fortbilden.

Auch in allen diesen Bauten zeigt sich Arnold als ein Mann, der sein Ich künstlerisch zur Darstellung bringen wollte und konnte. Sie unterscheiden sich dem Kundigen ebenso sehr durch die Einfachheit, ja Nüchternheit und Gedankenarmut der Profile, welche fast nur aus an einander gereihten flachen Kehlen bestehen, als durch die kräftige Eigenwilligkeit der Hauptformen. Was er baut ist selten oder nie formvollendet, aber stets eigenartig. Er ist ein Mann des Kampfes, der vordrängenden Selbständigkeit, eine gewaltige Kraft, nicht aber eine in sich beruhigte Künstlernatur. Sein Wollen war größer als sein Können: Wollte er doch das schwerste, was sich je ein Künstler zur Aufgabe gestellt hat: Den Bruch mit der Ueberlieferung und die Geburt, nicht die Wiedergeburt einer neuen Baukunst!

Solche Männer, wie Arnold, sind zu allen Zeiten vereinzelte Erscheinungen gewesen. So wenig wie man ihn bis heute zu würdigen verstand, so wenig mögen seine Zeitgenossen ihrer Mehrzahl nach dies gethan haben, jene Meister, die in der zünftlerischen Regelung das Heil der Künste sahen.

8. Konrad Pfluger und der Kirchenbau.

Unverkennbar ragt unter den Nachfolgern Arnolds der Meister Konrad Pfluger am höchsten hervor.[29]) Urkunden lassen vermuten, daß er 1484 in Graupen in Böhmen arbeitete, 1488 wird sein Name in Wittenberg genannt, 1490 ist er in Görlitz am Bau der Peters- und Paulskirche angestellt, nachdem er vorher in Böhmisch-Eicha gebaut und schon seit 1488 der Stadt Görlitz gedient hatte und wahrscheinlich an der Errichtung des dortigen heiligen Grabes mit Anteil hatte. 1497 baute er Pfeiler und Gewölbe der Peterskirche in Leipzig, 1497 für Kurfürst Friedrich, wahrscheinlich am Schloß zu Wittenberg und der dortigen Schloßkirche, 1498 die Kreuzkirche zu Dresden. Er dürfte also die weltbekannte Thüre geschaffen haben, an die Luther seine

Thesen schlug. Im Jahre 1502 legte Konrad Schwab, wie eine alte Chronik berichtet, den Grundstein zum Thurm der Annaberger Kirche. Es ist wahrscheinlich, daß es heißen sollte: Konrad Schwab, wie es wahrscheinlich ist, daß dieser mit seinem Bruder Hans Schwab 1483 in Meißen, später in Dresden gemeinsam arbeitete und daß Pfluger und Schwab eine Person seien, d. h. daß Pfluger aus Schwaben stammte. 1504 baute Konrad Pfluger in Meißen für den Herzog und für den Bischof, 1506 ging er nach Bautzen. In der Lausitz, in Wittenberg, in Meißen finden wir ihn überall dort, wo es große Aufgaben zu lösen gab. Man wird nicht fehl gehen, wenn man bei den bedeutendsten sächsischen Werken jener Zeit seine Mitwirkung annimmt.

Ihm gehört die reiche Ueberwölbung der Görlitzer Peter- und Paulskirche an. Hier ist das Netzwerk der Albrechtsburg nun schon auf die dreischiffige Halle erstreckt, so daß das gesamte Gewölbe ein Ganzes bildet. Ja gegen Süden ist ein viertes Schiff mit in das Netz der Gewölbe gezogen. Die Säulen sind fast übermäßig schlank gebildet. Weite lichte Räume erschienen dem Architekten als wichtigstes Gebot. Die Maßwerkfenster werden breit und hoch, die Zeichnung derselben wird aber immer mehr durch gerade Linien beeinträchtigt, erscheint phantasielos und trocken. Schon sind an dem Südschiff die Strebepfeiler teilweise in die Kirche hineingezogen, derart, daß sich nicht, wie früher, blos nach außen zwischen denselben einspringende Räume, sondern auch nach innen Nischen befinden.

Es bekommt demnach der Kirchenbau eine neue Grundrißgestaltung, welche keineswegs zufällig ist. Man empfand den Uebelstand, daß die alte gothische Anlage nur im Chor geeignete Plätze zur Aufstellung von Altären bot. Die unter der Predigt der Mönche wachsende Sucht, sich den Himmel zu verdienen, die Gewissensbedrängnis der Menge, der stets erneute Aufruf der Geistlichkeit zu Opfern an die Kirche hatte immer neue Altarstiftungen herbeigeführt. Schon stand in den Kirchen der wohlhabenden Städte und reichen Stifte vor jedem Pfeiler, auch des Langhauses, ein Altar. Dort gehörte er sichtlich nicht hin, das empfand man sehr wohl, aber die Kirche bot keinen geeigneteren Platz. Lästig war die Menge der heiligen Tische, weil sie den

Verkehr im Schiff hinderte. Schon begann die kirchliche Erregung, der Anwachs an Volk in den Städten selbst große Kirchen als nicht geräumig genug erscheinen zu lassen. Man bedurfte mächtiger, einheitlicher Räume für eine Gemeinde, die sich als solche zu fühlen begann. Aber die Altäre entzogen nicht nur der Menge den Platz, den ihr Tisch einnahm, sondern es forderte die Achtung, daß man sich ihnen nicht zu nahe andränge. Die Ueberfülle von Messen, welche die Kirche besaß, bewirkte, daß jederzeit an mehreren Stellen der Kirche das Opfer gebracht wurde. Der Hauptaltar hatte an Bedeutung und damit das Querschiff seinen Zweck verloren. Denn dieses ist der Raum, der die Gemeinde von dem Klerus trennte, welcher im Chore seinen Sitz haben sollte. Nun aber amtshandelte er an einem Dutzend Nebenaltären, war mitten unter das Volk geraten — keineswegs zur Stärkung des religiösen Gefühls, zur Befestigung jener Ansicht, welche Gott selbst im Meßopfer gegenwärtig glaubt.

Die vielen Bruderschaften und kleinen Vereinigungen hatten die Stiftung von Altären besonders betrieben. Jeder wollte in der Kirche sein Kirchlein, für sein Gebet seinen Heiligen, für sich ein Sonderrecht haben. Wer nicht zu einer Bruderschaft gehörte, mochte sehen, wie er mit Gott ins reine kam, ohne besondere Fürsprache. Diese Altarstiftungen sind der Ausfluß der im Sinne der römischen Kirche gehandhabten guten Werke; sie sind stets der Beweis einer starken, kirchlichen Strömung, eines lebhafter erregten katholischen Sinnes. In religiös-friedlichen Zeiten genügen die alten Heiligen, die alten Wallfahrtsorte, die alten Gnadenmittel; erst der Kampf um die Gnade zeitigt neue kirchliche Bedürfnisse.

Solange die Messe an vielen Altären die bevorzugte Form des Gottesdienstes war, störten diese indes noch nicht allzu empfindlich. Ueberall aber, wo es galt, durch das Wort zu überreden und umzustimmen, häretische Meinungen zu entwickeln oder zu bekämpfen, überall dort, wo aus den Bruderschaften und kirchlichen Vereinen sich wieder eine Gemeinde herausbildete, wo die Glaubensfragen vor der Menge umstritten wurden, dort traten die Nebenaltäre dem Gottesdienst in den Weg, dort suchte man sie beiseite zu rücken, große einheitliche Räume zu schaffen. Nicht etwa, um im Sinne von heute dem vorher erwogenen Gedanken

einen künstlerischen Ausdruck zu geben, vollzog sich dieser Wechsel der Kirchengrundrisse — ästhetische Erwägungen lagen jener Zeit völlig fern — sondern das einfache Bedürfnis bildete, wie mir scheint, an verschiedenen Stellen langsam die gleiche Form heraus. Freilich sind die Beweise, welche ich für diese meine Ansicht beibringen kann, nur sprungweise. Aber es wäre wünschenswert, daß die Kunstgeschichte den Grundrißformen mit der Absicht nachginge, sie als Ergebnis der kirchlichen Strömungen zu erklären. Sie würde die Hallenchöre des 13. Jahrhunderts, die Hallenkirchen des 14., die freiere, offenere Raumentfaltung zu allen Zeiten und Orten gepaart finden mit einer freieren wissenschaftlichen Richtung und die dämmernden, lichtarmen, mystisch farbentiefen Kirchen zu aller Zeit nicht als das Ergebnis zufälliger Neigungen der Baumeister, sondern nur als Verkünder der kirchlichen Grundstimmung im Volke erkennen.

9. Die Predigtkirche.

So kam es schon unter dem Einflusse der Albigenser zum Wandel im Kirchengrundrisse[30]), denn diesen südfranzösischen Häretikern war die Kirche nicht wie der katholischen Kirche ein Gotteshaus, sondern nur eine Versammlungsstätte.[31]) Sie verwarfen die Tempel, da Gott nicht in Gebäuden von Holz und Stein wohne, sondern in guten und heiligen Menschen. Für ihre einfachen religiösen Gebräuche genügten schlichte, hallenartige Bethäuser ohne Bilder, Kreuze und Kerzen. Auf dem Tische lag das aufgeschlagene neue Testament. Die Predigt war ihnen der wichtigste Teil des Gottesdienstes und der Predigtsaal daher die richtigste Kirchenform, d. h. ein des Chores, der niederen Seitenschiffe, der verwickelten Grundrißanlage entbehrender, einheitlicher Raum.

Südfrankreich[32]) hatte früh eine entwickelte Wölbkunst gehabt und sich auf einschiffige Kirchen beschränkt, um diese anwenden zu können, solange noch das Wölben über freistehende Stützen den Ausführenden als bedenklich erschien. So deckten sich hier die baukünstlerischen und die die Menge beherrschenden religiösen Bestrebungen. Im Kampf gegen das Albigensertum begannen sich in den von der herrschenden Kirche angelegten Bauten die Altar-

anlagen zu mehren, und zwar geschah dies in scharf erkennbarer Absichtlichkeit alsbald nach der Unterdrückung der Ketzerei, also etwa seit 1230, und unter der geistigen Führung des heiligen Dominikus und des von ihm gestifteten Prediger-Ordens. Es fehlt noch an einer Untersuchung des Einflusses der Dominikaner auf den gesamten Kirchenbau. Ihre eigene Regel gebot ihnen, solche Kirchen zu errichten, die für die Predigt geeignet seien. Denn ihr Orden hatte den Zweck, die häretische Erklärung des Wortes durch die katholische zu verdrängen. St. Dominikus nahm also den Gedanken, daß der Schwerpunkt der geistlichen Thätigkeit in die Predigt zu legen sei, für seinen Orden auf und dieser bildete deshalb auch seine Kirchen in entsprechendem Sinne. Wenn er sich auch später dem Einfluß der mystischen Anschauungen nicht entziehen konnte, so zeigen sich doch anfangs in seinem Heimatlande, Südfrankreich, sehr beachtenswerte Erscheinungen: Die Kirche zu Cavaillon, östlich von Avignon, welche teilweise 1251 geweiht wurde, zeigt eine Erweiterung des älteren Grundrißsystems der schlichten Halle, etwa desjenigen von Le Thor und St. Quentin zu Vaison, nördlich von Avignon. Dieselbe Fortbildung findet sich im Dom von Orange und an St. Jacques zu Béziers. Es sind an diesen Bauwerken die Pfeiler der einschiffigen Saalbauten in das Innere der Kirche hineingezogen, so daß sich zwischen diesen rechtwinklige Kapellen bieten. Der ältere, unter dem Führer der Albigenser, Raimond VI., Grafen von Toulouse (1195—1222), erbaute Dom zu Toulouse verkündet in seiner einfachen Saalanlage schlichten Ernst und evangelische Größe der Gesinnung. Als dagegen die katholische Kirche siegreich in den Dom eingezogen war, setzte sie im stärksten Gegensatz an diesen rechtwinkligen Bau 1272 einen Chor, in welchem das System der Nebenkapellen vollkommen ausgebildet ist, so daß zwar die große, einheitliche Mittelhalle auch dort erhalten bleibt, aber in den schmalen Seitenschiffen und den sich anlehnenden Polygonalkapellen sich jene Grundformen des kämpfenden Katholicismus offenbaren, die wir auch anderweit als ein Merkmal der ecclesia militans erkennen können. Diese verließ hierbei nicht ganz den Boden der von den Gegnern ausgebildeten Predigt- oder Gemeindekirche, den Saalbau, bequemte ihn aber dem Heiligen- und Altardienste an, indem sie Standorte für Altäre an den Saal anfügte. Die Fortbildung

des Grundrisses von Béziers, in welchem zuerst die Seitenkapellen durch Thüren unter sich verbunden sind, und von St. Trinité zu Angers, in dem die Kapellen halbkreisförmig ausgebaut wurden, ergeben in auffälliger Uebereinstimmung das System der Langhäuser des Gesù zu Rom und der St. Michaeliskirche in München wieder, der beiden Hauptkirchen des Jesuitenordens, jener Nachfolger der Dominikaner aus der Zeit des 16. Jahrhunderts. Und dabei ist zu bedenken, daß gerade die Langhäuser der Jesuitenkirchen es waren, welche bald für tausende von Bauten das Vorbild gaben, nämlich der einschiffige Saal mit Kapellen an den Langseiten. Diese Bauten entstanden unter dem Einflusse des Kampfes der katholischen Kirche mit der Häresie, oft gewissermaßen als Missionsbauten in zu erobernden Lande. Die großartigste Entfaltung dieser Kunstrichtung stellt der Dom in Albi[32]) dar, also in jener Stadt, welche der Mittelpunkt der ketzerischen Bewegung gewesen ist. Er wurde 1282 vom Bischof Bernard de Castanet gegründet, jenem Manne, der am eifrigsten Ludwigs IX. Heiligsprechung betrieb, ist also ein Siegesdenkmal über die Ketzerei, wie ja auch Ludwig seinen Heiligenschein im Kampfe gegen diese sich erworben hatte. Der Dom besteht aus einem mächtigen Schiff, welches gegen Osten mit fünf Seiten des Achtecks schließt. Die Pfeiler sind ins Innere gezogen, so daß sich an den Chor 5 sechsseitige, an das Langhaus je 12 rechtwinklige Kapellen, zusammen also an die Halle 29 Kapellen anlegen. Ueber diesen zieht sich eine Empore hin. Es vereinigen sich also hier die Merkmale der katholischen Heiligen- und Meßkirche mit dem Predigtsaal in einer Weise, welche Bewunderung für die Fähigkeit Roms einzuflößen vermag, selbst Feindseliges in sich aufzunehmen und sich zu Nutzen umzubilden.

Das System der einschiffigen Kirchen ist nicht ein zufälliges, sondern bereitete sich langsam vor und blieb noch geraume Zeit in der Languedoc wirksam, ja ging bald nach Spanien über, wo ähnliche Verhältnisse herrschten wie in den Albigenserlanden. Standen doch beide gleich mächtig unter dem Einfluß der übermächtigen, noch lange nach der Eroberung Cataloniens nachwirkenden arabischen Kultur und Wissenschaft, der durch diese bedingten freieren, zur Sektenbildung anregenden Weltanschauung. Sie kam zum Durchbruch an dem Langhause des Domes zu Gerona nahe der

französischen Grenze, wo an die alte, dreischiffige Choranlage ein südfranzösischer Architekt ein einschiffiges Chor anschloß, abgesehen von den Emporen, ganz dem Beispiele von Albi folgend. Auch hier finden sich die Seitenkapellen, die also aus der Mitte des saalartig gestalteten Baues an die Seiten gerückten Nebenaltäre, die Eröffnung des Einblickes in den Chor, d. h. die Heranziehung der Gemeinde zur öffentlichen Opferhandlung. Erst die Spätgothik hat in den Dom jene Chorschranke eingeführt, welche den Klerus von den Laien sondert.

Die deutschen Predigerorden liebten es gleichfalls weitgesprengte Hallen zu bauen, welche große Volksmengen faßten, vermieden den Prunk und blendenden Reichtum, ließen die überflüssige Symbolik bei Seite, verschmähten die reiche Choranlage, den Kapellenkranz und die Querschiffe. Durch die erweiterte Pfeilerstellung gewannen sie Raum und ersparten Material. Ihre Kirchen, im 13. Jahrhundert die größten in Deutschland, machen durch die schlanken übersichtlichen Verhältnisse, durch die lichte freie Wirkung der Durchblicke meist einen günstigen Eindruck.[33])

Die nächste Uebertragung der einschiffigen Grundrißform auf größere Bauten — an kleinen Werken kommt er ja selbstverständlich leichter vor — d. h. also die Betonung des Raumes als einheitliche Halle für eine Volksmenge, eine Gemeinde, treffen wir in England in der auf Wiclif folgenden Zeit, der bekanntlich 1384 starb. Freilich konnten weder dieser Reformator noch die Lollharden Kirchen bauen, angesichts ihres Kampfes gegen den Reichtum des Klerus und der dauernden Verfolgung, welche auf ihnen lastete. Aber der Kampf gegen die Häresie steigerte auch dort die Teilnahme an den Dogmenfragen, welche sich wieder in der saalartigen Ausgestaltung der Kirchen und in der Ueberfülle, jedoch auch im Beiseiteschieben der Kapellen offenbarte. Ein schönes Beispiel der dortigen Bauweise ist Kings Collegs Chapel in Cambridge[34]), deren Grundstein 1446 gelegt wurde, ein mächtiger rechtwinkliger Saal mit zwischen die außen angelehnten Streben eingefügten Nebenkapellen. Es ist dieser Bau der vollkommene Gegensatz zu den englischen Kathedralen mit ihrer mehrfachen Gliederung durch Querschiffe und ihrer vorzugsweise für einen großen Klerus angelegten Planbildung,

mit ihren schmalen Schiffen und gesteigertem Höhenverhältnis, diesem Merkmal nordischer Vertiefung der katholischen Glaubensandacht. Und zwar unterscheiden sich diese Bauten in demselben Maße von einander, wie Wiclifs Ansichten über den Wert der Predigt und der Sakramente von dem der katholischen Kirche. Denn er hielt die Verkündigung des Gotteswortes für das erste und vorzüglichste Werk des Priesters und nannte sie köstlicher als die Sakramente. „Selig sind die, die das Wort Gottes hören und es bewahren!" (Lucas 11, 28).[35]) Es fehlt uns aber leider noch an Vorarbeiten, um den Gang der Kirchbauentwicklung in England völlig klar übersehen zu können.

In Italien[36]) spielten andere Dinge bei der Entwicklung des Kirchengrundrisses in den Zeiten reformatorischen Dranges mit. Während die Kapellenreihen längs der Seitenschiffe dort früh sich geltend machen, verbleiben die Kirchen der Gothik fast ausnahmslos bei der Längenentwicklung, bei der alten Basilikal-Anlage mit Querschiff und gesondertem Chor. Die hier beliebten Centralbauten aber entstanden weit mehr unter dem Einfluß humanistischer als reformatorischer Gedankenverbindungen. Der Uebergang von der Prozessionskirche zum Centralbau vollzog sich an St. Peter unter jenem Papst Julius II., unter dem die italienische Kunst in Rom ihren Gipfelpunkt erreichte und durch einen Meister, Bramante, bei welchem das formale Schönheitsgefühl alle anderen Bedenken niederhielt. Die katholische Kirche, so wie sie ist, vermag im Grunde genommen mit Centralanlagen nicht viel anzufangen. Ihr Gottesdienst führt unmittelbar auf die Basilika. Es ist kein Zufall, daß in der Zeit der katholischen Reform St. Peter zu einem dreischiffigen Langbau umgeschaffen und dem ausgebildeten Heiligenkultus angemessen ausgestaltet wurde. Der Gesù siegte über das Pantheon, der Papst über den Pontifex Maximus!

Die Wiederkehr derselben Baugedanken in verschiedenen Ländern sei hier nur angedeutet. Sie war die Folge religiöser Erwägungen im Volksleben. Das germanisch beeinflußte Mittelalter sah in seiner Blütezeit sein Ideal in schmalschiffigen, hochentwickelten Bauten von thunlichst reicher Grundrißentwicklung. Dadurch ergaben sich reiche Durchblicke, kühnes Anstreben, mystische Beziehungen zu religiösen Dingen, zur Kreuzesform, zu der Anschauung, Gott

wohne räumlich über uns. Diese Kirchen haben alle die scharfe Trennung zwischen Versammlungshaus der Laien und Gotteshaus für den amtshandelnden Klerus. Türme deuten gen Himmel, der formale Reichtum ist groß, entspricht der Opferfreudigkeit einer nach Bethätigung ringenden Frömmigkeit, einer unbefangenen Unterwerfung unter die Sätze der kirchlichen Lehre. Der Kampf um das Dogma aber, die kritische Behandlung der Glaubensfragen, kurz die Geistesfreiheit oder doch Geistesregsamkeit schufen stets weite Hallen, möglichst einfache in sich abgeschlossene Raumgestaltungen.

So war die Anlage jener Kapellenreihen, welche nicht nur in Sachsen, aber dort im hohen Grade, ihre Ausbildung fand, ein Ergebnis der Wandlung im Katholicismus, der übermäßig sich ausbildenden Verehrung der Heiligen. Diese wieder entsprang aus der Glaubensunsicherheit des Volkes, aus dem Bestreben der Gutgesinnten, angesichts des sittlichen Verfalles überhaupt irgend etwas zu thun. Denn die Zweifel, welche hier und da auftauchten, hatten noch nicht die Kraft, das System der herrschenden Kirche zu durchbrechen.

Dem allgemeinen Zuge der nach Erkenntnis ringenden Zeit folgend, hatten sich die Kirchen zu weiten Hallen umgebildet. Diese Umgestaltung war der regen Teilnahme des Volkes am Gottesdienst zu danken, welchem viele jetzt nicht ausschließlich mit hingebender Gläubigkeit, sondern mit jenem prüfenden Anteile folgten, welchen das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit einflößt. Die Hallenkirchen der Gothik fanden in dem Augenblick ihre stärkste Ausbildung, in welchem in Deutschland die Volksmengen durch den Buchdruck aufs neue zu religiösen Schwankungen geführt wurden.

Zwei Arten von Druckwerken lagen den Gebildeten im deutschen Volke am meisten am Herzen. Jene Klassiker der alten Welt, welche man früher nur hier und da in Klosterbibliotheken und auf Hochschulen zu lesen bekommen hatte und die nun in billigen Ausgaben, ja in Uebersetzungen erschienen und mit einer der mystisch durchtränkten Welt doppelt erstaunlichen Klarheit die Kunde brachten von dem Bestehen eines Rechtes, einer Sittlichkeit vor dem Christentum, der Möglichkeit einer von der Kirche unabhängigen Weltordnung, eines in strengere, kältere Formen gebrachten, aber einheitlich wirksamen Staatswesens. — Und

dann die Bibel. Bis zum Jahre 1500 wurde die Vulgata beinahe hundert mal aufgelegt., vor der Lutherischen erschienen vierzehn vollständige Bibelübersetzungen in hochdeutscher und fünf in niederdeutscher Sprache. Tausende von Abzügen müssen ins deutsche Volk gedrungen sein. Das Lesen aber brachte mit sich das Prüfen. Es ist ein anderes, das Gotteswort in der Kirche zu vernehmen oder es daheim auf sich wirken zu lassen. Die Harmlosigkeit gegen die verkündeten Wahrheiten schwand erst bei den Gelehrten, dann in immer weiteren Volkskreisen. Die heilige Schrift, sagt zwar der Herausgeber der Kölner Bibel „ist mit Innigkeit und Ehrfurcht von jedem Christenmenschen zu lesen, aber er soll es unterthänig thun und was er nicht versteht; ungeurteilt lassen.“ Wer jedoch vermag durch wohlmeinenden Rat dem emsig forschenden Geiste Fesseln anzulegen? Junge Wahrheiten wollen ausgähren. Die Bibel und die Klassiker wurden in den Händen der nach Wahrheit Suchenden zu durchaus revolutionären Büchern! „Wir haben jetzt die heilige Schrift selbst in Händen und können selber wissen und auslegen, was zur Seligkeit not und bedürfen nicht dazu Kirche und Papst!“ So sprachen schon zu Zeiten Geilers von Kaisersberg die unruhigen Köpfe. Junges Wissen will sich bethätigen: „Es hebt den niedrig Geborenen zu den Höchsten empor“, sagte selbst Papst Pius II. in der Stiftungsbulle der Basler Universität. Die Buchdruckerkunst gab den Humanisten in den Klassikern der Alten die Waffen gegen die Kirche in die Hand, sie gab ihnen die Sprache für den Schwertton der Wissenschaftlichkeit, mit der sie gegen die Keulen der Dunkelmänner fochten, sie stärkte das scharfe, verstandesklare Denken, mit dem man nun an die Bibel selbst herantrat.

Die Predigt [37]) gewann gewiß an vielen Orten einen anderen Inhalt. Sie war nicht mehr ausschließlich eine Mitteilung des Wortes an solche, die es zu erfahren strebten, sondern sie wurde zu einer Erklärung desselben für solche, denen Zweifel an seiner Bedeutung auftauchten. Der Geistliche belehrte nicht mehr blos Unwissende, sondern er suchte auch Wissende zu überzeugen; seine Hörer begannen bereits sich ihr eigenes Urteil zu bilden. Er sprach als Verteidiger der Heilswahrheiten und mußte nach neuen Gründen suchen, um die überall emporschießenden Deutungen zu

widerlegen. Es wurde die Kanzel, obgleich nur einer sprach, doch ein Ort des Meinungsaustausches, denn schon unterschieden viele in der Predigt zwischen dem Wort Gottes und dem des Redners. „Kein Wort, sagt Johann Ulrich Surgant 1506, geht über Gottes Wort, und Gottes höchster Segen ergießt sich über den, der predigt, und über alle, die demütig zuhören und ohne Arglist!“ Es war wohl noch meist unbefangene Frömmigkeit, welche die Deutschen und zwar auch jene an den Grenzen Böhmens zu den Predigten lockte, aber es gab doch „Arglist“. Es war wohl gläubiger Opfersinn, der sie veranlaßte, große Stiftungen für eigene Predigtämter zur Belehrung der Menge zu machen, aber es gab doch in derselben Leute, die immer aufs neue der Belehrung im Sinne der Kirche bedurften. Man erhob in vielen Städten zum Gesetze, jeder Bürger solle zweimal an Sonntagen die Kirche besuchen und die Predigt bis zum Ende hören, bei Strafe des Bannes. Aber es war der Kirchenbesuch auch deshalb gewachsen, weil in der Predigt jene Fragen des sittlichen und religiösen Lebens erörtert wurden, welche die Geister lebhaft beschäftigten, weil die Art der Erklärung, die Persönlichkeit des Geistlichen, das Parteileben der Nation in der Kirche zum Ausdruck kam.

Wie sich durch die Vermehrung der Predigten die Art der Benutzung der Kirchen änderte, wandelte sich auch die Grundrißform. Um der Predigt zu genügen, bedurfte man weiter, möglichst wenig unterbrochener Räume. Es entsprach vollkommen dem Bestreben der derzeitigen Steinmetzen, welche in technischer Meisterschaft die Höhe ihrer Kunst sahen, diesen Erfordernissen zu dienen. Die Hallen der Kirchen dehnten sich, die Pfeiler rückten weiter auseinander und wurden thunlichst schwach gebildet. Man gelangte zu weiten Raumbildungen, zu einer Empfindung dafür, daß die drei Dimensionen des künstlerisch gestalteten Raumes sich gegenseitig bedingen. Man gewann somit nicht nur die wenigen Quadratzoll Grundfläche, um welche die stärkeren und dichter stehenden alten Pfeiler ausgedehnter waren als die neuen, sondern die größere Uebersichtlichkeit in der ganzen, minder streng in Schiffe geteilten Kirche. Das Gewölbe wurde mit einem dichten Rippennetz bedeckt, welches alle Schiffe gleichmäßig umspann und der Kirche die entschiedene Längsteilung, den processionsartigen Zug gegen

den Hauptaltar nahm, soweit dies ohne Aufgabe des ganzen gothischen Bausystems möglich war. Es beginnt die Zeit, in der man der Ausschmückung der Kanzeln ganz besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Erst das 15. Jahrhundert schuf in Deutschland die meisten der reichen Kanzelanlagen. Jene berühmten Werke in den Domen von Straßburg und Wien gehören erst seiner zweiten Hälfte an. Es ist ein fast ganz neues Kunstgebiet, auf das sich die Steinmetzen mit Eifer warfen, jene Stätte glänzend zu schmücken, von der das Wort ausgeht, jenen Aufbau, durch den der Volksredner über die Menge erhoben wird.

10. Die Kapellenreihen und Emporen.

Besonders wichtig aber war für den Grundriß, daß man nun an den Außenwänden der Kirche nach Plätzen für die Nebenaltäre suchte. An den großen nordfranzösischen Domen des 13. Jahrhunderts hatte man zunächst nur den Chor mit solchen Altären umgeben. Nur Notre Dame zu Paris hat zwischen den Strebepfeilern der Schiffe ebensolche niedere Kapellen, wie sie in der Languedoc üblich geworden waren. Aber diese entstammen nicht dem ursprünglichen Plane, sondern erst der Spätgothik. Der Gedanke kam, wie mir scheint, aus dem Süden. In Spanien fand er besonders reiche Ausbildung, aus der Gegend von Avignon wurde er unmittelbar durch den von Kaiser Karl IV. dort angestellten Meister Matthias von Arras nach Prag übertragen und kam, wie an anderer Stelle bewiesen werden soll, auf diesem Umwege nach Deutschland.

Im Erzgebirge begnügte man sich künstlerisch damit, daß man die Mauer zwischen den Streben von deren innerem zu deren äußerem Ende hinausrückte. Damit war aber dem Bedürfnis nicht genug geschehen. Die Kapellen, etwa der Kathedrale zu Orange wie die zu Paris und Cambridge, ja selbst die höher entwickelten spanischen und italienischen Kapellen, etwa von Gerona oder St. Petronio in Bologna, erreichen doch nie die Höhe des Hauptgewölbes, sind niedere Anbauten an das hoch aufragende Schiff und haben ihre eigenen Dächer. Eine seit dem Dome zu Albi zum zweiten Male gemachte Erfindung des Erzgebirges ist es, die

Außenmauern der Kapellen hoch über deren Gewölbe hinaus zu führen, so daß die Fenster nicht mehr zwischen dem inneren Endpunkte der Streben, sondern zwischen deren äußeren Linien eingestellt wurden. Dadurch rückte der ganze Pfeiler in das Innere der Kirche, und erscheinen die Kapellen nicht mehr als Ausbauten, sondern als Einbauten. Ihr Dach lag nicht mehr außerhalb der Kirche, man konnte vielmehr an Stelle eines solchen innerhalb dieser eine wagrechte Fläche schaffen und diese als Emporen benutzen.

Meines Wissens erscheinen solche Emporen in ausgebildeter Gestalt zuerst um 1480 im Erzgebirge. Emporen an und für sich sind ja nichts neues. Fast alle Frauenklosterkirchen haben solche, meist an der Westseite, dem Altar gegenüber. Das Triforium, der kleine, schmale Gang über den Seitenschiffen gothischer Kirchen, eine anscheinend französische Erfindung, ist eine unentwickelte Emporenanlage. Aber diese Bauteile haben rein dekorative Zwecke. Ja selbst am Chor der Lorenzenkirche zu Nürnberg, der schon 1477 beendet war, ist noch kaum an eine Benutzung durch größere Volksmassen zu denken. Der Dom zu Freiberg (Abbild. 6) zeigt nach seinem Umbau von 1480 aber bereits ganz andere Gestaltung. Dort wird der Chor, wie am Dom zu Meißen, durch einen hohen Lettner abgeschlossen. Dieser letztere hatte wohl nur den Zweck, die Geistlichkeit von der Laienschaft zu trennen, diente also vollkommen den klerikalen Anschauungen vom Gottesdienst, dem Sondergeist des Domstiftes. Die Erweiterung des Meißner Lettners im 14. Jahrhundert zu einer breiten Empore ist eine Eigentümlichkeit des Baues, die wohl mehr mit der Verstärkung des Kirchensängerchores als mit der Fürsorge für die Laienschaft zu thun zumal die Empore sich hinter dem Altar befindet.

Der Freiberger Dom dagegen wird durch den Lettner zu einem rechtwinklichen Saal, in dessen Mitte ungefähr die Kanzel steht, ein glänzend geschmücktes, gleichzeitig mit dem Domumbau errichtetes Bauwerk. Die Pfeiler sind möglichst schlank gebildet. Dadurch stören sie weniger den Hinblick zur Kanzel. Bei etwa 95 m Brüstungslänge der Emporen giebt es nur 16—18 m, von denen aus der Prediger nicht zu sehen ist. Es sind um jeden Pfeiler herum balkonartige Verbindungen jener Räume über den

Kapellen geschaffen, es sind Wendeltreppen angelegt, welche die hier zunächst nur das Schiff umziehenden Umgänge dem Zutritte eröffnen. Es ist somit der Kirche eine größere Aufnahmefähigkeit für die Volksmengen verliehen. Noch sind diese Emporen nicht sehr ausgedehnt, aber die Art ihrer Anlage spricht schon für einen Wandel in der Benutzung des Gotteshauses. Es hat dasselbe an

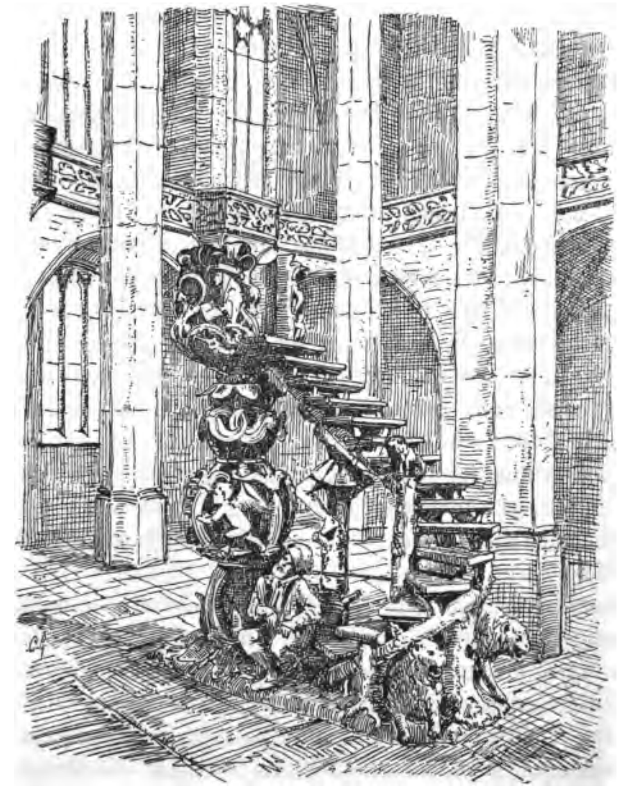


Abbildung 6. **Dom zu Freiberg,** Kanzel und Emporen.

processionsgemäßem Wesen verloren, denn auf den Emporen kann man nicht wandeln. Aus drei Schiffen versuchte man einen Saal zu gestalten. In diesem sitzt oder steht man, um einen Redner anzuhören. Zugleich liegt in der praktischen Ausnutzung der Kapellen als Träger eines für die Menge bestimmten Kirchenteiles eine wohl unbewußte aber thatsächliche Mißachtung der Nebenaltäre, welche

die Jesuiten veranlaßte, die Emporen, welche auch sie im Gesù brauchten, künstlerisch wenigstens möglichst nebensächlich zu behandeln, während in den spätgothischen Kirchen des Erzgebirges die Kapellen möglichst bescheiden, die Emporen aber der wirkungsvollere Teil sind.

11. Neue Auffassung des Kirchenbaues.

Der Emporenbau wurde später das Merkmal des Protestantismus, dem es darauf ankommen mußte, eine große Menschenmenge der Kanzel und dem von dort verkündeten Gottesworte möglichst nahe zu führen. Er wäre zwar ein grober Fehler, wollte man an den erzgebirgischen Kirchen eine bewußte Wirkung reformatorischer Gedanken vor Luthers Auftreten erkennen. Aber wie Luther nicht zufällig kam, sondern das Ergebnis der Zeitumstände ist, wie er den Protestantismus nicht als ein Fertiges gebar, sondern aus der alten Kirche Schritt für Schritt heraus entwickelte, so regten sich neben und vor ihm Kräfte, welche, ihres Endzieles noch unsicher, doch schon das allgemeine Empfinden und Denken beeinflußten. Nicht Klarheit ist das Merkmal der Zeiten, in welchen sich große, geistige Wandlungen vollziehen, sondern die Zwiespältigkeit zwischen den verschieden sich äußernden Bestrebungen, von welchen keine, selbst die das Alte verteidigende, vom Zeitgeist unberührt bleibt.

Luthern selbst und der ganzen Folgezeit lag es fern, für ihre religiösen Anschauungen ästhetische Ausdrucksformen zu suchen. Innere Triebkraft zu glänzenden Bauten lag überhaupt der reformatorischen Bewegung fern. War sie doch in hohem Grade eine Gegenströmung wider die Prachtentfaltung, gegen den übermäßigen Pomp und die übermäßige Zahl der Kirchen. Jene Hussiten, welche ein gerechtes Gericht zu vollziehen glaubten, indem sie Klöster und Stifte niederbrannten, konnten unmöglich im Bauen eine Lebensaufgabe sehen, konnten das Bedürfnis nicht fühlen, die Uebermenge der Kirchen durch neue zu vermehren. Die reiche Ausbildung der Teynkirche in Prag erfolgte wohl nur im Wetteifer mit dem Veitsdom, nicht aus innerem Antrieb. Der utraquistischen Zeit Prags gehört der Bau reich verzierter Festungstürme an,

nicht jener von Kirchen. Hatten die Taboriten doch gelehrt: „Das genehmste und größte Gestift und Gotteshaus, darin Gott soll angebetet werden und die Toten begraben, ist die Welt. Die aber Kirchen bauen und Klöster und Kapellen wollen die göttliche Majestät in einen Winkel zwingen, als ob sie nicht an allen Stätten gleich möge gnädig sein.“[38]) Sie hatten der katholischen Kirche gegenüber nicht so ganz Unrecht. Denn dort geschieht die Darbietung Christi an die Gemeinde durch die Messe. In dieser macht aber der Priester Christus auch leiblich in der Kirche gegenwärtig, ebenso wie die Juden Gott im Allerheiligsten über der Bundeslade, gegenwärtig dachten. Der Priester opfert den Sohn auf dem Altare dem Vater. Es wird also ein Opferdienst, wie in vorchristlicher Zeit, in veränderter Form dargebracht. Der Chor ist der Tempel, das Wohnhaus Gottes, welches an die für die Laien bestimmte Kirche angefügt ist. Nach hussitischer Uebertreibung des Gedankens ist er der Winkel, in den die göttliche Majestät gezwungen werden soll.

Aehnlich hatten schon die Waldenser über den Wert des Kirchenbauens gedacht.[39]) Schon im 13. Jahrhundert hatten jene Brüder der geheimen Gesellschaft, welche ihre Lehre über Süddeutschland und Oesterreich verbreiteten, sich entschieden gegen die Prachtbauten der Kirche ausgesprochen. Besser wäre es, Arme zu unterstützen, als Gotteshäuser prächtig auszustatten. Gott wohne nicht in einem Steinhause, das Gebet sei dort nicht erhörlicher; Lichter, Weihrauch, Weihwasser und Reliquien, Procession und Wallfahrt seien wertlos und geradezu verwerflich. Die heiligen Gewänder stammen nicht von Christus ab, das Linnen, in welchem die Hostie verwahrt werde, sei nicht mehr wert als ein Hosentuch, der Altar ein Steinhaufen. Es sei schade, daß die Decken darüber faulen. Und die Hussiten lehrten: „Zierliche Wat, Meßgewand, Altartücher, Kappen, Teppich, Corporale, Kelch, Patenen, Rauchfaß sei unnütz und verlorene Kosten.“[40]) Das Wort Christi (Matth. 6, 6): „Du aber, wenn du betest, so gehe in deine Kammer und schließe die Thüre und bete zu deinem Vater im Verborgenen“, ging nicht unbemerkt an ihren Ohren hin. „Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, sintemal er ein Herr ist Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln von Händen gemacht“ (Apostelgesch. 17, 24).

Darum wollten sie kein „Steinhaus“, mißachteten die aufgemauerten Kirchen. Der beghardische Gründer des „Gotteshauses“ zu Straßburg, Rulman Merswin, schreibt 1377, als die Johanniter eine Kirche errichten wollten, der Bau sei ohne Rat des heil. Geistes unternommen, das Werk verbotener Eitelkeit. „Ich habe große Münster gesehen mit dicken Mauern und kostbaren Gewölben, die durch ein Erdbeben umgestürzt wurden; einfache, von Holz gebaute Kirchen sind dagegen stehen geblieben, darum rate ich euch aus göttlicher Liebe, bauet auch nur ein hölzernes Gebäude!“ Im Gegensatz zu diesen Aussprüchen [41]) steht freilich die lebhafte Teilnahme, welche Rulman und der ihm geistesverwandte „Gottesfreund aus dem Oberlande“ gerade für den Steinbau äußerte; diese zeigt sich so lebhaft, daß man geradezu beide für Werkleute erklärt hat. Sollten sie aber gebaut und zugleich das Bauen für wertlos gehalten haben?

Enea Silvio beschreibt die Kirche zu Tabor [42]), jener Stadt, in welcher sich der letzte Rest des wildesten Zweiges der Hussiten noch in einer Zeit in bäurischem Stolz und kriegerischem Unabhängigkeitssinn erhielt, in welcher sonst überall die utraquistische Lehre zum Siege gekommen war. Er nennt sie einem Stalle ähnlicher als einer Kirche.

Bis auf Luther findet man diese, dem prunkhaften Kirchenbau abgeneigten Anschauungen der Waldenser fortwirken. Luther giebt eine Erklärung des Wortes Matth. 21, 13. „Mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht.“ [43]) Dort sagt er, Gott habe den Juden die große Gnade verkündet, daß er sich im Tempel, also an einem bestimmten Ort wolle finden lassen. Christus aber habe Gott eine Kirche gebaut, die so weit sei, als die Welt reiche, sein Wort und die Sakramente seien der Tempel, darinnen Gott unser Gebet erhöre. Der Papst habe jedoch aus Christus dem Erlöser einen zornigen Richter gemacht, den wir durch Mittler, Heilige, Mönche, Ablaß oder Wallfahrt und sonstiges Gaukelwerk versöhnen müssen „ums Geld“. „Ich, als ein Narr, fährt Luther fort, trug auch Zwiebeln gen Rom und brachte Knoblauch wieder!“ Aber die rechte Kirche sei zum Gebet gestiftet und nach Matth. 18, 20 überall zu finden, denn: „Wo zween oder drei versammelt sind in meinem

Namen, da bin ich mitten unter ihnen". Also habe Christus jetzt keinen gewissen Ort und Stätte, er sei überall gegenwärtig im Schiff auf dem Meer oder im Hause auf dem Lande. Luther zeigt sich auch hier als der Nachfolger der hussitischen Lehre. „Denn, sagt er ein anderes mal, wo Gott wohnet, da schweiget er nicht still, und wo er redet, da wohnet er auch!" „Was gehört aber dazu, daß Gott dort wohne? Nichts mehr, denn daß Gott da sei mit seinem Wort. Wo das gehet, da wohnet er gewißlich, und wiederum, wo das nicht ist, da wohnet er nicht, man baue ihm ein Haus so groß man wolle.

Und ein anderes mal, am Tage St. Stephani 1524, predigte er über Ev. Matth. 23, 34—39. Man diene Gott nicht mit Kirchenbauen. Denn der Herr habe Jesaias 66, 1. 2 gesagt: „Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meine Fußbank, was ist es denn für ein Haus, das ihr mir bauen wollt?" „Meinest du, fährt Luther fort, daß Gott auf Erden wohne? Siehe der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht versorgen, wie wollt es denn dies Haus thun, das ich erbaut habe?" Es sei verlorene Mühe, wenn man Gott damit gefallen wolle. Gott habe den Tempel der Juden verworfen, in dem er sich einst finden lassen wollte. „Siehe, euer Haus soll Euch wüste gelassen werden", weil auch die Juden ein gutes Werk damit zu thun geglaubt hätten, daß sie den Tempel bauten. Und ergänzend sagt er in der Epistel am St. Stephanstage von jener Stelle aus Jesaias, sie sei so klar und gewaltig, daß ihr niemand mag widerstehen, und schließt, daß Gott nicht wohnen möge in gemachten Häusern. Auch die Patriarchen hatten keine Kirchen gehabt, Christus mehr im Freien als in der Synagoge gepredigt. Darum habe Gott kein Gefallen an Kirchenbauen und Stiften. „Nicht daß es böse sei, fährt Luther fort, Kirchen zu bauen und stiften, sondern böse ists, daß man darauf fället und vergisset des Glaubens und der Liebe darüber, und thuts der Meinung, als sei es ein gut Werk, damit man für Gott verdienen wolle." Der einzige Zweck der Kirche sei, daß die Christen zusammen kommen, beten, Predigt hören, Sakramente empfangen. „Wo diese Ursache aufhört, sind die Kirchen unnütz und soll man sie abbrechen, wie man andern Häusern thut, die unnütz sind." Besser man wurzele alle Kirchen aus, als daß eine

Seele verloren gehe. Denn „Wisset Ihr nicht, daß Ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in Euch wohnet; so jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben, denn der Tempel Gottes ist heilig, der seid Ihr!“ (1. Corinth. 3. 16—17).

Noch viel schärfer als Luther spricht Johann Eberlin von Günzburg [44]), einer der eifrigsten Kämpfer für die Reformation, den Gedanken aus, daß die Kirche nicht ein Gotteshaus sondern ein Gebethaus sei. Er wendet sich 1525 in seinem Traktat „Wider die Schänder der Kreaturen Gottes durch Weihen und Segnen“ gegen einen Annaberger Franziskaner, Johann Fritzhans, mit welchem schon 1521 Karlstadt im Hader lag, indem er die Meinung bekämpft, als gewännen durch Weihung Menschen und Dinge Heiligkeit. Auch er berief sich auf die Predigt Stephani in der Apostelgeschichte 7, ferner auf Jes. 66, das Ev. Johannes 4, 21—24, welches besagt, nicht der Ort der Anbetung, sondern die wahre Form im Geist und in der Wahrheit mache das Gebet zum rechten; endlich auf Ev. Matthäus 6, 6, wo das Gebet ins Kämmerlein verwiesen wird. Die Kirche, sagt Eberlein, ist ein nicht von Gott, sondern ein von der Gemeinde zu ihren christlichen Zusammenkünften bestimmtes Haus. Wenn einer Gemeinde das Haus nicht mehr gefällt, so mag man es zu anderen Zwecken benutzen, ohne Bedenken. Besser aber gebe man den Armen das Geld, als den Abgöttern. Zwar sei nicht unrecht, ein Haus zur Erbauung zu haben, aber Gott habe hieran keine besondere Freude. Möge er Allen den Sinn geben, alle marmorsteinernen Kirchen abzubrechen und Spitäler und Häuser für arme Leute dafür zu bauen.

Und dann sagt Eberlein im Dialog: „Mich wundert, daß kein Geld im Land ist“: es sei wohl begreiflich, daß man Gott und seinen Dienern das Beste auf Erden geben wolle, denn er sei der höchste Fürst und Herr. Daher habe man angefangen Gott in Städten und Dörfern Häuser zu bauen, dergleichen nicht viele am Ort sind. Derweil müßte aber manch arm Ehevolk mit seinen Kindern in einem zerbrochenen Häuslein Herberge halten. Die Pracht der Kirchen nennt er aber eine Menge Plunder. Nicht genug, daß man an einer Kirche solch unsägliche Kosten habe, „jedes kleine Dörflein muß deren zwei und drei haben,

und an allen Wegen müssen wir Kapellen haben. Die jungen Gesellen freilich haben das gern, denn da kommen Kunz und Grita zusammen!" Besser aber als Hilfe zum Kirchenbau zu thun sei, man lege seine Steuer an arme Leute, die lebendigen Tempel Gottes.[45])

Diese Anschauungen, welche die Reformation zur lauten Aussprache brachte, im erzgebirgischen Kirchenbau wirksam zu sehen, soll den Schluß dieser Untersuchung bilden. Nur nach und nach kam es dazu, nicht die Reformation an sich, sondern die Zeit des Kampfes auch zu architektonischer Anschauung zu bringen, nachdem in Meister Arnold der formale Individualismus kräftig sich geltend gemacht hatte. Die folgenden, minder begabten Meister kamen zwar in der Ausbildung der Formen nicht weiter, aber sie ließen sich von den durch die religiöse Bewegung gestellten Forderungen im Kirchenbau leiten und führten somit die Baukunst um einen Schritt vorwärts, nach jenem noch heute unbekannten Ziele der dem Protestantismus völlig eigenartigen Form, dessen Erreichung durch das Auftreten der Renaissance nun seit vier Jahrhunderten verhindert worden ist.

12. Der Naturalismus und die Künstler.

In den nächsten Jahrzehnten bauten die erzgebirgischen Architekten in jenen Formen, welche überall in Deutschland die üblichen waren. Nur die Profilbildung Arnolds erhielt sich dauernd, ebenso wie seine Vorhangbogen für den Profanbau die Regel bleiben (Abbild. 7). Nur nach einer Richtung erfuhr die Formengebung einen völligen Wandel. Der Naturalismns begann siegreich vorzudringen. Er stützt sich vorzugsweise auf die Bildhauer, in welchen sich eine neue künstlerische Auffassung insofern geltend machte, als sie mit schärferem Blick der Natur und fremden Kunsterscheinungen gegenüber traten, als eine junge Lust, Neues zu sehen und zu schaffen, auch ihre Hand zu veränderten Thun anregte.

Es ist eine ganz neue Erscheinung, daß ein Bürgermeister von Görlitz, Georg Emmerich, 1465 auf die Wallfahrt nach Jerusalem einen Steinmetzen, wahrscheinlich den Blasius Börer,

mitnimmt [46]), mit der Absicht das heilige Grab aufzumessen und in der Heimat wieder aufzubauen und daß er dabei nicht eine idealisierte, d. h. im Stile deutscher Kunst gehaltene Wiedergabe

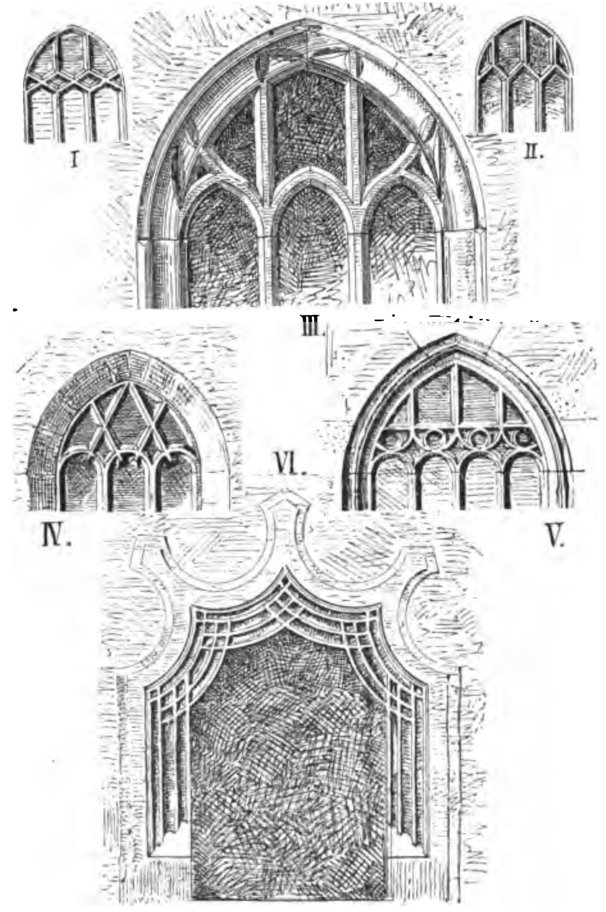


Abbildung 7. **Fensterformen der sächsischen Spätgothik.** I. und II. vom Paulinum zu Leipzig. III. von der St. Wolfgangskirche zu Meißen. IV. von der Stadtkirche zu Lommatsch. V. von der Stadtkirche zu Oederan. VI. vom Schloß zu Rochsburg.

erstrebt, sondern mit scharfem Auge die Eigentümlichkeit der orientalischen Bauweise nachahmt, bis auf die Einzelheiten jene Gruftkapelle nachbildet, die er in der Grabeskirche zu Jerusalem

gesehen hatte. Dieser archäologische Sinn ist das Merkwürdige: Nicht der ganze Grundgedanke des Nachahmens, sondern jene verschärfte Beobachtung, jene fast wissenschaftliche Erhebung über die eigenen künstlerischen Empfindungen. Er wäre nicht möglich gewesen in einer Zeit, welche zu sich selbst das Vertrauen trug, das Beste zu leisten; er ist der Beweis, daß das Stilgefühl ins Schwanken gekommen und des Neuen gewärtig worden war.

Derselbe Geist gab den Bildhauern auch den Zug zu erneuerter Naturbeobachtung. Ein Rundgang durch das von der Kunstwissenschaft viel zu wenig beachtete Altertumsmuseum zu Dresden [47]), durch seine zahlreichen Bildwerke lehrt dies zur Genüge. Die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts hat nur eine glänzende Leistung aufzuweisen, das heilige Grab, in welchem der Christus seltene Größe der Empfindung und Formenrichtigkeit zeigt, die drei trauernden Frauen von hoher Vollendung sind. Das Ganze steht den besten Werken jener Zeit nicht nach, übertrifft die meisten sogar an realer Kraft und Feinheit der Darstellung. Was aber sonst an Altarwerken bis an die Grenze des 16. Jahrhunderts heran geschaffen wurde, ist im Gedanken wie in der Ausführung gleich mittelmäßig. Meist findet man in Reihen aufgestellte Heilige ohne Gruppierung, Figuren in kraus gefaltetem Gewand, untersetzten Gestalten mit großen, viereckigen Köpfen, himmelnden, etwas blöden Augen, bei denen nur die Lieblichkeit der Frauenköpfe, das sanfte Rund der Wangen, das zierliche einer kleinen Halbkugel gleichende Kinn, der süßlich gespitzte Mund das Streben nach Ausdruck verraten. Die Körper verflüchtigten sich meist unter den schwulstigen Kleiderfalten.

Einen gewaltigen Umschwung offenbaren aber die Werke des folgenden Zeitabschnitts und des Erzgebirges. Da finden sich zunächst zwei Reihen von Jungfrauen, die klugen und die thörichten der biblischen Erzählung, welche einer reichen Sammlung fast lebensgroßer Holzfiguren aus dem Besitze des Domes zu Freiberg angehören. Die verklärte Freude der Klugen ist noch befangen im Ausdruck, die Köpfe sind weich, aber geistlos. Um so entschiedener ist die Verzweiflung der Mädchen, welche kein Oel mehr in ihren Behältern sehen. Sie ist mit einer Kraft dargestellt, welche vor schmerzvollem Verzerren des Gesichts, vor völligem

Zusammenbrechen der Gestalt, vor ins Bläuliche hinüberspielenden Gesichtsfarben nicht zurückschreckt, der es nicht auf eine schönheitliche Form, sondern anf ein möglichst scharfes, individuelles Darstellen der Empfindung ankömmt. Einen Schritt weiter geht ein zweiter Meister, welcher den Heiland und die zwölf Apostel für die Annenkapelle zu Freiberg in überlebensgroßen Holzfiguren darstellte (Abbild. 8). Sein Name verdiente unter den besten seiner Zeit genannt zu werden. Zwar sind die Körper überall noch mager, die Glieder erscheinen oft wie zerbrochen. Aber das Gewand ist besser gebildet, wohl schon etwas stark geknittert, wenn auch in den Hauptlinien einfach und natürlich. Eine gewaltige Kraft aber liegt in den Köpfen der Apostel: Es sind durchgearbeitete Gesichter mit schweren, massigen Zügen, starken Nasen, breiten Backenknochen, weit abstehenden, oft lockenartig gekräuselten Bärten, Männer von tiefem Gedankeninhalt, aber schwerer Form, ein derb empfindendes, aber mächtig wollendes Geschlecht, ganz die Wiedergabe ihrer Zeit, Bildnisse der geschäftsgewandten und überzeugungstreuen Ratsherren, der tüchtigen Handwerker. An diesen Gestalten ist nichts idealisiert, nichts verkündet die Absicht, Schönes zu schaffen. Dagegen sieht man das junge Streben, die einzelne Erscheinung dem Leben abzulauschen, der Natur gerechtzuwerden, das Menschendasein nicht in seiner Allgemeinheit, sondern in seinen eigenartigen Teilen zu erfassen. Dort wo ein Ideal, die männliche Schönheit und reine Größe des segnenden Christus dargestellt werden soll, versagt die künstlerische Kraft, wird der Kopf typisch, wirken die Unbeholfenheiten in der Darstellung des Leibes störender. Anders aber ist's, wenn die Leiden des Erlösers vorgeführt werden. Da sehen wir eine Pietà von gewaltiger Kraft. Eine Madonna, deren schmerzdurchzucktes Gesicht gespenstisch unter dem Schatten des weit vorgezogenen Kopftuches hervorschaut. Die Augen sind thränenunterlaufen, die Farbe hilft mit, den Eindruck des Verweintseins mit rücksichtsloser Gewalt zur Darstellung zu bringen. Dem Heilande, welcher der Gottgebärerin auf den Knieen liegt, ist kein Merkmal des Todes geschenkt. Die Starrheit und Härte der Bewegungen in dem fleischlosen Körper, die Farbe, die tiefe Brustwunde sind erbarmungslos wahr nachgebildet. Das Haar ist ächt, lange schwarze Strähnen hängen über das furchtbar entstellte

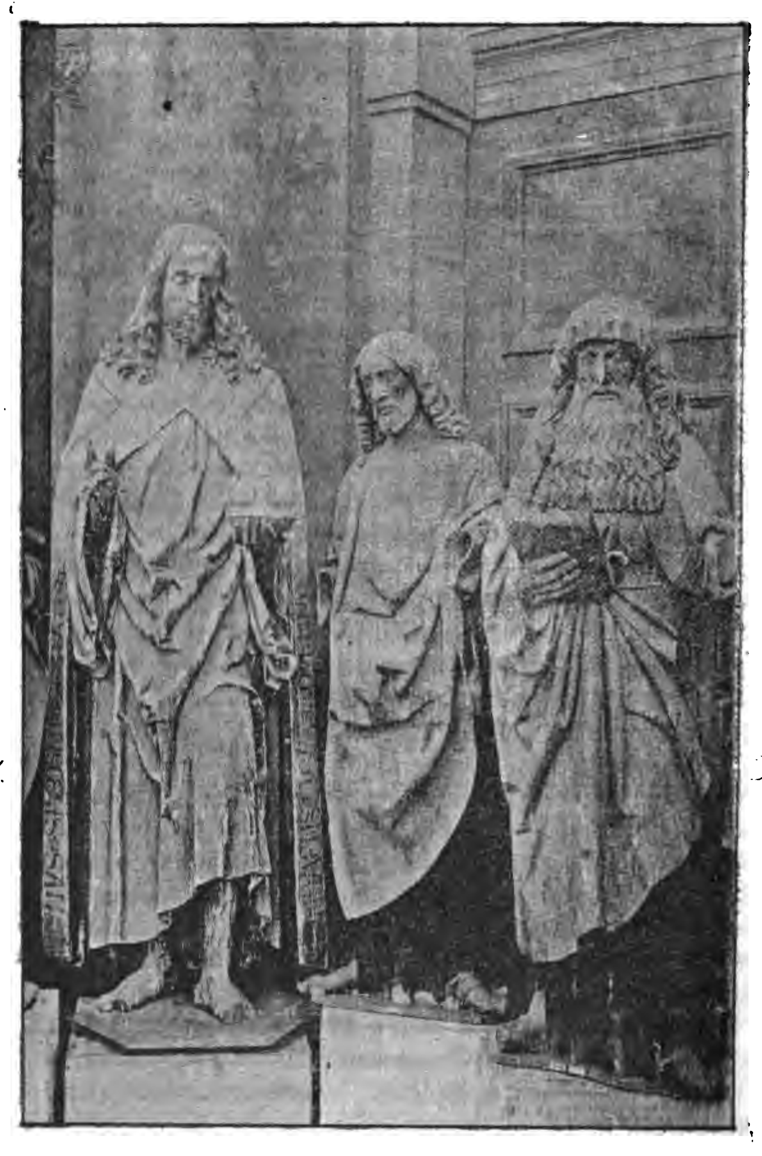


Abbildung 8. **Christus und zwei Apostel,** Holzschnitzwerke aus dem Besitze der Domkirche zu Freiberg.

Gesicht herab. Ein anderes Mal ist Christus am Kreuze dargestellt. Sein Leib ist voller, fleischiger, besser verstanden, als an allen übrigen Darstellungen. Schon klingt etwas von der aller Bußübung sich abwendenden Renaissance in den männlich sehnigen Gliedern wieder. Aber wie unerbittlich grauenhaft sind die Leiden Christi vergegenwärtigt! Der Leib übersät mit Geißelschrunden, die Brust weit aufklaffend und überwallt von Blutströmen. Das Auge gebrochen, der Mund verzerrt. Und wieder hängt unter der Dornenkrone, über die blutende Stirne hinweg, in langen Strähnen natürliches schwarzes Haar.

Das ist eine Absichtlichkeit des Grauens, wie sie in der Kunst nicht oft aufgetaucht ist. Die Bildwerke sollen erschrecken, sollen erbeben machen. Das ist die Kunst jener, die Gott zu einem zornigen Richter machen wollten, welche mit den Schrecken der Strafe nach dem Tode die Welt zur Bußfertigkeit zwingen wollten. Man hat heute die Werke dieser grausamen, erschrecklichen Kunst selbst im Museum mit einem Teppich verhängt, obgleich sie einst geschaffen wurden, um in vielbesuchter Kirche die sündige Menge zu erschüttern, ihr die körperlichen Leiden des Herrn in ihrer ganzen Gräßlichkeit darzustellen, weil man für die geistigen Leiden des zum Heile der Menschheit Duldenden den Maßstab verloren hatte.

Eine abstoßende Herbheit des religiösen Empfindens spricht sich in diesen Werken aus. So steht in der Klosterkirche zu Chemnitz ein weit über lebensgroßes Schnitzwerk, in dem die Geißelung Christi geschildert wird (Abbild. 9). Dem endenden 15. Jahrhundert genügte es so wenig wie dem endenden 17. Jahrhundert, den Gottessohn, den Hohen, Reinen, in den Händen wüster Kriegsknechte zu sehen, um dadurch die Empfindung der tiefen Erniedrigung und der Leiden des Herrn zu erlangen, es mußte den äußersten Grad der Rohheit darstellen, es mußte mit henkersmäßiger Phantasie besondere Qualen ersinnen, damit dem derben Geschlechte die Empfindung ungewöhnlichen Leidens sinnlich klar würde.

Aber in diesen Werken offenbart sich doch ein mächtiger Fortschritt gegen früher. Sie geben Handlung, sie stellen Individualitäten, Erschautes, geistig Erlebtes dar. Sie sind Werke eines unverkennbar ernsten Ringens nach Wahrheit. Wenn es Aufgabe der Kunst ist, die Zeit zum Ausdruck zu bringen, wenn



Abbildung 9. **Die Geißelung Christi**, Holzschnitzwerk aus der Schloßkirche zu Chemnitz.

es löblich ist, die bewegenden Gedanken anschaulich zu machen, wenn es verzeihlich ist, nicht über seiner Zeit zu stehen, — so müssen wir selbst an solchen künstlerischen Gewaltsamkeiten das kräftige Vorwärtsstreben jener Bildhauer achten.

Unbestechlich sind sie in ihrem Realismus. Die Frage, ob Statuen bemalt werden dürfen, ist ja eine wieder neu aufgeworfene. Das Mittelalter hat sie nicht gekannt, denn es hat wohl nie daran gedacht, aus ästhetischen Rücksichten auf die Färbung zu verzichten. Es ist ihm auch wohl nie in den Sinn gekommen, aus solchen Gründen den Farben nur einen Bruchteil ihrer natürlichen Kraft zu geben. Eher war man zu übertreiben geneigt, namentlich dort, wo es dem Farbensinne noch an Feinheit gebrach und die Kraft des Tones wertvoller erschien, als der Reichtum des Lichtspieles auf der farbigen Fläche. Die sächsischen Künstler der Zeit um 1500 freute es wohl, Gold in breiten Massen, kräftige, leuchtende Farben anzubringen, aber ihr erstes Bestreben ist es, ihren Bildwerken in Form und Ton die ungeschminkte Realität zu geben. Mit jener Entschiedenheit des Erfassens einmal erkannter Wahrheiten, mit demselben Geist, der weite Kreise über Luther hinaus radikalen Ueberzeugungen zuführte, ergreifen sie die Natur, versenken sie sich in die junge Erkenntnis, daß in der Wiedergabe des Modells, in der unbefangenen und unbehinderten Vertiefung in die Gottesgebilde der Kern und das Wesen jedes Kunstfortschrittes liege. Es ist diese jegliche Stilisierung verschmähende Wahrheitsliebe das Seitenstück zu Arnolds Bestrebungen, sich über die Regeln der überkommenen Kunst hinwegzusetzen, sie bildet den Ansatz zu Neuem, Keime zu einer Kunst des Protestantismus, die nur zu früh durch die klassische Bildung Roms und die ungleich bequemere Nachbildung italienischer Kunstformen im Fortschreiten erstickt wurde.

Ich bezeichnete diese Kunst als dem Stilisieren abhold. Damit ist nicht gesagt, daß ihr nicht ganz bestimmte besondere Merkmale eigen seien, welche sie als zeitartig darstellen. Der Naturalismus ist kein unbedingter, sondern ihm klebt deutlich die Menschenhand an, welche die Naturnachbildung schuf und der Zeitgeist, welcher die Menschenhand leitete. Merkwürdig an den Werken sächsischer Kunst jener Zeit, welche den Drang nach Befreiung in sich trägt,

jener dem Neuen zustrebenden Denkart ist nur der Mangel der Absicht, die erschauten Dinge im Bildwerke zu verschönern. Der gewaltige Zug nach Erkenntnis der Natur und nach Wahrheit in deren Wiedergabe drängt alle Bedenken zurück: Eine Wahrheit, die vor dem Häßlichen sich nicht scheute, so wenig wie Luther vor der Derbheit!

Selbst wo ideale Gestalten wiedergegeben werden sollen, tritt diese Erscheinung hervor. Jene beiden überlebensgroßen Engel der Kirche zu Ebersdorf, welche als Buchhalter gedacht sind, gewaltige Holzschnitzereien von merkwürdigem Schwung der Linien, haben die derbe Unbefangenheit der Form, jene portraitartige Bildung der etwas schwerfälligen Köpfe, welche die Apostel auszeichnet. Auch Dürer schuf solche Männerengel. Man sah eben nicht mehr im Himmel die Heimat süßer, mystischer Lust, sondern eines ernsten, herben Gerichtes mit der in den Grundfesten schwankenden Zeit.

Nicht mehr wollte man im Bildwerk das Uebersinnliche, Göttliche darstellen, nicht mehr sollte dasselbe in unerreichbarer Form dem Menschen ein doch immer wieder nur von Menschenhand geschaffenes, also der gottgeschaffenen Natur nachstehendes Ideal vor Augen rücken — man war sich des eigenen Wertes bewußt geworden, man legte den Schwerpunkt geistiger That, der Erlösung vom Uebel und Ueberwindung der Sünde in innere Vorgänge, in die individuelle Kraft des Glaubens, man wollte daher feste, starke Erscheinungen an Stelle der weichen Hingabe, der gothischen Anschmiegung sehen; nicht büßende Verzückung, sondern menschliche Seelenkraft; nicht süßes Lächeln einfältigen Glaubens, sondern kräftige Gesichter, an welchen man erkennt, daß sie im Kampf mit dem Zweifel gesiegt und daß sie auf lebendig gewordenes Erkennen der Wahrheit ihr Lebensglück gebaut haben — kurz nicht Heilige, sondern erst starke, dann später schöne Menschen!

Die Malerei jener Gegenden geht nicht gleiche Wege. Was sich von ihr erhielt, ist meist noch in jener weicheren Kunstweise rheinischer und süddeutscher Schulen des 15. Jahrhunderts gehalten. Namentlich das großartige Dombild zu Meißen zeigt zwar ein geistvolles Individualisieren, nicht aber jene Gewaltsam=

keiten der Erzgebirgischen Schule. Ein Zug dieser Schaffensart findet sich dagegen in Lucas Cranach, der bei nicht eben sehr hohem Können mehr als irgend ein Maler jener Zeit das Streben nach Wahrheit mit Rücksichtslosigkeit gegen die Schönheit verband. Wenn er das Häßliche schildern wollte, so säumte er nicht, sich ins Breite zu ergehen. Es ist ihm nicht so sehr das Gegenbild des Schönen, als ihm der derbe Ausdruck seines Abscheues eine Freude gewährt. Aber in dieser Eigentümlichkeit liegt nichts Verstecktes, nichts Lüsternes, nichts Unsittliches. Es ist die Folge ernsten Widerwillens, der nach dem beleidigendsten Worte, der verächtlichsten Form greift, um sie dem Bösen, Unholden entgegen zu schleudern.[48]) Das „Recht des Cynismus" brauchte in jener Zeit nicht erst vertheidigt zu werden. Eine unbefangen sinnliche und daher im Kern sittliche Welt, eine erst nach innerer Verfeinerung ringende Gesellschaft nahm sich das Recht, ohne sich über dessen Ursprung klar zu machen!

Die Maler waren in jener Zeit eine wilde, keineswegs fromme Gesellschaft. Man sehe in den Leipziger Ratsbüchern des 15. Jahrhunderts nach, welch schlimme Streiche sie in keckem Uebermut mit ihren weiblichen Modellen trieben[49]), man lese die Listen derer, welche die Nürnberger zur Zeit religiöser Wirren aus ihrer Stadt vertreiben mußten, um zu erkennen, daß die Künstler damals keineswegs ein „harmloses Völkchen" waren, wie man sie heute wohl nennt. Ein deutscher Stecher gab[50]) das Spottbild vom „Papstesel" 1496, wahrscheinlich in Nachbildung eines italienischen Blattes, heraus und zeichnete es keck mit seinem Namenszug. Jene Spottbilder an gothischen Kirchen, in welchen die Geistlichkeit in ihrem weltlichen Treiben verhöhnt wird, sind keineswegs so unverfänglich als man glaubt, jene Darstellungen der Hölle, in denen die hohen dreifachen Kronen und die Bischofsmützen keine so hervorragenden Rolle spielten, reden in jener Anfangszeit des Buchdruckes eine für die Kirche sehr bedenkliche Sprache. Und wenn die Kunst aus dem Dienst der Kirche trat, z. B. im Kupferstich, dann war sie schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gern bereit, die Laster der Zeit im Geiste der großen Prediger zu geißeln, aber zugleich mit einem Behagen an ihrer Schilderung sich aufzuhalten, welches oft erkennen läßt,

daß es ihnen nicht ausschließlich immer nur um den Haß gegen das Verwerfliche zu thun ist.

Bekannt ist das Ergebnis des Verhöres, dem die jungen Maler Georg Penz und die beiden Behaim 1525 vor dem Rat zu Nürnberg unterzogen wurden. In demselben bekannten sie sich zu einem reinen Deismus. Zwar empfänden sie, daß ein Gott sei, aber sie wissen nicht, was sie wahrhaftig für Gott halten sollen. Sie glauben nicht an Christus und nicht an die Bibel und fühlen auch in weltlicher Beziehung keinen Herrn über sich als Gott. Die Lehre von der Transsubstantiation ist ihnen eben so unbegreiflich als die von der Heilswirkung der Taufe, beide seien bloßer Menschentand. Dagegen wollen sie warten, bis die Wahrheit komme, und dieser sich gern unterwerfen. Man verbrannte damals solche Ketzer in Nürnberg schon nicht mehr, sondern wies sie aus der Stadt. Der Rat und die Bürgerschaft konnten oder wollten den weltlichen Arm zur Ausführung der früher üblichen Kirchenstrafen nicht mehr leihen.[51])

Doch kehren wir zurück zu der neuen Stadt, welche der Bergsegen im Erzgebirge geschaffen hatte.

VI. Die Annenkirche zu Annaberg.

1. Der Kirchbau und die Baugelder.

Im Jahre 1495 wurde zu Annaberg in der Stube eines reichen Fundgrubners die erste Messe gelesen, 1498 ein hölzernes Kirchlein erbaut, 1499 erteilte Herzog Georg den Befehl eine Steinkirche außen um die hölzerne herum zu bauen und legte dazu am 1. März den Grundstein, 1500—1502 war der Bau im vollen Schwunge, 1503 wurde der Grundstein zum Turme gelegt, 1505 wurde die große Glocke aufgezogen, 1507 legte Meister Conrad den ersten Pfeiler der Kirche an, nachdem die Thurm- und die Umfassungsmauern aus dem Grunde gehoben waren. 1512 waren die letzteren bis an das Kranzgesims fertig, konnte man das alte Kirchlein, welches der Neubau umschloß, abtragen und zogen zum Tage Mariä Magdalena die jungen Gesellen 49 Fuder Holz, das zum Dach und zur Wölbung bestimmt war, ohne Pferde in die Stadt. Meister Erasmus entwarf die „beyliege" (ungefähr) schöne Visierung zum Gewölbe, Jost Freitag holte Kupfer aus Krakau für die Dachdeckung, 1513 wurde das Sparrenwerk von Meister Lorenz Löffler von Berlin aufgesetzt; der Turm ist nun im Gevierte bis an den Glockenstuhl fertig, in der neuen Kirche wird die erste Taufe vollzogen. 1514 deckt Meister Sebald Waldsteiner aus Altenburg die Kirche mit Kupfer, derselbe, welcher 1505—1509 das Rathaus in Zeitz baute, errichtet ferner Meister Bernhard Doppelt die Kirchtürme achteckig und den Glockenstuhl, wird im Innern viel gearbeitet, werden namentlich etliche Pfeiler aufgeführt, 1515 läßt Albrecht von Schreibersdorf, der Münzmeister, sein Wappen an einem Pfeiler anbringen, unter welchem sein Stuhl zu stehen pflegte, 1516 werden die Annen-

kirche und die Türme über den Sakristeien fertig gedeckt. Hans Weffinger, der Zimmermann, macht den Glockenstuhl des Hauptturmes, hängt dort die Glocke auf, welche Oswald und Martin Hilger aus Freiberg, Vater und Sohn, 1511 gegossen hatten, im Innern wurde die „Musica" und der Predigtstuhl gebaut, der Annenaltar im Chor mit seinem eisernen Gitter aufgestellt, der Turm bis zu einer Höhe von 116 Ellen unter Dach gebracht und erhielt dieser einen schönen, vergoldeten Knopf auf grünem, durchsichtigen Türmlein, darin die 1501 gegossenen kleineren Glocken „Maria" und „Anna" als Bergmannsgeläut aufgehängt werden, die um 3, 4, 11, 12, 7 und 8 Uhr zur Schicht angeschlagen wurden. 1517 sind alle Pfeiler in die Höhe geführt, die Emporenbogen geschlossen, ist die Wölbung begonnen [52]), 1518 wird die Sakristei gewölbt.

Bei diesem Zustande der Kirche wollen wir einen Augenblick verweilen. Ein äußerer Umstand giebt uns die Veranlassung dazu: Es zeigten sich Risse im Mauerwerk. Ende Januar 1519 wurden Sachverständige berufen um den Schaden zu besehen.[53]) Es sind dies der Dombaumeister von Prag, Benedix Rued; Meister Hans von Torgau, der die Kirche zu Schneeberg baute, und Meister Hans Schickentanz, Werkmeister vom heil. Kreuz zu Dresden. Diese gaben ein Gutachten ab. Es haben sich zwei Risse in der Mauer oberhalb der neuen Sakristei gebildet, hieraus sei aber keine Gefahr zu besorgen, da die Last nicht auf den Mauern, sondern auf den Pfeilern ruhe und diese das Doppelte von dem zu tragen im Stande wären, was ihnen zugemutet worden ist. Ehe man das Gewölbe mache, solle man die Emporenbogen wölben, da sonst die belasteten Pfeiler für die Widerlager angebrochen werden müßten. Die Meister schlugen vor, die Mauer durch Bogen unter dem Hauptgesims noch mehr zu entlasten, „haben über das Alles den Bau sehr gelobt und wissen ihm keinen Tadel oder Gebrechen zu geben".

Der Bauzustand war also damals etwa folgender:

Die Umfassungsmauern, die inneren und äußeren Pfeiler stehen, der Dachstuhl ist aufgesetzt, die West- und Nordemporen und die Kanzel sind errichtet, an den Südemporen wird gebaut. Die Kirche ist im Wesentlichen in ihrem heutigen Zustande, nur

fehlt ihr noch das Gewölbe, zu welchem jedoch der Plan vorliegt. Nachdem nach 1518 durch Meister Jacob von Schweinfurt das Gewölbe der südlichen Sakristei hergestellt worden ist, erfolgt 1519 die Weihung der Kirche, obgleich das Gewölbe erst 1520 vollendet wurde. In demselben Jahre sind auch die Gewölbe der beiden Seitenchöre vollendet. Auf die Thürme über den Sakristeien wurden goldene Knöpfe aufgesetzt. 1521 begann man die Kirche zu malen, wozu Herzog Georg 1000 fl., Churfürst Friedrich 200 fl., das Kapitel zu Meißen 20 fl. und zahlreiche Annaberger Bürger reiche Geschenke gaben. Der Knappschaftsaltar wird aufgerichtet. 1522 schuf Meister Adolf Dowher aus Augsburg den Marmoraltar, zu welchem Herzog Georg wieder 1000 fl. gegeben hatte. Man zahlte 1 fl. Fuhrlohn für den Centner von Augsburg her und 2551 fl. für das ganze Werk. In demselben Jahre wurde der Münzer- und Schmelzeraltar fertig, wurden die Felder der Emporen mit Bildern und Figuren ausgemalt, 1523 ließ ein fremder Pfarrherr vom Lande auf seine Kosten die Sakristei ausmalen, 1524 begann man die Emporen zu „illuminiren“, wurden die Kirchenfenster gefertigt. Und 1525 endlich war die Kirche fertig (Abbild. 10). Doch vollendete erst 1526 der Tischler Matthes Eckstein die Schalldecke über der Kanzel, welche er in seinen Lehrjahren begonnen hatte.

Wir sind über die Entstehungsgeschichte weniger gothischer Bauten so gut unterrichtet als über die der Annenkirche. Wir können sogar den den Bau begleitenden Nebenumständen folgen, die Stimmungen innerhalb der bauenden Gemeinde beobachten. Er entstand aus dem religiösen Drange der Zeit heraus. Aber er ist nicht das Ergebnis jener hingebenden Frömmigkeit, welche die Frühzeit des deutschen Volkes durchwehte, sondern erregter Gewissensangst, einer fast stürmischen Ausübung guter Werke im Sinne der katholischen Kirche. Man wollte das eigene Herz und die Schäden der Gesellschaft durch Gutthaten, Gott durch ein großes Wohnhaus, und eine prunkvolle Dienerschaft versöhnen. Man richtete die Kirche, um mit Luther zu reden, ohne Gottes Wort, aus menschlichem Gutdünken auf [54]), sie heißt Gotteshaus, „allein von dem Werk und Dienst, den wir gestiftet haben“. „Der verzweifelte Bösewicht, der Papst, hat aus Christus einen zornigen Richter gemacht, den

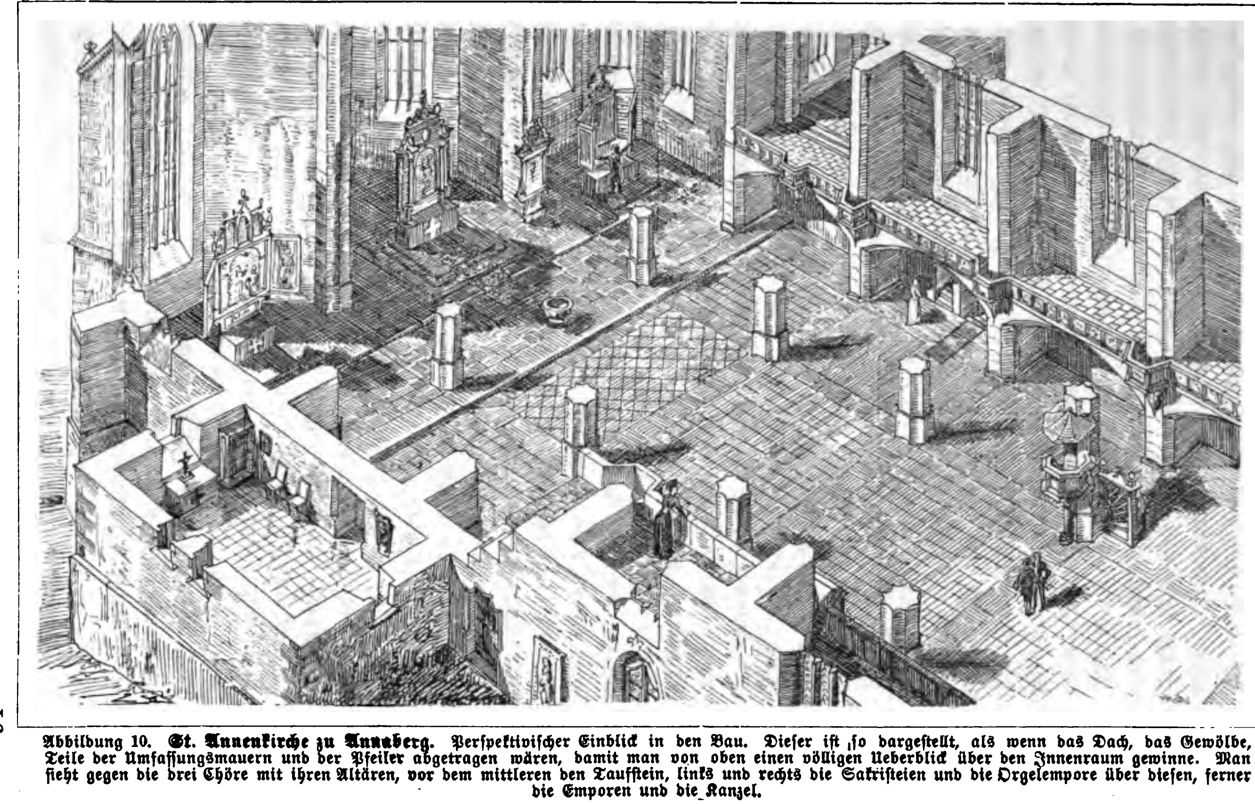


Abbildung 10. **St. Annenkirche zu Annaberg.** Perspektivischer Einblick in den Bau. Dieser ist so dargestellt, als wenn das Dach, das Gewölbe, Teile der Umfassungsmauern und der Pfeiler abgetragen wären, damit man von oben einen völligen Ueberblick über den Innenraum gewinne. Man sieht gegen die drei Chöre mit ihren Altären, vor dem mittleren den Taufstein, links und rechts die Sakristeien und die Orgelempore über diesen, ferner die Emporen und die Kanzel.

wir durch Mittler und Heilige, Mönche, Ablaß, Wallfahrt und sonst Gaukelwerk versöhnen sollen, ums Geld".[55])

Wie das Geld zum Kirchenbau aufgebracht wurde, lehrt die einzige erhaltene Jahresrechnung der Stadt Annaberg von 1518/19, also aus jener Zeit, in der Jacob von Schweinfurt die Gewölbe baute. Ich gebe nur die runden Zahlen. 91 Schock Groschen „erbat" man „mit der Tafel", brachte also der Bittgang in der Stadt; 77 Schock kamen an heiligen Tagen ein, 250 Schock gab der Herzog Georg Beitrag, 29 Schock gewann man aus dem Verkauf silberner, zinnerner und wächserner Zeichen, also der kleinen Darstellungen jener Gliedmaßen, deren Heilung man in der Wallfahrt erflehte; 11 Schock ergaben die Testamente, 86 Schock brachten die Frauen der Kirche ein, welche geweihte Lichter verkauften; 237 Schock brachte der „Kasten" des Jubeljahres der heiligen Anna, von denen 49 Schock an den Papst gesendet wurden. Die Gesamteinnahme der Kirche bestand in 865 Schock 23 Groschen 7 Pfennige, während die Ausgaben, deren Rest die Stadt zu bestreiten hatte, 1107 Schock 48 Groschen 7 Pfennige betrugen. Der Kirchenbau verschlang also ein Drittel der sich auf 3270 Schock 42 Groschen 5 Pfennige belaufenden Gesamteinnahme der Stadt. Außer jenen 49 Schock zahlte die Stadt für Ablaß dem Papste noch 79 Schock, also fast 4 % ihrer Einnahme.

2. Der Annenkultus.

Die Wallfahrt zur Kirche war in mächtigem Schwung. Man würde nicht so viel „wächserne Füß' und Händ" gekauft haben, hätte man nicht an die Wunderkraft der Heiligen geglaubt.

> „Nun weiter ich zu redt muß kummen
> Von merdlichen Zeychen die geschechen:
> . . . .
> Von Kindern die seind gewesen tot,
> Den half sant Ann aus aller not.
> Krippel an füßen vnd von armen
> Des sich sant Anna that ser erbarmen.
> Viel Wechssel (wächserne) vnd viel silberne byld,
> Das mir zu dichten ist zu wild.

Die wechſſen byld ſieht man ſtan
In aller größ gleych wie die man:
. . . .
Das kumt als von ſant Anna her
Wer ſie heimſucht mit milder Hand
Dem thut ſie gnad und Hülff bekannt."

So ſingt der Lobredner Annabergs. Luther ſelbſt, einſt ein Verehrer der heiligen Anna, ſeines „Abgottes", zu dem er rief, als er Mönch wurde, ſagt aber: „Zuvor, da wir noch im Irrtum ſteckten, da hob man mit beiden Fäuſten: Bei meinem Gedenken iſt ein groß Weſen von St. Anna aufgekommen, als ich ein Knabe von 15 Jahren war (alſo 1499). Zuvor wußte man nichts von ihr, ſondern ein Bube kam und brachte St. Anna. Flugs geht ſie an, denn es gab Jedermann dazu. Daher iſt die herrliche Stadt und Kirche auf St. Annaberg ihr zu Ehren gebauet worden, und wer nur reich werden wollte, der hatte St. Anna zur Heiligen. Solcher Heiligendienſt hat dem Pabſt Gelds genug getragen. Aber da itzt Chriſtus anhebt mit dem Wort umzuſtoßen die Wechſelbänke und wir ſind die Peitſchen und Geißeln, damit er des Pabſtes Hurenhäuſer zerſtört!" [56])

Die Förderung des Annenkultus [57]) war einer der vielen Verſuche, die ſächſiſchen Lande bei ihrer Treue an dem päpſtlichen Stuhl feſtzuhalten. Was das 15. Jahrhundert an Feinheit im Marienkultus, an ritterlicher Hingebung gegen „unſere liebe Frau" eingebüßt hatte, das erſetzte es durch Düftelei und Spitzfindigkeit. „Des Herrn Sippſchaft" zu vermehren, ſchien ein verdienſtvolles Werk. Mit jener widrigen Sinnlichkeit, welche ſtets das Ende der Gefühlsüberanſtrengung iſt, ſpürte man den geſchlechtlichen Verhältniſſen derſelben nach. Auch die heilige Jungfrau ſoll makellos geboren ſein. Jene Geiſtlichen, welche trotz ihrer Eheloſigkeit in der Enthaltſamkeit das am ſchwerſten zu erfüllende Gebot erblickten, konnten ſich nicht vorſtellen, daß bis in die Nähe des Herrn ſchlicht menſchliche Verhältniſſe ſich erſtrecken ſollten. Da mußte Beſonderes, Ueberſinnliches ſich zugetragen haben. Schon im 4. Jahrhundert kam die Lehre auf, Anna habe ohne Zuthun ihres Gatten, des heiligen Joachim, empfangen. Später fand man, dies ſei durch einen Kuß Joachims geſchehen.

In den Tagen des Niedergangs der Kirche kam man auf diese Gedanken zurück. Es mag die erneute Lust zu Wallfahrten ins gelobte Land Anteil daran gehabt haben. Denn namentlich die griechischen Katholiken verehrten die heilige Anna eifrig. Kaiser Justinian I. baute ihr 550 eine Kirche in Konstantinopel, Justinian II. 705 eine zweite. Mit der Zerstörung des Byzantinischen Reiches scheint der Kult nach Südeuropa gelangt zu sein. Spanien nahm ihn früh auf, schon 1378 wurde er in England durch päpstliches Breve gestattet, 1425 in Dänemark. In Südfrankreich fand er eine neue Stätte. In Jerusalem und Kairo hatte St. Anna vielbesuchte Wallfahrtstätten. Wie Christus mit dem Golde und der Sonne, Maria mit dem Silber und dem Monde verglichen wurde, so wurde der Stern das Sinnbild der heiligen Anna, sie aber die Mutter und mithin Patronin von Silber und Gold, und weiterhin des Bergbaues. War sie doch jene Heilige, welche man anrief, wenn man irgend etwas finden wollte. Man liebte sie im „Selbdritt" darzustellen, wie sie das Annaberger Stadtwappen zeigt, indem sie die Tochter und den Enkel, beide als Kinder gebildet, auf dem Schoß wiegt, eine Madonna zweiten Grades.

Die heilige Anna kam bald in ganz Deutschland in Aufnahme. Kurfürst Friedrich der Weise schlug nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande eine Münze mit der Umschrift „Hilf Sankte Anna." Im Jahre 1494 war in ganz Sachsen durch landesfürstliches Rundschreiben ihre Verehrung angeordnet worden; 1495 bestätigte dies der Papst Alexander II. Schrieb man ihrer Fürbitte doch die Blüte des Bergbaues und durch diesen der ganzen Finanzlage zu. Der Name Anna wurde in den Fürstenhäusern häufiger, obgleich er auch früher nicht fehlte. Die große Verehrung, welche die Kurfürstin Anna, die Gemahlin des Kurfürsten August I., noch heute in Sachsen genießt, ist zum Teil wohl auf Uebertragung der Eigenschaften der Heiligen auf die irdische Wohlthäterin zu schreiben.

Johannes Abt von Sponheim, der ganze Augustinerorden traten für die Heilige ein. Später waren die unmittelbaren Gegner Luthers, Dr. Eck, Dr. Dungersheim in Zwickau u. a., die Hauptvertreter des Ruhmes der modisch gewordenen Heiligen. Man

kam zuletzt soweit, zu erklären, sie sei, nachdem sie dem heiligen Joachim im 36. Jahre Maria geboren habe, noch zweimal verheiratet gewesen nicht aus fleischlicher Lust, sondern auf Antrieb des heiligen Geistes. Es kam nämlich den Heiligengläubigen darauf an, Christus mit einer großen Verwandtschaft zu umgeben und dieser wieder eine besondere Bedeutung verleihen zu können. Bellarmin, der gelehrte Jesuit, und sein Orden waren es, welche die „Monogamie der heiligen Anna“ in der katholischen Kirche wieder zu Ehren und die Lehre vom trinubium zu Fall brachten. Luther nannte diese nicht nur „eitel Lüge und Fabel,“ sondern fand das rechte Wort, indem er sie als „unflätige Zote“ bezeichnete.[58])

In Annaberg aber hatte sie viele Anhänger. Dort schien auch der rechte Ort für den neuen Sendboten von Rom, für Tetzel [59]), welcher seit 1507 in Dresden, Freiberg und Leipzig sein Bußkreuz aufgerichtet hatte und 1509 nach Annaberg kam, wo er sich zwei Jahre aufhielt.

Die Bußpredigten Tetzel's waren eine Uebertragung derjenigen Capistrano's ins Grobe, Gemeine. Niemals hat jemand daran gezweifelt, daß es Capistrano selbst Ernst war um das, was er betrieb. Auch an seine ungezählten Wunder und Heilungen mag er selbst geglaubt haben. Eine Schaar von Dienstbeflissenen waren bereit, sie übertreibend weiter zu verbreiten. Freilich der feinsinnige, humanistisch gebildete Enea Silvio dei Piccolomini sah die Großthaten des Schwärmers nicht, ihm, der sich nach Cicero gebildet hatte, mochte die lärmende Art, das Predigen more italico, mit Händen und Füßen, nicht behagen. Noch weniger hätte ihm Tetzel gefallen. Der war ein großer, starker Mann, beredt von Haus aus, kühn in der Sprache, „ziemlich gelehrt“, aber frei in seinen Lebensanschauungen. Man machte ihm böse Dinge zum Vorwurf; seine Feinde warfen ihm vor, daß er nur durch Fürstengnade der Todesstrafe wegen Ehebruchs entgangen sei, seine Glaubensgenossen, daß er, obgleich Geistlicher, zwei Kinder habe. Völlig aufgeklärt ist ersteres freilich nicht; Verleumdung spielte ja in beiden Lagern eine unerfreuliche Rolle. Er reiste als großer Herr und bezog 80 fl. monatlich, Kost für sich und sein Gesinde, 10 fl. monatlich für seine Gehilfen. Ein Wagen, drei Pferde führten ihn von Ort zu Ort. Das ist immerhin ein sehr reichlicher Gehalt

für jene Zeit. Freilich für Annaberg, die Stadt, in welcher so stattliche Vermögen erworben wurden, war er nicht übertrieben doch stand der Aufwand dem Bettelmönch besonders übel an.

Er war Ketzermeister. Er drohte in seinen täglichen Predigten, er wolle allen denen, die gegen ihn reden, die Köpfe abreißen und sie blutig in die Hölle stoßen. Die Ketzer sollten brennen, daß der Rauch über die Mauern schlage. Sein rothe Kreuz mit dem Wappen des Papstes — es war das schöne Wappen Julius' II., das wir an den herrlichsten Werken der Renaissance Roms zu sehen gewöhnt sind — sei so kräftig als jenes Christi. Wohl predigte er die Ablaßlehre im Sinne des Katholicismus, die Lehre von dem Reichtum der Kirche an guten Werken, von der Macht der Erlösung, welche diese ihr verliehen. Aber er lehrte, durch Geld könne man vom Papste Genugthuung lösen, er übertrieb die Lehre von der Gnade ins augenfällig Rohe, indem er den doch um einen Viertelgulden oder wohlfeiler zu erlangenden Ablaß auch ohne Bußfertigkeit für wirksam marktschreierisch ausbot und ihm eine Kraft zu lösen zuschrieb, für die kein Verbrechen zu groß sei. Selbst wer sich an der Jungfrau Maria vergriffen habe, würde seiner Sünde ledig werden, so lehrte er in roher Spitzfindigkeit. Später freilich leugnete er das böse Wort ab. Ja, wer für Verstorbene den Ablaß kaufe, sichere diesen den Himmel. „Hört Ihr nicht die Stimmen Eurer Eltern, rief er auf dem Annaberger Markte, wie sie Erbarmen! Erbarmen! rufen. Kauft ihnen den Ablaß, damit sie in den Himmel einziehen können!" Ja, wenn das Geschäft nicht ging, drohte er das Kreuz niederzulegen und somit die offenen Pforten des Himmels zu schließen.

Friedrich Mykonius stand, dicht vor seinem Eintritt in's Annaberger Franziskaner-Kloster, einer angezweifelten, aber alten Quelle nach, unter der Menge, halb betäubt von der Wucht der Rede, von der kecken Unbegreiflichkeit ihrer Verheißungen. Er hörte den Bußprediger oft und aufmerksam. Er konnte ihn später in Stimmfall und Geberde trefflich nachahmen, so tief hatte seine Art sich ihm eingeprägt. Aber er erkannte schon in jungen Jahren das Verwerfliche des ganzen Handels. Er bat Tetzel um den Ablaß ohne Geld, auf sein Sündenbekenntnis. Es wurde ihm verweigert. Er beteuerte keinen Pfennig zu besitzen, als man

ihm den Zettel zu dem niedrigsten Preis bot. Da schenkte ihm einer der Kommissare eine kleine Münze: er lehnte sie ab, weil er grundsätzlich den Ablaß umsonst haben wolle. So ließ man den unbequemen Dränger unverrichteter Sache und tief betroffen abziehen.

In den Jahren 1508—1510 hatte Tetzel das Kreuz in Annaberg aufgerichtet. Die junge Stadt war die Heimstätte und der rechte Boden für sein Wirken. Tetzel war der Praktiker des Ablasses. Sein Geschäft verstand er meisterhaft, denn er betrieb es ohne Umschweife, mit jener frech lächelnden Schamlosigkeit, die der Anfang des Zusammenbruchs ist. Es wäre für einen Einzelnen unmöglich gewesen mit dem Gedanken der Gnade durch die guten Werke solchen Unfug zu treiben, als hier mit jener praktischen Gemeinheit geschah, die auf den Erfolg pocht und der dieser Recht zu geben nicht zögert, wenn nicht die ganze Lehre schon vorher zur Uebertreibung geführt worden wäre.

Aber nicht nur der Ablaß lockte zum Besuche der Stadt. Wohl hatte der „Gotteskasten" solchen Zudrang, daß man eine große von einem eisernen Gitter umgebene Truhe vor dem Annenaltar aufrichten mußte, in die die Beiströmenden bequem ihre milden Gaben werfen konnten. Doch bildete schon im Jahr 1518 auch der Schatz der Annaberger Kirche eine Sehenswürdigkeit, welche mit den Kirchschätzen zu Wittenberg und Halle wetteiferte. Es waren diese Sammlungen von Heiltümern die Museen jener Zeit. Jeder wollte sie sehen: Die Gemahlin Herzog Georgs, durchreisende Leipziger Bürgerfrauen und Adlige gaben stattliche Beiträge zum Kirchenbau, als man sie ihnen zeigte.

Früh finden sich Goldschmiede in Annaberg ein. Da saß schon 1506 Meister Oswald Müller als Schöffe im Rat, der war ein „gar höflicher und lustiger Mann." Denn nach dem Tode seiner ersten Frau verheiratete er sich wieder an dem gleichen Tage wie seine beiden Töchter, und ging in seiner Zobelschaube zwischen seinen beiden Schwiegersöhnen zum Altar. Im Jahr 1508 machte Hieronymus von Magdeburg das Brustbild der heiligen Anna aus 36 Mark 8 Loth Silber. Solche Brustbilder, deren noch manche erhalten sind, waren als Reliquienbehälter damals besonders beliebt. Die Mark feines Silber wurde

damals in 140 Groschen geprägt,[60]) deren 20 einen Gulden, 60 ein Schock Groschen ausmachten. Also hatte jenes Stück etwa 255 fl. Wert. Nach heutigem Geld, wo 50 Mark aus einer Mark Feinsilber geprägt werden, würde das Bild einen Silberwert von 1825 Mark gehabt haben.

Es blieb nicht bei diesem einen Stücke. Ein Bild Christi von 32 Mark 12 Loth, Monstranzen und ein silberner Arm für den Finger der heiligen Anna entstanden bald darauf. 1511 wurde das Bild des heiligen Nikolaus aus 30 Mark 4 Loth, des heiligen Christophorus aus 48 Mark 12 1/2 Loth gemacht. Nun durfte St. Anna nicht zurückstehen! Sie erhielt ein Hauptbild, welches 190 Mark schwer war, also fast 10000 Mark heutigen Silberwertes enthielt. Zwei Kirchner wachten abwechselnd bei dem Schatz, nachts hatten sie scharfe Hunde bei sich, denn die Versuchung des Raubes war groß. Das Kirchengerät wog bei der Aufnahme von 1526 nicht weniger als 1036 Mark 9 1/2 Loth, hatte also über 50000 Mark heutigen Geldes allein an Silberwert!

3. Gesellschaftliche und kirchliche Verhältnisse.

Damals galt eine solche Summe viel mehr, als heute. Man muß versuchen dies sich klar zu machen. Betrachten wir beispielsweise den Stand der Vermögen in Dresden, denn über diese besitzen wir gute Unterlagen. Diese Stadt, welche Herzog Georg als Wohnsitz zu bevorzugen begann, die aber weder durch Gewerbe noch durch Bergwerke sich auszeichnete, höchstens durch den Handel auf der Elbe von einer Ackerbaustadt sich unterschied, besaß mit den Vorstädten im Jahre 1489 etwa 4700 Einwohner, 1507 nach dem großen Brande von 1491 deren 3300.[61]) Gerade als kleine Landstadt ohne hervorragende Industrie eignet sie sich zur Berechnung der mittleren Vermögen jener Zeit. Im Jahr 1488 besaß Dresden nach den Steuerlisten einen Mann, der ein Vermögen von 2350 fl. sein nannte, vier, die zwischen 1500 fl. und 2000 fl. besaßen, und im ganzen 44 Einwohner, deren Vermögen 400 fl. überstieg, dagegen 227 Bürger, welche zwischen 200 und 400 fl. eingeschätzt waren und 685 die noch tiefer standen. Im Jahr 1502 standen die Verhältnisse folgendermaßen.

Der Bürgermeister Hans Smeißer war der reichste Mann, er besaß 2200 fl. Ueber 400 fl. hatten 48 Einwohner, darunter bis 200 fl. 174 Einwohner und unter 200 fl. 658 Einwohner. Ein die Stadt zerstörender Brand — oder der Beginn des wirtschaftlichen Niederganges haben ihren schädigenden Einfluß also besonders an den mittleren Vermögen gezeigt, die von 227 auf 174 fielen. Das Gesammtvermögen von Dresden betrug 1488 77,477 fl., 1502 66,757 fl.

Betrachten wir aber auch den Lohn der Arbeiter:

Ein Tagelöhner erhielt 1476 in Meißen 7 Gr. 6 Pf. bis 9 Gr. in der Woche, ein Hüttenjunge 5 Gr. 4 Pf. bis 6 Gr., ein Geselle 13—16 Gr. Wie viel stellen nun diese Löhne in einer Zeit dar, in welcher der Dresdener Scheffel Korn etwa 6 Gr. 4 Pf. kostete, Weizen 9 Gr. 6. Pf., Gerste 7 Gr. 3 Pf., alle drei zusammen also 23 Gr. 1 Pf. kosteten? Es hat im letzten Jahrzehnt die gleiche Getreidemenge in Sachsen etwa 38,50 Mark gekostet.[62]) Wenn man nun das Getreide als Maßstab für den Wert des Geldes annimmt, derart, daß man den Lohn nach der Menge von Gerste, Weizen und Korn mißt, welche für die Münzeinheit zu kaufen ist, so ergiebt sich, daß ein Pfennig von 1476 gleichen Wert hat mit etwa 14 Pfennigen von heute. Der Tagelohn eines Tagelöhners stellt sich also auf 1,26—1,51 Mark, der eines Hüttenjungen auf 0,90—1,01 Mark, der eines Gesellen auf 2,18—2,69 Mark. Das sind Löhne, die den heutigen etwas nachstehen. Aber nach denselben Umrechnungen würde die Kaufkraft jenes toten Kapitales, welches man allein in Silber der heiligen Anna zu Füßen legte, 244,000 Reichs-Mark betragen haben. Dazu kam, daß man den Wert der ganzen Kirche, wohl übertrieben, auf 209,000 fl. berechnete, was nach heutigem Begriffe einer Summe von über 6,02 Millionen Reichsmark gleich käme. Freilich sanken die Preise schnell. Schon 1550 stellt sich das Verhältnis so, daß ein Pfennig von damals etwa gleich 5,5 heutigen Pfennigen an Kaufkraft gleich kam. Der Wert des Silberschatzes der Kirche hätte etwa 95,700 Mark, der der Kirche 2,76 Millionen betragen — eine merkwürdige Lehre von den Schwankungen der Preise am Ausgang des Mittelalters.

Diese Zahlen geben einen Vergleich für die Bedeutung des völlig unproduktiv im Schatz der Annaberger Kirche angelegten

Vermögens. Dasselbe war etwa 3—4 mal so groß als das des reichsten Mannes in Dresden, und entsprach einem Zehntel des Gesammtvermögens der 4700 Dresdener Einwohner! Und das in einer Zeit, in welcher bares Geld so teuer und selten war, die Verarmung so mächtige Fortschritte machte.

„Kirchenbauen und Messestiften", sagt Luther, „ist geringer als seinem Nächsten dienen; man thut Gott keinen Gefallen, wenn man Glaube und Liebe darüber vergißt."[83]) Freilich den Annaberger Fundgräbern wurde es nicht schwer, ihre Seligkeit sich am Annenaltare zu erkaufen. Die Ausbeute wuchs von Jahr zu Jahr. Sie hatte 1496 und 1497 mit 13312 und 13980 fl. begonnen, stieg 1498 auf 33920 fl., 1499 auf 69504 fl., 1500 auf 94682 fl. und ereichte 1501 die außerordentliche Höhe von 102426 fl. Bis 1508 sank sie langsam wieder auf 35733 fl., um 1513 wieder 107844 fl. zu erreichen, ja nach einigen schlechten Jahren 1517 auf 112230 fl. zu steigen. Hiermit beginnt aber der jähe Fall. Im Jahr 1518 sank das Gesamtergebnis der Gruben auf 50955 fl. und blieb während der Bauzeit der Annaberger Kirche, also bis 1525 unter 30000 fl., ja erreichte in diesem Jahr selbst nur 17544 fl.

Diese ganz außerordentlichen Schwankungen lehren, wie sehr der Bergbau noch vom Zufalle des Schürfens reicher Adern abhängig war, wie sehr das gute Glück noch eine Rolle im Betriebe der Gruben spielte und wie weit dadurch dem Aberglauben die Thore geöffnet waren. St. Anna, die Heilige jener, die ihr Glück im Bergbau suchten, hatte deshalb erntereiche Zeiten.

Alles drängte nach hastigem Ausnutzen der aufgedeckten Erzgänge. Die „Gewerken" erwarben unverhältnismäßig hohe Ausbeuten. Allein die Gruben am „Prögel", deren gegen 80 im Gange waren, brachten bis 1519 310690 Meißner Gulden. Das Erz lag auch dort fast zu Tage. Hilfsbaue, d. h. solche zur Abführung des Wassers, anzulegen wurde verschmäht. Daher kam der Prögel bald völlig zum Brachliegen. Erst 1536 wurden neue Erzgänge dort fündig, entstand die Fundgrube „Himmlisches Heer." Die Kuxe (Anteilscheine) waren vorher billig zu kaufen gewesen. Ein Bürger kaufte deren fünf von einer Bäckerswitwe, die am Buchholzer Thore Semmeln feilhielt. In den nächsten 7

Quartalen gab der Kux 2346 fl. Ausbeute, 1536 wurden 124098, 1537 126678 Meißener Gulden aus der einen Grube an die 28 Besitzer der wahrscheinlich 100 Kuxe verteilt. Kaspar Kirschner z. B. besaß allein 8 Kuxe und gewann demnach in jenen beiden Jahren etwa 20000 fl. Seine Verschwendung setzte die ganze Stadt in Erstaunen. Er ritt auf kostbarem Pferde und von vielen Dienern umgeben ins Bad. Dort ließ er sich ein Becken mit Malvesier und auf Kohlen geröstete Semmeln reichen. Mit diesen mußte man ihm die Fußsohlen reiben, damit sein Hunger sich stärke. Dann aber weichte er die Semmeln in Wein ein und hatte seine Freude daran, sie von den ihn umlagernden Armen verspeisen zu sehen. Kirschner wog 2 Centner 15 Pfund. Er ist das vollendete Bild des Protzentums, jenes Pochens auf schnell erworbenes Geld, das keine Grenzen des Uebermutes kennt. Aber ihn ereilte auch das Ende des Spekulanten: er starb arm.

Anderen Geschlechtern Annabergs diente der Reichtum um sich zu dauernder Lebensstellung zu erheben. Die Thumshirne, welche von Böhmen herübergekommen waren, sind ein solches. 1508 hatte Paul Thumshirn einen fündigen Stollen in Annaberg. Vor 1516 stiftete er schon einen Altar und diesem 600 fl.; 1511 lieh er der Stadt 2000 fl. Von seinen Söhnen erwarb Anselm durch die Gruben „mächtige Schätze“, Wilhelm Kriegsruhm als einer der tüchtigsten Landsknechtsführer seiner Zeit und den Adel.

Lorenz Pflock, der beim Fahren auf der Straße im Dorf Fronau eine fündige Grube entdeckte, da von der Erschütterung der Boden von dem zu Tage liegenden Erzgang abbröckelte, konnte bald darauf dem Amt Dippoldiswalde 1000 fl. leihen, eine Kapelle und einen Altar in Fronau und dem Annaberger Hospital 300 fl. stiften. Bei ihm wohnte Tetzel während seines Aufenthalts in Annaberg. Andreas Stürtz fand einen Gang mit gediegenem Silber, den „Frohnleichnamsstollen“, beim Fischen. Er soll aus demselben 400000 fl. gewonnen haben. Bald begannen die großen Grübner ihr Vermögen in Grund und Boden anzulegen. Martin Schnee kaufte das Dorf Tannenberg, Johann Eckenbrecht das Dorf Mauersberg, Hans Rölingk die Herrschaft Bärenstein. Aber auch andere Geschäfte waren unter ihnen im Gang: Christof

Hartung wurde 1535 wegen Wuchers seiner städtischen Aemter entsetzt.

Vergleicht man die Liste der reichen Fundgrübner mit jener der städtischen Richter und Schöffen, so findet man, daß in Annaberg sich alsbald ein oligarchisches Regiment einzurichten begann. Die Verwaltung lag fast ausschließlich in den Händen der Großbürger, die Macht neigte sich dem Gelde zu.

Die Form der Verquickung städtischer und bergmännischer Verwaltungen hier zu schildern ist nicht der Platz. Es ist nur zu erwähnen, daß der Rat der Stadt unter gewissen Bedingungen, meist nach Einholung des Urteils vom Leipziger Schöffenstuhl, das hohe Gericht auszuüben berechtigt war, daß er seinen Henker hielt und seinen Galgen sich baute.

Es ist der Zeit kein Vorwurf daraus zu machen, daß sie nicht die Mittel fand, den gesellschaftlichen Schäden entgegen zu treten. Sie erschöpfte sich in guten Werken und in Anstrengungen, durch kirchliche Thaten den Lenker der Weltengeschichte zu versöhnen, dessen Zorn jedem vor Augen schweben mußte, welcher die ungeheure Spannung sah, in der sich das Volk befand. Das Platzen des immer mehr eiternden Geschwüres am Körper der Nation suchte man durch die besänftigenden Mittel immer neuer Heiligenverehrung zu dämpfen.

Herzog Georg sendete den Stadtzimmermeister und reichen Fundgrübner Johann Weffinger, der sich dazu erboten hatte, nach einem Annenkloster in Lyon, um von dort Reliquien der heiligen Frau zu holen, deren Namen die Stadt tragen sollte. Deren gab es damals an vielen Orten, namentlich auch am Niederrhein, obgleich die Heiligengeschichte lehrte, Anna sei vom Grabe erstanden und mit Christus und Maria zum Himmel aufgefahren. Das Haupt der Heiligen lag, nachdem es ein Steinmetz in Mainz gestohlen hatte, in Düren, bewacht von der Stadt, welche den Bann über sich ergehen ließ, ohne daß sie ihr wunderthätiges Heiligtum heraus gab.[64]) Weffinger reiste in Gesellschaft eines freiberger Pfarrers, versehen mit Geschenken und Geleitsbriefen ab. Sonntag nach Lätare 1504 kamen die Reisenden zurück. Zehn vornehme Bürger und der Bischof von Meißen waren ihnen nach Zwickau entgegengeritten. Denn es war ihnen ge-

lungen eine Kniescheibe, eine Rippe und ein Achselbein der Heiligen zu erstehen, das nun „mit großem Frohlocken und Ehrerbietung" in feierlichem Umzuge nach Annaberg gebracht wurde. Am Tage nachher erhielten die Armen, jeder der es begehrte, für 3 Pf. Bier, einen Hering und ein Groschenbrod. „Da war ein großes Volk allhier, da sahe man viele gewapnete Männer, die Bürger zu Roß, die Ratsherrn zu Fuß, viel Weiber und Jungfern, da hörte man großes Jubiliren auf den Gebirgen und wurde also dies Heiligtum der heiligen St. Anna von allen Einwohnern und Fremden sehr geehrt, besucht und angerufen."

„Do worden zeichen viel gesehn
An krancken leuten weit erkant,
Auch etlich gruben man do fandt
Dardurch sich alle dingk do mert."

Andere Heiltümer kamen 1506 aus dem Cisterzienserkloster zu Roermondt, ein Merseburger Kapitelherr brachte weitere aus Rom mit. Der Rat schickte zu ihm um einiger Partikel willen und erhielt sie „verpetschirt;" ja 1510 brachte des Herzog Georgen Gattin, Barbara, Tochter König Kasimirs von Polen, einen Finger der heiligen Anna, den einst Kaiser Karl IV. aus Rom mitgebracht hatte. Mit großem Gepräng und unter Freudenschüssen wurde auch diese kostbare Gabe von den geschmückten Jungfrauen der Stadt vor dem Wolkensteiner Thor empfangen.

So waren bis 1518 nicht weniger als 120 Heiltümer mit vielen Kosten nach Annaberg gebracht worden, unter denen ein Partikel der heiligen Elisabeth, ein Zahn der heiligen Barbara, blutiges Barthaar von Johannes dem Täufer, Theile vom Haar, dem Gürtel, dem Hemde, dem Bett und dem Grab der Jungfrau Maria die bemerkenswertesten waren. Ein Dorn der Kreuzeskrone und ein Stück vom Kreuze Christi fehlte auch nicht.

Aber den Einheimischen genügten die Gnadenmittel der heiligen Anna immer noch nicht. Sie erlangten 1517 von Papst Leo X. einen wirkungsvollen Ablaß auf 25 Jahre und stifteten für diesen eine Brüderschaft, die auf die stattliche Zahl von höchstens 1000 Mitgliedern festgesetzt wurde. Diese hatten das Recht ihren Beichtiger selbst zu wählen, der sie von allen Kirchenstrafen, selbst dem großen Bann, ja sogar der Simonie freisprechen könne. Ferner

durfte dieser von allen Sünden, selbst solchen, über die man sich billig erst zu Rom belehren lassen sollte, lossprechen und den Sündern die Absolution erteilen, wenn sie nur nach Befinden des Beichtigers eine Buße zum Kirchenbau beitrügen. Ja es sollte den Beichtvätern erlaubt sein, denjenigen zu absolvieren, welcher unrechter Weise Güter entwende oder streitigen, ja fremden Besitz, selbst der Armen, für sich behalten habe, ohne daß er deshalb gehalten sei seinen Raub herauszugeben. Ferner brauchten die Mitglieder der Brüderschaft die Fasten nicht zu halten. Alle diese Vergünstigungen galten auch für Frau, Kind und Geschwister. Wer beitrat, erhielt einen ihn ausweisenden Brief, durfte nun, wenn er etwas begangen hatte, aus den Hunderten von Geistlichen, welche damals überall zur Hand waren, den ihm passend scheinenden sich zum Beichtiger wählen und konnte sündenfrei gesprochen werden, wenn er bei genügender Reue die ihm auferlegte Buße „gewißlich auf St. Annenberg und in der Kirche St. Annen in verordneten Kasten und an keinen andern Ort übersandt“ hatte.

Ist diese Urkunde echt — ich entnehme sie der Annaberger Chronik von A. D. Richter — so ist sie eines der ungeheuerlichsten Denkmale dafür, wohin die Lehre vom Werte der „guten Werke“ geführt hat. Sie lehrt den Haß verstehen, welchen die Reformatoren gerade gegen diese hatten.

Die Bruderschaft wurde so reich, daß sie nach Fertigstellung der Kirche nicht recht wußte, was mit ihrem Gelde anfangen. Der Rat lieh 1534 bei ihr 1600 fl. Im Jahre 1519 gab der Bischof von Meißen für den Kirchbau noch einen besonderen Ablaß, daß wer an drei bestimmten Sonntagen nacheinander die Annenkirche besuche, und in den Kasten sein Geld einlege, der solle Vergebung aller Sünden haben, die er im Herzen bereue und mit dem Mund bekenne.

Ueberall sieht man den Verfall der Kirche, die Leichtfertigkeit, mit der sie ihre eignen Lehren „ums Geld“ in den Staub zog. Was Wunder, daß ihre Diener solchen Kirchendienstes würdig waren.

Allbekannt ist das Treiben in Zwickau. Dort hatte schon früher, zu Anfang des 16. Jahrhunderts Dr. Hieronymus Dun=

gersheim[65]) aus Ochsenfurt das große Wort geführt, jener Geistliche, der 1503 die Stiftskirche zu Wittenberg weihte, ein hervorragender Vertreter des alten Glaubens, der sich durch seinen streitvollen Briefwechsel mit Luther (1518—1519) Ansehen errang. Er kam als Professor in Leipzig wegen der h. Anna mit Johann Silvius Egranus, also einem Sohn der durchketzerten Stadt Eger in Streit, welcher seit 1517 als Prediger in Zwickau angestellt war. Dieser, freier gesinnt, wollte die Lehre von den drei Gatten der Heiligen und den drei Marien nicht annehmen. Egranus wurde wieder von Thomas Münzer, dem berühmten Schwärmer, verdrängt und verkam später in Joachimsthal im Trunk. Münzer stellte dem noch auf humanistischem Standpunkte stehenden Gegner, seit er 1520 in Zwickau einzog, seine Lehre von der Erkenntnis Gottes aus der Tiefe des eigenen Empfindens heraus entgegen. In ihm zeigte sich alsbald die gesellschaftliche Seite der Umwälzung, seine Bestrebungen waren auf die niederen Volksklassen gerichtet, er hoffte auf eine innere Wiedergeburt, auf eine Erneuerung der altchristlichen Gemeinden mit ihrer Gütergemeinschaft und ihrer selbsterwählten Obrigkeit. Unter den Tuchmacherknappen fand er bald Anhang: Nikolaus Storch wurde sein Genosse im Haß gegen die Bettelmönche und in schwärmerisch-thatenlustigem Sozialismus. Nur mit Gewalt war der Aufstand der Unterdrückten niederzuhalten, bis Münzer 1521 floh. In Schneeberg hatte der in Freiberg geborene Nikolaus Hausmann schon seit 1519 die katholischen Mißstände bekämpft, ohne zu Luther überzutreten, bis er 1521 nach Zwickau ging, um Münzers Anhang mit mildem Sinne in ruhigere Bahnen zu lenken. So lösten sich in schneller Folge die Parteien jener Stadt ab, welche den Mittelpunkt des erzgebirgischen Bergbaues bildete.

Schlimmer noch stands in Annaberg selbst. Von dem zweiten Pfarrer der Kirche, Johannes Pfennig, ging bereits 1500 das Gerücht, er wolle nach Prag gehen um Bischof bei den Hussiten zu werden. Wirklich floh er 1501, weil er den „Ablaß und andere Irrtümer des Papstes“ verwarf. Aber er wurde gefangen und starb auf der Veste der Meißner Bischöfe, auf dem Stolpen. Das war 16 Jahre, ehe Luther seine Thesen wider den Ablaß an die Thür der Wittenberger Schloßkirche schlug, 6 Jahre ehe Tetzel

ins Land kam. Sein Nachfolger Wolf Messerschmidt widerstand nicht der Lockung selbst Bergbau zu treiben, und sammelte großen Reichtum. Das hinderte ihn aber nicht, in seinem Hause das Freibier öffentlich zu verzapfen, welches einen Teil seiner Besoldung bildete. Er tanzte auf offener Straße, zechte und prügelte sich, lebte in Unzucht, der Gemeinde zum Aergernis, kümmerte sich wenig um Messen und Gottesdienst. Alle Klagen gegen ihn halfen nichts, bis er 1519 seines Weges nach Wittenberg zog. Er mochte hoffen von der neuen Lehre Vorteil zu ziehen. Der Kaplan Moritz, der sich nachsagen lassen mußte, oft im Trunk viel Schläge erhalten zu haben, wurde 1519 im Streit erstochen. Es kamen 1518 Unterhändler nach Annaberg, welche vier Tage lang wegen des Streites der Geistlichen unter sich verhandelten, „weiß aber niemand wie die Sache vertragen worden, denn sie trunken, daß man sie mußte nach Hause auf den Mist tragen." Der Spitalpfarrer, Valten Barthel, wurde auf unsittlicher That ertappt. Sein Vorgänger, Johann Pachmann, hatte vor Herzog Georg wegen Ketzerei flüchten müssen. Aus gleichem Grunde wurden Johann Lindmann, Lorenz Lautenbeck und andere Franziskanermönche verhaftet. Es ist beachtenswert, daß der Rat von Annaberg hernach den Beginn des Bauernkrieges auf das Gebahren der Geistlichkeit schob, die in den Bierhäusern mit leichtfertigen Leuten disputiere und vom Predigtstuhl schelte. Johann Zeidler, der sechste Pfarrer von Annaberg in wenig Jahren, war jener, von dem Kurfürst Johann Friedrich zu Sachsen 1530 sagte, nachdem er ihn in der neuen Kirche hatte predigen hören: „Der Vogelbauer ist schön, aber der Vogel singt nichts gutes." Als Freund Tetzels war er die Veranlassung, daß dieser zwei Jahre sich in Annaberg aufhielt, ein „unverschämter Mann und grober Katholike", wie ein Chronist sagt. Später verdrängte ihn die Reformation.

Man würde unrecht thun, wollte man die Parteistellung für das Entscheidende halten, ob die Geistlichen sich eines ihres Amtes würdigen Wandels befleißigten. Auch die Reformation mußte die Männer übernehmen, welche sich ihr anschlosse,n und mit ihnen ihre Unsitten. Aber es ist doch erfreulich zu sehen, daß ein anderes Geschlecht aus dem Pfuhle empor-

wuchs, etn sittlich gereinigtes, besseres, wenn auch keineswegs ein absolut gutes!

Wir wissen wenig von den Lehrern der Annaberger Schulen. Magister Simon Aws war einer, er wurde der erste Verkünder des Evangeliums in der böhmischen Bergstadt Joachimsthal. Aber die Schüler sprechen dafür, daß die Lehre eine gute war. Aus Franken herauf kam 1503 Friedrich Mykonius als 13 jähriger, die Schule zu besuchen, den sein Vater schon mit ketzerisch-evangelischer Lehre erfüllt hatte, ehe ihn die Erkenntnis des sittlichen Verfalles der Welt gleich Luthern in das Annaberger Franziskanerkloster führte. Adam Riese, der berühmte Annaberger Mathematiker, dessen Namen das Sprichwort in aller Munde erhielt, mag neben ihm gesessen haben, Johann Pfeffinger, eine der ehrwürdigsten Erscheinungen der Reformation, kam von Wasserburg am Inn, um die Schule zu Annaberg zu genießen. Johann Rivius gehörte ihr an. In etwas späterer Zeit stand Leonhard Badehorn als Rektor der Anstalt vor, der später am Hofe des Kurfürsten Moritz als Theologe und Politiker zu Einfluß kam.

So sehen wir die junge Stadt auch in geistiger Beziehung schnell zu einem wichtigen Punkte sich erheben. Auch hier setzte sich, wie Jahrhunderte früher in Freiberg, das Silber bald in ein lebhaftes bürgerliches Leben um. Wir haben wenig Anhalt dafür, woher diegroßen Volksmengen kamen, welche plötzlich in Annaberg sich begegneten. Viele mögen aus den umliegenden Ortschaften zugeströmt sein, andere aus weiterer Ferne. Böhmen und seine Bergwerke lieferten eine große Anzahl. Aus Nürnberg kamen Männer, welche zum Teil mit Geldmitteln ausgestattet waren. Jene Zeit sah das deutsche Volk überhaupt in merkwürdiger Bewegung. Mit Staunen liest man in den Lebensbeschreibungen z. B. der Geistlichen und Schulmänner, wie sehr auch Gebildete geneigt waren, den Stab weiter zu setzen, wie unstät sie hin und her wanderten. Die Baurechnungen allein geben einigen Anhalt für das Leben auf den Werkplätzen. Aber auch sie sind selten. Wir müssen die Beispiele auch benachbarter Städte heranziehen. So ergeben die Lohnlisten der Kreuzkirche in Dresden von 1493/94[66]), daß bei einem durchschnittlichen Stand von 8—10 Steinmetzen am Bau in einem Jahre nicht weniger als 41 Gesellen angestellt

wurden. Manche arbeiteten ein paar Tage, andere ein paar Wochen. Am Ende des Rechnungsjahres waren trotz des augenblicklich starken Betriebes mit 16 Gesellen außer dem Polierer Gregor Schulmeister nur noch drei Gesellen auf dem Bau, welche ein Jahr lang ausgehalten hatten, abgesehen von den fünf, welche im Stücklohn arbeiteten. Die Mehrzahl der Gesellen stammten aus den sächsischen Nachbarstädten, doch kamen auch solche aus Landshut, Hof, Gratz, Meiningen, ein Bayer, zwei Schlesier, je einer aus Liegnitz, aus Bautzen, aus Bischofswerda vor. Bei vielen fehlt die Angabe ihrer Herkunft, wohl weil sie aus der Nähe kamen.

Im Rechnungsjahr 1518/19 der Annenkirche zu Annaberg arbeiteten bei einem Betriebe mit etwa 10—29 Steinmetzen 52 verschiedene Gesellen am Bau, von welchen acht bei ihren Familiennamen genannt werden, zehn aus dem jetzigen Königreich Sachsen stammen, während der Rest weither zugewandert war. Aus Franken, Würzburg, Schweinfurt, Hof stammten 7; aus Schwaben und Baden: Maulbronn, Durlach, Augsburg 8; aus Hessen und vom Rhein: Wezlar, Büdingen 3; aus Oesterreich: Steyer, Lienz, Botzen, Kärnten, 5; aus Thüringen 3 Gesellen. Einer kam sogar von Zug.

Es ist begreiflich, daß eine so leicht bewegliche Gesellschaft wie diese wandernden Steinmetzen den Meistern viele Sorge bereitete. Zwar erhielt sich ein Stamm tüchtiger Arbeiter, aber die Mehrzahl derselben lockte der Bau nicht zum Verweilen. Wenngleich in den anderen Gewerben, welche in jeder Stadt seßhafte Zünfte besaßen, bessere Verhältnisse obgewaltet haben mochten, so zeigt das eine Beispiel doch, wie wenig jene Schilderungen der „guten alten Zeiten", als einer Zeit der Dauer im Wandel, auf den Vorabend der Reformation paßt.

Aber nicht nur ehrsame Handwerker zogen die Straßen des Erzgebirges, fanden den Weg durch seine Wälder und Thäler: Wilde Gesellen kamen aus allen Landen herbei. Schon in Schneeberg hatten sie allen Gesetzen Hohn gesprochen. Das Augenmerk aller jener, die im Leben Schiffbruch erlitten hatten, war auf die verlockenden Schätze des Erzgebirges gerichtet, auf die neue Glücksstadt Annaberg. Schon in den ersten Jahren der Stadt wurde sie „mit Gewalt volkreich", entstand ein großer

Aufruhr zwischen dem Volk unter den Bergleuten, so daß der Amtleute nicht genug waren, um die Streitigkeiten zu schlichten. Bald, 1503, brauchte man wegen der Menge des Volkes „einen anderen Schrecken“ als die gewöhnlichen Gerichte; 1510 baute man den Rabenstein; 1511 entstand ein Aufruhr der Fleischer, dann der Bäcker, welche einen Konkurrenten vertrieben, der Kümmelbrod gebacken hatte. Ein großer Aufruhr richtete sich gegen die „von der Schauben“, also die Reichen, so daß man Tag und Nacht im Harnisch reiten mußte. Vom Jahr 1518/19 sind uns die Verzeichnisse jener Strafen erhalten, welche der Rat verhängen durfte. Da finden sich 18 Fälle des „Haderns“ d. h. lärmenden Streitens, 40 Fälle von Raufen, 11 Fälle, daß das Messer oder die Wehr gezogen wurde, viermal mußte wegen Widersetzlichkeit, dreimal wegen Einbruch in die Häuser, dreimal wegen Unfrieden im Frauenhause gestraft werden. Zwei Morde wurden durch Sühne vom Rat selbst gestraft, wegen drei Morden wendete man sich an das Leipziger Schöffengericht. Ein Mordfall, welcher die Stadt in Aufregung versetzte, geschah im Jahr 1514, als ein heruntergekommener vom Adel, Wilwald Dyrmann, mit einem Spießgesellen den reichen aus Nürnberg eingewanderten Kaufmann Johann Mengemeyer niederstieß. Des Mörders Vetter, ein gleichfalls unstät herumschweifender Adliger, Philipp Weysenburg, hatte ihn gedungen, um an Mengemeyer Verrat und Fälschung zu rächen. Die Mörder starben am Rade. Vier Jahre darauf erstach Hans Hünerskopf, ein stattlicher Bürger, den Kaplan Moritz.

Der Kampf um's Dasein wurde mit roher Gewaltthätigkeit betrieben. Auch die Großen bedienten sich rücksichtslos ihrer Macht. Zwar bestanden gegen Ausbeutung der Kräfte des Bergmanns durch die Grubenbesitzer bereits Gesetze: die Schicht war auf 8 Stunden festgesetzt, für Bergpolizei wurde gesorgt. Die Stadt hatte selbst seit 1497 Stadt- und Bergrecht, die Einwohner wählten unter sich selbst Richter und Geschworene, die über „Schulden und Gulden, Scheltworte, geschlagene oder geworfene Male, die nicht aufgelauffen oder wundt sind, zu richten“ hatten. Der Bergmeister, dessen Aufgabe es auch sonst war für Lebensmittel zu sorgen, den Bergbau und seine Arbeiter zu überwachen, hielt mit zwei Landvoigten das Berggericht.

So stellt sich das Leben einer erzgebirgischen Stadt jener Zeit dar. Aus der Gewissensangst, aus dem Erschrecken vor der eigenen Verrohung ging das Bedürfnis hervor, sich in kirchlichen Werken zu bethätigen. Diese Stadt brauchte daher zur Befriedung ihres Bußbedürfnisses Bauleute, ihr Heiligtum zu schmücken. Auch diese waren in dem jungen Anwesen nicht heimisch, sondern mußten von auswärts berufen werden.

4. Die Annaberger Steinmetzen.

Die alten Chroniken bezeichnen Conrad Schwab, wie bereits gesagt wahrscheinlich dieselbe Person wie Conrad Pflüger, als den Meister, der den Bau anlegte.

Als Polier des Meister Conrad erscheint Jobst im Jahre 1502. Jost von Schweinfurt heißt ein Meister, der die Straßburger Ordnung von 1459 im Jahre 1468 unterschrieb. Zwei Schweinfurter Meister wurden bald darauf die Bauleitenden in Annaberg, seit der erste Meister Peter von Pirna sich zurückzog: Jacob von Schweinfurt als Werkmeister und Peter von Schweinfurt als Polier. Meister Jacobs Zeichen kennen wir wir aus seinem Siegel; es ist folgendes:

Er nennt seinen Namen auf dem Siegel durch die Initiale I H. Nun wird ein Meister Jacob Hellwig als zu jener Zeit am Bau beschäftigt genannt, und zwar als derjenige, welcher die Emporen ausschmückte. Aber gerade dieser Emporenbau vollzog sich unter Meister Jacob von Schweinfurt. Es ist also wohl zweifellos, daß Hellwig dessen Familienname war. Er erscheint wieder bei dem in Rothenburg a. T. arbeitenden Meister Hans von Annaberg, welcher den Familiennamen Hallweg trägt.[67])

An der künstlerischen Ausstattung der Kirche arbeitete ein Bildhauer mit, Franz von Magdeburg. Der Goldschmied Hieronymus von Magdeburg, welcher im Rate der Stadt Sitz und Ansehen erlangte, war vielleicht dessen Verwandter. Jedenfalls war er es, der neben dem Bauverwalter des Rates, Dickmichel, und Meister Jacob 1518 vom Rat wegen des Kirchenbaues an den Herzog Georg gesendet wurde. Diese Beteiligung

eines Bildhauers am Bau brachte bald schwere Zerwürfnisse mit den süddeutschen Steinmetzhütten.

Meister Jacob war in der Straßburger Hütte, vielleicht noch von seinem Vater her, gebrudert.[68]) Aber er fand in Meißen alte Herkommen, welche mit jenen in Oberdeutschland nicht übereinstimmten. Seit mehr als hundert Jahren galt als Recht daß der Lehrling in 4 Jahren freigesprochen werde. Das bestätigt auch die Erfurter Ordnung von 1423. Es stand, wie aus verschiedenen Andeutungen hervorgeht, den Hütten frei, auch solche Künstler, welche nicht um Steinwerk dienten, zum Bau zuzuziehen. Es thaten dies ja auch die Schlesier vor dem Eingreifen Meister Conrads.

Die Hütte von Magdeburg nahm damals einen neuen Aufschwung. Namentlich die eigenartigen stumpfen Turmhelme wurden erbaut, der Dom damit endgiltig fertig gestellt. Bis dahin hatte Meißen dem Tieflande Künstler gegeben: Hans Reynhart in Weißenfels, Hans Kümelke und sein Sohn Matthes, die Erbauer der Nicolaikirche in Zerbst (1446—1486), wie Lorenz Pfennig, der Erbauer des Nordturmes an der Wiener Stephanskirche, stammten aus Dresden, Michel von Wolkenstein, der den Turm der Frauenkirche in Halle baute, war 1519/20 in Annaberg thätig. Meister Hans von Torgau hatte am Schloß zu Meißen unter Meister Arnold gearbeitet. Die Verbindung zwischen den Hütten war immer reger geworden. In Magdeburg war Meister Bastian Binder Hüttenmeister. Er begehrte, wie später die Annaberger sagten, in Straßburg das Handwerk und hoffte somit die Steinmetzen von Meißen, Sachsen und Thüringen unter sich zu bringen. Man sendete ihm die Kopie der Kaiserlichen Konfirmation vom Jahre 1498 und nun begann er „gewaltiglich" die Satzungen derselben zur Durchführung zu bringen. Sein Wirken scheint etwa 1516 begonnen zu haben. Denn das Siegel der Steinmetzen zu Magdeburg zeigt neben dem Zeichen Binders diese Jahreszahl. Er war es, der nun die Straßburger Regel zur Durchführnng bringen wollte, daß jene Gesellen, welche nur 4 Jahre gelernt haben, 2 fl. Strafe zahlen sollten, ehe sie auf Hütten der Brüderschaft gefördert würden. Nun war er sich bewußt, daß das Brüderbuch „mit

Rat der Werkleute nach Gelegenheit und Notdurft eines jeden Landes verändert und verbessert“ werden dürfe. Aber der Kaiser und die päpstliche Legation habe die Hauptartikel konfirmiert und bestätigt, die ein jeglicher Steinmetz bei schwerer Strafe brauchen solle. Gestützt auf die Verordnung des Meisters Hans Hammer, obersten Conservators der Hüttenbrüderschaft am Straßburger Münster, hielt er sich für befugt, die Ordnung „zu beständigem Gebrauch zu fördern.“ Dieser Hans Hammer war einer der Meister der geometrischen Künste in der Spätgothik im Gegensatz zu der mehr plastischen Richtung, welche neben dieser herging. Geboren wie es scheint zu Meyger in Franken zeichnete er sich 1471 zu Wertheim in die Liste der Straßburger Hütte ein. Vorher war er in Basel gewesen, 1486 bis 1487 war er am Straßburger Münster, später in Zabern thätig, um dann wieder an den großen Rheinischen Dom zurückzukehren, den seine Kunst mit der prachtvollen, überreich geschmückten Kanzel beschenkte. Man rühmt ihm besondere Entschiedenheit in Vertretung der Hütte nach. Meister Binders und seine Thätigkeit scheint in den geistlichen Gebieten Unterstützung von den Behörden gefunden zu haben. Man hört nichts von Störungen aus jenen Landesteilen. Ja auf dem Tage zu Halle 1517 zeigen sich bei anderthalb hundert Meister mit einem Vorgehen einverstanden, welches bald die Frage der Macht Straßburgs zu einer prinzipiellen Entscheidung führen sollte. Halle besaß damals in Nicolaus Hofmann einen Hüttenmeister, der sich ganz der Schule der Meißener anschloß und namentlich im Gewölbebau Außerordentliches leistete, später einer der tüchtigsten Vorkämpfer der Renaissance wurde. Aber er scheint entschieden zur Magdeburger Hütte sich gehalten zu haben.

Jacob von Schweinfurt konnte der Unterstützung des Annaberger Rates sicher sein. Jene Zusammenkunft von Sachverständigen und das von ihnen seinem Werk gespendete Lob mußte seine Stellung befestigt haben. Auch sein Genosse, Meister Franz, fand volle Anerkennung.

Wir wissen aus der einzig erhaltenen Stadtrechnung von 1519—1520 ziemlich genau, was dieser am Bau ausführte: nämlich die Bildhauerarbeiten, jene Reliefs an der von Jakob erbauten

Empore, jene Köpfe, welche die abgebrochenen Gewölbrippen der Sakristei zieren. Es arbeitete hier also ein Bildhauer in Steinwerk. Er that das mit Wissen und Willen der Hütte: 24 Steinmetzen hatten beschlossen, daß Meister Franz zu erlauben sei, daß er Steinmetzen in seine Dienste nehme, „fördere“. Die Hütte selbst hatte es ihm gestattet, nicht blos ein einzelner Meister. Es lag hier also die Veranlassung zu einem Hüttenstreit vor, wie er auch sonst öfter stattgefunden hatte, wie ihn in der Lausitz Meister Conrad Pfluger allem Anscheine nach grundsätzlich durchzufechten bestrebt war.[69])

Aber es kam noch hinzu, daß Meister Binder die Straßburger Bestimmung, jeder Geselle, der nur vier Jahre gelernt habe, solle 2 fl. Strafe zahlen, ehe er an Brüderhütten gefördert werde, nun erst thatkräftig zur Geltung brachte. Diesem Gesetz dachte man sich in Meißen nicht zu fügen, man bestritt Binders und der Straßburger Recht in Meißen zu strafen, man berief sich auf das alte Herkommen des Landes.

Zunächst suchten die Straßburger den Meister von Annaberg, Jakob von Schweinfurt, dadurch einzunehmen, daß sie ihm wie dem Magdeburger Werkmeister, ein Bruderbuch anboten mit „Obrigkeit in Meißen“, damit die „gezänkischen Parteien“ nicht außer Landes gefordert würden. Aber Jakob erinnerte daran, daß in Dresden schon eine Brüderschaft für Meißen angefangen habe, der er willig seinen Büchsenpfennig geben wolle.

Der Streit gegen die Magdeburger einte die Gegner. Am Annentage 1518, also am 26. Juli, traten sie zu einem Tage in Annaberg zusammen. Es waren die Meister aus Meißen, Böhmen, der Lausitz und aus Schlesien vertreten. An ihrer Spitze stand Benedikt Rued, der Werkmeister des Veitsdomes zu Prag, dem man unangezweifelt den Vorrang ließ: Es zeigt sich, daß die Meister jener Lande in Prag dauernd, noch aus der Zeit Kaiser Karls IV. her, ihren Vorort erblickten. Den offenen Brief, welchen der Steinmetztag erließ, untersiegelte das ehrbare Handwerk der „Steinmetzen auf Sant Annaberck“ mit einem 1518 datierten Siegel, sowie Benedikt mit seinem „verdienten, erblichen Sekret“. Dies enthält ein Wappen mit nach links schreitendem Löwen, der einen Zirkel hält, geschlossenen Helm mit quadrierten

Flügeln, darauf wieder einen Zirkel und zwei Spruchbänder, mit leider unleserlicher Inschrift. Also führte Benedikt, als vornehmer Herr und über der Zunft stehender Meister, selbst auf einem Steinmetztage nicht ein Zeichen.

Die Annaberger erklärten sich entschieden gegen die Anmaßung von Magdeburg und drohten mit Gegenmaßregeln. Die wichtigste derselben war, daß sie nun Dresden zur Haupthütte und Hans Schicketanz, den Meister der Kreuzkirche daselbst, zum Hüttenmeister ernannten. Ja, sie erbaten sich am 2. November 1518 vom Herzog Georg die Gunst, er möge den Kaiser bestimmen, ihnen eine Befreiung auf ihre Ordnung zu senden, damit sie sich in Meißen nach ihrem alten Bruderbuch verhalten könnten, welches vier Meister handhaben sollten, und damit sie ein eigenes „Sekret," einen Zirkel in schwarzem Schild erhielten.

Dickmichel, Hieronymus von Magdeburg und Meister Jakob verzehrten 2 Schock 37 Gr. auf der Reise nach Dresden, welche der Rat zahlte. Man suchte die Sache zu betreiben, solange Meister Erasmus beim Kaiser sei, d. h. solange jener Künstler, der das Gewölbe der Annenkirche entworfen hatte, sich bei dem greisen Maximilian befinde. Dieser aber war damals seinem Ende nahe: Er starb zu Wels am 12. Januar 1519. Schwerlich hat ihn die Bitte der Annaberger noch erreicht.

Sehr bezeichnend ist die Art, mit welcher Herzog Georg die Angelegenheit auffaßte. Er fragte zunächst bei den Magdeburgern nach den päpstlichen Bullen, auf welche sie sich beriefen. Diese waren aber nicht zur Hand, es mußte die Urschrift in Straßburg eingesehen werden. Aber sichtlich machten dieselben wenig Eindruck auf den sonst so eifrig für Stärkung der katholischen Sache bedachten Fürsten. Er schrieb am 23. Februar 1519 an das Kapitel zu Magdeburg, es solle Meister Binder verbieten, in den herzoglichen Landen Ordnungen machen zu wollen. Schon vorher hatte er dasselbe dem Rat der Stadt Magdeburg geschrieben, der sich am 14. Januar 1519 damit entschuldigt hatte, Binder sei Dommeister und unterstehe ihm also nicht. Am 15. September 1519 war Herzog Georg selbst in Annaberg, bald darauf, vor dem 17. November, war der eifrigste Förderer des Hüttenwesens, der Straßburger Meister Hans Hammer gestorben.

Sein Nachfolger, Bernhard Nonnenmacher von Heidelberg, zog alsbald mildere Saiten auf. Man kam dahin überein, daß zwei Annaberger Gesellen nach Straßburg reisen sollten, um die Bruderbücher einzusehen. Man wählte zwei Arbeiter, welche schon 1518 am Bau beschäftigt waren, Barthel von Durlach und Thomas von Linz, also zwei Leute, welche ursprünglich der Straßburger oder Wiener Hüttengemeinschaft angehört haben dürften. Der Erfolg ihrer Sendung war, daß Meister Bernhard auf den Sonntag Judica 1521 einen neuen Tag zu Halle ansetzte, dessen Zweck ein Vergleich zwischen Jakob und Binder sein sollte. Jedenfalls endete dieser nicht mit dem Nachgeben der Meißener in den wichtigsten, grundsätzlichen Fragen, solange Herzog Georg mit Eifersucht über das Fernhalten fremder Rechte aus seinem Lande wachte. Die großen Wirren brachten überhaupt bald eine allgemeine Stockung ins Bauwesen.

5. Der Erzgebirgische Kirchenbau.

Die Meister, welche sich gemeinsam gegen die Angriffe der oberdeutschen Hütten verteidigten, führte auch eine gemeinsame Kunstanschauung zusammen.

Dafür sprechen die Grundrisse der erzgebirgischen Kirchen. Die zu Annaberg (Abb. 10) besteht aus drei Schiffen, von welchen das mittlere nur wenig breiter ist als die äußeren. Gegen Osten sind drei aus dem Achteck gebildete Chorbauten angeordnet. Der Bau bildet im übrigen ein Rechteck, welches etwa doppelt so lang als breit ist.

Die Kirche zu Pirna entspricht Annaberg fast völlig. Abgesehen davon, daß der nördliche Chor verkümmert ist, weil dort Nachbarbauten die Ausgestaltung der Kirche erschwerten, sowie daß die Gesamtanlage etwas kürzer ist, decken sich die Systeme auch hinsichtlich der je sieben Gewölbjoche und hinsichtlich des Anschlusses der rechtwinklichen Sakristei an das zweite Joch — vom Chor gezählt. Auch die Anlage je eines massigen Turmes an der Südwestecke ist beiden Bauten gemeinsam. In dieser Planbildung sehen wir die ältere Schule jener Gegenden. Denn die Pirnaer Kirche entstand seit 1504, ihr Meister dürfte jener

Peter von Pirna gewesen sein, von dem wir wissen, daß er vor Jakob von Schweinfurt in Annaberg baute und daß er 1512 Werkmeister in Pirna war, vielleicht jener Meister Peter, der 1480 aus Füßen in Bayern nach Dresden kam, um den „Oelberg“ an der Frauenkirche zu fertigen. Diese Grundrißform war keine neue. Ihre Wahl in Annaberg war vielleicht sogar bei Conrad Pfluger, der s. Z. der Gefährte des Blasius Börer beim Bau des heiligen Grabes in Görlitz gewesen war, durch Jerusalem beeinflußt. Denn Börer hatte dort sicher auch die Abtei St. Annae besucht, welche im 12. Jahrhundert von den Kreuzfahrern über der Gruft der Großmutter Christi errichtet worden war.[70]) Auch sie zeigt jene Form, und war eine jener Heilstätten, welche damals kein Wallfahrer unberührt ließ. Auch die Petrikirche zu Görlitz, an der Pfluger Anteil hat, aber auch manche ältere Bauten, zeigten denselben Chorabschluß. Schwerlich ist aber die Annenkirche in Jerusalem allein maßgebend gewesen. Das Vorbild der Teynkirche zu Prag und anderer verwandter Bauten wirkte jedenfalls mit. Der dortige Chor findet sich z. B. schon 1388 an der Moritzkirche zu Halle wiederholt.

Aber zwischen allen diesen Bauten und Annaberg besteht ein sehr entscheidender Unterschied. Dort sind die Umfassungsmauern zwischen die inneren Endungen der Strebepfeiler gestellt, so daß diese nach außen die Wandfläche gliedern, hier ist die Außenwand völlig glatt gebildet, sind die Streben ganz nach innen gezogen.

War das von jeher die Absicht des entwerfenden Baumeisters? Wir erfuhren, daß 1499 der Bau der Steinkirche begann und zwar 1507 die ersten „Pfeiler“, also doch wohl freistehende Pfeiler, angelegt und die Umfassungsmauern aus dem Grunde gehoben wurden, die dann 1512 fertig waren. Da nun von 1499—1507 der Bau „im vollen Schwange“ war, so kann in dieser Zeit nicht gut etwas anderes gebaut sein als die Strebepfeiler, welche jedoch noch nicht auf Aufnahme von Emporen berechnet waren, denn wir erfahren, daß deren Widerlager erst nachträglich eingebrochen werden mußten. Es hat demnach den Anschein, als sei ursprünglich die Lage der Umfassungsmauern anders geplant gewesen, als sie später, unter Meister

Jakob, ausgeführt wurde. Peter von Pirna und Conrad Pfluger blieben demnach im wesentlichen bei der Hallenkirche stehen. Die folgenden Meister gingen erst zur Emporenkirche über, den zweiten Schritt zu einer neuen, nicht mehr mittelalterlich gedachten Kirchenform wagend.

Meister Hans von Torgau und Meister Benedix Rued liefern die Beweise hierfür. Ersterer in der seit 1516 begonnenen Wolfsgangskirche zu Schneeberg, letzterer an den von ihm beeinflußten nordböhmischen Bauten. Eine der ersten unter diesen ist die Kirche zu Laun, deren drei Schiffe zwar je einen Chorabschluß für sich haben, die Seitenschiffe einen solchen aus zwei Seiten des Vierecks; aber diese Chorbildung ist bei der Weite der Schiffe, bei dem saalartigen Grundwesen des Baues so unselbständig, daß der Barockmeister, welcher den gewaltigen Altar errichtete, es für angemessen hielt alle drei Chöre für einen zu nehmen und sein mächtiges Werk über die ganze Breite der Kirche auszudehnen. Das entspricht auch der Emporenanlage an der Westseite, welche die drei Schiffe wieder zusammenfassend den saalartigen Eindruck noch im hohen Grade verstärken hilft. Eine andere Form der Saalkirche trotz ihrer drei Schiffe, bildet die Dechanteikirche zu Brüx (1517), wieder ein Werk des Benedix Rued. Die Grundform ist zwar nicht neu. Es ist hier das Mittelschiff durch Engerstellung der beiden Ostpfeiler chorartig abgeschlossen und die Umfassungsmauer aus fünf Seiten des Zwölfecks gebildet, eine Anordnung wie sie seit dem 14. Jahrhundert öfter vorkommt. Es bildet sich so ein hallenartiger Umgang um den Chor. In Brüx sind aber die Strebepfeiler vollständig in das Kircheninnere hineingezogen, so daß die Umfassungsmauern außen glatt emporsteigen. Der Emporenumgang über den eingebauten Kapellen erstreckt sich nun auch über den Chor, so daß die ganze Kirche gleichmäßig von ihm umschlossen ist. Die reiche, bildnerische Ausschmückung der Emporenbrüstungen, die feine Gliederung der Pfeiler, die die Decke zu einem Ganzen zusammenfassende Bildung der sich durchdringenden Kurvenrippen, die Stellung der Kanzel — Alles dies giebt der Kirche im hohen Grade den Eindruck des Saalartigen, des Gemeindebaues, der Predigtkirche, soweit dies bei gothischen Formen überhaupt erreichbar ist.

Ganz ähnlich iſt die Schneeberger Kirche geſtaltet (Abb. 11 u. 12). Auch ſie hat einen Chor, der aus fünf Seiten etwa des Zwanzigecks gebildet iſt, alſo flacher als der von Brüx. Schon hielt man nicht

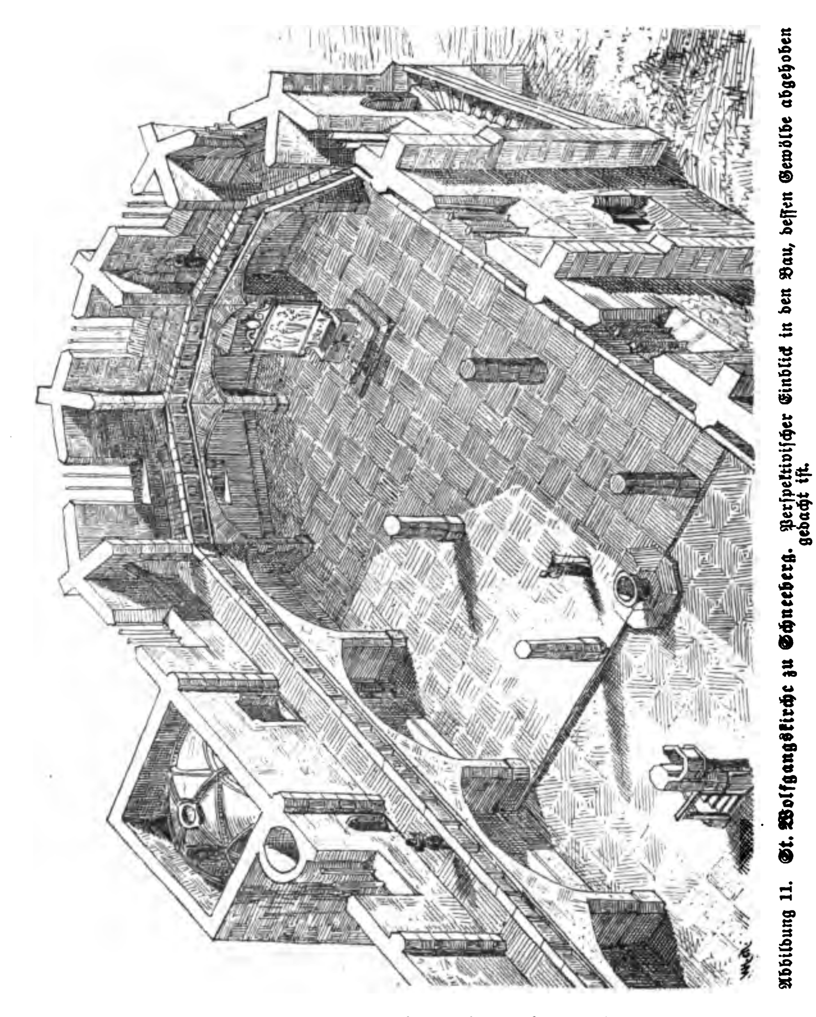


Abbildung 11. St. Wolfgangskirche zu Schneeberg. Perſpektiviſcher Einblick in den Bau, deſſen Gewölbe abgehoben gedacht iſt.

mehr für nötig dem Mittelſchiff einen chorartigen Abſchluß zu geben. Der Altar ſteht frei vor der ringsum laufenden, den Eindruck des Raumes künſtleriſch beherrſchenden Empore. Dieſe Form war

entlehnt von der Marienkirche zu Zwickau, welche 1465 bis 1475 erbaut wurde.



Abbildung 12. **St. Wolfsgangskirche zu Schneeberg.**
System der Längswände.

In Schneeberg legte Meister Hans von Torgau, um Platz auf der Empore zu schaffen, die Strebepfeiler breiter an, als er sie für das mit Kühnheit und Geschick auf schwache Stützen

gestellte Gewölbe brauchte. Ein Blick in die Kirche belehrt, daß man es hier mit einem Predigtraum zu thun habe und daß die Pfeiler nicht mehr den Zweck haben den Raum in Schiffe zu teilen, sondern daß sie eben einfach nicht zu vermeiden waren, um die Decke zu stützen.

In der Kirche zu Oederan (Abb. 13) aber, wie in jener zu Penig und Geithain, sämtlich kleineren Orten des Erzgebirges, ließ man auch die Stützen fort und schuf lediglich den von Emporen umgebenen Saal, an den der Chor als etwas Selbständiges sich anlegt. Das rechtwinklige Langhaus der Frauenkirche in Halle, welches ein Erzgebirgischer Meister, Hans von Wolkenstein, 1507 bis 1513 baute, hat eigentlich gar keinen Chor.[71])

Am entschiedensten und merkwürdigsten zeigt sich die neue Richtung an der Kirche zu Joachimsthal, welche erst nach dem Beginn der lutherischen Reformation angelegt wurde. Die böhmische Bergstadt ist in vielen Beziehungen eine Tochter Annabergs. Als hier der Bergsegen sank, kam er dort auf. Dort wurde denn auch vollendet, was hier die Geister beschäftigte. Die Joachimsthaler Kirche ist ein rechtwinklicher Saal, der nach älteren Plänen zwar einst Holzstützen hatte, dessen Decke aber sich wohl früher frei trug. Die Emporen mögen frei in den Raum eingebaut gewesen sein. An Stelle des Chores findet sich eine flache Nische, hinter der die Emporentreppe liegt. Diese ist zu einem Thurme ausgebildet. Die ganze Anlage ist sehr nüchtern, ein Versuch — aber sie ist durchaus protestantisch, durchaus zweckmäßig, durchaus im bewußten Gegensatz zu der Altarkirche des alten Glaubens errichtet; so daß hier dem Katholizismus ernste Schwierigkeiten erwuchsen, als er den Bau für seinen Gottesdienst einrichten ließ.

War also das Aufgeben der malerisch reizvollen Grundrißformen der Gothik zu Gunsten einer möglichst klaren, einheitlichen Raumgestaltung ein Werk des Bestrebens, Predigt- und Gemeindekirchen zu schaffen, so zeigt sich dies auch in der Pfeilerbildung. Die Pfeiler wurden nun fast zum notwendigen Uebel, notwendig, da man weite Räume nicht zu überwölben vermochte, ein Uebel, weil sie in den Räumen den Verkehr nur hemmten. Man bildete sie deshalb so einfach als möglich, gab

Abbildung 13. Kirche zu Oederan. Perspektivischer Einblick. Die Südwand ist fortgenommen, damit man den Einblick in Chor, Sakristei und Langhaus habe.

ihnen einen Querschnitt, dessen flache, steglose Kannelüren an die dorische Säule mahnen und suchte einen Stolz darin, die Zahl der Stützen unter den Gewölben thunlichst zu beschränken. Dabei war man bestrebt, den einzelnen Schiffen den processionsartigen Charakter zu nehmen, indem man die Gewölbe der drei Schiffe zu einem Ganzen gestaltete, nicht aber, wie früher, die Verbindungsbogen in der Achsenlinie der Pfeiler kräftig hervorhob. Schon an der Görlitzer Kirche sind die Verbindungsbogen nur wie Gewölberippen profilirt, ist ihre Hauptlinie durch Sterne durchbrochen. In Schneeberg ist das sehr nüchterne System der Gewölblinien in allen drei Schiffen dasselbe, in Laun tritt eine Eigentümlichkeit der Spätzeit der Gothik auf, daß die Rippennetze aus Kurven gebildet sind, eine Erscheinung die sich in Brüx, am Hauptchor in Pirna, am Chor der Stadtkirche zu Lommatsch (1505) und an der Annaberger Kirche wiederholt. Diese Formen finden sich auch wieder am Wradislavsaale des Schlosses auf dem Hradschin und in dem erst durch Jacob von Schweinfurt errichteten Wappensaale der Albrechtsburg in Meißen (Abb. 2). Eine merkwürdige Kapelle, die Annenkapelle im Domkreuzgange zu Freiberg, ein reines Rechteck, dessen Kurvengewölbe nur auf zwei Pfeilern ruht, zeigt die nüchtern klaren Ziele als erreicht.

Von besonderer Wichtigkeit ist zu sehen, wie die Architekten sich den Emporen gegenüber verhielten. Im Dom zu Freiberg finden diese sich nur an den Schiffwänden (Abb. 6). In Zwickau ist, wie gesagt, dieselbe Anordnung. Dort wurde 1506 zunächst die nördliche Mauer „hinausgerückt“ d. h. an die Außenkante der bestehenden Strebepfeiler eine neue Außenwand mit kurzen Pfeilern angebaut. (Abb. 14). Im Jahr 1517 geschah dies auch an der Südmauer. Nun richtete man neben den Pfeilern des Mittelschiffes der alten Kirche die neuen, schwächeren Pfeiler auf, spannte die Gewölbe ein und konnte dann die alte Kirche aus dem Innern der neuen entfernen. Dieselbe Bauweise wurde ja auch in Annaberg angewendet, wo man um die alte Holzkirche den neuen Bau herum aufführte. Da der Zwickauer Chor jünger und viel kunstreicher war als das Langhaus, zog man ihn nicht mit in den Umbau hinein. Aber man durchbrach doch die Nordwand des Chores nach der dort anstoßenden Kapelle und bildete über dieser

eine neue Empore. Eine Doppel-Wendeltreppe, wie eine solche hinter dem Altar zu Brüx steht, erleichterte den Gang und

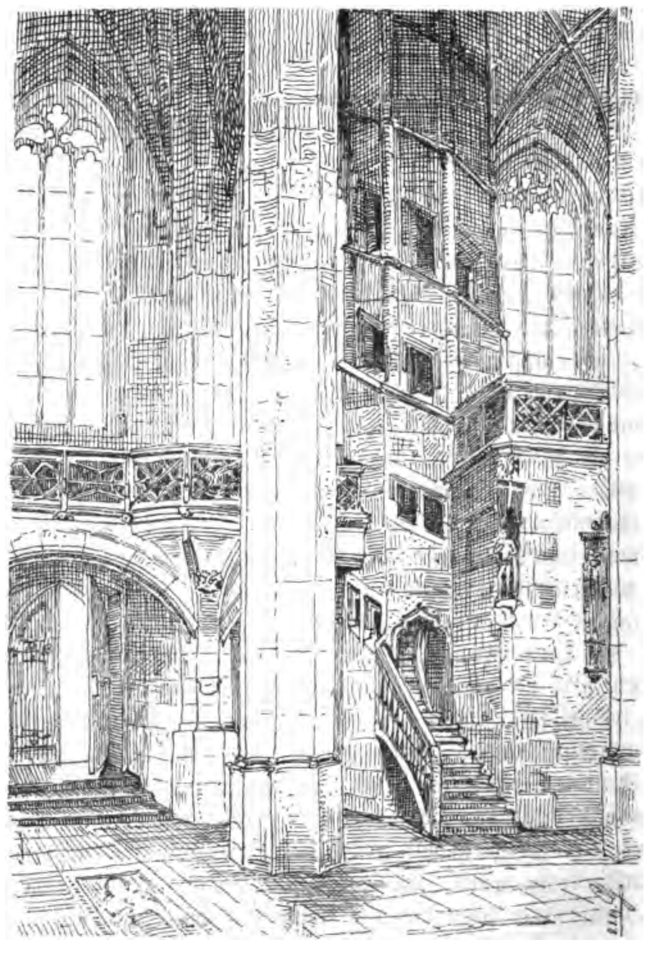


Abbildung 14. **Marienkirche zu Zwickau.** Empore und Pfeiler an der Nordseite des Chores. Man sieht links die Empore von 1506, rechts die über der Nordkapelle angelegte Empore, in der Mitte die Wendeltreppe.

Wandel zu beiden Emporen. Denn sie war so angelegt, daß zwei Spiralen um eine Spille gelegt waren, also die Aufsteigenden den Absteigenden nicht zu begegnen brauchten. Das

Umschließen des Chores mit Emporen war auch an der Stadtkirche zu Plauen i. V. unmöglich, da ein alter romanischer Bau zu Grunde liegt. Aehnlich lag die Sache in Chemnitz und in Jena.[72])

In Annaberg entwickelte sich der Emporenbau nur schrittweise, der älteste Teil ist die „Musika“, die Orgelempore an der Westseite, welche 1511 entstand. Eine solche Anlage aus der Zeit des Umbaues von 1516 findet sich auch in der Stadtkirche zu Torgau. Bald folgten die Einbauten an der Nordseite, dann an der Südseite, langsam gegen den Chor vorschreitend. Die Kanzel aber stellte man 1511 an den vierten Pfeiler vom Chor recht mitten zwischen die Emporen. Erst unter Meister Jacob, entstanden die Emporen im letzten Joche vor dem Chor. In Brüx aber und namentlich in Schneeberg, Ruppertsgrün, Marienberg, Oelsnitz u. a. O. zieht sich die Empore rings um den Chor herum, es wird also auch hierdurch das Wesen eines solchen als das eines der Laienwelt unzugänglichen geheiligten Ortes vollkommen verneint. Da in Schneeberg dazu noch ein Pfeiler in der Achse des Mittelschiffes steht, und auf diese Weise der Platz für einen Altar inmitten der Gemeinde gefunden wurde, offenbart sich der ganze Bau im höchsten Grade als ein schlichter Predigtsaal von mächtigen Verhältnissen.

Noch entschiedener geschah dies bei der erst in protestantischer Zeit 1558—1564 erbauten Kirche zu Marienberg (Abb. 15). Dort liegt auch die Sakristei hinter der Empore, welche den ganzen Bau umzieht. Vier Treppen ermöglichen den Aufstieg. Der Chor als solcher ist thatsächlich aus dem Plane gestrichen. Der Altar und der Taufstein stehen an einem Ende der für die Gemeinde bestimmten möglichst freien Halle.

In eigenartiger Weise machen die Leipziger Kirchen sich frei von der früher üblichen Regel. So die Paulinerkirche, welche 1519 ein Langhaus in den neuen Formen mit großartig entwickeltem Netzgewölbe erhielt. Oberhalb eines an der Südfront sich hinziehenden Kreuzganges wurde eine Empore angelegt. Der früher durch einen Lettner abgetrennte Chor bildet einen Bauteil für sich, wie in Freiberg, der mit der Predigtkirche wenig Gemeinsames hat. Ganz ähnlich ist die Anlage der

Thomaskirche, deren Langhaus, seit 1496 umgebaut, als stattliche Predigthalle mit völlig entwickeltem Emporenbau erscheint. Der 1513—1525 erfolgte Umbau der Nikolaikirche hat nicht die Emporen, wohl aber durchaus die Saalform. Dagegen treffen wir diese in gleicher Weise wie an der Thomaskirche an der Frauenkirche in Halle. Dort baute Nickel Hofmann die Emporen

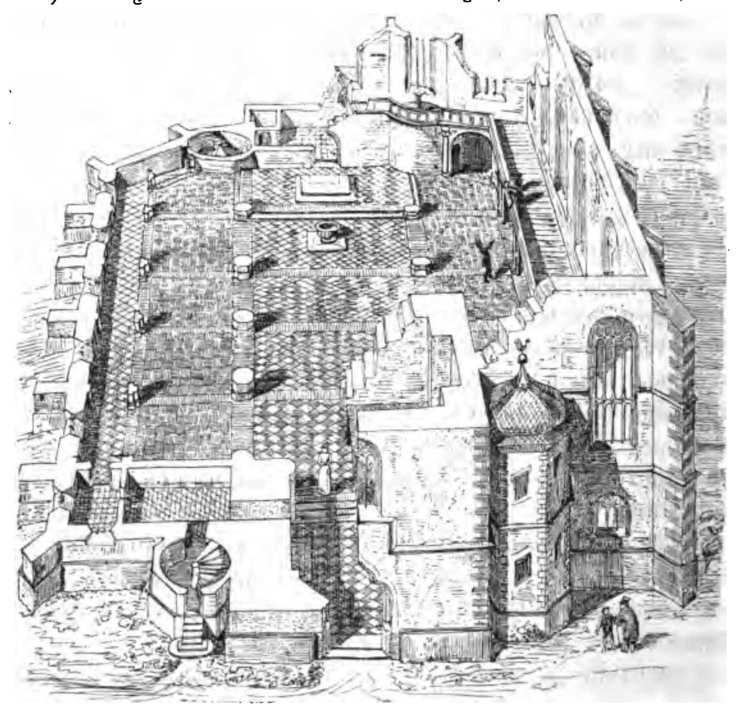


Abbildung 15. **Kirche zu Marienberg.**
Perspektivischer Einblick. Rechts ist das Dach abgehoben, links der Bau bis auf 1 Meter Höhe abgetragen dargestellt, so daß man rechts die Empore, links den Gang unter dieser sieht. Zwischen den beiden Wendeltreppen am Ende der letzteren die Sakristei mit hinter dem Altar in die Kirche mündenden Thore.

frei in die Seitenschiffe ein und zierte sie bereits in den Formen der neuen Kunst. Seinem Beispiele folgte Wolf Blechschmidt, der Vollender der Stadtkirche in Pirna, und zahlreiche andere Meister während des ganzen 16. Jahrhunderts. Es weisen diese wormen auf die kleinen Schloßkapellen zurück. Jene zu Dresden, Felche in dem von Kurfürst Moritz umgebauten, alten Schloß

sich befand, wohl ein Werk des Hans Reinhardt, kennen wir nur aus einem Modell: Es war ein rechtwinkliger Raum, den an zwei Seiten Emporen umgaben. Die Kapelle zu Sachsenfeld hat nur an der Westseite eine solche, die wie in den älteren Kirchen die Nonnenchöre angelegt ist. Aehnlich gestaltet sich Meister Arnolds Schloßkapelle zu Rochlitz. Von hoher Bedeutung ist jene zu Wittenberg 1493—1499, eine einschiffige, nach Osten in drei Seiten des Achtecks abgeschlossene langgestreckte Anlage, welche, vielfach zerstört, nur schwer die alten Formen erkennen läßt. Doch hat der Geh. Oberbaurath Adler, der diese Geburtsstätte des Protestantismus zu erneuern berufen wurde, wohl völlig das Richtige und den früheren Zustand getroffen, indem er rings um den Bau Emporen anlegte und sie in den Formen des Erzgebirges zu halten beflissen war. An diese mahnt die fast allein unbeschädigt gebliebene Bildung der Fenster mit Vorhangbogen, an denen, wie in Schneeberg, ein wagrecht durch die Fensterreihe durchgeführter Wasserschlag die Abteilung der Emporen auch nach außen zur Geltung bringt. Ein ähnliches Werk, doch noch ohne Emporen, ist die Wolfgangskapelle zu Meißen, welche wohl noch Arnold schuf. In Eger und Görlitz finden sich solche Anlagen, bei denen der saalartige Zug immer mehr hervortritt. Ein Muster der ganzen Art ist die Kapelle des Moritzschlosses in Halle, die 1509 entstand und wohl auch von Nickel Hofmann erbaut wurde. Die Emporen ruhen hier auf Säulen und ziehen sich rings um den aus drei Seiten des Achtecks gebildeten Chor; ferner die Bergmannskapelle zu Annaberg.

Je mehr die Strebepfeiler nach innen rückten, desto ungegliederter wurde das Aeußere. Schon der Bautzener Dom verzichtet in wesentlichen Teilen ganz auf Außenwirkung, in Laun, in Freiberg, Schneeberg, Oederan, Buchholz erschienen die Streben als mehr oder minder schwache Wandstreifen. In Brüx und Annaberg sind die Umfassungswände ebenso glatt, wie an den meisten Schloßkapellen. Das ganze System der Gothik ist umgewendet. Während am Dom zu Köln, wie an den großen französischen Kirchen ein gewaltiger Apparat von Nebenkapellen, Strebepfeilern und Bogen, Fialen, Brüstungen und Wimpergen sich äußerlich zeigt, der ein schmales, schlank aufsteigendes Mittel-

schiff als eigentlichen Hauptraum der Kirche umrahmt, erscheint hier ein äußerlich schmuckloser, ganz nach innen gekehrter Hallenbau; während dort das Ganze in seinen zahlreichen Teilen, seinen verschiedenartigen Schiffen und Kapellen dem Wesen der Heiligen- und Klerikerkirche entspricht, ist hier der Predigtbau des Protestantismus bei allem Bauaufwand doch in seiner zweckdienlichen Einfachheit ausgebildet, ein durchaus neues, zwar aus der Gothik entwickeltes, aber keineswegs mehr mittelalterliches Werk geschaffen.

Freilich — vom rein künstlerischen Gesichtspunkt betrachtet, stehen diese erzgebirgischen Bauten an Vollendung beträchtlich unter den Werken der Frühgothik. Sie sind Versuche, etwas Neues, dem veränderten Zeitgeist Entsprechendes zu schaffen. Sie erheben Widerspruch gegen die Aeußerlichkeit der alten Bauweise, gegen den übermäßigen Aufwand für ein verhältnismäßig wenig Volk fassendes Haus, gegen die ungemessene Höhenentwicklung, der nicht ein Ebenmaß auf dem Boden gegeben ist, gegen diese schlanken Hallen, die wie eine Wandelbahn zum Altar erscheinen, gegen die ungeheuren architektonischen Hüllen eines doch engbrüstigen, asketisch empfundenen Raumes.

Wären Luther ästhetische Erwägungen geläufig gewesen, er hätte Bauten wie die französischen Dome als „werkheilig" bezeichnet. Die Kirche war ihm ja „nicht besser als andere Häuser, da man Gottes Wort predigt!" [73]) „Christus baute eine neue Wohnung und neu Jerusalem, nicht von Steinen und Holz, sondern wer mich liebet und mein Wort hält, da soll mein Schloß, Kammer und Wohnung sein!" [74]) „Kirchen haben ist wohl nicht geboten, aber gut für die Einfältigen." [75]) So sagt der Reformator. Er konnte den ungeheuren Aufwand an Konstruktionsgliedern unmöglich lieben.

Licht! lautet eine Grundforderung der erzgebirgischen Bauten. Die Gewölbejoche sind breiter geworden, die Fenster haben Raum sich zu entfalten. Der humanistisch gebildete Chemnitzer Mönch Paul Niavis, einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit[76]), klagt in einem 1485—1487 verfaßten Dialog, daß jetzt die Kirchen zu hell seien, während gerade die düsteren geeigneter wären die Andacht zu erwecken; die neumodischen, lichten dienten dagegen mehr den

Liebenden zum Vergnügen als der Hingabe an die Predigt. Und doch wurde die Kirche seines eigenen Klosters seit 1499 umgebaut, indem man die alten Pfeiler des Schiffes abbrach und durch höhere von schlichter Grundform ersetzte, dem System von Zwickau folgend. Die ungemein hohen Fenster, welche in den Hallenkirchen die Regel sind, werden durch die Emporen geteilt. In Freiburg führte man die Profile der Fenstergewände durch die ganze Höhe durch, so daß die beiden Stockwerke künstlerisch mit einander verbunden sind. In Chemnitz aber sind sie bereits getrennt, ja dort sind die Fenster in den Kapellen fast kellerartig klein, ein Beweis dafür, daß man mehr und mehr die Empore für das Wichtigste, die Räume für die Nebenaltäre für untergeordnet hielt. Aber das Licht in den Schiffen ist überall reichlich und gleichmäßig verteilt.

Die katholische Kirche machte einen Unterschied in der Heiligkeit der einzelnen Räume und gab ihnen dem entsprechend verschiedene Beleuchtung. Sie benutzte gern die Wirkung, welche den Gläubigen berührt, wenn er aus dunkelem Schiff in die Helle des lichtumstrahlten Altars schaut, oder wenn er umgekehrt den Altar in geheimnisvolles Düster verhüllt sieht. Auch Luther machte noch in seinem 1521 gehaltenen „Sermon von dreierlei gutem Leben" den Unterschied zwischen Atrium d. i. Hof, Sanctum d. i. Kirche und Sanctum sanctorum d. i. Allerheiligstes, die „nie einerlei Gebäu" seien. Aber es handelte sich für ihn hier um einen bequemen Vergleich, um ein rednerisches Bild. Er bediente sich zu diesem der bekannten, alten Begriffe. Die Meister jener erzgebirgischen Predigtkirchen aber fanden statt der Abteilung des Baues in verschieden heilige Teile eine einheitliche Form, nicht durch Grübelei, sondern in unbefangener Ausgestaltung der Forderungen des neuen Gottesdienstes. Sie zeigten so den Weg, welchen die evangelische Kirche lange Zeit im Kirchenbau fortschritt, bis der Rationalismus mit seiner unbedingten Schwärmerei für Hellas kam und später, ihn ergänzend oder ersetzend, die romantische, unklare, rein formalistische Begeisterung für die Gothik der protestantischen Kunst die Fähigkeit zu selbständiger Entfaltung raubte, zu welcher sie schon im 15. Jahrhundert achtungsgebietend Keime zu treiben begann.

Das früher hervorgehobene Merkmal des erwachten Individualismus in der Plastik, die Naturwahrheit, offenbart sich nun

auch bald in der Baukunst. Der Weg, den die Gedanken hierbei machten, ist ein höchst merkwürdiger. Nicht etwa suchte man einzelne Naturgegenstände als Schmuck den bestehenden Formen anzufügen, sondern man begann in den Architekturformen die Natur selbst zu sehen. Die alten Ornamente erhielten somit verändertes Leben. Jene ganz zu willkürlichen Knollen gewordenen Knaggen, d. h. jenes Blumen- und Blattwerk, welches die aufsteigenden Gesimslinien wie Knospen den Stengel begleitet, gewannen wieder Blattgestalt, aus den sich kreuzenden Rundstäben und Plättchen an den Gewänden von Thür zu Fenster wurde knorriges Reisigstabwerk, an Giebeln und Kreuzblumen begannen Menschengestalten hervorzulugen, die schon ganz unfruchtbar erscheinenden Formen blühten nach langer Brachzeit zu Gebilden auf, welche zwar nicht dem eigentlichen Wesen des Bauteiles entsprachen, dafür aber um so kecker selbstständigen Wert für sich in Anspruch nahmen.

Für die alten Schmuckformen schwand die Begeisterung fast ganz. Das Maßwerk wurde geistlos und eintönig mit einer gewissen mathematischen Linienführung gebildet (Abb. 7), an dem Rippenprofil wechselt nur ganz vereinzelt die von Arnold vorgezeichnete Bildung von Hohlkehlen mit einer ausdrucksvolleren Gestaltung, die Fenstergewände entbehren der reicheren Gliederung, die Kapitäle der Dienste sind schon längst verschwunden. Dafür aber werden die Vorhangbogen immer reicher und eigenwilliger ausgebildet, treten allerhand Absonderlichkeiten hervor, durch die ein Meister sich, wenn nicht über seinen Nachbar erheben, so doch von ihm unterscheiden möchte. Jene bis zur Ermattung gesteigerte Verfeinerung des Systemes von Maßwerk, Fialen, Wimpergen und Baldachinen, welches z. B. Adam Kraft am Tabernakel zu Nürnberg oder Hans Hammer an der Kanzel zu Straßburg durchbildete, das Einführen von geometrischen Spitzfindigkeiten, von Kurven in die Fialen, wie sie aus der Holzschnitzerei in die Architekturteile überging, Formen wie sie Hans von Landshut am Straßburger Münster zu schaffen liebte, diese Uebertreibungen des gothischen Systems nach der Richtung des Architektonischen kommen in dem minder hüttenmäßig gegliederten Sachsen nur vereinzelt vor. Hier greift die Bildhauerei in die Baukunst in

deutlich erkennbarer Weise ein und beweist, daß es auch stilistische Gründe waren, welche zu den Hüttenstreiten die Veranlassung gaben, daß nicht umsonst die Annaberger Steinmetzen den Bildhauer Franz von Magdeburg in ihren Kreis aufnahmen.

6. Bildnerische Werke.

Das merkwürdigste Werk des neuen Geistes in der Auffassung der Kunstformen ist die Kanzel im Dome zu Freiberg (Abb. 6). Ein wunderbares Gebilde: Aus dem Boden sprießen kakteenartige Pflanzen hervor, deren hochaufschießende Blätter durch naturalistisch nachgebildete Stricke zusammengehalten werden. Kindergestalten spielen zwischen durch. Oben entfaltet sich eine Blume aus jenem langen, tangartigen Blattwerk, das wir als Zeugnis spätester Gothik schon kennen. In diesen Blättern erscheinen die Büsten der Kirchenväter. Auf ganz naturgetreu nachgebildeten Knüppeln ruhen die Stufen der sehr halsbrecherischen Treppe. Ein auf einem Baumstumpf sitzender Bergmann stützt sie mit seinem Rücken. Ein zweiter sitzt am Fuß der Kanzel, den Rosenkranz betend. — Alles dies in voller Naturwahrheit, aber auch voll Leben, eine wunderbare Dichtung, die sich um die Kanzel dreht, als um den Ort, von welchem das Heil der neuen Kirche ausgeht. Adam Krafts knieende Gestalten tragen noch das Sakramentshaus von St. Lorenz zu Nürnberg, die freiberger Bergleute tragen auf ihrem Rücken das Rednerpult, von welchem die Erbauung der neuem Glauben zustrebenden Gemeinde erklingt. In unbefangenem Vertrauen auf die Schönheit der Naturgebilde schlingen sich die Pflanzen um den hohen, einem Abendmalskelche in den Hauptformen sich nähernden Aufbau.

Wer dieses Werk schuf, vermag ich nicht zu sagen.[77]) Der Geist in ihm ist aber ein anderer als in dem rein ornamentalen Teile der Annaberger Kirche.

An diesem sind verschiedene Hände erkennbar. Einer der Schöpfer desselben war der „Laubhauer" Barthel von Durlach: Er meisselte vorzugsweise das Blattwerk, schuf das Wappen von 1515 für den Bergmeister von Schreibersdorf und seine Frau, er machte die Reliefs der Kanzel, arbeitete

an den dem Chor zunächst liegenden Pfeilern, an den Strebepfeilern der Nordwestecke und an den Teilungen der Emporen: das weist sein Steinmetzzeichen aus. Er scheint eine gewisse Selbständigkeit genossen und diese im Sinne der Straßburger Schule verwendet zu haben. Nicht ohne Grund sendete man wohl gerade ihn nach Straßburg, als die Versöhnung der Hütten angebahnt werden sollte. Ein anderer Steinmetz, der später zu Ruf kam, ist Conrad Krebs († 1540), dessen Zeichen an seinem Hauptwerke, dem berühmten Torgauer Schloß festzustellen ist, wohl jener Conrad von Büdingen, welcher 1519 in den Lohnlisten von Annaberg als einer der besten Gesellen erscheint. Ehe er dahin kam, scheint er einen hervorragenden Anteil am Bau der Kirche zu Krimitschau (1513) gehabt zu haben, wo sich sein Zeichen an allen wichtigeren Stellen findet. Die Uebereinstimmung der eigenartig gebildeten Gewölbe dieser Kirche mit jenen der Torgauer Schloßkapelle, welche er baute, und der Schwesterkirche von Annaberg, jener zu Schneeberg, ist nicht außer Acht zu lassen. In Annaberg erscheint Conrads Zeichen an einem der Strebepfeiler der Nordwand. Ein dritter Geselle, welcher Beachtung verdient, ist Kunz von Aachen, dessen Name auf einer Grabplatte in Römhild neben seinem Zeichen steht. Dies wiederholt sich an den Kanzeln zu Annaberg und Pirna, an den Hauptpfeilern und den Inschrifttafeln daselbst. Ebenso findet es sich an den Inschrifttafeln von Schneeberg, an einigen Pfeilern der Annaberger Kirche, welche wohl vor 1518 entstanden. Auch diese Gesellen wanderten also von Bau zu Bau und brachten einen Teil ihrer Kunstart von einem zum andern. Sie alle zeigen aber in ihren Formen jene Schulung, welche in den sächsischen Hütten zu erlangen war und die sich nicht wesentlich von der anderer Länder unterscheidet.

Anders stand es um die Bildhauer. In Annaberg haut 1519/20 Meister Christof die „Propheten“. Es waren dies mächtige Figuren, welche in die Gewölbe der Seitenschiffe eingeflochten erschienen und bei ihrer Schwere eine besonders sichere Gewölbetechnik beanspruchten. Die Künstelei hielt damit einen weiteren Einzug in den Kirchenbau. Eine an englische Vorbilder erinnernde Erscheinung sind die eigenartigen Tropfengebilde, welche

in den oberen Gewölben der Sakristeibauten, sowie in einzelnen Emporen, also in Werken Meister Jacob's sich finden. Eine gewundene Säule mit reich verziertem unterm Knauf hängt an Stelle des Schlußsteines hernieder, von der aus, wie in Pirna, freistehende Rippen in die Wappen tragenden Systeme hinüberführen. So ist dem Gewölbe auf Kosten der Einfachheit plastisches Leben gegeben. Benedikt von Laun und Nickel Hoffmann liebten beide diese Gebilde, die jener an der Wenzelsempore des Domes zu Prag und dieser an seinen Kirchen-Gewölben in Brüx anbrachte.

Bedeutender ist aber, was die Bildhauer selbst schufen. Die „schöne" Pforte der Franziskanerklosterkirche zu Annaberg (Abb. 15), welche 1512 entstand und das Zeichen „Anno domini 1512 H W" trägt, wurde später an die Annenkirche versetzt, wo sie sich noch heute erhielt. Wer der Meister derselben ist, vermag ich nicht anzugeben. Er steht dem Freiberger Holzschnitzer, welcher die Apostel und die Kanzel schuf, namentlich aber jenem der Buchträger aus Ebersdorf und der Geißlergruppe in Chemnitz nahe. Seine eigenartig gezogenen, einem länglichen Viereck sich nähernden, aber ausdrucksvollen Gesichter lassen sich leicht von den weicheren, anmutigeren Köpfen der fränkischen Schule unterscheiden. Er folgt der Richtung der Oesterreicher, dem ausgezeichneten Michael Pacher aus Brunneck bei Brixen. Eine mittelbare Beziehung ist nicht unmöglich, waren doch Hans von Botzen und Thomas von Lienz Gesellen in Annaberg. Bis nach Thüringen erstreckte sich die Thätigkeit des Bildschnitzers, dem z. B. das prachtvolle Altarwerk zu Dienstedt bei Kahla im Altenburgischen [78]) angehören dürfte. Seine schöne Pforte ist ihrer berühmten Schwester aus romanischer Zeit, der goldenen zu Freiberg, nicht unwürdig. Die Grundgestalt dieses Thores ist durchaus im Stil der damaligen Hütten, die Gewände sind mit gekreuztem Stabwerk verziert. Sie werden von zwei gedrehten, nach Art der geschnitzten Vortragkreuze gebildeten Säulen eingefaßt, auf deren Knäufen ein Wimperg und zwei Fialen stehen. Diese architektonischen Formen sind von derber, wenig glücklicher Bildung. Das tangartig gestreckte Blattwerk der Knaggen erinnert deutlich an Schnitzarbeiten in Holz. Man erkennt das Werk des Bildschnitzers, der sich im Steinwerk versucht. Die Sockel sind wie an spätgothischen Hütten-Arbeiten ausübereck-



Abbildung 15. Die schöne Pforte zu Annaberg.

gestellten, reich verzierten Plättchen aufgebaut, eine selbstgefällige geometrische Spielerei der Zeit. Bald aber beginnt die Plastik an dem Werke die Führung zu übernehmen und die Bauformen nur zum Rahmen einer bewegten Figurenwelt zu benutzen. In der Mitte thront Gott Vater, der die Rechte segnend erhebt und mit der Linken vor den Knieen den gekreuzigten Heiland hält. Auf einem Kreuzesarm sitzt die Taube. Das von Strahlen umgebene, von langem Barte umwallte Haupt des Weltenschöpfers ist eine Leistung, welche hinter jener der Brüder von Eyck am Genter Altar nicht allzuweit zurücksteht. Wenn es gleich stets eine Vermessenheit ist, den Allgegenwärtigen, über Zeit und Raum Erhabenen im Bilde darstellen zu wollen, da wir doch ihn nicht anders darzustellen vermögen als einen ehrwürdigen Menschen, so ist das Wagnis doch soweit gelungen, daß es nicht beleidigt. Der Meister hat seine ganze Kraft, namentlich sein ganzes schönheitliches Können aufgewendet, um alles Große und Tiefe, was er zum Ausdruck zu bringen vermochte, in dieses Haupt zu legen. Seine Absicht unterstützte er durch einen Hofstaat anbetender Engel, an deren Köpfen die Andacht, die brünstige Hingabe in meisterhafter Weise dargestellt ist. Die ganzen Körper neigen sich verzückt dem Herrn zu. Zur Seite knieen die heilige Clara und der heilige Franz; namentlich letzterer, ein schlanker und schöner Mann, ist in einer Haltung von so glühender Hingabe dargestellt, daß man sich wohl unter ihm jenen liebenswürdigsten aller asketischen Ordensstifter vorzustellen vermag.

An den Pfosten des Aufbaues stehen die Großeltern der Himmelskönigin, St. Anna und St. Joachim, die zu neuer Gunst gelangten Heiligen. Sie begegnen sich hier nach der Lehre der Tradition unter dem goldenen Thore.

Inschrifttafeln verbinden die einzelnen Gruppen, welche das Wehe der Zeit in lateinischen Sprüchen verkünden. „Sei uns gnädig, Herr, sei uns gnädig, denn wir sind sehr voll Verachtung. Sehr voll ist unsere Seele der Stolzen Spott, und der Hoffärtigen Verachtung“ (Psalm 123, 3. 4.) „Gott sei uns gnädig und segne uns, er lasse sein Antlitz leuchten!“ (Psalm 67, 2.) „Deine Güte, Herr, ist über uns, wie wir auf dich hoffen.“ (Psalm 33, 22.)

Vieles am Thor, namentlich die Kinderfiguren über der

Hauptgruppe, ist mißlungen. Die Spruchbänder, welche in reich geschwungenen Linien die Architektur verhüllen zu sollen scheinen, drängen sich oft etwas vorlaut dem Beschauer auf. Sicher aber ist das Werk eines der künstlerisch freiesten und formal reinsten, welches die Zeit schuf und kann sehr wohl den Vergleich mit den Werken etwa des Veit Stoß aufnehmen. Namentlich die großartige, nur in den Nebenteilen knitterige Behandlung der Falten läßt uns den Meister als einen der formsichersten seiner Zeit erkennen.

Das Bild Gottvaters ist wiederholt worden am Thor der Klosterkirche zu Chemnitz, an dem das Umschaffen der Architekturformen in Naturgebilde am stärksten hervortritt. Dort trägt Gott eine Krone und sitzt auf einem Throne, der schon Renaissanceformen zeigt. Es entstand dies Werk im Jahre 1525, als die ersten Zeugen der neuen Kunst in Annaberg aufgetreten waren. Es zeigt sonst keineswegs den Geist der Annaberger schönen Pforte. Die Statuenreihen, die plumperen, schwulstigeren Falten, die unbeholfene Haltung, namentlich das unfreie Aufsitzen der Köpfe auf dem Rumpfe, entspricht der älteren Schule der sächsischen Bildschnitzerei.

Betrachten wir nun den Schmuck an der Brüstung der Emporen der Annaberger Kirche. Derselbe beginnt am Pfeiler hinter der Kanzel mit Darstellung der Erschaffung der Welt und führt vom Paradies schnell auf die Verkündigung der Geburt Marias, welche Michael Lotter,[79]) stiftete, ein nürnberger Zugewanderter und reicher Fundgrubner. Dieser war seit 1535 im Rate der Stadt. Die Begegnung Marias mit Elisabeth stiftete Gregor Schütze, seit 1533 Zehenter der Stadt. In der Achse der Kirche an der Westempore sieht man Christus am Kreuz. Darauf folgt die Darstellung der Auferstehung und die Martyrien der Apostel, die Seligkeit der Begnadigten und die Qual der Verdammten endet die 79 Tafeln umfassende Bilderreihe, von der einzelne Darstellungen unverkennbar Dürer'schen Holzschnitten entlehnt sind. Die eigentliche Heiligengeschichte fehlt fast ganz. Der Mythus der heiligen Anna ist nur gestreift, das Leben der heil. Jungfrau ist nur in jenen Bildern dargestellt, welche den Evangelisten entnommen wurden, nur ihr Tod und ihre Himmelfahrt findet eine weitere Ver-

herrlichung. Der ganze Bilderkreis scheint — absichtlich oder ohne bestimmten Zweck — nach alle dem abseits von dem damals in der katholischen Kirche vorwiegenden Gedankenkreis zu stehen, in dem der Heiligenkult eine so außerordentlche Rolle gespielt hatte. Auf der Kanzel zu Annaberg, welche 1516 entstand, zeigt sich noch die alte Richtung in Kraft: Das Selbdritt an der Vorderseite, neben ihr die vier Kirchenväter, Christus mit der Dornenkrone nur gewissermaßen als Füllbild. Andere Vorstellungen sind hier noch vor jenen, welche die Bibel allein giebt, bevorzugt. Und doch sind beide von einer Hand, wie die Vergleichung der der fränkischen Schule näher stehenden Figuren, der knitterigere Faltenwurf, die rundliche Gesichtsform leicht ergeben.

Nun waren 1517 die Emporen, 1518 auch jene vor den Sakristeien fertig, 1522 wurden sie mit „Bildern und Figuren ausgemalt.“ In diesen noch ganz gothischen Werken erscheinen durchweg die Formen der hüttenmäßigen Baukunst. Sie haben wahrscheinlich einen anderen Schöpfer als jene Bildnereien, an welchen die deutsche Renaissance zuerst in Annaberg erscheint.

Wir wissen, daß Franz von Magdeburg sicher seit 1518, wahrscheinlich schon früher, der hervorragendste Bildhauer Annabergs war. Er ist es, der für Jakob von Schweinfurt arbeitete. Von ihm dürften die Flachbilder an der Sakristeiempore sein, an welchen nördlich die „Lebensalter“ der Männer, südlich jene der Frauen dargestellt sind. Das heißt: es ist ein Knabe von 10 Jahren mit einem Kalb im Schilde, ein Jüngling von 20 Jahren mit dem Bocke, ein Mann von 30 Jahren mit dem Stier, ein Krieger von 40 Jahren mit dem Löwen, ein Würdenträger von 50 Jahren mit dem Fuchs, ein Geldmann von 60 Jahren mit dem Wolf, ein Frommer von 70 Jahren mit dem Hund, ein Greis am Stock von 80 Jahren mit der Katze, ein solcher von 90 Jahren mit Stuhl und Esel, endlich einer von 100 Jahren mit der Bahre und dem Sensenmann auf der einen Seite dargestellt, während gegenüber ein Mädchen mit der Puppe und der Wachtel, eine Jungfrau mit der Taube, Frauen mit der Elster, dem Pfau, der Henne, der Gans, dem Geier die Zeit bis 70 Jahren im Leben des Weibes darstellen, dessen Ende Greisinnen mit der Eule, der Fledermaus und der Totenbahre in derbem Witze

vergegenwärtigen. Zierliche Renaissance-Umrahmungen, Formen, die etwa an das Sebaldusgrab in Nürnberg mahnen, umgeben jedes Bild, das in großen kräftigen Zügen und im Zeitkostüm Menschen aus dem gegenwärtigen Leben wiedergiebt.

Wir haben also vor uns eine Art Totentanz, jene merkwürdigen Darstellungen des menschlichen Lebens, erste Aeußerungen des Realismus, der Sittenschilderei, die noch nicht eine freie Wiedergabe des bürgerlichen Daseins zu sein wagten, sondern die Wahrheit, das Erschaute unter die Gewalt eines großen und feierlichen Gedanken stellten, die Natur, das Leben vorführten, doch mit dem sofortigen Vermerk, wie vergänglich sie seien. Diese Bilder schildern in spottender Weise das Aufblühen und Vergehen des Menschen. Das Flüchtige der Menschenkraft und Schönheit soll gelehrt werden, eine schlichte Laienmoral, die man sonst wohl nicht in die Kirche getragen hätte, wäre die kirchliche Moral stärker gewesen. Auch Herzog Georg, der Beschützer der Annaberger Kirche, verwendete zweimal dieselben Gedankenreihen an seinen Schlössern: zu Meißen und zu Dresden, wo Hans Schickentantz im Geiste der Annaberger Figuren einen großartigen Totentanz schuf. Der Schritt vom Heiligen zum Alltäglichen war für jene Zeit zu groß, als daß man nicht eine Vermittlung gesucht hätte. Sie liegt im Tode, in der Verknüpfung des endlichen Daseins mit dem unendlichen Jenseits. Nur als Hintergrund für dieses erscheint den Künstlern die Darstellung des Menschen gerechtfertigt.

Daß man sich von den religiösen Bilderkreisen abwendete und selbst in die Kirche reale Dinge brachte, entspricht dem Geist der Zeit.

„Man soll abthun alle Bildnis, es sei zu Gottes Ehre oder der reinen Jungfrau Maria oder der Heiligen!" lehrten die Hussiten.[80]) Sie übertrugen ihre Anschauungen mit roher Gewalt durch die Bilderstürmer in die Wirklichkeit.

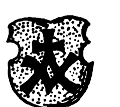
Dem Protestantismus blieben lange Zweifel über die Nützlichkeit der Bilder eigen. Luther war nicht frei von ihnen, obgleich unter seinen Augen, namentlich von der Hand Kranachs, große und treffliche Werke dieser Art entstanden.

„Wiewohl wir auch den Götzen nicht viel gönnen, achten wir doch die nicht zu verdammen, als wider Gott gethan sei, so jemand

Bildlein malen läßt oder hätte", heißt es in einem Gutachten vom Jahre 1525, welches Luther, Justus Jonas, Bugenhagen und Melanchthon unterschrieben. „Sintemal", heißt es weiter, „auch Christus die Münz des Kaisers gehen ließ und auch selbst braucht, da doch Bilder auf stunden und noch stehen." Aber ein anderesmal 1522 sagt er: „Wahr ists, daß Bilder fährlich sind und ich wollt es wären keine auf den Altären." [81])

An einem der Annaberger Altäre, dem 1521 errichteten der Knappschaft, zeigt sich wieder die Mischung zunächst nur halbverstandner Renaissanceformen mit gothischen. Auch hier findet man nicht die sonst beliebten Statuenreihen, sondern ein Lebensbild von anmutigem Aufbau, die Anbetung Christi durch seine Eltern und die Hirten im Stalle von Bethlehem; und in der Predella den Tod Mariä zwischen zwei knieend betenden Bergleuten. Das Ornament zeigt in zierlicher Renaissance-Umkleidung entzückendes Laubwerk und eine Fülle figürlicher Darstellungen, deren Anmut an Peter Vischer mahnt. Ebenso mischen sich am Münzeraltar von 1522 alte und neue Motive, Gothik und Renaissance, katholische Gedankenkreise und junger Realismus.

Mitten zwischen den beiden Bildwerkreihen der Emporen steht die Gestalt eines Mannes, welcher ein Spruchband hält: „1499 ist gelegt das Fundament, 1525 ist das Werk vollendet." Und die Albinussche Chronik sagt dazu: „Da stehet der Meister, der die Kirch, die Stein und die Bilder gearbeitet hat, mit Namen Jakob Hellwigk." Daneben befanden sich vor der letzten Uebermalung der Kirche zwei Wappen, ein Steinmetzzeichen und eine Weintraube. Diese Zeichen waren zwar nur aufgemalt.





Aber wir wissen, daß z. B. im Münster zu Ulm die Zeichen Morizens von Ensingen und Burkhard Engelbergs am Triumphbogen gegen den Chor auch nur aufgemalt, nicht körperlich gebildet waren. Das erstere Zeichen fand ich in Meißen, an höchst wahrscheinlich von Meister Jakob erbauten Teilen des Domes, nämlich der Grabkapelle Herzog Georgs, wieder. Da es sicher nicht jenes des Jakob selbst ist, so ist es wahrscheinlich, daß es dem Franz von

Magdeburg angehörte und sein Steinmetzzeichen war, das ihm die Annaberger Hütte verlieh, während das andere sein Bildschnitzerzeichen ist. Er also schuf dem Meister, der so thatkräftig für ihn eingetreten ist, in jener Figur an der Empore ein Denkmal, und zwar an jener Stelle, wo Jakobs Thätigkeit am Bau endete.

Seit 1524 war Jakob in Meißen thätig und schuf dort wieder einen ähnlichen Bilderkreis für den Treppenturm der Albrechtsburg, diesmal wieder eine derb komische Darstellung des Kampfes der Weisen mit der Gewalt der Laster.

Bei Franz bricht also zuerst die Renaissance in den Einzelformen am Annaberger Bau durch. Das Ringen von innen heraus hat damit ein Ende, es beginnt ein leichteres Spielen mit willig angenommenen italienischen Formen. Jakob hielt sich von denselben noch fern, er schwelgte in den Kurvensystemen der Netzgewölbe, in den nun mit höchster Meisterschaft gehandhabten letzten Bildungen der Gothik, er bedeutet mit seinen Kunstgenossen die Vollendung des technischen Systems der mittelalterlichen Kunst nach einer ganz bestimmten, dem Zeitgeiste dienenden Richtung.

Die neue Kunst offenbart sich dann am Hauptaltar der Kirche, welchen die Annaberger in Augsburg bei dem Meister Adolf Dowher bestellten und der 1522 aufgerichtet wurde. Schon seine Herstellung in buntem Marmor und Solenhofer Kalkstein, das Aufgeben der Farbe bedeutet den Anfang klassischer Einflüsse. Die Formen der Renaissance, welche er aufweist, einer spielenden, in den Grundformen der Antiken noch ganz unsicheren Kunst, haben wohl Meister Franz angeregt, aber der Inhalt seiner Darstellung ist dem Kreise des Annenkultus entnommen: In der Predella ruht Abraham, aus seiner Brust wächst ein Baum, auf dessen Blüten in erster Reihe die Brustbilder der jüdischen Könige von David an, in zweiter Reihe die Sippschaft Christi sich darstellt. Das Hauptbild aber führt Anna und Joachim, die Großeltern des Herrn und endlich Maria und Joseph mit dem Kinde vor. Ein Glorienschein fällt von oben aus den mit Engelsköpfen belebten Wolken auf die Knieenden nieder.

Wenn auch die Sippe Christi nicht im Sinne des Dr. Eck dargestellt ist, so ist doch der Gedankenkreis ein dem seinigen ver-

wandter, altgläubiger gerade an diesem Werke, welches in hervorragender Weise eine Frühschöpfung der Renaissance ist.

Ueberblickt man all diese bildnerischen und baukünstlerischen Schmuckwerke, so zeigt sich nur eines klar: daß die Strömungen der Gothik und der Renaissance sich kreuzten, daß es nicht die Altgläubigen sind, welche allein dem alten Stile anhangen und nicht die Neugläubigen, welche die neue Kunstweise betreiben. Wie in allen Tagen tiefgehender geistiger Wirrungen äußert sich das Leben in Widersprüchen und zeigt die Kunst deutlich die in jede, selbst in die zum Alten zurückdrängende Brust versenkte Zwiespältigkeit.

V. Schluß.

Es sind die geschilderten Vorgänge im Kunstleben des Erzgebirges von großer Bedeutung auch für weitere Kreise. Das Berggebiet hatte Angehörige der verschiedensten Stämme auf engem Raume in sich vereint. Der flinke Nordböhme traf sich hier mit dem kunstreichen Franken, der gemütvolle Thüringer mit dem werkeifrigen Obersachsen.

Bei der eigentümlichen Lage des Erwerbslebens, in der Unstätigkeit des Raubbaues auf Silber zeigten sich hier manche gesellschaftlichen Erscheinungen schärfer als wohl sonst in Deutschland ausgeprägt. Gleichzeitig ist das künstlerische Leben ein lebhaftes, fortschreitendes, werden die in ihm auftauchenden Fragen besonders entschieden gestellt, ist die Zwiespältigkeit im Schaffen besonders klar vor Augen geführt.

So bietet die erzgebirgische Kunst eine treffliche Handhabe, um die Gänge der geistigen Entwicklung aufzudecken und manche Unklarheit zu beseitigen, welche durch die verschiedenen, zu Anfang des 15. Jahrhunderts durcheinanderflutenden Strömungen herbeigeführt, das Verständnis der Lage erschwerten.

Denn hier begegnete sich der Humanismus mit der Renaissance und der Reformation fast gleichzeitig. Das heißt: Als Luther seine Thesen in Wittenberg anschlug, als die Kenntnis der klassischen Schriftwelt und der aus ihr hervorgehende Geisteswandel allgemeiner geworden war, fanden sich auch jene künstlerischen Formen ein, welche von den Italienern und weiterhin von den Römern und Griechen entlehnt waren und die wir als deutsche Frührenaissance bezeichnen.

Aber dies zeitliche Zusammentreffen beweist nicht, wie so gern angenommen wird, daß die drei Geistesformen einerlei Ursprungs

seien. Sie sind nur die äußeren Erscheinungsarten, welche zufällig im gleichen Jahre auftreten, ihr tieferer Grund und ihre eigentliche Wurzel liegen in wesentlich anderen Zeiten.

Es wäre eine sehr oberflächliche Anschauung der Dinge, wollte man in den mit unbefangenem Schmucksinn auf gothische Konstruktionen übertragenen antiken Formen allein die Renaissance erkennen. Dem ist sicher nicht so. Die Renaissance bedeutet mehr als die Wiedergeburt antiker Form, sie ist, wie der Humanismus, eine Belebung des antiken Geistes. Sie äußert sich zunächst in der Verweltlichung der bisher rein kirchlichen Kunst. Es kam ein Zug der Zweckmäßigkeit in diese, welcher dem Mittelalter fern lag. Die Kunst wurde dem Menschen dienstbar, während sie bisher nur der Kirche gewidmet war. Denn der Mensch, das Ich, die Individualität waren neu entdeckt worden. Der Künstler begann sich im Kunstwerk geltend zu machen, er schuf zur Befriedigung seiner selbst, seines Schönheitsgefühles, seines Darstellungsdranges — nicht mehr ausschließlich im Dienst des Glaubens. Er suchte nach Ausdruck und prüfte die Natur darauf, ob sie ihm Mittel zu diesem Zwecke böte. So trat er der Natur kritisch entgegen, kam er zu freier Wahl der Motive, zur Empirik, zur individuellen Ausbildung der Stilformen, zu erneutem Naturempfinden, zur Kühnheit sich über die überkommenen Gestaltungen hinwegzusetzen.

All diese Erscheinungen finden sich in der erzgebirgischen Kunst — und auch anderswo — zu einer Zeit, in welcher die Kenntnis antiker Formen noch nicht über die Alpen gelangt war, vor dem Auftreten Luthers. Schon Arnold von Westphalen zeigt sich als ein Meister der Renaissance in diesem Sinne. Der Katholizismus hat in der Renaissance — wenigstens bis in die Zeiten moderner Romantik hinein — nie einen Gegner gesehen, sondern er ist es gerade, der sich ihr am eifrigsten in die Arme warf und das Heidnische in ihr am gründlichsten verarbeitete. Der Pontifex maximus hat sich im Pantheon nie als Fremder gefühlt!

Also ist die Renaissance nicht etwa ein Begriff, der sich mit dem der Reformation deckt. Ebenso wenig entspricht aber der Begriff der Gothik jenem der alten Kirche. Rom selbst hat diesem Stil nie eine rechte Heimstätte geboten. Länger als ein Jahrtausend bestand der Katholizismus ohne die Gothik. Diese entwickelte

sich in Frankreich aus der Verbindung der Kirche mit dem germanischen Geiste des Mittelalters. Sie ging gleichzeitig mit allen den Ergebnissen zu Grunde, welche diese Verbindung hervorgebracht hatte: mit dem Feudalstaat und der alten Kirche, dem Ritterwesen und dem Minnesang. Sie ging zu Grunde nicht etwa, weil böse, neuerungssüchtige Menschen von ihr abfielen, sondern weil sie ihren Inhalt verloren hatte. Lange ehe man in der Baukunst neue Formen anwendete, suchte man in ihr nach neuen Gedanken. Die Spätgothiker sind die Meister, welche aus dem alten Stile nach einem unbekannten neuen hindrängten, die Renaissance gab dem Streben nur den formalen Ausdruck. Reformatorische Gedanken sind in der Spätgothik reichlich vorhanden. Ihnen fehlt nur die Klarheit des Wollens, die völlige Erkenntnis ihrer selbst. Es wäre daher ganz verkehrt, die Spätgothik für den Stil der Rechtgläubigkeit und die Renaissance für jenen der Häresie zu erklären — im Gegenteil, in der Gothik stecken alle Anfänge eines neuen, unrömischen Geistes, eines gegen die Tradition sich auflehnenden Individualismus, ein Drang nach vorwärts in unentdeckte Gefilde der Erkenntnis. Auch ihr letzter, so viel geschmähter Ausläufer, der zwar nicht formvollendet und in sich abgeschlossen wirkt, ist doch ungleich tiefer und ernster als die Frührenaissance. Denn er bietet den Anblick eines geistigen Ringens nach Darstellung volksbewegender Gedanken, einen freiheitlichen Zug, ein Durchbrechen veralteter, morsch werdender Fesseln, einen Vorstoß frischer Kräfte gegen erstarrende Regeln — während die Renaissance nur Formen, nur harmloses Spiel, nur Detail bietet. Die tiefen Grundrißgedanken, die das ganze Bausystem ändernden Neuerungen kamen erst dann in Stillstand, als man die neue Kunst der Profile und der antiken Ornamentation erlernt hatte. Die Renaissance trat an Stelle eines Bestrebens im gothischen Bauwesen, welches an Luthers kraftvolles Herausbauen aus dem Bestehenden erinnert, eine Kunst, welche nur im Kleinen groß und im Großen klein war, eine Kunst der silbernen Becher und zierlichen Tonkrüge, der geätzten Rüstungen und feinen Schlosserarbeiten an Stelle jener Schaffensart, die Grundrisse umformte und neue Konstruktionsweisen erfand.

So hat denn die Reformation die Gothik nicht verdrängt, sondern sie mit neuem Geist erfüllt. Dürer, Holbein und Kranach

sind in ihrem besten Schaffen gothisch und reformatorisch zugleich. Die Größe der mittelalterlichen Kunst endete erst für Deutschland, seit sie humanistisch wurde. In Italien wirkten der Humanismus und die Antike belebend, kräftigend. Dort trafen beide auf ein Volk, welches sich nie ganz vom Geiste des alten Rom entfernt hatte, dort bildeten sie sich alsbald national um, durchdrangen sie alle Lebenskräfte, läuterten sie das früher in dunkelem Drange ihnen zustrebende Empfinden. In Deutschland blieb der Humanismus fremd, erst Goethe versöhnte ihn zeitweilig mit der Nation. Als die Formen der humanistischen Kunst über die Alpen kamen, begrüßte man sie mit Jubel. Denn sie täuschten Künstler und Volk, indem sie glauben machten, sie böten den Ausdruck für die neuen Gedanken, welche die Nation aufwühlten. Zwar boten sie ihr nur Aeußerliches, aber sie befriedigten einstweilen die Suchenden, Weiterstrebenden. Ehe man erkannte, daß sie dem Deutschen nur Schale, keinen Kern brachten, war der reformatorische Eifer verflogen und an Stelle Luthers das unfruchtbare Streittheologentum getreten! Die Zeit eines Andreä und Flacius, eines Martin Chemnitz und Olevianus, ließ die deutsche Renaissance erst recht aufblühen! Dem gemäß entwickelte sie sich auch: sie hat nicht einen großen Grundrißgedanken geschaffen. Erst die Gegenreformation gab ihrer stillstehenden, spielenden, rein ornamentalen Art einen höheren, monumentalen Schwung!

Also nicht Renaissance und Reformation sind eins, sondern Renaissance und Humanismus. Ein großer Nachteil für die protestantische Baukunst war, daß in ihr die Renaissance über die Anfänge selbständiger Neugestaltung siegte, d. h. daß man nur zu bald geneigt war, die Form für das Wesentliche zn nehmen, die der Spätgothik innewohnenden Gedanken aber für nebensächlich zu halten.

Nicht überall und nicht immer! Daß jene Gedanken bis ins 18. Jahrhundert hinein im echt protestantischen Kirchenbau fortlebten, ist aus der Geschichte des Barockstiles und des Rococo in Deutschland zu ersehen. Möge die damals gegebene Anregung unserer Zeit und unserer Kirche bald wieder zu einer unverlierbaren werden!

Anmerkungen.

1. (S. 1.) C. E. Leuthold, Untersuchungen zur ält. Geschichte Freibergs im N. Archiv für sächs. Gesch. u. Alterthumskunde 1889. — Winter, Die Cisterzienser im nordöstl. Deutschland, Gotha 1868. — R. Dohme, Die Kirchen des Cistercienserordens in Deutschland während des Mittelalters, Leipzig 1869. Siehe dort S. 6 die Literatur. — Ferner: Sebast. Brunner, Ein Cistercienserbuch, Würzburg 1881.

2. (S. 1.) Herrmann & Ermisch, Das Freiberger Bergrecht im N. Archiv für sächs. Gesch. III. — H. Ermisch, Codex diplomaticus regiae Saxoniae, Abth. II. Bd. 13. Siehe dort die Litteratur.

3. (S. 4.) Die Litteratur über Schneeberg siehe: R. Steche, Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Heft VIII. Dresden, 1887. Dieses treffliche Werk bildet in vielen Punkten die Grundlage zu meinen Untersuchungen. In der Regel nur dort, wo ich glaube ergänzende Bemerkungen auf Grund eigener, zum Theil älterer Bauuntersuchungen machen zu müssen, werde ich es citiren. Ich bemerke hierbei, daß ich meine Untersuchungen an der Annaberger Kirche vor ihrer Erneuerung machte, während Steche, so viel ich weiß, erst nach der Uebermalung des Innern seine Forschungen unternahm.

4. (S. 4.) Ueber die gesellschaftlichen Verhältnisse im Erzgebirge vergleiche die verschiedenen Stadtchroniken: J. Falke, Geschichte der Bergstadt Geyer, Mittheil. des k. s. Alterthumsvereins, Heft XV. Dresden 1866. — Fr. W. Köhler, Hist. Nachrichten von der Bergstadt Wolkenstein, Schneeberg 1781. — A. D. Richter, Umständliche Chronica der Stadt Chemnitz, 1753—1767. — C. W. Zöllner, Gesch. d. Fabrik- u. Handelsstadt Chemnitz, Chemnitz 1886. — Christian Meltzer, Stadt- u. Bergchronik von Schneeberg, 1719. — Chr. Fr. Kästner, Chronik der Stadt Crimmitzschau, Crimmitzschau 1853. — Dr. E. Herzog, Geschichte der Kreisstadt Zwickau, Zwickau 1839. — M. Chr. Meißner, Umst. Nachrichten von Altenberg, Dresden 1747. — Andr. Möller, Chronik von Freiberg, Freiberg 1653. — Benseler, Geschichte Freibergs und seines Bergbaues, Freib. 1843 u. a. m.

5. (S. 5.) R. Steche, a. a. O. Heft VIII.

6. (S. 6.) E. Herzog, Martin Römer, Mitth. d. kgl. sächs. Alterthumsvereins, Heft 14.

7. (S. 7.) Dr. Röhricht u. Dr. H. Meißner, Briefe die Jerusalemerfahrt des Herzogs Albrecht von Sachsen betr. — N. Archiv für sächs. Gesch. Band IV. Dresden 1883. — Vergleiche auch Röhricht und Meißner, Deutsche Pilgerfahrten.

7[a]. (S. 7.) Außer den bei Steche angegebenen Quellen benutzte ich zur Geschichte Annabergs noch: Petr. Albinus, Annabergische Annales de anno 1472 biß 1539 (handschriftl. in der kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden) und die Stadtrechnung: Rechnung S. Annaperg, Stadt und Kirche, Angefangen Sonntag Quasmodo geniti Anno ic̄ xix°, Beschloßen Quasmogeniti Anno ic̄ xx°, brengt l wochen. (Im städt. Museum zu Annaberg.)

8. (S. 7.) Abgebildet in der Richterschen Chronik von St. Annaberg, 1746.

9. Außer den bekannten größeren Werken über sächsische Geschichte ist vorzugsweise benutzt: H. Ermisch, Studien z. Gesch. der sächsisch-böhmischen Beziehungen in den Jahren 1464—1468 im N. Archiv für sächs. Geschichte, Band I; in den Jahren 1468—1471, ebendaselbst Band II. Siehe dort den Litteraturnachweis Band I Seite 209.

9[a]. (S. 15.) Unter „reformatorisch“ verstehe ich hier natürlich nicht dasselbe wie „evangelisch“, sondern das allgemeine Streben nach Besserung der Kirche.

10. (S. 16.) Henry Thode, Franz von Assisi, Berlin 1888. — Ludw. Keller, Die Reformation und die älteren Reformatoren, Leipzig 1885.

11. (S. 17.) Vergleiche über das Sektenwesen die Litteraturangaben bei Karl Müller, Die Arbeiten zur Kirchengeschichte des 14. u. 15. Jahrhunderts aus den Jahren 1875—1884. Zeitschr. für Kirchengesch. VII. Bd. Gotha 1885. — Ueber die Begharden und Beguinen siehe die betr. Artikel von G. E. Petri, Gruber und Ersch: Allg. Encyclopedie, VIII Theil, Leipzig 1822. — R. Bauer, S. J., Wetzer und Welte's Kirchenlexikon, II. Bd. II. Aufl, Freiburg 1883. — Hallmann, Geschichte und Ursprung der Beghinen, Berlin 1843. — Hermann Haupt, Beiträge zur Geschichte der Sekte vom freien Geiste und des Beghardenthums in Zeitschrift für Kirchengeschichte, VII. Bd. Gotha 1885. Siehe dort die Litteratur S. 533, 536. — Ferner Simonde di Sismondi, Die Kreuzzüge gegen die Albigenser, Leipzig 1829. — Peyrat, Histoire des Albigeois, Paris 1870—72. — Bender, Gesch. der Waldenser, Ulm 1850. — J. Nepom. Brischar, Albigenser, in Wetzer u. Welte's Kirchenlexikon. — C. Schmidt, Katharer, in Herzog und Plitt, Real-Encyclopädie für protest. Theol. Siehe dort die Litteratur. — Herm. Haupt, Neue Beiträge zur Geschichte des mittelalterlichen Waldenserthums, in v. Sybels Hist. Zeitschr. 1889. S. dort die Litteratur S. 39 ff. — J. Goll, Die Waldenser im Mittelalter und ihre Litteratur in Mitth. des Instit. f. österr. Geschichtsforschung 1888. — Endlich Delprat, Die Bruderschaft des gemeinsamen Lebens, aus dem Französischen von Mohnike, Leipzig 1840; Wilh. Preger, Geschichte der deutschen Mystik

im Mittelalter, Leipzig 1854; G. Lechler, in Herzog u. Plitt, Real-Encykl. für protest. Theol. II. Aufl. Band 8, Leipzig 1881.

12, 13, 14. Diese Verweiszahlen sind leider durch ein Versehen bei der Korrektur ausgefallen.

15. (S. 19.) G. Voigt, Johannes von Capistrano, ein Heiliger des 15. Jahrhunderts in v. Sybels Hist. Zeitschrift, Band 10, München 1863. — Dr. Otto Richter, Der Bußprediger Johannes von Capistrano in Dresden und den Nachbarstädten 1452. Mitth. des Vereins für Gesch. Dresdens, Heft IV, Dresden 1883.

16. (S. 19.) Lic. Dr. Mulert, Evangelische vor der Reformation in Sachsen, Wiss. Beilage der Leipz. Ztg. 1889. Nr. 28. — Dr. O. Meltzer, Die Kreuzschule zu Dresden bis zur Reformation (1539), Mitth. d. Vereins für Geschichte Dresdens, Heft VII. Dresden 1886. Siehe das. Nachtrag I.

17. (S. 19.) J. Hartmann in Deutsche Biographie, Band V. Leipzig 1877.

18. (S. 21.) Ein Beispiel aus dem Jahre 1448: siehe A. Bachmann, Herzog Wilhelm und sein böhmisches Söldnerheer auf dem Zuge vor Soest, N. Archiv für sächs. Gesch. Bd. II. Dresden 1881.

19. (S. 26.) G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst Pius II. und sein Zeitalter, Berlin 1856—63.

20. (S. 26.) Prantl in Deutsche Biographie, Band IV. Leipzig 1876. Siehe dort die Litteratur. Ferner Karl Grube, Die Legationsreise des Nicolaus von Cusa durch Norddeutschland 1451. Hist. Jahr. d. Görresges. 1880. Bd. I.

21. (S. 27.) Bachmann, in Deutsche Biographie, Band XI. Leipzig 1880. Siehe dort die Litteratur.

22. (S. 28.) H. Gradl, Die Irrlehren der Wirsperger, in Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Band XIX. S. 270.

23. (S. 29.) W. Böhm, Fr. Reiser's Reformation des Kaisers Sigismund, Leipzig 1879.

24. (S. 34.) Haenel und Adam und Cornelius Gurlitt, Sächs. Herrensitze und Schlösser, Dresden, Gilbers.

25. (S. 35.) Th. Distel, Meister Arnold, der Erbauer der Albrechtsburg, Archiv für die sächs. Geschichte. N. F. Band V. — C. Gurlitt, Das Schloß zu Meissen, Dresden 1881; siehe dort die Litteratur.

26. (S. 42.) S. die Litteratur über d. Hüttenwesen b. Alwin Schultz, Die deutschen Dombaumeister des Mittelalters in Kunst und Künstler, Leipzig 1877; Fr. Řziha, Studien über Steinmetzzeichen, Wien 1883; und bei A. Klemm, Württembergische Baumeister und Bildhauer, Stuttgart 1882. Außerdem: J. Neuwirth, Die Satzungen des Regensburger Steinmetztages, Wien 1888. — Derselbe, Die Wochenrechnungen und der Betrieb des Prager Domes 1372—1378, Prag 1890. — St. Beissel, Die Bauführung des Mittelalters, 2. Aufl. Freiburg i. B. 1889. Ich fand eine Anzahl hier ver-

wendeter Akten über die Erfurter Hütte im dortigen Stadtarchiv und hoffe sie demnächst im Repertorium für Kunstwissenschaft veröffentlichen zu können. Aehnliche bei A. Reichensperger, Vermischte Schriften, Leipzig 1856.

27. (S. 45.) F. X. Kraus, Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen, Straßburg 1876—84.

28. (S. 51.) Lorenz Lachners Unterweisung an seinen Sohn Moritz 1516. Siehe Reichensperger, Vermischte Schriften. Vgl. Roritzers Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit, 1486, herausgegeben v. C. Heideloff, Die Bauhütte d. Mittelalt; und — wesentlich besser — von A. Reichensperger, 1845. — Ferner Hans Schmuttermayers Druckschriftchen. Abgedr. im Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, 1881 und 1882.

29. (S. 61.) Dr. E. Wernicke, Sächs. Künstler in Görlitzer Geschichtsquellen; N. Archiv für die sächs. Geschichte. Band VI. Dresden 1885. — Derselbe, Schlesische Steinmetzzeichen, in Schlesiens Vorzeit in Wort und Bild, 1877. — Derselbe, Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, 1877. — Leider habe ich in dem vorliegenden für ein größeres Publikum berechneten Büchlein meine Fachstudien hier nur in ihren Ergebnissen mittheilen können, hoffe aber bald Gelegenheit zu finden, meine Annahmen soweit thunlich zu beweisen.

30. (S. 64.) J. Nep. Brischar, Albigenser, in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. — C. Schmidt, Katharer, in Herzog und Plitt's Reallexikon für protest. Theologie. Siehe dort die Litteratur sowie Anmerkung 11 dieses Buches.

31. (S. 64.) Ueber die Frage, wie die einzelnen Stilarten zur katholischen Kirche stehen, ist in dieser selbst ein beachtenswerther Streit ausgebrochen. Vergl. J. Graus, Die katholische Kirche und die Renaissance, 2. Aufl. Freiburg i. B. 1888. — Derselbe, Ueber eine Kunst-Anschauung, Bamberg 1889. — Derselbe, Zum modernen Stylhaß, im Kirchenschmuck, 1890. Nr. 6. — A. Reichensperger, Zur Kennzeichnung der Renaissance, in Zeitschr. für christl. Kunst 1890. Nr. 1 u. 2. — C. Gurlitt, Die Gothik und die Confessionen, Gegenwart 1889 Nr. 38. — Derselbe, Kathol. Kunstwissenschaft, Gegenwart 1890 Nr. 24.— Graus weist sehr geschickt nach, daß die einschiffige Kirchenanlage, welche jetzt vom deutschen Ultramontanismus infolge seiner romantischen Kunstanschauungen abgelehnt wird, nicht minder „katholisch" sei als die Kreuzanlage. Seine Arbeit berührt sich also vielfach mit der vorliegenden. Nur scheint ihm entgangen zu sein, daß die vielgestaltigen, unübersichtlichen, reich gruppirten Grundrisse eine andere geistige Grundanschauung bedingen als die klareren, einfacheren und daher auch nüchterneren. Der Ultramontanismus wie er heute ist, thut ganz recht in dämmerige, auf das Gemüth einwirkende, die Besucher traumhaft umfangende Kirchen sich zurückzuziehen, weil er nicht in der Predigt, nicht in der Kraft des überzeugenden Wortes sein Heil sieht. Das war nicht immer so. In den Kampfzeiten des Mittelalters und der Reformation entwickelt sich das Ringen für und wider die römische Lehre gleichmäßig auf allen Kanzeln. Die

Saalkirche ist daher meiner Ansicht nach stets der Ausdruck der die Lehre durch das Wort bekämpfenden Häresie oder der mit gleichen Waffen sie vertheidigenden katholischen Kirche, sie ist eben die Gemeinde- und Predigtkirche im Gegensatz zur Meßkirche, die Kirche des Wortes, im Gegensatz zur Opferkirche. Dabei ist es natürlich künstlerisch gleichgültig, ob das Wort in dieser oder jener Weise ausgelegt werde! Diese meine Ansicht steht im vollem Gegensatze zu der Reichenspergers, der den Katholizismus in der gothischen Form zu erkennen scheint, während ich in dem Zwecke, welchem zu liebe der Bau seine Gestaltung erhielt, das geistig Entscheidende suchen zu müssen glaube.

32. (S. 66.) G. Dehio und G. v. Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, Heft II. Stuttgart 1887. Siehe dort den Litteraturnachweis. Ueber das benachbarte Nordspanien vergleiche J. Graus, Kunstbetrachtungen auf einer Reise nach Spanien, Kirchenschmuck 1887—1888. — Caveda, Christliche Kunst in Spanien, übers. von P. Heyse, Leipzig 1853. — Junghändel und Gurlitt, Die Baukunst Spaniens, Dresden 1889. — G. E. Street, Some account of Gothic Architecture in Spain, London 1869. — G. Dierks, Die Araber im Mittelalter, Annaberg 1875.

33. (S. 67.) A. Niedermayer, Kunstgeschichte der Stadt Würzburg, II. Aufl. Freiburg i. B. 1864.

34. (S. 67.) John Britton, Architectural Antiquities, London 1807.

35. (S. 68.) J. Loserth, Die latein. Predigten Wiclifs in Zeitschr. f. Kirchengesch., Band IX., Gotha 1888.

36. (S. 68.) J. Burkhardt, Gesch. der ital. Renaissance, III. Aufl. Stuttg. 1890. — Derselbe, Cicerone, V. Aufl. Leipzig 1884. — R. Redtenbacher, Die Architektur der ital. Renaissance, Frankfurt a. M. 1886. — Graus, Die kathol. Kirche und die Renaissance, II. Aufl. Freib. i. B. 1888.

37. (S. 70.) R. Cruel, Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter, 1879.

38. (S. 76.) Die Chroniken der deutschen Städte, Bd. III (Nürnberg). Leipzig 1864. S. 175.

39. (S. 76.) Müller, Die Waldenser und ihre einzelnen Gruppen in Ullmann's theol. Studien 1886 und 1887.

40. (S. 76.) Die Chroniken der deutschen Städte a. a. O.

41. (S. 77.) P. H. S. Denifle, Der Gottesfreund im Oberland und Nikolaus von Basel. Zeitschr. für Kirchengesch. Band III. Gotha 1879. — Derselbe, Die Dichtungen des Gottesfreundes im Oberlan in Zeitschr. für deutsch. Alterth. u. Litt. XXIV. N. F. XII. 1880. — Dr. E. Keller, Die Reformation und die alten Reformatoren, Leipzig 1885. S. 215 (dem ich nicht überall zustimmen kann).

42. (S. 77.) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. I. Band. Freiburg 1876.

43. (S. 77.) Dr. M. Luthers Deutsche Schriften, sogen. Erlanger Ausgabe, Band 44. S. 245. Band 7. (2. Aufl.) S. 219; Band 15. S. 172.

44. (S. 79.) Riggenbach, Eberlin von Günzburg, Tübingen 1874. — Vergl. G. Kawerau, Caspar Güttel, Excurs I in Zeitschr. d. Harz-Vereins für Geschichte und Alterthum, Wernigerode 1882.

45. (S. 80.) Ich vermisse den Hinweis auf Evang. Joh. 2, 18—21, wo Christus den Juden das Zeichen zu geben verspricht, daß er den Tempel, welchen jene in 46 Jahren erbaut haben, in drei Tagen neu erbauen will. „Er aber redete von dem Tempel seines Leibes." „Denn in ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig," Col. 2. 9.

46. (S. 81.) Wernicke a. a. O.

47. (S. 82.) Dr. A. von Eye, Führer durch das Museum des königl. sächs. Alterthumsvereins, Dresden. Einzelne Bildwerke abgebildet bei C. Andreae, Monumente des Mittelalters aus dem sächs. Erzgebirge, Dresden, Gilbers, 1875. Vgl. ferner Steche, a. a. O.

48. (S. 89.) Schuchardt, L. Cranachs des älteren Leben und Werke, Leipzig 1851—71.

49. (S. 89.) G. Wustmann, Beiträge zur Geschichte der Maler in Leipzig, Leipzig 1879.

50. (S. 89.) Dies Blatt, welches durch Thausing, Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst, Leipzig 1876, für ein Werk des Wohlgemuth erklärt wurde, ist jetzt durch M. Lehrs als eine Arbeit des Wenzel von Olmütz und als einer Skulptur an der Porta della rana des Domes zu Como nachgebildet erkannt. Vergl. Chronik für vervielfältigende Künste, Jahrg. III. 1890. Nr. 3 S. 22.

51. (S. 51.) Woltmann, die betr. Artikel in der Deutsch. Biographie. Siehe dort die Litteratur. Ferner Kolde, Zum Prozeß Denk und der „gottlosen Maler" in Kirchengesch. Studien 1888.

52. (S. 92.) Alle diese Nachrichten entlehnt aus Albinus handschriftl. Chronik in der kgl. öff. Bibliothek zu Dresden.

53. (S. 92.) Hauptstaats-Archiv zu Dresden: Acta, die Stadt Annaberg belangend, Loc 9827. Vol. I. S. 14. — Abgedr. bei Steche, a. a. O, Heft IV, S. 9.

54. (S. 93.) Luthers Werke, Erlanger Ausgabe Band 34. S. 121.

55. (S. 95.) Ebendas. Band 44. S. 245.

56. (S. 96.) Ebendas. Band 44. S. 241.

57. (S. 96.) F. Falk, Die Verehrung der hl. Anna im 15. Jahrh., im Katholik, 55. Jahrg., Mainz 1878. — G. Kawerau, Casp. Güttel a. a. O. — Alwin Schultz, Ikonogr. Studien über die Sippe der h. Jungfrau, im Anz. für Kunde Deutscher Vorzeit, 1870. — Derselbe, Legende vom Leben der Jungfrau Maria. 1878.

58. (S. 98.) Irmischer, a. a. O. Band 44. S. 241.

59. (S. 98.) Kayser, Geschichtsquellen über Tezel, Annab. 1877. — Myconius, Historia reformationis, ed. E. S. Cyprian, Gotha 1718. —

Lebderhose, Friedrich Mykonius, Gotha 1854. Die Echtheit des Berichtes von Myconius wird, wie mir scheint, ohne genügenden Grund, angezweifelt.

60. (S. 101.) Johs. Falke, Beiträge zur sächsischen Münzgeschichte (1444—1470) in Mitth. d. kgl. sächs. Alterthumsvereins. Heft 16—18.

61. (S. 101.) Dr. Otto Richter, Zur Bevölkerungsstatistik Dresdens im 15. Jahrh. im N. Archiv für die sächs. Gesch., Bd. II. Dresden 1881. — Derselbe, Zur Bevölkerungs- u. Vermögensstatistik Meißens im Jahre 1481, Mitth. des Vereins für Gesch. der Stadt Meißen. Heft I. Meißen 1882. — Joh. Falke, Archiv für Nationalökonomie, Band XVI, pag. 68. — Derselbe, Die Finanzwirthschaft im Kurf. Sachsen um das Jahr 1470, in Mitth. des königl. sächs. Alterthumsvereins. Heft 20.

62. (S. 102.) Diese Angaben verdanke ich der Güte des Direktors des städtischen statistischen Amtes zu Dresden, Herrn Edelmann. Es kostete in den Jahren 1879—1889 an der Dresdner Börse der Dresdner Scheffel Weißweizen durchschnittlich 15,88 Mk., sächsischer Roggen 12,15 Mk., sächsische Gerste 10,47 Mk. Da jetzt Getreide nach Gewicht verkauft wird, wurden folgende Ansätze in die Rechnung aufgenommen: 1 Dresdner Scheffel Weizen wiegt 81 kg., Roggen 77,5 kg., Gerste 68 kg. Vgl. K. v. Langsdorff, Die Landwirthschaft im Königreich Sachsen, Dresden 1889.

63. (S. 103.) Erlanger Ausgabe, Band 15. S. 214.

64. (S. 105.) Siehe Falk a. a. O. Anm. 57.

65. (S. 105.) Vergl. Deutsche Biographie; dort die Litteraturangabe über die einzelnen, im Nachstehenden genannten Männer.

66. (S. 110.) Im Ratsarchiv zu Dresden. Herr Ratsarchivar Dr. Otto Richter hatte die Güte mir Einblick in sein Manuskript für den 2. Band seiner Verfassungsgeschichte der Stadt Dresden (1. Band, Dresden 1885) zu gestatten.

67. (S. 113.) A. Klemm, Würtemb. Vierteljahrshefte f. Landesgesch., 1885. Vergl. auch über die Anschauungen, welche in Würtemberg über protest. Kirchenbau und besonders über jenen im Erzgebirge herrschten, Klemm's Aufsatz über A. Tretsch, Repertorium für Kunstwissenschaft, 1886. Heft I. S. 41 und 42.

68. (S. 114.) Vergl. Janner, Die Bauhütten des Mittelalters. Leipzig 1876.

69. (S. 116.) Wernicke a. a. O.

70. (S. 119.) J. N. Sepp, Jerusalem und das heilige Land. II. Aufl. Regensburg 1876.

71. (S. 123.) Außer Steche a. a. O. vergl. B. Grueber, Die Kunst des Mittelalt. in Böhmen, Wien 1871—79 — P. Lehfeldt, Bau- u. Kunstdenkmale Thüringens, Jena 1888 ff. — Beschreibende Darstellung der Bau- und Kunstdenkmale der Prov. Sachsen, Halle 1882 ff. — Puttrich, Denkmäler der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, Leipzig 1836—1850. Auf die Kirche zu Joachimsthal machte mich Herr Dr. R. Weil in Berlin aufmerksam, dem ich auch hier für vielseitige Unterstützung in der kgl. Biblio-

thek in Berlin meinen Dank ausspreche. Vgl. seinen Artikel über Joachimsthal, in Christliche Welt, Nr. 2, Jahrg. 1890.

72. (S. 127.) Lehfeldt a. a. O. Heft I.

73. (S. 130.) Erlanger Ausgabe Band 17, S. 243.

74. (S. 130.) Ebendas. Band 17, S. 120.

75. (S. 130.) Ebendas. Band 39, S. 159.

76. (S. 130.) A. D. Richter, Chronik der Stadt Chemnitz, Annaberg 1753, Band I, S. 73.

77. (S. 133.) Das bei Steche a. a. O. Heft 3 S. 36 angegebene Zeichen stammt meiner Ansicht nach nicht aus der Zeit der Errichtung der Kanzel.

78. Lehfeldt (S. 135.) a. a. O. Heft 2.

79. (S. 137.) G. Wustmann, Hieronymus Lotter, Leipzig 1875.

80. (S. 139.) Die Chroniken Deutscher Städte a. a. O.

81. (S. 140.) De Wette, Luthers Briefe, Berlin 1856, Band VI. S. 58. — Erlanger Ausgabe, Band 28, S. 309.

Druckfehler.

Seite 95, Zeile 4 von oben,
" 111, " 11 von oben und
" 115, " 9 von oben
muß es heißen 1519—1520 statt 1518—1519.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Siebentes Vereinsjahr: Ostern 1889—1890.

26. Kawerau, Waldemar, Hans Sachs und die Reformation.
27. Baumgarten, Hermann, Karl V. und die deutsche Reformation.
28. Lechler, D. Gotth. Viktor, Johannes Hus. Ein Lebensbild aus der Vorgeschichte der Reformation.
29. Gurlitt, Cornelius, Kunst und Künstler am Vorabend der Reformation. Ein Bild aus dem Erzgebirge.

Neu eintretenden Mitgliedern werden auf Wunsch diese Schriften, soweit noch vorhanden, nachgeliefert und zwar jedesmal 4 Stück zu 3 ℳ.

Verzeichnis der Schriften für das deutsche Volk.

1. Georg Rietschel, Luther und sein Haus.
2. Heinrich Rinn, Die Entstehung der Augsburgischen Konfession.
3. Gottlieb Linder, Die Reformationsgeschichte einer Dorfgemeinde.
4. Adolf Henschel, Valerius Herberger.
5. Otto Rasemann, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.
6. P. Gennrich, Das Evangelium in Deutschösterreich und die Gegenreformation (1576—1630).
7. Julius Schall, Ulrich von Hutten. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
8. Fritz Baumgarten, Wie Wertheim evangelisch wurde.
9. H. Meinhof, Dr. Pommer Bugenhagen und sein Wirken. Dem deutschen Volke dargestellt.

Von diesen Schriften liefert der Verein an die Mitglieder einzelne Stücke zu 15 Pf.; in Partien von mindestens 10 Stücken, auch gemischt, wird das Stück mit 10 Pf. berechnet. **Der Betrag ist jedesmal der Bestellung beizufügen.** Zusendung geschieht franco.

